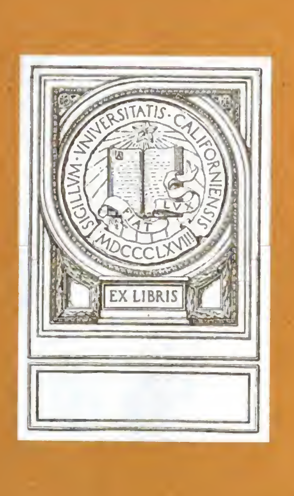
GLOBUS




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Globus.

XLVIII. Band.

Globus.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Achtundvierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1885.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Verfasser

(auch von übersetzten u. entlehnten Artikeln).

Nekrologe und Todesfälle.

Personalia.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Asien.

Persien und Babylonien.

(Dieulafoy's Reise.)

Vorderindien.

(Guimet's Reise.)

Philippinen.

Afrika.

Tunesien.

Nordamerika.

Südamerika.

Bolivia. (Thouar's Reise.)

Karten.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Globus

Band XLVIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

I.

Als Thouar im April 1883 in Santiago in Chile anlangte, theilte ihm der dortige französische Geschäftsträger ein Schreiben des Ministers des Auswärtigen mit, worin ihm Nachforschungen nach zwei Ueberlebenden der Crevaux'schen Expedition aufgetragen wurden; solche sollten nach einem Briefe eines M. Milhomme in Carapari (Departement Tarija, Bolivia) von Tobas-Indianern bei den Chiriguanos gesehen worden sein. Sofort entschloß sich Thouar, dessen Zweck gerade solche Nachforschungen waren, abzureisen und nahm den Dampfer nach Arica an der peruanischen Küste, wo er am 12. Mai eintraf und alsbald mit der Eisenbahn langsam in zwei Stunden nach Tacna weiterfuhr. Rasch war ein guter Peon, Manuel Franco, in Dienst genommen und vier Maulthiere, zwei zum Reiten und zwei zum Tragen des Gepäcks, gemiethet; alles, was überflüssig oder hinderlich erschien, blieb in Tacna zurück. Mit einem Passirscheine für die chilenischen Vorposten in Pachia versehen, reiste er am 21. Mai nach La Paz ab. Zwar erklärte man allgemein seine Ausrüstung für etwas dürftig und hielt es für gewagt, wenn nicht unklug, zur Winterszeit die Hochplateaus zu überschreiten, ohne mindestens ein Dutzend Maulthiere für den Transport von Lebensmitteln, Kochgeschirr, Matratzen u. s. w. Aber erstens waren die Mittel des Reisenden beschränkt, und zweitens hatte er es während der fünf Jahre, während deren er schon die Anden von Mexiko bis Kap Horn bereiste, stets verschmäht, sich mit einem hinderlichen und kostspieligen Luxus zu umgeben, und hatte sich dessen immer gefreut. So nahm er denn Abschied von den rasch gewonnenen Freunden in Tacna und trabte auf dem großen sandigen Wege nach Pachia hin; das Aussehen der Gegend war traurig und öde, überall verkündeten Ruinen den herrschenden Kriegszustand. Die Sonne verschwand hinter dem Horizonte und die Gipfel der westlichen Andeskette begannen sich violett zu färben; bald stieg die Nacht herauf und mit ihr die Tausende funkelnder Sterne des Tropenhimmels. Einige Male wurde er von chilenischen Schildwachen angerufen und zuletzt zum wachthabenden Officier geführt, der bei rauchender Kerze seinen Geleitschein untersuchte; aber um 7 Uhr erreichte er ohne weiteres Hinderniß den Tambo von Pachia, die erste Station auf dem Wege nach La Paz.

Früh am nächsten Morgen war er im Sattel und gelangte auf einer breiten, gut angelegten Straße zu den auf das Hochland hinaufführenden Engpässen; der Weg windet sich nun zwischen hohen Wänden und Abstürzen hin, an denen nur hier und da einige Pfeffersträucher und Kaktus Wurzel gefaßt hatten, deren fahles staubiges Aeußere scharf von dem Bachbette in der Tiefe abstach, an dessen Ufern ein üppig grüner Teppich von Luzerne und Roggen sich ausbreitete. Ab und zu sah man auch einige Steinhaufen, welche die „Montoneros" von Pacheco als Verschanzungen gegen die chilenischen Vorposten aufgeführt hatten. Vor diesem Punkte hatte Thouar eine gewisse Furcht, da es leicht möglich war, daß man ihm hier seine Maulthiere wegnahm; die Banden waren aber zum Glücke

seit einigen Tagen nach links abgerückt, und er bekam nicht einen einzigen dieser Räuber zu sehen, deren Zweck weniger darin bestand, Krieg gegen die Chilenen zu führen, als ihre unglücklichen peruanischen Landsleute zu berauben. Um 10 Uhr erreichte er unbelästigt die Hochebene, welche den Vulcan von Tacora trägt, der in zwei Gipfeln zu etwa 4500 m über dem Meeresspiegel aufsteigt; zur Linken leuchtete am Horizonte der Pic von Arequipa und vor ihm dehnte sich, soweit sein Auge reichte, staubig und kahl das gewaltige peruanische Hochland aus, von welchem, vom ewigen Schnee bedeckt, die erloschenen Krater der Nevados de la Sierra, des Soporturas, Estandiu, Surupane, Putre u. s. w. zum blauen Himmel aufragten. Weit und breit war kein Baum zu erblicken, ja kaum irgend welcher Pflanzenwuchs, höchstens einige Sträucher und etwas Ginster, zwischen denen zahlreiche Bigogues weideten. Zuweilen wirbelte eine Staubwolke auf, hervorgerufen durch eine Herde Lamas, die, von Aimara-Indianern geleitet, kleine Säcke voll Kupfererz aus den Bergwerken von Oruro schleppten; langsam ziehen sie einher, und das taktmäßige Klingeln der kleinen Glöckchen an ihrem Halse ist das einzige Geräusch, was die tiefe Stille dieser todten Landschaft unterbricht.

So schnell sein Maulthier ihn tragen konnte, ritt Thouar dem Tambo von Airo zu, denn er litt an heftigem „Soroche“, jener Bergkrankheit, die eine Folge der verdünnten Luft ist



Typus eines Peon.
(Nach einer Skizze Thouar's.)



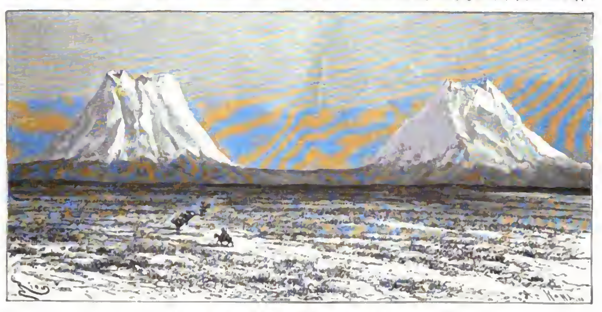
Aimara-Indianerin von der bolivianischen Hochebene.
(Nach einer Photographie Thouar's.)

und sich durch heftige Migräne, Uebelkeit, Nasenbluten und Appetitlosigkeit äußert, übrigens bei dem einen stärker, bei dem anderen schwächer und bei manchem gar nicht auftritt. Nach den üblichen Fragen des Tambo-Wirthes: „Wo kommen Sie her?“ „Wo reisen Sie hin?“ „Sind Sie verheirathet oder ledig?“ wollte der Reisende sein Gepäck in dem einzigen verfügbaren Raume unterbringen, in welchem sich schon etwa 30 Aimara-Indianer befanden. Thouar verlangte, daß man wenigstens die Frauen und Kinder drinnen ließe, zum großen Erstaunen des Wirthes, der auf die Frage, wo denn die Leute schlafen sollten, einfach „draußen!“ antwortete. Und dabei stand das Thermometer im Freien sechs Grad unter Null! Der Reisende selbst brachte diese Nacht schlaflos zu, aber er empfand doch, als er in seine Decken gehüllt auf dem „Pollo“, einer Art Bett aus Erde, ausgestreckt lag, ein gewisses Behagen, so oft er an die armen Indianer dachte, welche halb nackt unter ihrem Poncho aus dicker Wolle zwischen den vier Mauern eines dachlosen Schuppens schliefen, dicht an einander gedrängt, um besser die Körperwärme sich zu bewahren.

24. Mai. Ein prächtiger Sonnenaufgang, klare Luft, aber die Teiche alle gefroren. Beim Rio Maure fielen dem Reisenden große, schwarze, trachytische und basaltische Felsmassen von höchst imposanter Erscheinung auf, welche an Ruinen und Säulenhallen erinnerten.

25. Mai. Um Mittag erreichte er ganz entkräftet die Hacienda Chuluncanani; seit zwei Tagen hatte er wegen des „Soroche“ fast keine Speise genossen. Hier ließ ihm

der freundliche Wirth eine gute Milchsuppe bereiten, die ihm wieder Kräfte gab, so daß er seine Reise fortsetzen und um 6 Uhr Abends das Dorf Santiago erreichen konnte. Am nordwestlichen Horizonte zeigten sich jetzt die Gipfel



Vulkan von Tacora. (Nach einer Skizze Thouar's.)



Aimara-Indianer mit Erz tragenden Lamas. (Nach einer Photographie und einer Zeichnung Thouar's.)

des Sorata und des Illimani. Drei Tage später, am 28. Mai um 11 Uhr, erblickten sie auf dem Grunde einer trichterförmigen Schlucht La Paz, das sich wahrhaft malerisch am Fuße des Illimani ausdehnt; reißend rasch fließt



Ansicht von La Paz. (Nach einer Zeichnung Thouar's.)

die „Quebrada", der „Bach" zwischen zwei Reihen grüner Bäume dahin, und bei schönem Sonnenscheine und klarem Himmel bieten die rothen Ziegeldächer der Häuser nebst den viereckigen Luzernefeldern ein anziehendes Bild. Die in Schlangenwindungen sich hinabziehende Straße war von zahlreichen Trupps von Eseln und Maulthieren belebt; Aimara-Indianer gingen nebenher und spielten auf kleinen Flöten sanfte, melancholische Weisen. Im Zollhause der Stadt genügte das Vorweisen des Passes, um die Untersuchung des Gepäcks überflüssig zu machen; dann ging es in ein Gasthaus und am Morgen darauf zu dem Minister des Auswärtigen, Dr. Antonio Quijarro. Ihm setzte Thouar den Zweck seiner Reise und seine Pläne aus einander und erhielt von ihm sehr nützliche Mittheilungen, wie auch Dr. Crevaux diesem Manne viel zu danken hatte, so lange er sich in Bolivien aufhielt. Die Gerüchte, welche sich in Frankreich verbreitet haben, daß die bolivianische Regierung dem Dr. Crevaux nicht alle, für sein schwieriges Unternehmen erforderliche Unterstützung geleistet habe, erklärt Thouar für falsch. Crevaux's Expedition kostete ihr 10 000 Francs, und die 200 Soldaten, welche sie dem Reisenden zur Begleitung anbot, hat derselbe zurückgewiesen. Sobald dann die Nachricht von der Ermordung der Expedition eintraf, sandte sie 200 Mann nach dem Pilcomayo, um die Indianer zu züchtigen und einen strategisch wichtigen Punkt zu besetzen; dieser Zweck wurde zwar nicht erreicht, immerhin aber verursachte das Unternehmen Kosten, die sich auf nicht weniger als 300 000 Francs beliefen. Was Thouar selbst angeht, so hat er überall in Bolivien, namentlich aber bei der Regierung, den Einwohnern von Tarija und den italienischen Missionaren, die freundlichste Aufnahme und Unterstützung gefunden.

Seine letzten Vorbereitungen waren bald getroffen; am Sonntag, den 3. Juni, ritt er, mit einem ministeriellen Empfehlungsschreiben an alle Provinzialbehörden versehen, in südöstlicher Richtung zur Stadt hinaus, um über Sucre Tarija zu erreichen. Der Weg führt über die Hochebene am Abhange der Illimanikette hin; es war prächtiges Wetter, die Thiere konnten gut ausgreifen, und um 5 Uhr Nachmittags erreichte man Calamarca, ein Dorf von etwa



Mestizin und Aimara-Indianer aus der Umgebung von La Paz. (Nach Photographien Thouar's.)

200 Feuerstellen, wo der Wirth des Tambo die größte Lust bezeigte, den Reisenden zu begleiten. Dafür fing jedoch am nächsten Tage dessen Arriero an, Furcht vor den Indianern am Rio Pilcomayo zu äußern und von seiner Familie zu sprechen, so daß ihm Thouar es freistellte, von seinem Versprechen zurückzutreten.

Am 6. Juni gegen Mittag gelangte der Reisende in das Dorf Caracollo und beschloß dort, den Rest des Tages zu bleiben. Die Rast bot ihm Gelegenheit, einige Notizen über die Bolivianerinnen niederzuschreiben. Der Typus der Aimara- oder Quichua-Indianerin läßt sich leicht von demjenigen der Chola oder Mestizin im zweiten oder dritten Grade unterscheiden. Erstere trägt die Haare ungeordnet, den Poncho nachlässig über den Rücken geworfen und um den Hals zusammengeknotet oder von kupfernen Agraffen in Löffelform gehalten, um die Lenden die „Ruana" und kurze Röcke von grober Leinwand, die Beine und oft auch die Füße nackt. Die Chola dagegen spielt die Elegante im Lande, ist liebenswürdig und heiter, aber stets etwas wild und ungezähmt; vor einem Unbekannten zeigt sie Scheu und geräth in Verwirrung. Auf den schwarzen schlichten Haaren, die auf der Stirn glatt angeklatscht sind, ruht kokett ein weicher Filzhut; ihr Poncho trägt die brillantesten Farben, und das Kleid, welches über den dicken, aber sehr kurzen Unterröcken liegt, läßt das wohlgestaltete Bein unbedeckt; der kleine Fuß steckt in leichten Lederpantöffelchen — oder riesigen Fuhrmannslatschen.

Am 7. Juni erreichte Thouar das wichtige Centrum Oruro, dessen reiche Kupfer- und Silberminen von angesehenen Handelshäusern ausgebeutet werden; dort wurde er dem General Camacho, dem Militärgouverneur der Provinz, vorgestellt und machte sich dann am nächsten Tage auf den Weg nach Poopo. Drei Tage später verließ er die bolivianische Hochebene und ritt in die (von Westen aus gerechnet) zweite Cordillere ein. In der vorhergehenden Nacht war die Kälte sehr fühlbar gewesen und das Thermometer auf sieben Centigrade unter Null gefallen. Der Weg führte nördlich vom Vulkane Ancacato vorbei, von dessen Thätigkeit die Bomben, Laven und Aschen, welche überall den Boden bedeckten, Zeugniß ablegten. Um 5 Uhr

wurde am Tambo Livichuco Halt gemacht. Hier, wie schon einige Male vorher, fand man die Wände ganz mit Blut bespritzt; Nachfragen bei den Indianern führten auch hier nicht zu einer Erklärung. Erst in Tarija theilte man ihm mit, daß, wenn ein von Indianern bewirthschafteter Tambo seinen Eigenthümer wechselt, das Blut eines Hammels an die Wände gespritzt wird, um die Herde vor Krankheit oder Tod zu bewahren.

Am 12. Juni ging es bei starker Kälte und heftigem Schneefalle noch stark bergauf, am folgenden Tage ebenso mühsam bergab auf steinigen Pfaden. In Cauri traten Quichua-Indianer an die Stelle der bisherigen Aimara-Postillone; beide besitzen dieselben stählernen Kniekehlen, mit denen sie im Laufschritte die Bergabhänge hinauf und hinunter klettern und die lahmenden Maulthiere von einer Station zur anderen geleiten, und das für einen Entgelt von einem Medio (20 Pfennig) für die Wegstunde! Am 15. Juni, Morgens 9 Uhr, kam Sucre, die einstige Hauptstadt Boliviens, in Sicht; der Ort liegt hübsch am Fuße eines Vorberges, den zwei „Cerros" von rothem Sandsteine beherrschen. Vier große Straßen durchschneiden ihn der Länge nach und heben sich scharf aus der Masse der weißen sonnenbeschienenen Häuser heraus. Die Indianer, denen man hier auf der Straße begegnet, tragen alle runde Hüte von weichem Filze, die mit bunten Bändern geschmückt und mit Kupferplättchen bedeckt sind.

Die Ankunft eines Fremden ist in diesen Gegenden stets ein Ereigniß; so war auch kaum diejenige Thouar's



Aimara- und Quichua-Indianer. (Nach Photographien Thouar's.)

bekannt geworden, als zahlreiche Besucher zu ihm kamen, ihm ihr Beileid über den Untergang der Crevaux'schen Expedition aussprachen und ihre Dienste anboten; Thouar hält dieses Entgegenkommen der Leute, das sich in ganz Südamerika, und nicht nur bei den höheren Klassen, sondern auch bei den Mestizen und Indianern findet, für echt und glaubt an die Aufrichtigkeit ihrer hergebrachten Redensarten, mit welchen sie sich und ihr Haus einem Fremden zur Verfügung stellen. Dagegen meinen andere Reisende, daß man ganz andere Begriffe von der Zuvorkommenheit der Südamerikaner bekäme, sobald man einmal versuchte, sie beim Worte zu nehmen. Genug, Thouar wurde in Sucre gut aufgenommen und durch den Mineningenieur Enrique Bayer an einem Vormittage allen Notabilitäten der Stadt vorgestellt, darunter dem Dr. Abecia, der auf seine Kosten wöchentlich einen meteorologischen Bericht erscheinen läßt, dem Bibliothekar Ignacio Teron, welcher ihm ein spanisches Wörterbuch der Mojos-Sprache aus dem Jahre 1701 verehrte und der Familie Rück, deren Haupt sich mit der Statistik Boliviens abgiebt. Sucre, das sich eines gemäßigten und sehr gesunden Klimas erfreut, wird mit Vorliebe von den reichen Familien des Landes bewohnt, z. B. von den beiden Bergwerkseigenthümern Aniceto Arce und Gregorio Pacheco, deren Vermögen auf je 20 Millionen Mark geschätzt wird. Als im letzten Kriege die Chilenen La Paz bedrohten und die bolivianische Regierung, der es an Mitteln zur Fortsetzung des Kampfes gebrach, eine Subskription eröffnete, zeichnete jeder der beiden 100 000

Piaster. In Arce's Diensten hatte der Franzose Dumigron gestanden, der sich der Crevaux'schen Expedition anschloß und dann deren Schicksal theilte. Er hatte sich in zehnjähriger Arbeit als Gärtner eine Summe erspart und wollte damit nach Frankreich zurückkehren, als er in Tupiza dem Doktor Crevaux begegnete. „Wohin gehen Sie jetzt“, fragte dieser. „Nach Paris über Tucuman und Buenos Ayres.“ „Aber das ist nicht der billigste Weg! Kommen Sie doch mit mir. Wir gehen längs des Pilcomayo, und die Reise soll Ihnen nichts kosten.“ Dumigron ließ sich überreden — und verlor sein Leben.

Am 17. Juni setzte Thouar seinen Ritt nach Süden fort und erreichte um 5 Uhr Nachmittags die Ufer desselben **Rio Pilcomayo**, dem seine ganze Reise galt. In dem aus wenigen armseligen Hütten bestehenden „Pueblito“ Chicha Pilcomayo, fand er aber keine Unterkunft und mußte die Nacht unter einem Baume zubringen; nur eine arme alte Indianerin war gutmüthig genug, zu gestatten, daß der Reisende sein Gepäck unter ihrem Dache hinlegen durfte. Den folgenden Tag überschritten sie den Pilcomayo, ließen den Weg nach Potosi zur Rechten und folgten dem fast trockenen, zwischen hohen, steilen Felswänden eingeschlossenen Planta-Pacheta aufwärts bis zu dem drei Stunden entfernten Esquirri, wo sie, anstatt in dem verlassenen Tambo, beim Corregidor und Pfarrer freundliche Aufnahme fanden. Der nächste Tagemarsch führte über Schieferberge durch eine öde und vegetationslose Gegend bis zu der einzelnen Indianerhütte Puno-Puno, der folgende (20. Juni) zu dem schönen, fruchtbaren und ganz mit Weizen bepflanzten Thale von San Lucas, wo Tausende von Ringeltauben eine erfolgreiche Jagd gestatteten. In dem Dorfe San Lucas traf Thouar um 10 Uhr Morgens ein, rastete dort und übernachtete in dem Tambo Civingamayu am gleichnamigen Rio, dessen Bett etwa 200 m breit ist, aber damals fast trocken lag. In dem Tambo waren die Wände mit Kugellöchern buchstäblich übersäet: der Bolivianer liebt es, wenn er auf dem „Pollo“ liegt, seinen Revolver zu ziehen und sich im Schießen zu üben, indem er die Wände des Wirthshauses zur Zielscheibe nimmt.

Die Negritos der Philippinen[1].

Von **F. Blumentritt.**

Es ist noch nicht so lange her, da sprach und schrieb man von den Negritos der Philippinen als einem Volksstamme, der nur durch spärliche Tribus vertreten, sich auf den beiden Hauptinseln des Archipels, auf Luzón und Mindanao vorfände; für die übrigen Eilande Spanisch-Asiens wurde die Existenz von Negritos angezweifelt, theils apodiktisch behauptet, daß diese Rasse daselbst, wenn jemals vorhanden, sicherlich ausgestorben wäre. Erst als A. B. Meyer die Negritos der Bisayer-Inseln kennen lernte, begann man sich mit der Thatsache zu befreunden, daß die „Urbevölkerung“ des Archipels beinahe auf allen größeren Inseln der Philippinen noch existire. Nur von Marinduque und den nördlich von Luzón gelegenen Inselgruppen der Babuyanen und Batanes kann man mit gewisser Sicherheit behaupten, daß daselbst keine Negritos leben; das Binnenland von Sámar und Leyte ist noch zu wenig, das Innere von Mindoro noch gar nicht durchforscht, so daß man hier wenigstens über diese Frage nicht absprechen darf. In jenen Lokalitäten, wo ich noch auf der Karte zum Ergänzungsheft 67 von Petermann's Mittheilungen das für die Negritos eingestellte N mit einem Fragezeichen versah, sind inzwischen Tribus dieser Rasse aufgefunden worden, so bei Candon in Ilócos von Hans Meyer, so auf Palawan (Paragua) von den mit der topographischen Aufnahme des Landes betrauten spanischen Officieren. Während man früher für Mindanao nur im Nordosten der großen Insel die Existenz von Negritos konstatirte, haben jetzt die Missionen der Jesuiten und die Forschungen Montano's nachgewiesen, daß sowohl im Norden als auch im Süden des östlichen Mindanao die Negritos nicht allein vorkommen, sondern daß sie auch durch zahlreiche Individuen vertreten sind. Dies ist besonders wichtig, denn bisher war man geneigt, nach ihrer Lebensweise, die sie auf Luzón und den Bisayern führen, anzunehmen, daß die Negritos nur in kleinen Horden eingesprengt unter die Masse der malaiischen Stämme des Archipels sich vorfänden; im südlichen Mindanao leben sie aber in größeren Clanverbänden und weisen hier sogar eine gewisse Expansivkraft auf, die den im übrigen Archipel zerstreuten Stammesbrüdern vollständig mangelt. Während auf Luzón und Negros die Aëtas oder Negritos überall sich scheu vor dem überlegenen Malaien zurückziehen und mit ihren elenden Waffen nur aus dem sicheren Versteck den Feind niederschießen, haben die Atás von Südmindanao die feudale (sit venia verbo) Verfassung der sie umgebenden Bagobos und Mandayas angenommen und führen Fehden mit ihnen, bei denen der angreifende und erobernde Theil, z. B. am Rio Lasán, die im Norden des Archipels so arg gehetzten Negritos sind. Dabei muß hervorgehoben werden, daß sowohl Bagobos als Mandayas durchaus nicht schwächliche oder den Atás gegenüber wenigstens physisch nachstehende Leute sind, im Gegentheil, dieser Menschenschlag unterscheidet sich in nichts von den blutgierigen Igorroten Luzóns, die doch mit den Negritos so leicht fertig geworden sind. Daß die Atás zum Theile auch Bagobo- und Mandaya-Blut in ihren Adern haben, erklärt die Sache allein nicht, denn einmal müssen doch die Negritos reinblütig gewesen sein und in diesem Zustande waren sie oder mußten sie schon sich so ebenbürtig den Bagobos und Mandayas gezeigt haben, daß sie ihnen Weiber und Kinder im siegreichen Kampfe in die Sklaverei entführten. Schon der Umstand, daß sie Malaien zu ihren Sklaven machen, spricht für die Tüchtigkeit der südmindanesischen Negritos, im übrigen Archipel ist dies unerhört: wo immer Negritos mit Malaien zusammenstoßen, da muß der Negrito weichen oder den Malaien als seinen Herrn anerkennen. Ich kann mir diese aktive Fehdelust (wenn ich so mich ausdrücken darf) nur so erklären, daß die Malaien der ersten Invasion

[1] Die Abbildungen sind dem Werke: Dr. A. B. Meyer, Album von Philippinen-Typen (circa 250 Abbildungen auf 32 Lichtdrucktafeln, Dresden, W. Hoffmann 1885) entnommen.

(vergl. die Einleitung zu Peterm. Mitth. Ergzhft. 67) auf Mindanao, wenigstens im östlichen[1]) Theile der Insel, in zu geringer Kopfzahl erschienen, um unter den Negritos so gründlich aufzuräumen, wie dies auf Luzón geschehen ist. Es fehlte auch hier der Druck, den auf Luzón die landenden „Indier" der zweiten Periode auf die Kopfjägerstämme ausgeübt haben, ein Druck, welcher wie eine Welle nach dem Inneren sich fortpflanzte und die Negritoclans in die kleinen Horden zersplitterte, denen wir dort begegnen.

Noch etwas ist auffallend: während früher die Negritos nur als Jäger auftraten und nur hier und da auch der Bebauung des Bodens sich widmeten, während ferner noch vor zwanzig Jahren Professor C. Semper dem philippinischen Clerus vorwerfen konnte, er kümmere sich nicht um die Bekehrung und Civilisirung dieser Rasse, treten heute ganz entgegengesetzte Zustände zu Tage. Die spanische Geistlichkeit ist bemüht, jene einst von ihr aufgegebenen Söhne der Wildniß mit den Segnungen des Christenthums und seiner Civilisation bekannt zu machen und diese Bemühungen weisen im Verhältniß zu der dazu verwendeten Zeit bereits ansehnliche Resultate auf; in Bataán, Tarlac, Pampanga 2c. giebt es bereits kleine Niederlassungen von Negritos, welche zwar nicht alle sich zur Taufe bequemten, dagegen aber den Acker ebenso gut, wie der tagalische Bauer bestellen. Bereits haben in den Küstenplätzen der Provinz Bataán Negritos, Männer wie Weiber, wenn auch vorläufig nur vereinzelt, Stellen als Diener, Tagelöhner 2c. angenommen, und damit auch die Tracht der „Indier", d. h. der christlichen Malaien des Philippinen-Archipels acceptirt. So ist denn anzunehmen, daß diese Ureingeborenen jener Inselgruppe zunächst ihre Eigenart, Tracht und Sitten, ziemlich schnell aufgeben und mit der



Negrito von Cagayán (Luzón).
Das mehr gelockte als wellige Haar läßt auf Beimischung malaischen Blutes schließen.



Negrito-Weib (Luzón)
mit abgeplattetem Hinterkopfe und Narbentatuirung.

Annahme des Christenthums in den Indiern aufgehen werden; denn die Zersplitterung, in welcher die Negritos sich auf Luzón und in den Visayern präsentiren, raubt ihnen jede Aussicht auf eine nationale Sonderexistenz, sobald sie einmal aus ihren Waldschlupfwinkeln in die Ebene herabsteigen und die christliche Religion annehmen. Selbst dort, wo sie in größerer Anzahl und in kompakteren Massen anzutreffen sind, wie in Mindanao, sind doch auch die Tage ihrer Existenz gezählt, denn die Jesuitenmissionare suchen dort die Eigenart der verschiedenen Stämme dadurch zu verwischen, daß in jeder neuen Niederlassung christlicher Gründung Repräsentanten verschiedener Stämme und Rassen angesiedelt werden, um eben an Stelle der nationalen Einheit die religiöse, an Stelle der alten Blutfehden und Clanfeindschaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit als „subditos del Rey catolico" zu setzen.

Unter diesen Gesichtspunkten ist es eine dringende Nothwendigkeit, in letzter Stunde noch alles zu sammeln, was auf den „Negrito puro" Bezug hat. Der enge Kontakt mit den bereits christianisirten Küstenmalaien allein genügt, um den Ureingeborenen der Philippinen alle Eigenart zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß die Missionare und Regierungsorgane bewußt auf dieses Endziel hinarbeiten. Die beweglichen Windschirme, die früher allein den Negrito vor den Unbilden der Witterung schützen mußten, sind schon in vielen Theilen des Archipels soliden Hütten nach

[1]) Es ist möglich, daß auch in den Gebirgen, welche die südliche Wasserscheide des Rio Grande de Mindanao bilden, Negritos vorhanden sind.

tagalischem Vorbilde gewichen, ebenso werden mit der Annahme des Christenthums, ja nur bei bloßem häufigerem Verkehre mit den Christen die Tatuirung und die Entstellung des Hinterkopfs, sei es durch künstliche Deformation, sei es durch Abscheeren der Haare, nicht mehr geübt werden. Es wäre daher hoch an der Zeit, wenn ein wissenschaftlich gebildeter Reisende Mindanao besuchen möchte, um die Atás und Mamanuas gründlicher zu studiren, als dies Montano gethan hat. Ebenso wäre ein Besuch der Negritos von Panay und Negros im höchsten Grade erwünscht.

Die Zeichensprache des Handels in Arabien und Ost-Afrika.

Von Josef Menges.

Beim Abschluß von Geschäften im Orient spielen besonders die zahlreich sich herumtreibenden Bummler und Müßiggänger eine meistens sehr lästige Rolle, indem sie sich in jedes Geschäft mischen und die Betheiligten, Käufer, Verkäufer und Makler, mit unaufgeforderten guten und schlechten Rathschlägen und Aufdrängung ihrer Ansichten über den Werth des Objektes &c. behelligen. Dies ist besonders in den Hafen- und Handelsplätzen des Rothen Meeres, Arabiens und Ost-Afrikas der Fall, wo in Folge des Klimas so ziemlich jedes Geschäft im Freien betrieben wird, und hat der Marktverkehr dort, um beim Handel von der Schaar unbetheiligter Müßiggänger möglichst verschont zu bleiben, das System des Verkaufes durch Zeichen, die mit verdeckter Hand zwischen Käufer und Verkäufer ausgewechselt werden, angenommen, wodurch es möglich ist, jedes Geschäft abzuschließen, ohne daß die Umstehenden das Geringste über den vereinbarten Preis erfahren können.

Diese, besonders am Rothen Meere gebräuchliche Art des Kaufes und Verkaufes besteht darin, daß der Käufer dem Verkäufer direkt, oder jeder dem vermittelnden Simsar (Makler) unter einem Tuche, meistens einem Zipfel des Gewandes, oder dem vom Turban abgewickelten Musselinschleier, die Hand reicht und nun durch Drücken der ganzen Hand oder einzelner Finger das Angebot macht und ebenso die Antwort erhält. Jeder Druck hat natürlich seine ganz bestimmte Bedeutung, die auf allen Märkten die gleiche ist und somit den Anfang einer allgemein verständlichen Sprache zwischen den Händlern verschiedener Nationen bildet. Die in Zahlen übersetzte Bedeutung der verschiedenen Zeichen ist folgende:

Faßt der Käufer den gestreckten Zeigefinger des Verkäufers mit der Hand, so bedeutet dies 1, 10 und 100.

Die beiden ersten Finger ebenso gepackt (d. h. zusammengepackt) bedeutet 2, 20 und 200.

Die drei ersten Finger ebenso 3, 30 und 300.

Die vier Finger zusammengepackt ist 4, 40 und 400.

Die ganze Hand gepackt heißt 5, 50 und 500.

Den kleinen Finger allein gefaßt bedeutet 6, 60 und 600.

Den Ringfinger allein gefaßt 7, 70 und 700.

Den Mittelfinger allein gefaßt 8, 80 und 800.

Den Zeigefinger allein gefaßt und gebogen 9, 90 und 900.

Den Daumen umfaßt heißt 1000.

Streicht der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts, so besagt dies $^1/_2$.

Wird der Zeigefinger vom Mittelgliede nach dem Knöchel zu mit dem Daumen gestrichen, so bedeutet dies $+ ^1/_4$.

Wird dagegen der Zeigefinger vom Knöchel abwärts nach der Spitze gestrichen, so ist damit $- ^1/_4$ gemeint.

Faßt der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am ganzen Nagel mit Daumen und Zeigefinger, so heißt dies $+ ^1/_8$.

Wird indessen nur der Platz vor dem Nagel, also die äußerste Spitze des Zeigefingers gefaßt, so bedeutet dies $- ^1/_8$.

Damit sind die einfachen Zeichen dieser orientalischen Kaufmannssprache erschöpft. Wie man sieht, kann man damit alle im gewöhnlichen Verkehre vorkommenden Werthe sicher und schnell ausdrücken, was einige Beispiele erläutern mögen.

2500 wird ausgedrückt, indem man zweimal hinter einander den Daumen faßt und dann die ganze Hand, also 1000 + 1000 + 500.

76 wird durch Fassen des Ringfingers und darauf folgendes Umfassen des kleinen Fingers ausgedrückt, also 70 + 6.

$4^1/_2$ drückt man aus, indem man die vier Finger umfaßt und darauf den Zeigefinger am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts streicht, also $4 + ^1/_2$.

$^7/_8$ wird durch Umfassen des gestreckten Zeigefingers und darauf folgendes Fassen der Nagelspitze ausgedrückt, also $1 - ^1/_8$ u. s. w.

Zu berücksichtigen ist dabei natürlich, daß, da die meisten Zeichen drei verschiedene Werthe ausdrücken, der Werth des Kaufgegenstandes immer annähernd seinem Marktwerthe nach Käufer und Verkäufer bekannt ist und nicht irrthümlich 1 für 10 oder 100 geboten wird, oder umgekehrt. Doch ist dies unter Kaufleuten, die ihre Waare kennen, nicht gut möglich, denn es wird kaum vorkommen, daß bei dem Werthe einer Haut, die auf dem Markte drei Maria-Theresia-Thaler werth ist, der Verkäufer annimmt, es seien ihm 30 oder gar 300 Thaler geboten worden. Ueberhaupt wird diese Verkaufsweise nur bei größeren Objekten, deren Marktwerth allgemein bekannt und feststehend ist, also bei Gummi, Häuten, Straußfedern &c. angewandt, wo ein solches Mißverstehen zwischen Käufer und Verkäufer ganz ausgeschlossen wird. Bei kleineren Objekten wird diese Zeichensprache zwar auch gebraucht, doch benutzt man häufig die Vorsicht, wenn der ungefähre Werth des Gegenstandes nicht unbedingt feststeht und Jedermann bekannt ist, die Münzsorte vorauszusagen, also Piaster oder Anas, um unliebsame Verwechselungen von Piastern und Anas mit Thalern und Rupien und daraus folgenden Streit zu vermeiden. In dem Gebiete, wo die oben beschriebene Zeichensprache gebräuchlich ist, ist die gangbare Münze hauptsächlich der Maria-Theresia-Thaler, dann noch der türkische Medschidi und die indische Rupie und wird bei größeren Verkäufen meistens nicht weniger als ein Achtel geboten und nachgelassen, so daß $^1/_8$ der letzte durch die Zeichensprache direkt ausdrückbare Werth ist, obwohl man natürlich auch das kleine Geld, also Piaster, Anas und Pies ausdrücken kann, vorausgesetzt, daß Käufer und Verkäufer klar sind, in welcher Münzsorte geboten wird.

Diese originelle Zeichensprache ist im Verkehre der arabischen und indischen Händler allgemein im Gebrauche und Jeder, der in Arabien und Ost-Afrika Geschäfte macht, bedient sich ihrer, der europäische, indische, arabische und persische Kaufmann sowohl, wie der aus dem Inneren kommende Abessinier, Galla, Somali und Beduine, der auf den Küsten-Märkten seine Produkte verkauft oder europäische und indische Waaren einkauft. Außer dem Vortheil des Geheimnisses für die Umstehenden hat sie für den Eingeborenen, der häufig die auf dem Markte gangbaren Sprachen nur unvollständig kennt, das Gute, daß er, falls ihm diese Zeichensprache geläufig ist, direkt mit dem Käufer unterhandeln kann und nicht der Gefahr des direkten Betruges ausgesetzt ist, was bei mündlicher Verhandlung sehr leicht geschehen kann. Dies gilt namentlich von den Märkten an der Somaliküste, wo die Makler und Abban (Schutzherren) mit den Kaufleuten fast immer unter einer Decke stecken und ihr Bestes thun, ihre wilden Landsleute aus dem Inneren nach Kräften über das Ohr zu hauen, aber auch nebenbei nicht verfehlen, den Händler selbst möglichst zu betrügen.

Dem nicht daran Gewöhnten muß diese Zeichensprache sehr zeitraubend und umständlich erscheinen, doch kann ich versichern, daß man sich sehr schnell eingewöhnt und namentlich Diejenigen, die sich ihrer Jahr aus Jahr ein bedienen, kaufen und verkaufen mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit. In Wahrheit erspart man eine Masse Zeit, da das Dreinschreien und Zu- und Absprechen der Umstehenden durchaus wegfällt, und die Sache nur zwischen Käufer, Verkäufer und Makler abgemacht wird, obwohl natürlich auch hierbei die üblichen Schmeicheleien, Komplimente, Ausrufe der Entrüstung und Verachtung, die bei jedem Kaufe und Verkaufe im Orient üblich sind, nicht fehlen. Streitigkeiten in Folge mißverstandener Zeichen kommen in der That nur selten vor und werden meistens durch ein Schiedsgericht unparteiischer Kaufleute ausgetragen. Obwohl diese Zeichensprache für die arabischen und ostafrikanischen Märkte unzweifelhaft praktisch ist, so glaube ich doch, daß sie über die Länder ihrer Entstehung hinaus wenig Verbreitung finden wird, da eben anderwärts das System des fast ganz öffentlichen Verkaufes, das sie entstehen ließ, nicht besteht und damit die Nothwendigkeit einer heimlichen Verständigung von Käufer und Verkäufer fast ganz wegfällt.

Kulturpflanzen und Zuchtthiere in der neuen und der alten Welt.

Es ist bereits früher versucht worden, die Ungleichheit, welche in der Kulturentwickelung der Völker der drei alten Welttheile einerseits und Amerikas andererseits hervortritt, mit dem Reichthum, bez. dem Mangel dieser Länder an nutzbaren Pflanzen und Thieren in Beziehung zu bringen. O. Peschel stellte zuerst die in dieser Hinsicht wichtigsten Thier- und Pflanzengattungen einander gegenüber (Ausland 1867. S. 937. Völkerkunde, 5. Aufl. S. 413 bis 415). Es geht aus dieser Uebersicht hervor, daß die alte Welt der menschlichen Gesellschaft durch ihre Kulturgewächse und -Thiere weit mehr Dienste geleistet hat, als die neue. Indessen ist die gegebene Aufzählung nur geeignet, ein ganz oberflächliches Bild von der Vertheilung der domesticirten Thiere und Pflanzen zu geben. Will man einen gründlichen Einblick in diese Verhältnisse erlangen, so ist es nöthig, die einzelnen kultivirten Species der beiden Welten, nach der Art ihrer Verwendung klassificirt, einander gegenüber zu stellen, und nicht nur ihre absolute und relative **Zahl**, sondern auch ihren **Kulturwerth** zu berücksichtigen. Diese nicht eben leichte Aufgabe hat sich jüngst Dr. F. **Höck** in einer bemerkenswerthen Schrift zu lösen bestrebt [1]. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist der Nachweis einer starken Benachtheiligung der neuen Welt gegenüber der alten. Es stellt sich heraus, daß in der letzteren verhältnißmäßig (d. h. unter Berücksichtigung ihrer größeren Ausdehnung) etwa doppelt so viel Arten domesticirt worden sind, als in Amerika, und daß die kulturliche Bedeutung derselben sich gleichfalls etwa wie 2 : 1 verhält. Folgende Zahlen entnehmen wir der dem Werke angehängten Tabelle. Die Bedeutung einer jeden Art für die Kultur ist darin in der Weise abgeschätzt, daß das Kulturalter, sowie die Verbreitung mit den Ziffern 1, 2, 3 (je beträchtlicher jene, um so höher die Ziffer) bezeichnet und aus diesen Zahlen das Produkt gebildet wurde [1]). Die in Klammern beigefügten Zahlen stellen die durch Multiplikation der darüberstehenden absoluten Zahlenwerthe mit 4 bez. mit 9 erhaltenen Verhältnißzahlen dar. (4 : 9 ist das Verhältniß der Flächenräume der beiden Welten):

Zahl der Arten		Produkt aus Verbreitung und Kulturalter	
Alte Welt	Neue Welt	Alte Welt	Neue Welt
I. Pflanzen. A. Obstarten.			
71 (284)	24 (216)	193 (772)	57 (513)
B. Getreidepflanzen.			
26 (104)	2 (18)	104 (416)	10 (90)
C. Hülsenfrüchte.			
18 (72)	1 (9)	53 (212)	4 (36)
D. Knollen- und Wurzelgewächse.			
21 (84)	8 (72)	55 (220)	26 (224)

[1]) Dr. F. Höck, Die nutzbaren Pflanzen und Thiere Amerikas und der alten Welt verglichen in Bezug auf ihren Kultureinfluß. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1884.

[1]) Daß diese Methode zur Bestimmung des Kultureinflusses keineswegs zuverlässig ist, zeigt, wie Verfasser bemerkt, ein Vergleich des Mais mit der Zuckerhirse (Sorghum saccharatum) und der Kolbenhirse (Setaria italica), da bei allen das Produkt 6 erscheint. „Dennoch ist diese Methode von allen von mir versuchten die beste und scheint mir immerhin einigen Werth zu haben.“

Zahl der Arten		Produkt aus Verbreitung und Kulturalter	
Alte Welt	Neue Welt	Alte Welt	Neue Welt
E. Gemüse.			
28	48	0	0
F. Pflanzen, welche erregende Getränke oder Narcotica liefern.			
10 (40)	6 (54)	24 (96)	26 (234)
G. Gewürzpflanzen.			
29 (116)	4 (36)	57 (228)	11 (99)
H. Arzneigewächse.			
21 (96)	8 (72)	30 (120)	9 (81)
I. Technisch verwerthbare Pflanzen.			
35 (140)	3 (27)	75 (300)	12 (108)
K. Oele und Fette liefernde Pflanzen.			
7 (28)	2 (18)	15 (60)	6 (54)
II. Thiere[1]). A. Säuger.			
30 (120)	6 (54)	129 (516)	17 (153)
B. Vögel.			
15 (60)	4 (36)	41 (161)	9 (81)
C. Wirbellose Thiere.			
7 (28)	3 (27)	17 (44)	6 (54)

Es fällt bei der Vergleichung dieser Zahlen sofort in die Augen, daß fast bei jeder Gruppe die alte Welt gegenüber der neuen im Vortheil ist. Nur bei den Pflanzen der Gruppe F. stellt sich ein beträchtliches Uebergewicht auf Seiten Amerikas heraus. Es sind dies gerade diejenigen Pflanzen, deren direkter Einfluß auf die Gesittung oft ein schädlicher ist und es ist zweifelhaft, ob der durch ihren Gebrauch angerichtete Schaden durch den günstigen Einfluß aufgewogen wird, den sie vermöge ihrer kommerciellen Bedeutung ausüben[2]). Eine bemerkenswerthe Erscheinung tritt bei den Pflanzen der Gruppe D. hervor. Obgleich hier die alte Welt die neue an Zahl der Arten übertrifft, ist doch die kulturliche Wichtigkeit der amerikanischen Species bedeutender, wie ein Vergleich der Produktzahlen lehrt. Es sind vor Allem die Kartoffel, die Cassave oder Mandiocawurzel (Manihot utilissima) und die Batate (Convolvulus Batates), welche zu Gunsten ihres Vaterlandes Amerika den Ausschlag geben. Wenn nun auch, wie Ratzel sagt, diese Pflanzen von wenig edler Art sind, da weder ihr Anbau noch ihre Zubereitung beträchtliche Mühe machen, so sind sie doch, bemerkt der Verfasser, für die Entwickelung dee Kultur in Amerika von großer Bedeutung gewesen. „Ist nicht allein die Entdeckung, daß die ohne Zubereitung giftige Mandiocawurzel durch Rösten und Auspressen in ein wichtiges Nahrungsmittel umgewandelt werden kann, eine Entdeckung, welche lange vor der Ankunft von Europäern in Amerika gemacht war, allein im Stande, veredelnd auf ein Volk zu wirken, indem sie anreizt, das hiee so werthvolle Feuer noch weiter bei der Zubereitung von Speisen zu benutzen? Und wenn andererseits wahe ist, was Peschel sagt, daß die in Mont-Blanc-Höhe wachsende Quinoahirse es allein zu bewirken vermocht hat, daß sich in der Nähe des Titicacasees eine dichte Bevölkerung sammelte, wie sie die Erbauung der berühmten, dem Sonnendienste geweihten Tempel voraussetzt, so ist doch sehr zu bezweifeln, ob diese Kultur sich hätte entwickeln können, wenn ihr nicht der Bau der Kartoffeln vorangegangen wäre. Jedenfalls ist es dieser Mehrzahl von Nährpflanzen zuzuschreiben, daß in dem Reiche der Inkas der Ackerbau eine verhältnißmäßig so hohe Entwickelung fand, wie der Umstand lehrt, daß der Ertrag des Mais, der Kartoffeln und der Quinoahirse noch durch künstliche Düngung, namentlich mit Guano, vergrößert wurde.“ Im Allgemeinen aber konnte die Landwirthschaft in Amerika keine nennenswerthe Entwickelung erlangen, weil letzteres außer dem Mais kein einziges Getreidegras hervorgebracht hat. Die Existenzbedingungen einer Art werden aber in wenigen Generationen vollkommen ergründet, so daß ihr Bau bald mechanisch betrieben wird, während die Erkenntniß der verschiedenen Existenzbedingungen mehrerer Arten stark zum Nachdenken anregen mußte. In dieser Bemerkung scheint uns der Schwerpunkt der ganzen Betrachtung zu liegen. Das Uebergewicht, welches der alten Welt ihre reiche Ausstattung mit Getreidepflanzen verleiht, ist allerdings eine der bedeutsamsten Erscheinungen, deren hervorragende Wichtigkeit füe die Kulturentwickelung auch durch den Umstand erhärtet wird, daß O. Heer bereits bei den Pfahlbauern der Schweiz in sehr früher Zeit zehn Getreidearten nachgewiesen hat, — ein Beweis, daß der Reichthum an solchen Gewächsen in der alten Welt nicht erst nach der Erlangung höheree Kultur ausgenutzt wurde. Eine wirkliche Kultur kann, wie Dr. Höck ausführt, nur durch solche Pflanzen hervorgerufen werden, die, ehe sie nützen, erst ordentlich bearbeitet sein wollen. Daher dürfe auch der bildende Einfluß der Obstzucht nicht allzu hoch angeschlagen werden, da dieselbe vielfach ganz mühelos wae. Soll doch sogar die Einführung des Brotfruchtbaumes, einer der am meisten lohnenden Obstarten, zur Demoralisation der Negee in St. Vincent beigetragen haben! Beispiele sehr alter Obstzucht sind vorhanden, wenn es auch scheint, als ob später der Anbau werthvollerer Pflanzen den Obstbau beschränkt habe.

Wir möchten an dieser Stelle auf Folgendes aufmerksam machen. Wenn wir sehen, wie durch sorgfältigste Zucht und Pflege unsere von Natur nur wenig ausgezeichneten Obstgewächse zu Spendern der köstlichsten Früchte erhoben worden sind, so können wir den Gedanken nicht zurückweisen, daß der Obstbau zahlreiche, der Kultur der

[1]) Für die Thiere wurden vom Verfasser keine Gruppen hinsichtlich der Verwendung gewählt, da sie meist sehr vielfältig ausgenutzt werden.

[2]) Die Vermuthung, daß der anregende Einfluß, den die narkotischen Genußmittel auf unsere Denkverrichtungen ausüben, wesentlich zur Kulturförderung beigetragen haben möchte, ist von Peschel zurückgewiesen worden (Völkerkunde, 5. Aufl. S. 166). Ref.

Menschheit förderliche Anregungen in sich schließt. Der Ansicht Dr. Höck's, daß die Entwickelung der Obstkultur geringere Fähigkeiten voraussetze, als der Anbau des Getreides, können wir nicht zustimmen. Wir glauben nicht mit ihm, daß der Erfahrung, daß aus Samen neue Pflanzen entsprießen, also durch Aussaat derselben eine Vermehrung dieser möglich ist, die Entdeckung vorausgegangen sei, daß eine Vermehrung durch Schößlinge möglich ist. Keimende Samenkörner sind doch wohl in der Natur keine so seltene Erscheinung, daß sie dem Menschen nicht schon früh hätten in die Augen fallen sollen. Er mußte nur den wichtigen Schritt thun, die Körner selbst auszusäen, in der Erwartung der späteren Ernte. Ehe dies geschehen konnte, mußten freilich seine intellectuellen und moralischen Eigenschaften einen wesentlichen Schritt zu ihrer Vervollkommnung gethan haben. Aber war dies nicht noch in viel höherem Grade erforderlich, wenn er aus einem Steckling einen Baum erziehen wollte? Hierzu ist doch wahrlich kein geringeres Quantum von kluger Voraussicht und Geduld nöthig, als zur Erziehung eines Getreidehalms aus dem Samenkorn. Eigentliche Obstzucht konnte nur dann sich entwickeln, wenn ein Volk dauernd seßhaft geworden war, und hierzu scheint, zum wenigsten in den gemäßigten Breiten, der Ackerbau unentbehrliche Bedingung. In Amerika war durch den Mais die Möglichkeit einer seßhaften und dichten Bevölkerung gegeben. Wegen des Fehlens anderer Getreidegräser konnte, wie wir gesehen, der Ackerbau keinen höheren Aufschwung nehmen. Hätte nicht dies aber gerade die Veranlassung dazu sein können, daß sich der nach Entfaltung seiner Kräfte strebende Menschengeist, angetrieben durch den Wunsch, die Zahl der Genüsse zu mehren, mit um so größerem Eifer der Kultur anderer Gewächse, insbesondere der Obstpflanzen, hingab? Da wäre es dann interessant, zu untersuchen, ob den Amerikanern Gelegenheit geboten war, diesem Hange nachzukommen. Hierzu reicht eine Betrachtung der wirklich kultivirten Arten nicht aus, sondern man muß dazu alle nutzbaren Arten berücksichtigen. In sehr eingehender Weise hat vor einiger Zeit Prof. Ratzel im „Globus“ die nutzbaren Pflanzen und Thiere Nordamerikas behandelt. (Bd. 37, S. 155, 170.) Nach Höck sind von Obstpflanzen der mittleren Breiten in Amerika nur Arten von Ribes, Fragaria, Castanea, Vitis, Diospyrus und Cucurbita zu finden, während unsere Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten und Mispeln keine amerikanischen Vettern haben. Ratzel zieht jedoch den Kreis beträchtlich weiter; er erwähnt u. A.: Verschiedene Arten von Pflaumen (Prunus), vier Arten von Kirschen (Cerasus), ferner Himbeeren und Brombeeren (Rubus deliciosus und triflorus), sowie Maulbeeren (Morus rubra u. M. nigra). Auch Höck sagt, daß vielleicht in Amerika sich einheimisches Obst ziehen ließe, wenn der Versuch nur gemacht würde. Denn gerade die Rosifloren, welchen alle diese Obstarten angehören, seien durchaus nicht spärlich in der neuen Welt vertreten[1]). — Unter den jetzigen Umständen sind die meisten amerikanischen Obstarten freilich tropische Pflanzen; und diese sind es gerade, deren Pflege am wenigsten Mühe verursacht, deren Kultureinfluß daher wenig bedeutend ist, zuweilen sogar geradezu schädlich genannt werden muß.

Nicht ohne Bedeutung für die Kulturentwickelung sind die Gewürzpflanzen (vgl. Gruppe G.) durch den anregenden Einfluß, den sie auf den Handel ausüben. Die mangelhafte Ausstattung Amerikas mit solchen Gewächsen ist auffallend; es sind hier nur Vanille, Myrt (Pimenta vulgaris) und zwei Arten vom spanischen Pfeffer als wirklich kultivirt zu nennen. Ihnen schließen sich noch einige Zimtsurrogate, Zuckerahorn und Zuckerföhre an. Von technisch verwerthbaren Pflanzen erscheinen von besonderer Wichtigkeit diejenigen, welche Bekleidungsstoffe liefern. Hierhin gehören an amerikanischen Kulturpflanzen nur die Barbadosbaumwolle (Gossypium Barbadense) und die Agave (Agave americana) und diesen stehen unsere zahlreichen Gespinnstfaserpflanzen (Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Urtica ꝛc.) gegenüber. Aehnlich steht es mit den Färbepflanzen. Die Nutzholz liefernden Gewächse hat Verf. mit Recht nicht berücksichtigt, da zu vielerlei Pflanzen in derartiger Weise verwandt werden und außerdem so große Länderkomplexe, wie die hier zu vergleichenden, nie vollständigen Mangel an solchen Pflanzen aufweisen werden[1]).

Was nun das Verhältniß der Fauna Amerikas zu derjenigen der alten Welt betrifft, so weist Höck darauf hin, daß Thiere, deren Fleisch dem Menschen als Speise dienen kann, in Amerika reichlich vorhanden sind, und er ist geneigt, eben diesen Umstand als einen Hauptgrund für die niedrige Stellung der amerikanischen Völker anzusehen, da sie keine Veranlassung zum Anbau von Pflanzen oder zur Züchtung von Hausthieren hatten. Das Meerschweinchen und ein Kaninchen, welches Gomera erwähnt, waren vielleicht die einzigen Säugethiere, welche vor der Entdeckung gezähmt wurden. Bison, Wasserschwein, Paka hätten sich wohl wie unser Schwein zu Hausthieren machen lassen. Dagegen sind die amerikanischen Suinen, die Nabelschweine, nicht zur Züchtung geeignet, da sie sich in der Gefangenschaft fast nie fortpflanzen[2]). Von Vögeln sind Truthühner, Gänse, Tauben (?), Hokkohühner früh gezähmt worden, die Kolonisten haben später auch eine amerikanische Ente gezüchtet. Prairiehuhn und Baumwachtel würden sich sehr leicht domesticiren lassen. Diesen Nutzvögeln stehen in der alten Welt Huhn, Gans, Ente, Taube, Kraniche, Perlhuhn, Fasan gegenüber, welche zum größten Theile seit den ältesten Zeiten gezüchtet wurden. Ist ihre Zahl auch größer, als in Amerika, so hält Verf. doch den Unterschied nicht für so beträchtlich, daß er für die Kulturentwickelung in Betracht käme.

Die Milchwirthschaft ist allen Amerikanern vor der Entdeckung unbekannt gewesen. Sie hätten auch nur Renthiere und Lamas als Milchthiere verwenden können. Was aber viel wichtiger ist, sie besaßen außer Hund und Lama

---

[1]) Meint doch auch Peschel (a. a. O.): „Wer wollte also verneinen, daß sich nicht im gemäßigten Amerika Bäume und Gesträucher finden möchten, aus deren unschmackhaften wilden Früchten durch geduldige Zucht sich ein genießbares Obst erziehen ließe?“

[1]) Der Verf. bemerkt, daß an Zahl der Nutzholz liefernden Pflanzen, welche für den Handel von Bedeutung sind, Amerika wieder hinter der alten Welt zurücksteht, hebt jedoch hervor, daß wir wenigstens ein wichtiges Nutzholz Amerika verdanken, nämlich das Mahagoniholz. Er hätte noch hinzufügen können, daß die Amerikaner in ihrem Hickory ein Holz von so ausgezeichneten Eigenschaften besitzen, daß wir dem kaum etwas Aehnliches an die Seite stellen können.

[2]) Der Verf. erblickt in dem Reichthum Amerikas an Fleischlieferanten auch deshalb keinen Vortheil, weil durch die Beschäftigung mit der Jagd der Mensch an den Anblick des sterbenden Thieres gewöhnt werde und dadurch eine Hemmung in seiner ethischen Entwickelung erleide. Wenn wir auch die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht geradezu bestreiten wollen, so können wir doch dem Verf. nicht beipflichten, wenn derselbe darin einen der Hauptgründe erblickt, den Jäger unter den Ackerbauer zu stellen. Gegenüber der ungünstigen Einwirkung, welche die unstete und aufregende Lebensweise der Jägervölker an und für sich auf die geistige Entwickelung derselben ausüben mußte, kommt jener Gesichtspunkt wohl kaum in Betracht.

kein Arbeitsthier. Tapir und Elenthier scheinen sich nicht zur Domestikation zu eignen und die Versuche, die man in neuerer Zeit mit dem Bison angestellt hat, haben noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Nur noch das Renthier hätte als Arbeitsthier Verwendung finden können, doch dieses wurde in Amerika nicht gezüchtet. „Mangel an Zugthieren bedeutet aber, wie Peschel treffend bemerkt, die Abwesenheit des Pfluges, des Schlittens und des Wagens. Auf das Fehlen des ersteren Werkzeuges scheint mir besonderes Gewicht gelegt werden zu müssen, da ohne den Pflug eine höhere Entwickelung des Ackerbaues kaum denkbar ist." Das Fehlen geeigneter Arbeitsthiere in der neuen Welt stellt sich so dem Mangel an Getreidepflanzen würdig zur Seite.

Indem wir die zur Jagd abgerichteten Thiere und diejenigen, welche technisch verwerthbare Stoffe liefern, übergehen und nur noch darauf hinweisen, daß an Pelzthieren Amerika vielleicht verhältnißmäßig günstiger gestellt war, als die alte Welt, wollen wir hier nur noch eine Bemerkung Höck's hinsetzen, welche uns von besonderem Interesse zu sein scheint: „Viel wichtiger, als alle anderen dem Thierreiche entlehnten Handelsprodukte wird vielleicht in kulturhistorischer Hinsicht das Elfenbein, also wiederum ein Produkt unserer Hemisphäre werden. Dieses nämlich im Verein mit den Kernen der Oelpalme scheint bestimmt zu sein, dem afrikanischen Sklavenhandel eine Schranke zu setzen. Sollte ihm dies gelingen, so würde der afrikanische Elefant, denn dessen Zähne kommen hier natürlich nur in Betracht, in kulturhistorischer Hinsicht kaum weniger bedeutend sein, als sein indischer Vetter, auch wenn es nie gelingen sollte, ihn zu zähmen."

Zum Schluß können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß sich der Verf. mit sich selbst in Widerspruch zu setzen scheint, wenn er an einer Stelle „auf die vortreffliche Darstellung in Peschel's Völkerkunde" hinweist, „in welcher er zeigt, daß fast nothwendig die Thierwelt Amerikas gegen die unserer Hemisphäre zurückbleiben mußte, da es ihr an dem gleichen Raume zur Entwickelung fehlte", — und wenn er dann weiterhin ausführt, daß die ungünstige Lage Amerikas in den meisten Fällen erst eine Bedingung der neueren Zeit ist, wie die fossilen Reste von Cameliden, Rindern, Elefanten und Pferden zeigen. Durch diese Thatsache wird ja eben Peschel's Behauptung, die aus der Wahrnehmung abgeleitet ist, daß auf kleinen abgeschlossenen Räumen, wie es die Inseln sind, der Kampf um das Dasein bald erlischt, genügend widerlegt [1]).

[1]) Vgl. hierzu Darwin (Reise eines Naturforschers um die Welt. Uebers. von Carus [1875], S. 199): „Es ist unmöglich, über den veränderten Zustand des amerikanischen Kontinents ohne das tiefste Erstaunen nachzudenken. Früher muß es von großen Ungeheuern gewimmelt haben. Jetzt finden wie bloß Zwerge im Vergleich mit den vorausgegangenen verwandten Rassen. Wenn Buffon etwas von dem Riesenfaulthier und den armadilloartigen Thieren und von den ausgestorbenen Dickhäutern gewußt hätte, so würde er mit einem noch größeren Schein von Wahrheit eher gesagt haben, daß die schöpferische Thätigkeit in Amerika an Kraft verloren habe, als daß sie niemals große Macht besessen hätte."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Cypern wurde am 6. Mai der Grundstein zu der ersten protestantischen Kirche gelegt, und zwar in Nicosia durch den High Commissioner Sir Robert Biddulph. Dieselbe soll in Erinnerung an die Wirksamkeit des Apostels Paulus im Jahre 45 dessen Namen tragen. — Im Mai ist in London bei Stanford die neue Karte von Cypern (15 Blätter in Kupferstich im Maßstab 1 : 63 360) erschienen, welche auf den Aufnahmen des bekannten Kapitän H. H. Kitchener und des Lieutenant T. C. R. Grant beruht. Dieselbe enthält außer den natürlichen Objekten die Grenzen der Bezirke und Unterbezirke, die neu erbauten Telegraphenlinien, die Weingärten und Wälder, die Ortschaften mit Unterscheidung der mohammedanischen und christlichen Dörfer, antiken Ruinen, Wasserleitungen, Quellen, Brunnen, Klöster, Meilensteine, Höhenziffern u. s. w. Technisch soll es die schönste Karte sein, welche ein englischer Verleger je herausgegeben hat.

— Ueber Merw und das Leben der Russen daselbst meldet die „Turkestaner Zeitung": Die kleine russische Festung lehnt sich an die Südmauern der früheren Befestigung; sie liegt am rechten Ufer des Murghab so nahe am Flusse, daß das Bett desselben sich mit dem Festungsgraben an einer Stelle vereinigt hat. Die Festung nimmt einen Flächenraum von ungefähr 200 Faden im Geviert ein und birgt an 2000 Mann mit 700 Pferden. Der Handel befindet sich in den Händen der Armenier, welche sogar alle Plätze zum Aufbauen von Buden am linken Ufer, wo eine russische Stadt gegründet werden soll, aufgekauft haben. Die Bauplätze wurden für 50 Rubel verkauft und die einlaufenden Summen zur Unterstützung der aus der Sklaverei befreiten Perser und zu deren Beförderung in die Heimath benutzt. Vorläufig wohnen die Armenier in Jurten; sie haben aber bereits mit dem Aufbau steinerner Buden begonnen. Die Waaren werden aus Aschabad herbeigeschafft; man bekommt hier Branntwein, Bier, Wein und Champagner. Rother und weißer Kachetischer Wein, sowie Bier aus Kasan kosten 80 Kopeken (1 Mk. 60 Pf.) die Flasche. Einzelne Sachen sind sehr theuer, z. B. kostet ein Pfund (400 Gramm) Schweizerkäse 1 Rubel 50 Kopeken (3 Mark). In einzelnen Buden giebt es Manufakturwaaren, Leinwand, allerlei Zitze und Zwillich; namentlich grell gefärbte Stoffe finden bei den Turkmenen guten Absatz. Daneben giebt es allerlei sogenannte Kurzwaaren zu Kaufe.

— Der englische Ingenieurhauptmann Jennings ist kürzlich von einer erfolgreichen, wie es scheint, kriegswissenschaftlichen Reise durch das südöstliche Persien nach Indien zurückgekehrt. Namentlich erforschte er die bisher unbekannte Landschaft Sarhad.

— Von Indien aus geht eine englische Mission, bestehend aus Oberst Lockhart, Major Woodthorpe, Kapitän Barrow, Dr. Giles und 22 Soldaten, nach Kaschmir, um mehrere Monate lang die Gebiete an dessen Nord- und Westgrenze geographisch zu erforschen. Unter anderem soll Tschitral und dessen Umgegend besucht werden.

— Italienische Reisende in Hinterindien mehren sich. Die Regierung sandte kürzlich den Beamten des naturwissenschaftlichen Museums in Genua, Leonardo Fea, nach Barma, um dort zoologisch zu sammeln. Ebenso empfing die Geographische Gesellschaft in Rom vom Kapitän Molinari Berichte über zwei Reisen, welche derselbe soeben in den Schan-Staaten ausgeführt hat.

— Wie aus Holländisch-Indien gemeldet wird, ist es dem Residenten von Bali geglückt, die Zustimmung der eingeborenen Fürsten und Priester auf der genannten Insel zu erlangen, daß zum Tode verurtheilte Uebelthäter in Zukunft nicht mehr mit dem Kriß getödtet, sondern, wie in jenen Gegenden sonst allgemein üblich, aufgehängt werden sollen, da letztere Todesart mit der Bali-Hindu-Religion nicht im Widerspruche steht.

— Formosa ist nach einer Mittheilung von Beazeley in der Londoner Royal Geographical Society in entschiedenem Aufsteigen begriffen. Als die Holländer in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach Vertreibung der Japaner Besitz ergriffen, erbauten sie Fort Zeeland auf einer Insel, Tai-wan-fu gegenüber; diese Stadt lag damals am Meere und zwischen ihr und der Insel befand sich eine ausgedehnte Bai mit vorzüglichem Ankergrunde. Heute ist die Insel landfest und die Stadt liegt mehrere Meilen vom Ufer ab. In Folge der Hebung hat Formosa eben auch keinen ordentlichen Hafen; Anping, wo die Passagiere für Tai-wan-fu landen, ist eine offene Rhede und während des Südwestmonsuns unnahbar; Tamsui an der Nordküste hat am Eingang des Flusses, welcher den Hafen bildet, nur $1\frac{1}{2}$ Faden Wasser und der Ankergrund ist schlecht; Kelung, der Kohlenhafen, ist klein und bietet keinen Schutz gegen den Nordost-Monsun. Auch die Häfen von Takau und Sao sind klein und schlecht. Dagegen haben die Pescadores-Inseln zwei ausgezeichnete Häfen, Ponghu und Mekong; sie sind für den Besitz von Formosa unentbehrlich und deshalb auch neulich von den Franzosen in Besitz genommen worden. Sie waren bis 1624 in den Händen der Holländer und wurden damals von ihnen an China im Austausch gegen dessen Ansprüche an Formosa abgetreten.

Afrika.

— Die Mutter des in Afrika gestorbenen Dr. Richard Böhm (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 320) hat von dessen Gefährten Paul Reichard einen vom 20. Februar d. J. aus Karema (am Tanganika-See) datirten Brief erhalten, wonach Böhm schon am 27. März 1884 nach zehntägigem schwerem Leiden am Fieber gestorben ist, und zwar in Folge der ungeheuren Strapazen, Kämpfe und Aufregungen aller Art, die sie zu bestehen hatten. Das Lager der Reisenden befand sich damals in Urua, drei Tagereisen südlich von dem durch Böhm und Reichard neu entdeckten Upämba-See. Reichard selbst versuchte nach dem Verluste des Freundes bis zu den unbekannten Quellen des Lualaba-Stromes vorzudringen, konnte es aber nicht durchführen und mußte nach zahllosen Widerwärtigkeiten und Strapazen sich zuletzt mit den Waffen in der Hand den Rückweg bahnen. — Andere Nachrichten sind seitdem bei der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin eingetroffen und werden in deren „Mittheilungen“ (Bd. IV, Heft 5) nebst einer Uebersichtsskizze der Aufnahmen der Expedition veröffentlicht werden. Es ergiebt sich aus letzterer, daß ein ganz bedeutendes bisher völlig unbetretenes Gebiet zwischen den Routen Livingstone's, Giraud's, Cameron's und der Pombeiros neu erschlossen worden ist; Böhm's Grab liegt danach in Katapäna, in dessen Nähe heiße Schwefelquellen entspringen, südlich vom Upämba-See, den der Lualaba durchfließt. Allem Anscheine nach liegt dieser See nicht weit südlich von dem Kassali oder Kikondscha, dessen Ufer Cameron am 10. December 1874 besuchte.

— Die Afrikareisenden Gebrüder Denhardt, bekannt durch ihre Erforschung des unteren Tana-Flusses, sollen in Witu (Ostküste Afrikas, etwa unter 2° 20′ südl. Br. und 40° 30′ östl. L. von Gr.) die deutsche Flagge gehißt haben.

— In den holländischen Zeitungen erscheinen längere Mittheilungen über die Reiseabenteuer D. Veth's. Da wir sachlich bereits über dieselben in Kürze berichtet haben, entnehmen wir dem Berichte nur folgende Beschreibung des Landes zwischen Mossamedes und dem Inneren zur Ergänzung früherer Mittheilungen. Oestlich von Mossamedes, etwa 100 km vom Meere, erhebt sich die Serra Chella, die bei einer Höhe von 5000 bis 6000 Fuß nach der Küste hin beinahe senkrecht abfällt, während an der anderen Seite eine ausgedehnte Hochfläche liegt, die sehr allmählich nach dem Zambesi sinkt und eine Oberfläche von etwa 20000 geographischen Quadratmeilen besitzt. Durch ihr gutes und gesundes Klimà würde sie einer europäischen Ansiedelung ein geeignetes Feld bieten, da der Europäer hier im Stande wäre, den ganzen Tag im Freien zu arbeiten, während der Boden größtentheils äußerst fruchtbar ist und kein Wassermangel besteht. Mit Ausnahme der Schluchten ist das Gebirge an den westlichen Abhängen nur wenig bewaldet, am kahlsten aber sind die Vorberge, da in einer Entfernung von 80 bis 90 km von der Küste aller Pflanzenwuchs aufhört. Der Boden besteht hier aus Granit, auf dem eine mit Sand vermischte Lehmlage ruht, die ebenso wie der Boden in Mossamedes fruchtbar ist, sobald man nur Wasser hat; die Flußufer sind tief eingeschnitten. Durch die heftigen Regen und das starke Gefälle wird nun eine ungeheure Menge Erde mitgeführt; der Sand bleibt im Bette zurück, der Lehm wird weiter getrieben. So werden nach und nach die Flußbetten immer mehr mit Sand gefüllt, in welchen bei niedrigem Wasserstande das Wasser so ganz und gar verschwindet, daß man keine Spur mehr von demselben bemerkt. Wohl kann man durch Graben gewöhnlich schnell Wasser erhalten, doch nur an einzelnen, besonders günstig gelegenen Stellen tritt es zu Tage. Der Giraul nun ist einer dieser Flüsse und zwar der wichtigste in der Nähe von Mossamedes, der an der Stelle, wo der Weg nach dem Inneren ihn kreuzt, eine ansehnliche Breite hat, während er zu beiden Seiten durch steile Felsmassen eingeschlossen wird. Wie ein weißes Band schlängelt sich das Sandbett zwischen denselben durch, während hier und da ein Wassertümpel den Ochsen Gelegenheit zum Trinken giebt und ein halb verfallener Brunnen auch den Menschen Wasser liefert. Man findet auch Anpflanzungen von Mais und Baumwolle. Zwischen dieser Stelle und dem Bero, eine Entfernung von 20 bis 25 km, wird kein Tropfen Wasser gefunden und so ist es auch in dem Lande zwischen Giraul und Naseente, eine Entfernung von etwa 90 km. Auf diesem Wege befinden sich jedoch einige natürliche Becken in den Felsen, wie Pedra Grande, Pedra Providencia und andere, die größtentheils nur den Mundombes, den zwischen der Küste und der Serra Chella wohnenden Negern, bekannt sind. Diese Becken füllen sich während der Regenzeit mit Wasser, können jedoch mit Ausnahme von Pedra Grande nur wenig davon aufnehmen, so daß sie zwar von großem Nutzen für die Menschen sind, doch nicht genügen, die Zugthiere mit Wasser zu versehen.

— Der unermüdliche Hugo Zöller fährt in der „Kölnischen Zeitung“ mit seinen interessanten und theilweise auch wissenschaftlich wichtigen Schilderungen der Westküste von Afrika fort. Ein sehr interessantes Bild entwirft er von den Amazonen des Königs von Dahome, deren Zahl er auf höchstens 6000 schätzt, und schildert einen von 60 Frauen ausgeführten Tanz. Er sagt über diese seltene Art von Soldaten, daß sie dem Namen nach als Frauen des Königs gelten, dabei aber eine Leibgarde bilden, die an Muth, Kriegszucht und Liebe für ihren Herrn die männlichen Soldaten bei Weitem übertrifft. Sie begleiten den König auf allen Feldzügen, scheinen aber mehr als Leibwache, denn als Feldtruppe betrachtet zu werden. Von frühester Jugend für ihren Beruf erzogen, bei dem nach dortigen Begriffen der Kriegstanz und die Musik eine große Rolle spielen, sind sie den männlichen Soldaten in jeder Beziehung überlegen. Die Amazonen erscheinen stattlich vor den Zuschauern. In

Folge ihres eigenthümlich abweichenden Skeletts haben die Negerinnen in europäischen Augen etwas Unfertiges, Knabenhaftes, so daß die Erscheinung dieser Damen einigermaßen an ein für „höhere Töchter" bestimmtes Pensionat erinnert, dessen Zöglinge Turnübungen vornehmen. Unrichtig ist die Behauptung, daß den Amazonen eine Brust abgeschnitten sei. Es war dies das erste Mal, wie Zöller sagt, daß er bei wilden und halbwilden Völkern eine Aufführung sah, die auch vor einer ernsten europäischen Kritik standgehalten haben würde. Hinsichtlich des Tanzes selbst müssen wir auf Zöller verweisen, wollen aber noch ein Wort über den Anzug beifügen. Eine weiße Mütze ohne Schirm, mit schwarzen Thierbildern geschmückt, bedeckt den Kopf, die Füße sind bloß, die Beine bis oberhalb der Knie mit kurzen grünen, rothen oder gelben Hosen bedeckt. Den Oberkörper bedeckt eine buntgestreifte Tunika, die Hals und Arme offen läßt und an der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wird; ein Wehrgehänge von heller Seide läuft quer über die Brust und trägt das kurze Schwert. Streitaxt und Feuersteinflinte vollenden die Waffenrüstung.

— Die Tsetsefliege. Man hat schon öfter die Zuverlässigkeit der Angaben über die Gefährlichkeit der Tsetsefliege bezweifelt und die Meinung geäußert, daß in den Erzählungen der Afrikareisenden über die tödtlichen Eigenschaften dieses Insektes einige Uebertreibungen mit unterliefen. Es war von vornherein nicht recht einleuchtend, daß die Stiche der Fliege auf gewisse Thiere, wie auf Pferde und Rinder, eine tödtliche Wirkung ausüben sollten, für andere hingegen (Esel, Ziegen) und auch für den Menschen nicht gefährlicher sein sollten, als die Stiche unserer Mücken und Bremsen. Neuerdings hat, wie wir dem „Biolog. Centralbl." entnehmen, der ausgezeichnete Dipterologe van der Wulp auf einer Versammlung der niederländischen entomologischen Gesellschaft diese Zweifel wieder geltend gemacht. Derselbe führte eine Anzahl Angaben einiger zum Theil längere Zeit in Afrika seßhaft gewesener Männer an (S. Vincent Erskine, Prof. Hartmann, den Afrikareisenden Marno), welche alle der Tsetse so hochgradig gefährliche Eigenschaften absprechen und sie ins Reich der Fabeln verweisen. Bemerkenswerth ist u. A. die Mittheilung eines Herrn H. F. Gros, der lange Jahre in Südafrika lebte. Derselbe verlor in den ungesunden Gegenden östlich vom Transvaal ein Gespann von 12 Ochsen. Seine Neger versicherten sofort, daß die Tsetse die Ursache des Todes dieser Thiere wäre, waren aber sehr überrascht, als sie vernahmen, daß diese Fliege in jenen Gegenden überhaupt nicht vorkäme. Gros schreibt das Sterben seiner Rinder sehr bestimmt klimatischen Einflüssen zu oder aber giftigen, vom Boden aufsteigenden Miasmen, die für den Menschen in Folge seiner aufrechten Haltung weniger gefährlich wären.

Zufolge dieser Angaben kommt van der Wulp zu der Ansicht, daß, wenn auch die Ursache des häufigen Sterbens unter dem Vieh in Afrika noch nicht klar ist, sie doch ganz gewiß nicht einzig und allein der Tsetse zugeschrieben werden darf. Diese ist wahrscheinlich nicht giftiger als unsere europäischen blutsaugenden Fliegen und Mücken.

In der an diese Mittheilung anknüpfenden Debatte einigte man sich dahin, daß wahrscheinlich durch die Tsetse, wie bei uns durch Stechfliegen, der Milzbrand und andere ansteckende Seuchen verbreitet würden, die vielleicht in dem tropischen Klima einen akuteren Verlauf nehmen könnten.

Australien.

— Am 31. März hielt die Geographical Society of Australia gleichzeitig in Melbourne und Sydney eine Versammlung ab, wobei der freie Gebrauch der Telegraphenlinien zwischen den beiden Städten von den Regierungen gestattet worden war. Es wurde beschlossen, die Expedition des Mr. Henry Ogg Forbes nach Neu-Guinea mit Geldmitteln zu unterstützen, falls Kopien des Tagebuches und Duplikate der botanischen und anderer Sammlungen der Geogr. Society zur Verfügung gestellt würden. Ferner genehmigte die Versammlung, eine von der Forbes'schen unabhängige zweite Neu-Guinea-Expedition nach dem Aird R. in 7° 45' südl. Br. und 144° 15' östlich von Gr. und dem Dividing Range auszusenden. Die Leitung soll Kapitän Everett, welchen Dr. von Lendenfeld begleiten wird, übernehmen. Die australischen Kolonien haben für die Neu-Guinea- und andere Expeditionen unter den Auspicien der Geographical Society of Australia folgende Beiträge bewilligt: Victoria 1000 Pfd. Sterl., Neu-Süd-Wales 2000 Pfd. St., Queensland 1000 Pfd. St. und Südaustralien 1000 Pfd. St. Eine gründliche Erforschung des von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckten fruchtbaren Kimberley-Distriktes im Norden der Kolonie Westaustralien wurde auf der Versammlung ebenfalls besprochen und in Aussicht gestellt.

— W. J. O'Donnell ist von seiner zweiten Reise im Kimberley-Distrikte im Norden der Kolonie Westaustralien am 27. März d. J. wieder in Port Darwin (an der Nordküste in 12° 20' südl. Br. und 130° 48' östlich von Gr.) eingetroffen. Eine telegraphische Depesche von dort besagt Folgendes: „Ich kann mich zur Zeit noch nicht über die Einzelheiten meiner Reise verbreiten, da ich einen vollen Bericht zuerst den Herren in Melbourne einzusenden habe, in deren Interesse ich die Reise unternahm. Doch so viel sei gesagt, daß ich in der Nähe der nordwestlichen Küste das vorzüglichste Weideland entdeckt habe. Wir passirten viele bis dahin unbekannte Flüsse und Creeks. Im December setzten tägliche Regen ein und verursachten heftige Fluthen, welche uns in unserem Fortkommen sehr hinderlich waren. Eingeborene waren gerade nicht zahlreich, aber zeigten sich entschieden feindselig, so daß wir zu unserer Vertheidigung von den Schießwaffen Gebrauch machen mußten."

Inseln des Stillen Oceans.

— Die deutsch-englische Grenze auf Neu-Guinea, wie wir sie nach den ersten Nachrichten auf S. 256 des vorigen Bandes angaben, ist nicht ganz genau. Nach dem der Neu-Guinea-Kompagnie am 17. Mai 1885 ertheilten kaiserlichen Schutzbriefe, welcher derselben das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter deutscher Oberhoheit ertheilt, bildet diese Grenze im unbekannten Inneren keine gerade Linie, sondern einen einspringenden, stumpfen Winkel. Sie folgt nämlich von der Küste aus dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte, wo derselbe vom 147. Grade östl. L. durchschnitten wird, läuft dann in einer geraden Linie in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südl. Breite und des 144. Grades östl. L. von Gr. und weiter in westnordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südl. Br. und des 141. Grades östl. L. von Gr. zu und erreicht von hier ab nach Norden diesem Längengrade folgend wieder das Meer. Die vor dieser Nordost-Küste liegenden Inseln, sowie der Archipel von Neu-Britannien sind „Bismarck Archipel" getauft worden.

— Ueber Papuas und Polynesier hielt Hr. Robidée van der Aa in der Sitzung der „Aardrijksk. Genootschap" zu Amsterdam am 18. April einen Vortrag, dem wir auf Grund von Zeitungsreferaten Folgendes entnehmen: Der Name Papua[1]) hat bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden, ebenso wenig die Abstammung derselben;

[1]) Für den J. G. F. Riedel wieder eine neue Erklärung giebt: hahua oder safua, Fungus der Arenga saccharifera, hat große Aehnlichkeit mit dem Haar der Papuakinder. h und f können vertauscht werden und gehen im Munde des Malaien in p über. Siehe Zeitschr. f. Ethnologie 1884, V.

lange Zeit hat man sie für die ursprünglichen Bewohner Indonesiens gehalten, die durch die malaische Rasse zurückgedrängt seien. Diese Hypothese scheint grundlos; denn auf keiner der Sunda-Inseln lebt ein Volksstamm, der mit denselben in Hautfarbe und anderen anthropologischen Kennzeichen übereinstimmt. Hierauf wurde die Rassenvertheilung Häckel's [1]), gegründet auf die Eigenthümlichkeit des Haarwuchses, besprochen, welcher den Papuas mit den Buschmännern und Hottentotten eine eigene Klasse einräumt, zu deren Verbindung das versunkene Lemurien dienen muß. Hiergegen sind später manche Bedenken angeführt worden, namentlich hat Fritsch gezeigt, daß auch anderen Stämmen dieselbe Eigenthümlichkeit zukommt, während Miklucho Maclay dieselbe bei den Papuas gar nicht beobachtet haben will und erklärt, daß das, was man dafür hält, nur eine Folge der Behandlung der Haare mit Fett sei. Auch die dunkle Haut und das wollige Haar ist kein hinreichendes Merkmal, um die Papuas von den Polynesiern zu trennen; man könnte daraus höchstens die Folgerung ziehen, daß sie seit vielen Jahrhunderten mit den anderen Insulanern in keiner Verbindung gestanden haben. Daß die malaische Sprache mit der der Papuas keine Verbindung habe, hat man früher geglaubt, jetzt aber ist auf Grund der durch van Hasselt mitgetheilten Wörterverzeichnisse durch Meier und Andere eine Verwandtschaft beider Sprachen nachgewiesen worden, so daß Professor Kern diese Beziehung eine nicht zu leugnende Thatsache nennen konnte. Hierzu kommt noch, daß viele Gebräuche etc. — Mythen, Tatuirung, „Koppenschnellen", Menschenfressen — große Aehnlichkeit der Malaien und der Papuas zu erkennen geben.

Mit Rücksicht auf das Angeführte kam Herr van der Aa zu dem Schlusse, daß die Papuas mit anderen Bewohnern des malaisch-polynesischen Archipels von einer und derselben Rasse, welche er die insuläre nennen will, abstammen, daß aber in dieser Rasse, welche er in fünf Abtheilungen theilt, seit Jahrhunderten keine Verbindung der Abtheilungen mehr bestanden hat, weshalb die letzteren jetzt sehr große Unterschiede zeigen. Ueber die Art und Ursache dieser Trennung wurden einige Gedanken ausgesprochen, welche übrigens Herr van der Aa selbst nur als Vermuthungen bezeichnet. E. M.

— Aus Auckland wird berichtet, daß unter den Maoris an der Hokianga Bai (im Norden von Neu-Seeland und in 35° 30′ südl. Br. und 173° 18′ östl. von Gr.) ein religiöser Wahnsinn ausgebrochen sei. Es ist dort eine Prophetin in der Person eines Maori-Mädchens, welches sich Maria, Tochter des Aparo Pugare, nennt, erstanden, und ihr Anhang übersteigt bereits 300 und mehrt sich täglich. Sie verkündet, daß das tausendjährige Reich in nahem Anzuge sei. Auf den Bergen von Hokianga werden sich in nächster Zeit viele Tausende von verstorbenen Maoris versammeln, ein vom Himmel herabfließender Strom wird sie weiß waschen, daß sie aussehen wie die Pakehas (Europäer), und sie werden dann tausend Jahre mit Christo herrschen. Diese neuen Chiliasten halten sich von der Weissagung ihrer Prophetin fest überzeugt und haben ihre Häuser, ihr Vieh und ihre Felder mit den Früchten darauf zu jedem Preise verkauft und verkaufen sie noch. Die Europäer machen sich diese gute Gelegenheit zu Nutze. Die Prophetin opfert täglich auf einem Altar Hunde und Katzen, ja selbst Kinder sollen diesem Wahne schon zum Opfer gefallen sein.

[1]) Wir referiren den Bericht, wie er uns vorliegt; bei Häckel selbst, „Natürliche Schöpfungsgeschichte", finden wir allerdings 36 Rassen, wovon jedoch vier auf die Papuas (die eine Species bilden) kommen, ferner kommen zwei Rassen auf die Species der Hottentotten; Papuas und Hottentotten zusammen bilden die „Büschelhaarigen".

Südamerika.

— Dr. H. F. C. ten Kate jr. ist am 18. Mai von Southampton nach Paramaribo abgereist, um von da eine Forschungsreise nach dem Inneren von Surinam anzutreten. Noch einige Tage vor der Abreise empfing er die Nachricht, daß Dr. Emil Riebeck zu Halle a./S. ihm eine Beihilfe von 3000 Mark zugewiesen hat, ohne irgend welche Bedingung an dieselbe zu knüpfen. Dadurch und durch die Unterstützung des Prinzen Roland Bonaparte wird es dem Reisenden möglich gemacht, seine Reise im Inneren des Landes auf einem größeren Maßstabe einzurichten, als er sich vorgenommen hatte, so daß wir guten Ergebnissen für die Ethnographie von Surinam entgegensehen dürfen.

Vermischtes.

— Ein Handbuch, das für Jeden, der sich mit Geographie in irgend einer Form beschäftigt, getrost als unentbehrlich bezeichnet werden kann, ist A. Supan's „Grundzüge der physischen Erdkunde". (Mit 139 Abbildungen im Text und 20 Karten in Farbendruck. Leipzig, Veit u. Comp., 1884.) In gedrängter übersichtlicher Form giebt es eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten über die physikalische Geographie, und nicht nur der gebildete Laie, für welchen der Vorrede nach das Buch hauptsächlich geschrieben ist, sondern auch der Fachmann wird darin manches Neue und manche Anregung finden. Die zahlreichen, sehr umsichtig ausgewählten und gut ausgeführten Illustrationen sind eine sehr angenehme Zugabe und werden nicht verfehlen, dem Buche die verdiente Verbreitung zu verschaffen.

— Tietze, Dr. Emil, über Steppen und Wüsten. — Ein Vortrag, gehalten im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien am 3. Decbr. 1884. (Wien 1885. 63 S.). Die „Verwüstungsfrage", welche in den letzten Jahren so manchen Forscher beschäftigt hat, findet in dieser sehr hübsch geschriebenen Broschüre eine sehr eingehende und gründliche Besprechung. Im Gegensatz zu den Pessimisten, welche in der Wüstenbildung die nothwendige Folge jeder dauernden Kultur sehen, kommt Tietze zu der Ansicht, daß seit historischen Zeiten und noch geraume Zeit darüber hinaus eine wesentliche Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse in den heutigen Wüsten und Steppen nicht stattgefunden habe, und daß dieselben Bedingungen ihre Entstehung verdanken, auf welche der Mensch auch nicht den geringsten Einfluß ausüben kann. Gegen seine Schlußfolgerungen dürfte schwerlich viel einzuwenden sein; nur die Gründe, welche er gegen die Behauptung, daß das Kameel erst zur Zeit der Ptolemäer in die Sahara eingeführt worden sei, vorbringt, können als beweisend nicht anerkannt werden. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

II.

22. Juni. Der heftige Wind wirbelte den Staub hoch empor; dabei gewährt das Thal einen freundlichen Anblick; allenthalben heben sich Gruppen von Pfefferbäumen mitten aus zahlreichen mit Roggen, Weinstöcken und Feigenbäumen bestandenen Flächen ab. Dies ganze Gebiet ist ungemein reich und ein mit Verständniß und Sachkenntniß und dem nöthigen Material von praktischen Leuten betriebener Weinbau würde hier wohl glänzende Resultate liefern.

Längs des Weges reihen sich zahlreiche niedliche Häuschen an einander. In Palca Grande wurde der dieses furchtbare Thal durchfließende Rio Grande passirt, der ungefähr 100 bis 120 m breit sich in den Pilaya, einen Nebenfluß des Pilcomayo, ergießt. Die Furt ist tief und sehr gefährlich. In Pampa Sancos, wo die Reisenden zu Mittag ankamen, begann die Wärme fühlbarer zu werden. Sie gelangten nun auf einem durch rothen Sandstein und Thon gebahnten Wege am Bergrande entlang in die Schlucht oder vielmehr in die langen, gewundenen Felsengänge von Camataqui. Der Wind verfängt sich hier mit einer solchen Heftigkeit, daß die aufgewirbelten Staubwolken ganze Tage lang das Licht der Sonne verdunkeln. Während seiner ganzen Wanderungen durch die Anden sah Thouar niemals so pittoreske Felsbildungen: man könnte sie ihrer Form nach mit großen Wasserwogen vergleichen, eine der anderen folgend, jede eben im Begriff, sich zu überstürzen.

Um 5 Uhr kam die Expedition in der kleinen Ortschaft Camataqui an, wo ihr ein Unterkommen in einem Privathause mit dem sichtlichen Bestreben, ihr den besten Raum zu überlassen, zu Theil wurde.

23. Juni. Der Abends vorher gedungene Führer hatte die Nacht und einige im Voraus erhaltene Realen dazu benutzt, sich zu berauschen und kam früh erst nach einstündigem Warten endlich an. Es ist dies Sichbetrinken am Vorabend der Abreise eine verbreitete, aber für den Reisenden schreckliche Sitte, da er völlig in der Hand dieser Leute ist und ohne sie nicht aufbrechen kann. Um 8 Uhr war endlich Alles bereit. Der Weg war breit, dabei staubig und öde; nicht eine einzige Hütte war sichtbar, nichts als einzelne Gruppen von Algarroben. Mittags erreichte man die kleine Ortschaft Don Juan und wanderte dann in dem damals ausgetrockneten Flußbette weiter, bis man Abends 6 Uhr endlich in dem durch zwei Hütten repräsentirten Totorilla anlangte, wo anfangs jede Aufnahme verweigert wurde. Vergebens bot Thouar alle seine Ueberredungskünste auf, deren er fähig war, um eine der die Hütten bewohnenden Indianerinnen zu bestimmen, ihnen einen kleinen Raum im Inneren derselben zu überlassen. Sie wurden von einer zur anderen gewiesen, es war weder ein Plätzchen für sie übrig, noch irgend etwas zu essen vorhanden, angeblich nicht einmal ein Ei, obgleich sie die Hühner schaarenweise herumschwärmen sahen. Die müden, hungrigen Thiere mußten denn auch schließlich auf die Fütterung verzichten und nur eine alte in seiner Tasche in Vergessenheit gerathene Brodkruste in Wasser getaucht



Schlucht Camataqui.

hindert Thouar, sagen zu können, daß er sich an diesem Abend ohne irgend etwas zu essen zur Ruhe begab. Einige Baumzweige dienten den Reisenden als Dach; die Nacht war sehr kalt, 6° C. unter Null.

24. Juni. Die Wirthsrechnung war ja rasch beglichen, aber es stand ein starker Marsch bevor, so daß Thouar Angesichts seiner ermüdeten, hungrigen Thiere den Aufstieg auf die Höhen von Escallachi, die sie passiren mußten, besonders fürchtete. Nichtsdestoweniger langten sie auf dem Plateau an, von wo aus sie das grünende Thal von Tarija, von einer Hügelkette umsäumt, vor sich ausgebreitet sahen. Der treppenförmige Abstieg war sehr mühsam, durch die Unzahl loser rollender Steine, die bei jedem Schritte der Wanderer die Lage ihres Schwerpunktes veränderten, während der Staub sie am Sehen hinderte. Im Dorfe San Lorenzo überließen sie sich einem kurzen Schlafe.

25. Juni. Um 2 Uhr Morgens wurde gesattelt und geladen, und um 6 Uhr entrollte sich zu den Füßen der Reisenden das Bild der von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchteten Stadt Tarija.

Im Hotel Jugavi, wo Thouar abstieg, war er zwar sehr gut beherbergt, aber von Beköstigung war nicht die Rede. Während er noch überlegte, auf welche Weise diese zu bewerkstelligen sei und sich nach einer eiligen Toilette deswegen in der Stadt umsehen wollte, klopfte es an die Thür. Er empfing Besuch und gleichzeitig damit eine Einladung zum Mittagessen. Eine Minute später klopfte



Ansicht von Tarija.

es wieder: ein zweiter Besuch und eine zweite Einladung zum Mittagessen. Nach abermals fünf Minuten wieder Klopfen, worauf aber gleich zwei zusammen eintraten: es war eine Procession von Besuchern und eine Litanei von Einladungen für mehr Zeit, als Thouar in Tarija zu verbringen beabsichtigte. Nun war die Essensfrage gelöst: er blieb der Bewohner des Hotels, wurde aber der Gast von ganz Tarija.

Seine Ankunft war übrigens dem Präfekten durch einen expreso, einen Courier der Regierung, angekündigt worden; man kannte den Zweck seiner Reise, ließ aber ganz außer Acht, daß er nur 2 bis 3 Tage in Tarija bleiben wollte. Doch sollte es anders kommen: ein Expeditionskorps von 200 Mann rüstete sich zum Abmarsche nach Santa Barbara am Pilcomayo, um Teyo definitiv in Besitz zu nehmen. Außerdem wurde in einer berathenden Sitzung der Spitzen der Militär- und Verwaltungsbehörden Thouar's Reiseprojekt als außerordentlich gefahrvoll beurtheilt und zugleich bestimmt, daß er bis Caïza mit der Kolonne reisen solle.

Vierzehn Tage vergingen bei diesem Warten; er hatte sicherlich keinen Grund, dieses zu bereuen, aber ihn trieb es zum Pilcomayo hin. Tarija ist wesentlich eine Handelsstadt, und bildet das Eingangsthor zu den reichen südlichen Gebieten. Es ist gut gebaut, von malerischer Lage und von angenehmem, sehr gesundem Klima. Lassen wir hier den Reisenden selbst weiter sprechen: „Ich möchte es nicht unternehmen, mit allen Einzelheiten die Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes und die höchst reizvollen Beobachtungen zu erzählen, die ich dort habe machen können. Ich müßte ganze Seiten damit ausfüllen und möchte mich

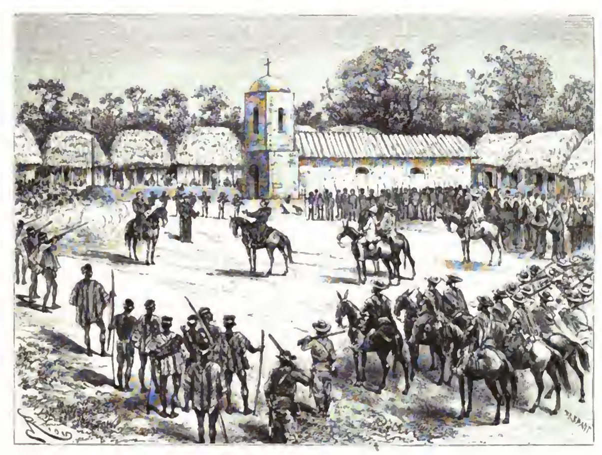


Die Mission Aguairenda.

hier kurz fassen. Tarija ist eine kleine Stadt, aber das Herz seiner Bewohner ist sehr groß. An dem Tage, wo ich später die unerforschten, verrufenen und schreckensvollen Gebiete am Pilcomayo betrat, wo die tiefempfundensten Erinnerungen nochmals vor meiner Seele auftauchten, da richtete sich mein letzter Blick über die Cordilleren hinüber nach Tarija hin, welches mich eine Zeit lang hatte vergessen lassen, daß Frankreich an 3000 Meilen davon entfernt liegt.

Der Augenblick der Abreise kam heran und tief ergriffen verließ ich die Stadt, wo im Jahre zuvor Crevaux und seine Gefährten dieselben Beweise und Kundgebungen des offenherzigsten Wohlwollens gefunden hatten. Das Bataillon paradirte unter dem Beifall der ganzen Bevölkerung und marschirte mit Musik in der Richtung nach dem Chaco ab. Zwei Tage darauf, am 9. Juli, folgte ich, begleitet von einem bolivianischen Delegirten und dessen Sekretär, dem Obersten Estenforro.

Abends machten wir Halt in Santa Anna, der großartigen Besitzung der Wittwe des Generals O'Connor d'Arlac. Eine prächtige Allee, von Crevaux die Seufzerallee genannt, ganz eingefaßt von Weiden und Pfefferbäumen, führte uns in das Wohnhaus, an dem ein klarer Bach vorbeifloß. Ein gutes Abendessen harrte hier unser, und über mich kamen trübe Gedanken: war dies hier doch die erste Station, die Crevaux gemacht hatte, und von welcher aus er dem Tode entgegen ging. Man drängte sich um mich, doch zog ich mich zeitig zurück, ich fühlte das



Ankunft in der Mission Aguairenda.

Bedürfniß nach Einsamkeit. Am 10. und 11. Juli ging es über La Canaleta und Narvaez bis San Luis.

12. Juli. Wir brachen erst um 11 Uhr auf, langsam, immer langsam. Wir erstiegen einige Höhen, ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß, außer etwa, daß der durch den Regen aufgeweichte Lehmboden unsere Maulthiere zu einem langsamen, unsicheren Gange zwang. Das Thal von San Luis breitete sich grünend und malerisch vor uns aus; das Bataillon war schon Tags zuvor angekommen. Als wir um 8 Uhr Abends anlangten, concertirte zur größten Freude der Bevölkerung die Musik.

13. Juli. Wir blieben wegen des anhaltenden Regens der letzten Nacht in San Luis, weil wir fürchten mußten, daß unsere Leute auf dem durchweichten Boden den Marsch nicht würden fortsetzen können. Zwei junge Bolivier, die Brüder Balverde, welche mit Crevaux ihren Untergang fanden, stammten aus San Luis; ich besuchte ihre arme Mutter, welche Kummer und Verzweiflung dem Wahnsinn nahe gebracht.

14. Juli. Wir brachen mit dem Bataillon um 11 Uhr auf. Einige Männer und Weiber vom Stamme der Chiriguanos-Indianer, welche wir beim Fischfang am Flusse Santa Anna überraschten, flohen bestürzt bei unserer Annäherung; wir versuchten ihnen Zutrauen einzuflößen; aber unsere Flinten schreckten sie ab. Ich war wahrhaft erstaunt, mit welcher Leichtigkeit die Soldaten mit allem Gepäck und ihren nackten Füßen die letzten Berghöhen erstiegen; klein, untersetzt, lebhaft, ertrugen sie mit gleicher

Gemüthsstimmung Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte. Der Marsch nach Suaruro, wo wir Abends 6 Uhr ankamen, war lang und mühsam, aber durch Nichts wurden sie aufgehalten. Ihnen Tritt auf Tritt folgend, erkannte ich in ihnen unermüdliche Fußgänger. Sie kamen im Lager an, nicht um sich auszuruhen, sondern um aus der Tiefe ihres Gepäcksackes eine Bandola, Guitarre oder eine Flauta hervorzuholen; letztere ist ein kleines Flageolet, dessen eigenartige, wilde und klagende, tiefe oder gellende Töne Liebeslieder zu begleiten bestimmt sind. Das Lager wird lebendiger und erscheint unter den letzten bleichen Strahlen der untergehenden Sonne in einem sonderbaren Lichte; dann flackern die Lagerfeuer auf, die einzelnen Gruppen gegen den dunklen Hintergrund hell beleuchtend, während die Marketendereien des Bataillons den chupe (berauschendes Getränk) und asado (geröstetes Fleisch) gleichsam traditionell an allen Tagen und bei allen Mahlzeiten, zubereiten.

Es war die Feier meines Geburtstages; ich vollendete heute mein dreißigstes Lebensjahr."

Eine gute Stimmung und eine gewisse Begeisterung belebten den Weitermarsch, der während der folgenden Tage ohne erwähnenswerthes Ereigniß verlief, bis man am 16. Juli Ivitivi erreichte. Am 17. Juli wurde in Carapari gelagert, einem in einem flachen, 150 bis 200 m breiten Thale gelegenen Orte, Tags darauf gelangten die Reisenden Mittags auf den Gipfel der Höhe von Aguairenda, 1384 m hoch. Hier hielten sie einige Zeit . . . Die letzten Erhebungen, die letzten Terrainfalten des Gebirgskolosses der Anden verliefen sich hier, allmählich sich glättend gewissermaßen wie in einem letzten Aufflackern, einer letzten Wellenbewegung, um sich dann in den grünenden Flächen des Chaco wie ins Unendliche zu verlieren. Von hier aus erkannte man unten die Missionsstation an ihrem großen mitten in einem rechtwinkeligen Platze aufgepflanzten Holzkreuze; links davon, in einer Entfernung von ungefähr 3 Meilen, Caïza, versteckt im Grün; noch weiter nach Norden zu den Pilcomayo, schweigend und ruhig wie ein schmales weißes Band in der Sonne sich spiegelnd . . . dann noch weiter, nichts als Eintönigkeit und Unermeßlichkeit.

Dieser Blick in das Unbekannte hinaus blieb nicht ohne einen tiefen Eindruck auf Thouar; er mußte Crevaux' und seiner Gefährten gedenken, welche vor Jahresfrist von derselben Stelle aus dasselbe großartige majestätische Schauspiel bewundert und dann dahin gezogen waren, um dort unterzugehen, in voller Jugendkraft, voller Hoffnungen für die Zukunft, verrätherisch hingemordet.

Eine Stunde später war man im Thale angelangt und schlug den Weg zur Mission ein; die Chiriguanos-Indianer standen hier in zwei Gliedern geordnet und begrüßten die Ankommenden mit einer Gewehrsalve, während die kleine Glocke der Kapelle ertönte. Anderen Tages wurde mit den Truppen in Caïza Quartier bezogen und ungefähr einen Monat dort verweilt.

Hier möge in kurzen Zügen der Einzelheiten der Reise des Doktor Crevaux gedacht werden, welcher er und die Seinen zum Opfer fiele. Er reiste im Auftrage der französischen Regierung von Bordeaux nach Buenos-Ayres mit dem Plane, den oberen Lauf des Paraguay-Flusses zu erforschen und von hier aus nach dem Amazonas vorzudringen. In Buenos-Ayres gelang es einigen maßgebenden Persönlichkeiten, darunter auch den Vertretern der Republik Bolivia, ihn mehr für den noch wenig bekannten Pilcomayo zu interessiren, bei dessen Durchforschung sich wichtige Anhaltspunkte für die Schaffung eines Handelsweges zwischen Bolivia, Paragnay und Argentinien gewinnen lassen konnten. Er reiste deshalb, von der argentinischen Regierung durch Bewilligung von zwei Marinematrosen unterstützt, mittels Eisenbahn von Buenos-Ayres nach Tucuman und wanderte von hier nordwärts zur Grenze Bolivias hin, wo er am 16. Januar 1882 ankam und dann nach Osten seinen Weg fortsetzte. Am 8. März gelangte er nach Tarija, wo sich ihm der Vorstand der Mission der italienischen Franziskaner, Pater Doroteo, anschloß, der ihm durch seine Kenntniß von Land und Leuten von größtem Nutzen war. Auf der Weiterreise erfuhren sie in Caïza, daß von hier aus einige Tage zuvor eine militärische Expedition gegen die Tobas, einen sehr verrufenen Indianerstamm am Pilcomayo, zur Bestrafung derselben wegen mehrerer von ihnen verübter Diebstähle ausgezogen sei. Alle Versuche, dieses Unternehmen rückgängig zu machen, da durch die feindselige Stimmung dieses Stammes Crevaux' Pläne zum Scheitern gebracht werden mußten, waren vergeblich, ebenso aber auch die Bemühungen der Missionare, jenen unter diesen Umständen von seinem Vorhaben abzubringen. Am Pilcomayo, und zwar in der Mission San Francisco angelangt, wurden vier Boote aus Brettern gezimmert, welche seit 6 Jahren zum Bau einer neuen Kirche gesammelt worden waren, und der dazu nöthige Aufenthalt zu geographischen und ethnographischen Studien benutzt. Inzwischen hatte die kriegerische Expedition gegen die Tobas ihr Ende erreicht, wobei letzteren ungefähr 12 Leute getödtet und 7 Kinder als Gefangene mit weggenommen worden waren. Um den Stamm einigermaßen zu beruhigen, wurde ein von Pater Doroteo auf einer der Missionen ausfindig gemachtes Toba-Weib mit einem der gefangenen Kinder und reichen Geschenken dem Stamme zugeschickt, nachdem sie versprochen hatte, den Ihrigen den durchaus friedlichen Charakter der Expedition Crevaux' zu schildern und mit ihren Stammesgenossen zu ihm zurückzukehren. Doch sie blieb aus und zugleich begannen auch die Feindseligkeiten der Tobas, indem sie einige Indianer einer benachbarten Mission überfielen, und sie theils tödteten, theils verwundeten. Trotzdem stand Crevaux von seinem Vorhaben nicht ab. „Soll ich sterben", sagte er, „nun so sterbe ich, aber ohne Wagnisse wird nichts entdeckt, und man bleibt ewig im Dunkeln." Am 19. April erfolgte die Abreise von der Mission San Francisco und unter tiefer Erregung und den herzlichsten Segenswünschen aller Angehörigen der Mission entschwanden an einer Krümmung des Flusses die vier Boote ihren Blicken.

Paul Reichard's Bericht über die Reise nach Urua und Katanga.

Die Ostafrikanische Expedition nähert sich nach fünfjähriger Thätigkeit ihrem Abschlusse. Nach den unten folgenden, am 26. Mai in Berlin eingegangenen Nachrichten dürfen wir das einzig überlebende Mitglied, Herrn **Paul Reichard**, der sich ursprünglich der Expedition als Volontär angeschlossen hatte und nun dieselbe unter besonders schwierigen Verhältnissen in vortrefflicher Weise zu Ende geführt hat, schon in den nächsten Wochen in Deutschland erwarten.

Die Arbeiten der Expedition sind, wie bekannt, in den ersten Jahren durch vielfache äußere Schwierigkeiten und manches schwere Mißgeschick gehemmt worden. Trotzdem haben sie durch die Ausdauer und Befähigung der beiden verstorbenen wissenschaftlichen Mitglieder, Dr. **Kaiser** und Dr. **Böhm**, die werthvollsten Beiträge zur genaueren Kenntniß des Landes im Osten des Tanganika geliefert. Namentlich sind die astronomischen und topographischen Arbeiten Kaiser's von grundlegender Bedeutung.

Als der in geographischer Hinsicht weitaus wichtigste und ergebnißreichste Theil erweist sich aber der letzte Abschnitt der Reise, der im September 1883 von Dr. Böhm und P. Reichard vom Tanganika aus unternommene Vorstoß nach Südwesten in das noch so wenig aufgehellte Quellgebiet des Congo. Freilich haben die reichen Erfolge durch den Tod des vortrefflichen Dr. Böhm theuer erkauft werden müssen.

Die soeben in ihren Hauptergebnissen bekannt werdenden, ein Jahr vorher, gleichfalls unter den größten Gefahren und Entbehrungen durchgeführten Reisen des vom französischen Unterrichtsministerium in dieselben Gegenden entsandten Schiffsfähnrich **Victor Giraud** bringen uns zwar wesentliche und sehr schätzbare Ergänzungen und Berichtigungen der letzten Aufnahmen Livingstone's zwischen dem südlichen Tanganika und den durch den Luapula verbundenen Seen Bangueolo und Moero (Meru Reichard's), am Eindringen in das ganz unbekannte Gebiet im Nordwesten dieser Seen wurde der französische Forscher aber durch die Gewaltthätigkeit der Häuptlinge Mere-Mere und Cazembe verhindert (vergl. seinen Bericht nebst Karte im Compte rendu de la Soc. de geogr. de Paris 1885, Nr. 7 und 8).

Im Gegensatz dazu liegen die Reisewege unserer deutschen Forscher so glücklich, daß sie durchweg ganz neues und zwar ganz besonders interessantes Gebiet erschließen; sie kreuzen, zum Theil wiederholt, sämmtliche rechten Nebenflüsse des oberen Lualaba-Congo, berühren diesen mächtigen Strom selbst soweit aufwärts, wie Niemand vor ihnen, und füllen überhaupt in erwünschtester Weise die große klaffende Lücke zwischen den Aufnahmen Cameron's im Westen und denen Livingstone's im Osten.

Station Mpala, im December 1884.

Mein Telegramm folgenden Inhalts ist, hoffe ich, in Ihren Besitz gelangt:

Afrikanische Gesellschaft Berlin. Mpala, December 1884. Böhm todt. Upämbasee, Lufira, Kupferminen Katanga entdeckt. Kredit Zanzibar 37 000 Mark nöthig. Komme Mai. Reichard.

Bei meinem Eintreffen in Zanzibar hoffe ich, die Summe angewiesen vorzufinden, zumal ich schon in Tabora Anweisungen zu schreiben genöthigt sein werde, um dann unverzüglich meine Heimreise antreten zu können.

Mein lieber Freund, Dr. **Richard Böhm**, ist am 27. März 1884, Nachmittags 12 Uhr, nach zehntägigem, sehr schwerem Krankenlager unter unsäglichen Schmerzen am Fieber gestorben, und zwar während der Belagerung von Katapäna im südlichen Urua, drei Tagereisen südlich vom Upämbasee.

Betreffs des erbetenen Kredits habe ich zu bemerken, daß in der hohen Summe Löhne für Askari von 2½ und 3 Jahren und für Träger von 1½ Jahren vom Luapula an einbegriffen sind. Ich hoffe jedoch, durch Auszahlung der Träger in Tabora mit Stoffen noch bedeutende Ersparnisse zu machen.

Ueber den Verlauf und Erfolg unserer Reise fasse ich mich nur ganz kurz:

Am 1. September 1883 brachen wir von der neuen belgischen Station **Mpala** am Tanganika auf und erreichten am 27. September den **Luapula**, wie der östliche Lualaba allgemein von den Eingeborenen bis zu seinem Zusammenflusse mit dem eigentlichen Lualaba genannt wird. Wir haben es uns zum Grundsatze gemacht, überall die einheimische Nomenklatur beizubehalten. Der Luapula ist an den von mir gesehenen Stellen 150 m im Durchschnitt breit und nicht schiffbar.

Am 27. Oktober erreichten wir die Grenze des Landes des großen und mächtigen Häuptlings **Msiri** oder **Msirri**.

Am 26. November überschritten wir den **Lufira** bei der Einmündung des **Likulwe** in denselben. Am 2. December erreichten wir **Kagoma** an letzterem Flusse, von wo wir nach einmonatlichem Aufenthalte nach **Urua** zu dem Kriegslager des Msiri aufbrachen. Derselbe lag schon seit sechs Jahren mit den Warua in Streit und war bis zum **Kinkondiasee**[1]) vorgedrungen, ohne etwas erreichen zu können. Er befand sich augenblicklich auf dem Rückmarsche. Am 20. Januar 1884 erreichten wir sein Lager bei **Katapäna**, nachdem wir die **Biano**- oder **Mitumbaberge** überschritten hatten. Am 4. Februar entdeckten wir den **Upämbasee**, welcher ebenso groß wie der Kikwa ist und unmittelbar südlich vom Kinkondiasee liegt. Letzterer ist nach Aussage der Eingeborenen bedeutend kleiner als der Upämba. Wir, d. h. unsere Leute, erstürmten dort ein Dorf. Am 26. Februar zogen wir mit Msiri als dessen Bundesgenossen vor Katapäna, unter der Bedingung, daß er die Befestigung mit Sturm nehmen solle, da wir uns auf eine lange Belagerung der kostbaren Zeit wegen nicht einlassen könnten. Msiri wagte jedoch keinen entscheidenden Schritt, da er persönlich zu unentschlossen und feige ist, und so zog sich der Krieg unendlich in die Länge. Hier entdeckten wir heiße Schwefelquellen. In der Nähe von Katapäna befindet sich ein niedriger vulkanischer Kegel, der **Sambalulu**.

Am 16. März Abends wurde Dr. Böhm plötzlich von einem sehr heftigen Fieberanfalle erfaßt und verschied, wie schon oben gesagt, am 27. März, Nachmittags 12 Uhr. Ich verließ nun unmittelbar Urua, 20 meiner Ruga-Ruga gewissermaßen als Geißel dem mißtrauischen Msiri zurücklassend, um nach Katanga und den Quellen des Lufira und Lualaba vorzudringen.

In **Unkäa**, der Hauptstadt Msiris, wurde ich einen Monat aufgehalten. Am 24. Mai überschritt ich zum zweiten Male den Lufira, um in Katanga, das sich auf dem rechten Ufer des Lufira befindet, einzutreten. Am 27. Mai lagerte ich bei der elenden Residenz **Katanga's**, wie stets der jeweilige Häuptling heißt, und besuchte von hier aus zwei Kupferminen, welche außerordentlich reich sind, jedoch

---

[1]) Cameron's Kassati oder Kikonja-See, von diesem Reisenden zwar nicht ganz erreicht, aber doch aus einiger Entfernung von Norden her gesehen.

auf ein Verbot des Msiri hin nicht ausgebeutet werden.

Am 2. Juni sah ich mich gezwungen, etwa zehn Tagereisen von den Quellen entfernt, am Lufira umzukehren, da die feindselig gesinnten Waramba den Eintritt in ihre Länder verweigerten und ich nicht hinlänglich mit Munition versehen war, um mir denselben mit Gewalt zu erzwingen. Mit sehr schwerem Herzen mußte ich, so nahe meinem Ziele, umkehren. Nach Aussagen der Eingeborenen sollten die Quellen nur noch drei Tagereisen entfernt sein. Ich schätzte die Entfernung jedoch noch auf zehn.

Am 7. Juni erreichte ich Unkäa zum zweiten Male, um die Rückkehr Msiri's abzuwarten. Da mir hier Gerüchte von feindlichen Gesinnungen des Msiri zu Ohren



Vorläufige Skizze der Aufnahmen der **Deutschen Ostafrikanischen Expedition** unter Dr. Rich. Böhm u. Paul Reichard im Quellgebiet des Congo 1883 - 1884.
Maafstab 1: 3000000.

drangen, deren Wahrheit ich anzunehmen Gründe hatte, trotzdem ich Blutsbrüderschaft mit ihm gemacht hatte, so konnte ich nicht wagen, Unkäa zu verlassen, um kleinere Ausflüge zu unternehmen.

Nach Msiri's erfolgter Rückkehr nach Unkäa trat seine feindliche Absicht offen zu Tage. Er hatte beschlossen, mich und meine beiden Wanjapara, sowie meinen Fahnenträger, zu tödten und alles aufgeboten, mich in seine Netze zu locken, um sich dann in Besitz meiner vermutheten Reichthümer zu setzen. Mich in meinem Lager anzugreifen, wagte er nicht.

Als ich ihm nach Ueberwindung eines heftigen Fieberanfalles, des einzigen seit 17 Monaten, sagen ließ, ich wolle zurückkehren, ließ er mir verkünden, daß ich ein inzwischen zur Ueberschreitung des Lufira und Luapula angefertigtes Boot und eine Menge Geschenke zurückzulassen

habe. Im anderen Falle werde er meinen Uebergang über den Lufira mit Gewalt verhindern. Ich brach, ohne ihm das Gewünschte bewilligt zu haben, mit Trommeln und fliegenden Fahnen am 25. September auf, fast ganz von Mitteln entblößt, nur mit Lebensmitteln für zehn Tage versehen. Im Ganzen standen mir nur 120 Yard schlechter Stoffe von der Westküste, einige bunte Taschentücher und 10 Pfund weißer Perlen zur Verfügung. Damit mußte ich mich bis zum Tanganika durchschlagen. An Munition besaß ich für 80 Vorderlader Pulver und Blei in Menge, jedoch nur je 15 Zündhütchen pro Gewehr; für 30 Hinterlader nur je 20 Patronen. Am 28. September langte ich, einen südlichen Weg einschlagend, am Lufira an und fand auf dem gegenüber liegenden Ufer wirklich etwa 150 Bewaffnete vor. Nach kurzem Kampfe erzwang ich mir den Uebergang, steckte am nächsten Tage ein Dorf in Brand und erstieg nach drei weiteren Gefechten den Bergzug der Kunde Irunde, nachdem ich mich leider genöthigt gesehen hatte, drei Lasten schöner ethnographischer Sammlungen, eine Menge Trommeln, drei Lasten Kriegstrophäen, Blei, Kisten und Kleider wegzuwerfen und zu verbrennen, um die Träger zu erleichtern und mit Lebensmitteln zu beladen.

Unkäa hatte ich ohne Führer verlassen, uns einem der Karawane von Unkäa aus folgenden Weibe anvertrauend, welches den Weg zu kennen erklärte. Nach zweitägigem weiteren Marsche hatten wir uns auf dem Hochplateau in der menschenleeren Wildniß verloren und folgte ich nun meinem Kompasse ohne Weg und Steg.

Die Lebensmittel waren ausgegangen, Wild nicht vorhanden, meine Leute durch Regen, Kälte, Hunger und die ewigen Nachtwachen aufs Aeußerste erschöpft. Es starben z. B. drei Kinder in Folge der äußerst heftigen Regengüsse während des Marsches und einer meiner Askari an den Folgen eines vergifteten Pfeiles, welche fast alle Nacht ins Lager geschossen wurden. Es bedurfte der Aufbietung aller Energie; ich ließ ein zufällig entdecktes Dorf überfallen, den Häuptling und eine Menge Bewohner gefangen nehmen, um sie zu zwingen, Lebensmittel zu verabreichen und uns den Weg zu zeigen. Erstere waren nicht vorhanden. Schließlich rettete ich die nur von Wurzeln und Pilzen lebende Karawane nur dadurch, daß es mir gelang, einen Büffel zu erlegen, der, wie durch eine höhere Macht geschickt, in der wildarmen Gegend in unsere Hände fiel.

Am 15. Oktober erreichte ich unsere alte Route und entließ meine Gefangenen. Von Minula an einen kürzeren Weg bis Kaseveva einschlagend, überschritt ich den Luapula am 6. November eine Tagereise nördlich von seinem Ausflusse aus dem Meru, den ich leider wegen Mangel an Stoffen zum Einkaufe von Lebensmitteln nicht aufsuchen konnte. Den Rückweg habe ich nicht aufgenommen, da ich körperlich und geistig gänzlich abgespannt war.

Am 12. November gelangte ich bei Riwiwa in Marungu an, nachdem ich meine Karawane zum zweiten Male durch Erlegung eines Wasserbocks und zweier Zebuantilopen vom Hungertode errettet hatte. Als ich während eines heftigen Regengusses in dem Dorfe des Häuptlings angelangt war und meine Leute sich unter die Hütten flüchteten, schoß man mit Pfeilen nach mir. 10 Minuten später war ich Herr der Situation und ließ den auf die Berge geflüchteten Wanjamarungu erklären, daß ich nur Lebensmittel nehme, denn ich hatte nichts mehr zum Einkaufe. Da wir jedoch Tag und Nacht durch ihre Pfeile belästigt wurden, ließ ich das Quikuru Rswiwas erstürmen. Ich kam am 30. November 1884 auf der belgischen Station Mpala an, wo ich, von Lieutenant Storms auf das Freundlichste und Zuvorkommendste aufgenommen, mich von den großen Strapazen in Ruhe erhole.

Am 4. December nahmen meine Leute und ein Theil der Askari der Station das Quikuru des Lusinga ein, wobei Lusinga selbst im Kampfe fiel. Die Situation der Station erforderte dies und hatte auch ich noch ein Hühnchen mit meinem schlechten Blutsbruder zu rupfen.

Ich will noch kurz einiges über den Lualaba sagen.

Der Congo entsteht durch den Zusammenfluß des Lualaba und des Luapula. Ersterer ist als der Hauptstrom zu betrachten und für die Schiffahrt äußerst wichtig. An einer von uns gesehenen Stelle etwas südlich vom Upämbasee schätze ich ihn auf 300 bis 500 m Breite. Nach Aussage der Eingeborenen soll er von der Höhe von Katanga an bis nach Manjuema ohne alle Stromschnellen und Katarakte und schiffbar sein. Er bildet mit dem Upämbasee beginnend eine ganze Reihe von größeren und kleineren Seen. Er fließt hier von Südwesten nach Nordosten parallel mit den Piano- oder Mitumbabergen, deren letzte Ausläufer meiner Ansicht nach im Kap Tembue am Tanganika zu suchen sind. Die wirklichen Quellen des Lualaba glaube ich viel weiter im Süden annehmen zu müssen als auf dem berühmten Quellberge, auf welchem übrigens nur drei Flüsse entspringen sollen, außer einem nach Süden fließenden, dessen Namen ich nicht habe erfahren können, der Lualaba und der Lufira.

Der Lufira ist an drei von mir gesehenen Stellen 50 bis 60 m breit und sehr tief, an der vierten südlichen nur 30 m breit. Er bildet zwei Wasserfälle, einen drei Tagereisen östlich von Unkäa bei der Salzebene Muacha, welche ich durch die Ungunst des Schicksals ebenfalls nicht in Augenschein nehmen konnte, und einen zweiten, den Djosfall, 100 m breit und 25 m hoch, bei dem Eintritte des Flusses in die Pianoberge, welche er ebenso wie der Luapula durchbricht. Von hier an soll er nicht mehr schiffbar sein.

Der Luapula ist, wie schon erwähnt, durchschnittlich 150 m breit und nicht schiffbar. Bei seinem Austritte aus dem Meru durchbricht er das Kunde-Irunde-Gebirge, welches sich in einem Bogen um den Meru zieht, durchströmt auf kurze Strecke eine Ebene, um bei den Tafelbergen Kivele und Mlováloa die Mitumbaberge zu durchbrechen. Er bildet unzählige Wasserfälle und Stromschnellen und ist für Schiffahrt ohne jede Bedeutung.

Das Reich des Msiri ist im Norden durch Urua begrenzt, von dem es noch einen Theil einschließt, im Osten durch die Kunde-Irunde-Berge, im Süden schließt es einen Theil von Iramba ein und im Westen reicht es bis zum Lualaba.

Msiri verfügt über eine Macht von 2000 bis 3000 Feuersteingewehren und über ebenso viele, wenn nicht mehr, Weiber. Es findet hier ein sehr lebhafter Handel nach der Westküste statt mit Elfenbein, Kautschuk, Wachs und hauptsächlich mit jungen Sklaven. Das Kupfer auszubeuten, hat Msiri verboten aus politischen Rücksichten, welche darzulegen hier zu weitläufig wäre. Die von Westen kommenden Händler versehen sich nur mit ganz Wenigem zum Unterhalte unterwegs.

Msiri hat eine hohe breite Gestalt mit vollen Muskeln. Das Gesicht ist häßlich und äußerst unangenehm, mit weit vorspringender Stirn, kleinen zugekniffenen, lichtscheuen Augen, breiter Nase und breiten Lippen mit herabgezogenen Mundwinkeln. Er trägt einen kleinen Knebelbart, in den sich graue Haare mischen. Die Haare trägt er in langen, zu fingerdicken, fetttriefenden Strähnen zusammengebackenen Locken. Er ist grausam, hinterlistig und äußerst lügenhaft.

Er liebt sehr Menschen zu tödten, und zwar durch Eingraben bis zur Brust, wobei die Arme frei bleiben. Die Unglücklichen werden dann dem Hungertode überlassen.

Ich bin augenblicklich hier aufgehalten, da das Kurierboot, mit welchem ich über den Tanganika zu setzen gedenke, in Karema ist. Den größten Theil meiner Karawane werde ich bei Kapampa übersetzen lassen.

Ich gedenke im Mai in Europa einzutreffen.

P. S. Dr. Böhm war nicht im Stande, große Sammlungen zu machen, da bei unserem Abmarsche von Mpala die aus Berlin erbetenen Gegenstände (Alkohol, Waffen und Munition) noch nicht in unseren Händen waren. Ich bitte noch den flüchtigen Stil zu entschuldigen, da ich jetzt keine Geduld mehr zu guten Aufsätzen habe.

Karema, den 20. Februar 1885.

Vorgestern Abend bin ich mit einem Theile meiner Karawane hier angekommen, während ein anderer sich in Kirandu und ein zweiter in Kariaria befindet. Ich gedenke den Weg über Kirandu und Gongue zu nehmen und komme so erst Ende März in Tabora an.

Ich treffe nun, wenn alles gut geht, erst im Juni in Europa ein.

Ich habe wiederholt des außerordentlich freundlichen und zuvorkommenden Empfanges durch Herrn Lieutenant Storms zu erwähnen, der alles aufbietet, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und der auch diesmal die Güte hatte, einen großen Theil meiner Karawane auf seinem von ihm erbauten Schiffe „Strauch" und einer kleineren Pirogue überzusetzen. Ich sowohl wie die Gesellschaft sind Herrn Lieutenant Storms zu großem Danke verpflichtet.

Prshewalski's vierter Brief von seiner Reise in Nordost-Tibet.

Wir veröffentlichten in Nr. 13 des 47. Bandes einen der drei Briefe, welche der Reisende Prshewalski an den Großfürsten-Thronfolger von Rußland gerichtet hat, nämlich den dritten, welcher die Entdeckung der Quellen des Hwang-ho oder Gelben Flusses ausführlich schildert. Vor Kurzem ist nun ein vierter Brief Prshewalski's im „Russischen Invaliden" (1885, Nr. 163) erschienen, welcher in Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Lob-nor, 29. Januar 1885.

Nachdem wir in Tzaidam fast einen Monat verbracht hatten, rückten wir weiter gen Westen nach Gas. Nach einigen Tagemärschen überfiel uns ein großes Ungemach: von den 73 Kameelen unserer Karawane erkrankten plötzlich 53 an einer besonderen Krankheit, welche von den Mongolen „Chas" genannt wird und darin besteht, daß den Thieren alle vier Füße anschwellen, während es gleichzeitig seine Freßlust verliert und der Körper überall sich heiß anfühlt. Es scheint, daß die große Sommerhitze und der feste, salzhaltige Erdboden die Krankheit erzeugen. Auch Pferde, Kühe, Schafe, kurz alle Hausthiere der Mongolen unterliegen derselben. Mit uns marschirte durch Tzaidam eine aus Tibet kommende und nach Sinin (Si-ning-fu) bestimmte Karawane, welche 2000 beladene Jaks bei sich hatte; fast alle ihre Thiere erkrankten gleichfalls am „Chas". Der Ausgang der Krankheit ist selten tödtlich; gewöhnlich wird das erkrankte Thier nach kürzerer oder längerer Zeit je nach seiner kräftigeren oder schwächeren Körperkonstitution wieder gesund. Zum Glücke waren unsere Kameele alle ausgezeichnet — noch jung und stark; wir verloren nur sieben Stück; die übrigen waren in 18 Tagen wieder gesund. Die ganze Zeit über blieben wir in unfreiwilliger Ruhe an einem und demselben Orte und erwarteten mit Ungeduld den Ausgang der Erkrankung unserer Kameele, weil davon aller Erfolg unseres weiteren Marsches abhing.

Am 18. September 1884 endlich konnten wir aufbrechen; wir marschirten durch das südliche Tzaidam längs dem Abhange des Tibetischen Gebirges, d. h. längs dem Kuën-lün, welcher wie eine hohe Mauer das tibetische Plateau im Norden begrenzt.

Das südliche Tzaidam bietet überall denselben gleichartigen Charakter dar; es ist eine weit ausgedehnte, salzhaltige Ebene, einst der Boden eines Sees, bewachsen in den an das Gebirge anstoßenden Gegenden mit Tamarisken und anderen Sträuchern; weiter vom Gebirge ab finden sich nackte Salzmoräste und ein lang ausgedehnter, von Osten nach Westen reichender, aber schmaler Salzsee Doba-sun-nor. In diesen See ergießen sich die vom Kuën-lün kommenden, für diese Gegend immerhin sehr beträchtlichen Flüsse Bajan-gol, Naidmin-gol und Ulun-muren. Außerdem bildet das vom Kuën-lün herabkommende Wasser unter der Erde hinströmend nahe den Bergen im Gebiete der Sträucher Quellen und kleine bewachsene Moräste. Hier hält sich eine Unzahl Fasanen auf, von denen wir gegen 250 Stück erlegten. An anderen Vögeln ist das südliche Tzaidam arm. Auch wilde Säugethiere sind nur wenige vorhanden, offenbar weil der salzhaltige, steinharte Erdboden die Hufe und Sohlen der Füße beschädigt. Nur im Herbst, wenn die Beeren eines Strauches (Chormyk) reifen, kommen aus Tibet in großen Mengen Bären hierher. In diesem Jahre (1884) waren wegen frühzeitigen Frostes die Chormykbeeren nicht gereift, so daß die im September hergezogenen Bären wieder nach Tibet zurückkehrten. Es wurden nur drei solcher Thiere getödtet.

In früherer Zeit, unter Tschingis-Chan, lebte, so berichtet die örtliche Tradition, sowohl im südlichen als im östlichen Tzaidam das Volk der Mongasen, wie es scheint, ein Türkvolk, welches sich an geeigneten Plätzen mit Ackerbau beschäftigte. Die Spuren alter Bewässerungskanäle sind noch jetzt am Abhange des Kuën-lün zu bemerken. Jetzt wird das ganze Land ausschließlich von Mongolen bewohnt; doch sind im südlichen Gebiete ihrer nur wenige. Sie führen ein faules Leben, treiben nur Viehzucht und sind außerordentlich schmutzig. Als wir von ihnen Butter kauften und ihnen den Vorwurf machten, daß dieselbe voll Schmutz und Haare sei, so antworteten sie in voller Ueberzeugung: „Man muß so leben, wie es Gott befiehlt. Er sendet uns Schmutz — wir müssen das annehmen." Ein tüchtiger, wahrhaftiger Nomade muß im Laufe eines Jahres wenigstens drei Pfund Haare seiner

Herden verzehren, wie der chinesische Ackerbauer ebenso Erde seines Feldes.

Die Mongolen erzählten uns folgende interessante Legende über den Ursprung der Russen: In alter Zeit wohnte in Mittel-Asien in einer Höhle als Einsiedler ein tugendhafter Lama, welcher fern von der Welt sein Leben mit Gebet verbrachte. Zufällig kam in die Gegend eine Nomadenfamilie, eine alte Mutter und deren Tochter. Die Tochter kam, als sie das Vieh hütete, zu der Höhle, wo der heilige Lama damals krank danieder lag. Das mitleidige Mädchen reichte dem Kranken saure Milch, doch wollte der Lama davon nicht genießen. Endlich gab er den Bitten der Jungfrau nach, nahm die Milch und aß dann alltäglich, bis er gesundete. Dann machte er zum Danke für seine Rettung das Mädchen zu seinem Weibe. Als das der Herrscher jenes Landes erfuhr, sandte er ein Kriegsheer ab, um den Lama, weil derselbe durch die Heirath eine schwere Sünde begangen, zu bestrafen. Sobald das Heer sich der Wohnung des Lama näherte, so brach dieser eine Anzahl Reiser von den Sträuchern und steckte sie rings um seine Jurte in den Erdboden. Dann betete er zu Gott und verwandelte so alle Reiser in Krieger, welche das feindliche Heer schlugen. Der erzürnte Herrscher sandte eine zweite und eine dritte Abtheilung, aber alles wurde geschlagen, denn die durch das Gebet des Lama erschaffenen Krieger brachen gleichfalls Reiser von den Sträuchern und verwandelten sie in wehrhafte Männer, so daß der Lama in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer besaß. Nach der letzten Niederlage seiner Kriegsmacht ließ der Herrscher den Lama in Ruhe; aber dieser wollte nicht länger auf Erden verweilen — er flog mit dem Rauche des Feuerherdes durch die obere Oeffnung der Jurte in den Himmel. Seinem zurückgelassenen Weibe aber überließ der Lama die Herrschaft über das aus Strauchwerk erschaffene Volk. Von diesem Volke stammen die Russen: sie haben einen weißen Körper und braune Haare, weil der Stengel der Sträucher hell und die einzelnen Reiser etwas dunkler sind.

Der Fluß Umn-muren bildet die westliche Grenze der salzhaltigen Ebene des südlichen Tzaidam. Weiter im Norden und Nordwesten des Höhenzuges Altyn-Tag fast bis zum Tarim-Becken erstreckt sich eine weite, wasserlose und unfruchtbare Ebene, deren Boden aus Löß, Sand und Geröll besteht. Hier giebt es viele Orte, welche noch nie ein menschlicher Fuß betreten, wohin nur selten wilde Kameele kommen. Wir haben nur zwei Stellen gefunden, welche reich an Quellwasser und Viehfutter sind, Gansy und westlich davon Gas. In der Gegend von Gas befindet sich ein 45 Werst (Kilometer) im Umkreise messender See gleichen Namens. Beide Gegenden, Gansy wie Gas, werden durch unterirdische, vom Kuën-lün und den angrenzenden Schneebergen herabkommende Ströme mit Wasser versorgt.

Nach Gas gelangten wir zu Anfang November; hier sollte eine Niederlage unseres Proviants und unserer Bagage für die Zeit der Exkursion nach Tibet errichtet werden. Doch mußte vorher der Weg zum Lob-nor, bis zu welchem es von hier nicht weit sein konnte, ermittelt werden. Um diese aufzusuchen, schickte ich zwei Kosaken und einen Mongolen aus. Sie ritten zwei Wochen, irrten einige Tage in den Schluchten des Altyn-Tag umher, fanden aber doch schließlich den Weg bis zu derjenigen Stelle, wo ich, vom Lob-nor kommend, im Jahre 1877 gewesen war. Jetzt, wo wir den Weg zum Lob-nor sicher kannten, durften wir uns daran machen, die benachbarten Lokalitäten von Gas aus zu erforschen.

Bei der Niederlage wurden sieben Kosaken unter der Leitung des Uradniks Irintschinow, meines beständigen Gefährten auf allen meinen centralasiatischen Reisen, zurückgelassen zur Bewachung alles überflüssigen Gepäcks, der Kameele und Pferde. Wir übrigen, 13 Personen mit 25 Kameelen und 4 Pferden, wandten uns nach Westen durch ein weites Thal, welches in einer Ausdehnung von 225 Werst sich zwischen dem Altyn-Tag im Norden und dem Kuën-lün im Süden hinzieht. Die Thalebene steigt nach Westen zu allmählich, so daß sie dort, wo die beiden genannten Gebirgszüge zusammenstoßen, eine absolute Höhe von 14 000 Fuß (4200 m) hat, während Gas nur 9000 Fuß (2743 m) hoch liegt. Das Thal hat die gleiche Richtung, wie alle in Central-Asien herrschenden Winde, nämlich von Osten nach Westen; dies, sowie die große Nähe der kolossalen Schneeberge, ist die Ursache der hier ununterbrochen wehenden Westwinde, derentwegen ich es das Thal der Winde genannt habe. Der Abstieg in die Ebene über den Altyn-Tag zur Stadt Tschertschen ist sehr bequem; ich vermuthe deshalb, daß hier der alte Weg von Chotan nach China gegangen ist. Der zweite Weg, weniger bequem, führte von Chotan über den Lob-nor zur Oase Sa-tschen. Andere Kommunikationswege kann es zwischen China und den Reichen am Kuën-lün nicht gegeben haben, weil zur Seite der eben genannten Wege entweder kolossale, unübersteigbare Berge sich erheben, oder eine wasserlose Sandwüste sich ausdehnt.

Auf die von Gas aus unternommenen Winterexkursionen verwandten wir 54 Tage; wir legten während dieser Zeit gegen 800 Werst zurück und durchwanderten absolut unbekannte Regionen, welche vollständig wüst sind und eine überaus arme Flora und Fauna besitzen. Wir erlegten hier gegen 100 Antilopen und entdeckten eine neue Art Bergschaf, welche ich Argali Dalai-Lama (Ovis Dalai-Lama) nannte. Geographische Neuigkeiten traten uns aber auf jedem Schritte entgegen; die wichtigste derselben betrifft den centralen Theil des Kuën-lün.

Das Gebirge Kuën-lün, eine hohe, das tibetische Plateau begrenzende Mauer, zieht sich von der verhältnißmäßig geringen Einsenkung von Tzaidam bis zum Meridian von Gansy hin und erhebt sich hier zu einem mit ewigem Schnee bedeckten kolossalen Bergrücken Dshin-ri, welcher eine Höhe von mehr als 20 000 Fuß (6100 m) hat und gleichsam den Mittelpunkt oder Knotenpunkt des ganzen Gebirges darstellt. Nach Osten zu verläuft der Gebirgszug Marco Polo und parallel damit laufen die Gebirgszüge Gosynga, Dsucha, Toson und schließlich der Burchanbudda. Im Nordwesten vom Dshin-ri erstreckt sich der von mir nach Columbus benannte Gebirgszug und weiterhin in derselben Richtung bis zur Vereinigung mit dem Altyn-Tag reichend, erhebt sich noch ein anderes, bisher unbekanntes Schneegebirge, welches ich das Moskwa-Gebirge nannte. Der höchste Punkt des letzteren, Kreml genannt, hat eine absolute Höhe von 20 000 Fuß (6090 m) über dem Meeresspiegel. Direkt nach Westen läuft noch ein Gebirgszug hin, ebenfalls von kolossaler Höhe und mit Schnee bedeckt; wir sahen ihn nur aus der Ferne und nannten ihn Sagodotschny (der Räthselhafte). Der höchste Punkt, welchen ich nach seiner Gestalt „Monomach's Mütze“ genannt habe, ist kaum niedriger als der Dshin-ri. Wahrscheinlich erreicht der Gebirgszug Sagodotschny, welcher sich gerade nach Westen erstreckt, auch den Altyn-Tag und begrenzt somit in Gemeinschaft mit dem nördlichen Gebirge einen hochgelegenen Kessel von 12 500 Fuß bis 14 000 Fuß absoluter Höhe (3750 m bis 4200 m), in welchem ein überaus salzreicher, auch im

Winter eisfreier See liegt, von mir Nesamersajuschtschi, „der nicht Zufrierende“, genannt; derselbe hat eine Länge von ungefähr 54 Werst (Kilometer) und eine Breite von etwa 10 Werst (Kilometer).

Außer diesen eben aufgezählten wichtigen Entdeckungen, welche wir während der winterlichen Exkursionen machten, sind aber noch andere zu nennen: das Tzaidam-Gebirge, das Thal der wilden Kameele u. a. Das Klima der von uns durchwanderten Gegenden zeichnet sich durch seine große Rauhigkeit aus. Während des Decembers fiel das Thermometer unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers; überdies wehten ununterbrochen Tag und Nacht Westwinde, welche sich mitunter bis zu Stürmen steigerten und die Atmosphäre mit Staub und Sand erfüllten. Schnee fiel selten und nur wenig, so daß der Erdboden die ganze Zeit über keine Winterdecke hatte. Während des Sommers giebt es hier, wie aus den unfruchtbaren Bergen und Thälern zu schließen ist, offenbar auch nur wenig Regen; dieser Theil des tibetischen Gebirgslandes befindet sich außerhalb des Gebietes des indischen Südwest-Monsuns, der dem nordöstlichen Tibet so viel Feuchtigkeit bringt. Dessen ungeachtet ist in Folge der mit ewigem Schnee bedeckten Berghöhen die Gegend nicht besonders wasserarm. Man trifft hier beträchtliche Ströme, welche beim Hervortreten aus den Bergen wegen des steilen Abfalles zur Ebene hin im Erdboden verschwinden, um in der Entfernung einiger Werst wieder an die Oberfläche zu kommen. Sowohl an diesem Flusse wie an allen Gebirgsbächen trafen wir Spuren von Sommerlagern der Turkestaner, welche hierher kommen, um Gold zu waschen. Das nordwestliche Tibet ist ebenso reich an Gold, wie das nordöstliche.

Mitte Januar kehrten wir nach Gas zu unserem Depot zurück und marschirten von hier in einigen Tagen zum Lob-nor; die Entfernung betrug 252 Werst (Kilometer).

Als die Bewohner der Gegend am Lob-nor unsere Karawane sahen, erkannten sie uns nicht, waren sehr erschrocken und versteckten sich in dem Gebüsche des Sees, oder richtiger der hier existirenden Sümpfe. Bald aber wurde ihnen die Sache klar: der Herrscher am Lob-nor, Kuntschikan-bek, kam mit einigen Begleitern uns entgegen und empfing uns herzlich wie alte Bekannte. Sowohl im Lob-nor als im unteren Laufe des Tarim war jetzt viel weniger Wasser als damals im Jahre 1877, als wir zum ersten Male diese Gegend besuchten. Ungeachtet dessen, daß es schon Ende Januar war und daß beträchtliche Nachtfröste herrschten (bis 20° Celsius), zeigten sich schon kleine, aus Indien gekommene Schaaren von Enten und Schwänen. Nach einigen Tagen wird es am Lob-nor Wasservögel in großer Menge geben.

Wir werden hier am Lob-nor den Februar verbringen, um das Heranziehen der Vögel zu beobachten. Während des März und des Aprils wollen wir über die Stadt Tschertschen bis zur Stadt Keria wandern. Hier gedenken wir unsere Sammlungen und alle überflüssige Bagage zurück zu lassen und erleichtert wollen wir dann abermals in die Gebirgsgegend des nordwestlichen Tibets vordringen, falls uns die Chinesen nicht daran hindern. Im August wollen wir nach Keria zurückkehren. Von dort gehen wir nach der Stadt Chotan und längs dem Chotanflusse weiter nach Aksu, um zum Issikkul, in heimathliche Gefilde, zu gelangen.

Sollten uns die Chinesen nicht nach Tibet lassen, was immerhin möglich ist, so werden wir um so früher am Issikkul sein und uns dann an die Erforschung des centralen Theiles des Tiën-schan machen.

Der Schlangentanz der Moqui in Arizona.

Einem sehr interessanten Buche[1]) über die Moqui, diesen in vieler Beziehung merkwürdigen Stamm Arizonas, entnehmen wir eine Episode, die, obwohl jene Gegend durch die vielen Eisenbahnen Neu-Mexikos dem Bereiche der wissenschaftlichen Welt näher gerückt wurde, doch bis jetzt noch wenig beobachtet worden ist, nämlich den Schlangentanz; wir machen zunächst den Versuch, die Vorgänge bei demselben möglichst kurz zusammenzufassen. Etwa acht Tage, ehe der Tanz beim Vollmond im August stattfinden soll, ziehen die jungen Leute aus, um Schlangen einzufangen; sie versammeln sich zu diesem Zwecke im Hause eines Kaziken (Priesters), wo ihnen gute Rathschläge gegeben werden; sie verrichten dort Gebete, gebrauchen Medicin- oder heiliges Wasser und heiliges Kornmehl und dann trennen sie sich; jeder geht seines Weges, einen Tag nach Norden, einen Tag nach Süden, einen Tag nach Osten, einen Tag nach Westen; wenn sie am Ende dieser Zeit noch nicht genug Schlangen gefunden haben, so streifen sie über das ganze Land, um ihrer möglichst viele zu erhalten.

Die gefangenen Schlangen werden sorgfältig verborgen, kein Uneingeweihter soll sie sehen, ja nicht einmal den Ort kennen, wo sie sich befinden.

Leider fehlt uns der Raum, um über die Vorbereitungen zu berichten oder den Tempel zu beschreiben, weshalb wir gleich auf das Fest selbst übergehen.

Der Aufzug der Tänzer näherte sich den Zuschauern; zuerst kam ein barfüßiger alter Mann mit einer Blättergnirlande in seinem Haar; in seiner Hand hatte er ein flaches irdenes Gefäß, aus dem er Wasser auf den Boden sprengte, wie etwa ein katholischer Priester seine Gemeinde besprengt; hinter ihm folgte ein zweiter, der einen flachen, mit seinem Kornmehl gefüllten Korb trug; der dritte hielt die linke Hand an einem Halsbande von Bärenklauen, während er mit seiner rechten ein weiß angestrichenes T-förmiges Instrument leise klappern ließ. Die nächsten fünf Männer hatten ähnliche Klappern und darauf folgten neun Knaben, die im Alter von vier bis sieben Jahren standen. Sie gingen im Gänsemarsch, jeder hatte auch eine Klapper; zwischen ihnen und den erwachsenen Männern war ein kleiner Abstand, ebenso zwischen ihnen und dem Manne, der ihnen folgte. Derselbe hielt in seiner linken Hand einen Bogen, der, wie es bei Festlichkeiten gebräuchlich, mit Federn und Roßhaar ausgeputzt war. Mit seiner rechten Hand bewegte er eine Schleuder, die den Ton des fallenden Regens täuschend nachahmte; er machte den Beschluß der ersten Abtheilung. Die zweite Abtheilung bestand aus achtundvierzig männlichen Personen, worunter

---

[1]) The snake dance of the Moquis of Arizona. By John G. Bourke. London 1885.

zwei Knaben. Jeder hatte eine Art Ruthe aus Adlerfedern in beiden Händen, der letzte Mann trug einen Bogen. Alle diese Tänzer trugen an ihrem rechten Knie festgebundene Klappern, die aus Schildpatt und Schaf- oder Ziegenklauen verfertigt waren; wenn der Körper oder auch nur das Bein sich bewegte, erklang ihr dumpfer Ton. Auf dem Scheitel der Männer war ein kleines Büschel rother Federn befestigt, das lange, schwarze Haar hing lose über den Rücken, das Gesicht war von der Stirne bis zur Oberlippe geschwärzt, während Mund, Unterlippe und Kinn dagegen in unangenehmer Weise abstachen.

Jede Abtheilung marschirte in feierlichem Aufzuge um den heiligen Stein, dann stellten sich beide einander gegenüber auf; nachdem einige Ceremonien erfüllt waren, verließ die zweite Abtheilung ihren Platz und nun erschienen etwa zwanzig reich gekleidete Frauen und Mädchen, die nach allen Seiten hin Mehl streuten. Die zweite Abtheilung erschien jetzt wieder, paarweise geordnet; von jedem Paar hatte der linksgehende Mann Schlangen in beiden Händen oder im Munde, die so gehalten wurden, daß ihre Köpfe dem zur Rechten Gehenden zugekehrt waren, der mit dem Büschel Adlerfedern Kopf, Hals und Kiefer der Schlangen kitzelte und so die Aufmerksamkeit derselben von dem Menschen abzog, der sie in den Händen oder zwischen den Zähnen hielt. Es war ein überraschender Anblick, die Zuschauer fühlten sich aufgeregt und erschreckt bei dem Anblick dieser langen Reihe wilder Gestalten, die ganz nackt waren mit Ausnahme des mit Schlangen bemalten baumwollenen Rockes und der bockledernen Mokassins. Die dunklen, grünlich braunen Körper machten einen unheimlichen Eindruck, der durch die breiten weißen Armbänder und durch das glänzende Graugelb der Fuchspelze, die sie sich hinten angehängt hatten und die sich hin und her bewegten, wo möglich noch erhöht wurde. Die Procession bewegte sich langsam im Rechteck; die an den Knieen angebrachten Klappern ertönten; die Ellenbogen der Leute waren gekrümmt, die Hände gefaltet, langsam erhoben die Tänzer das Bein bis zur Höhe der Hüfte und setzten es fest auf den Boden, ehe der andere Fuß in Bewegung kam. Während der ganzen Zeit wanden sich die Schlangen unruhig hin und her und machten Anstrengungen zu entkommen. Als die Schlangenträger die östliche Seite des Rechtecks erreicht hatten, schleuderten sie die Schlangen auf den Boden und gingen weiter, bis sie der heiligen Zelle, dem heiligen Baum und dem heiligen Felsen gegenüber standen; dort angekommen, traten sie mit dem rechten Fuße zweimal heftig auf und stießen einen sonderbaren Schrei, halb Stöhnen, halb Klage aus. Die Frauen hatten Kornmehl gestreut und fuhren damit fort, wobei sich ihre Reihen öffneten; jedesmal, wenn eine derselben die Hand bewegte, bewegten sich auch ihre Lippen zu stillem Gebete. Uebrigens wurde das Mehl mit vollen Händen über die Schlangen und in die Luft gestreut.

Sobald eine Schlange ganz mit Mehl bedeckt war, wurde sie gewöhnlich von einem der Leute, welche Büschel aus Adlerfedern trugen, nie jedoch von einer der Frauen, aufgenommen und zu den Männern der ersten Abtheilung gebracht, welche immer noch ihren Platz vor der heiligen Zelle einnahm; viele der Schlangen wurden von Kindern aufgehoben, ein kleiner fünfjähriger Knabe hielt eine mehr als fünf Fuß lange Schlange unerschrocken in die Höhe. Dieser Vorgang dauerte kaum einen Augenblick; die Schlangen wurden den Kindern abgenommen und dem alten Manne übergeben, den wir Oberpriester nennen wollen, und durch ihn in das Heiligthum der Zelle geworfen; da die Büffelhaut, mit welcher dieselbe bekleidet war, ihre Bewegungen hinderte, machten die Reptilien keinen Versuch zu entfliehen.

Sobald die Mitglieder der zweiten Abtheilung ihre Schlangen hatten fallen lassen, beeilten sie sich, andere herbeizuholen und die ganze Ceremonie wiederholte sich genau so wie vorher; die einzige Abweichung bestand darin, daß jetzt jeder Mann wenigstens eine, manche aber auch zwei Schlangen zwischen den Zähnen hatte; zuweilen hatte wohl einer ziemlich große Mühe, eine große Schlange festzuhalten, da die Zähne nur einen Theil des Körpers und der Haut des Thieres zu fassen im Stande waren. Die Erregung der Zuschauer hatte den höchsten Grad erreicht; Mädchen und Frauen verdoppelten ihre Anstrengungen und streuten Hände voll Mehl nicht nur auf die Schlangen, welche sich zu ihren Füßen krümmten, sondern auch ins Gesicht der Männer, welche dieselben hielten; die Luft war durch das Mehl verdunkelt, die Stelle, wo die Frauen standen, wie mit Schnee bedeckt. Wieder und wieder ging der wilde Aufzug um den Felsen, die Theilnehmer suchten einander zu übertreffen.

Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß man die Schlangen nicht etwa durch Ausziehen der Giftzähne unschädlich gemacht hatte; ob vielleicht Mittel angewendet waren, sie zu betäuben, konnte nicht entschieden werden. Daß sie sich so ruhig verhielten, wurde zum Theil wohl durch das Spielen mit den Adlerfedern veranlaßt, wodurch ihre Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Sobald sie den Boden berührten, fingen die meisten an, sich heftig zu bewegen und sich zu ringeln, so daß die zunächst stehenden Zuschauer in hohem Maße bestürzt wurden. Dann aber bestreuten die Wärter sie mit Mehl und kitzelten sie mit Adlerfedern, bis sie sich zur vollen Länge ausstreckten, worauf sie beim Genick gefaßt und den kleinen Knaben übergeben wurden, welche sie in derselben Weise griffen, wobei sie an gar keine Gefahr zu denken schienen; einige Schlangen, die gar zu rebellisch waren und sich, zum Kampfe bereit, aufgerichtet hatten, wurden nicht von den gewöhnlichen Wärtern, sondern von, wie es schien, besonders geübten Personen ergriffen. Eine der Schlangen fuhr auf einen Mann los, eine zweite schnellte zwischen die Frauen, welche Mehl streuten, und jagte die erschreckten Weiber, welche lautes Geschrei erhoben, in die Flucht; sie wurde aber sofort wieder von einem der Männer ergriffen.

Nachdem nun nach und nach alle Schlangen dem vorher beschriebenen Verfahren unterworfen worden waren, wurde am Fuß des „heiligen Felsen" der Umkreis eines etwa zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Cirkels markirt und die Schlangen, die bis dahin im Heiligthume gewesen waren, schnell in den Kreis gebracht, wo sie über und über mit heiligem Mehl bedeckt wurden; hierauf ließ man sie in Ruhe und der Oberpriester sprach ein kurzes Gebet. Nun griffen die Tänzer der zweiten Abtheilung wieder ein, sie erfaßten mit weitgeöffneten Händen so viele Schlangen, als sie nur tragen konnten, eilten aus Leibeskräften nach dem östlichen Rande des Abhanges und sprangen schnell den nach dem Fuße des Felsens führenden Pfad hinab, worauf sie die Schlangen nach allen Seiten hin losließen; die erste Abtheilung hatte indessen zwei Umzüge um den heiligen Felsen und die heilige Grotte gehalten. Der ganze Tanz, zu welchem etwa hundert Schlangen zusammengebracht worden waren, hatte ungefähr eine halbe, höchstens dreiviertel Stunden gedauert; in dieser Zeit war vier- bis fünfmal mit den Schlangen gewechselt worden.

Die amerikanischen Zuschauer konnten nicht mit Sicherheit sagen, ob die Schlangen nicht etwa einen der Tänzer gebissen hatten; die Indianer behaupteten, daß dies nicht

der Fall gewesen sei, was insofern auch vielleicht anzunehmen ist, da, wie schon erwähnt, die Schlangen größtentheils zu den giftigen gehören und man daher voraussetzen darf, daß die Indianer ihre ganze Erfahrung und Geschicklichkeit aufboten, um nicht gebissen zu werden. Die Moqui theilen Folgendes ohne Rückhalt über den Tanz mit: Die Geheimnisse desselben sind nur den Eingeweihten bekannt; man hat jedoch beobachtet, daß die Personen, welche am Tanz theilnehmen, einen Tag vorher nichts essen, daß sie eine Medicin gegen etwaige Bisse besitzen und nach Ablauf der Feierlichkeit einen Trank nehmen, der schnelles und starkes Erbrechen verursacht. — Vergebens suchten die Fremden etwas von dem bei dem Feste gebrauchten Auspuß zu erhalten; nur durch Bestechung glückte es, sich einiger Steingeräthe zu bemächtigen, als man jedoch den Versuch wiederholen wollte, wurde derselbe mit Entrüstung zurückgewiesen. Die Röcke und Federbüsche wurden verbrannt; wo und wie, konnte man nicht erfahren; die befragte Person fürchtete lahm und blind zu werden, wenn sie etwas ausplauderte.

Wir wollen nun nicht weiter über die negativen Resultate der Nachforschungen berichten, da, wie wir gleich sehen werden, sich später doch ein Verräther fand. Mit Beziehung auf die vor dem Altar bemerkten Seemuscheln erzählte einer der Moqui folgende Legende: „Vor vielen Jahren lebten die Moqui noch auf der anderen Seite des hohen Gebirges jenseits des San Juanflusses. Der Häuptling dachte, er wolle einmal einen Ausflug auf dem großen Flusse machen, um zu sehen, wo derselbe mündete. Er machte nun ein Boot aus einem ausgehöhlten Baumstamme, lud einige Lebensmittel da hinein und fuhr ab. Der Strom führte ihn an die Seeküste, wo er die Muscheln fand. Als er am Strande hinging, kam er an eine Klippe, auf der eine Gruppe Häuser stand, in denen Männer und Frauen lebten; dieselben hatten Weiß unter ihren Augen und darunter ein weißes Zeichen. Der Häuptling nahm nun dort eine Frau, mit der er nach seiner Heimath zurückkehrte; kurze Zeit nachher gebar sie Schlangen und von diesen stammen die Mitglieder der Schlangenfamilie, welche den Tanz aufführen. Die neugeborenen Schlangen nämlich bissen die Kinder der Moqui und letztere zogen zu ihren jetzigen Dörfern, wo sie den mehrerwähnten Tanz einführten, um die Schlangen zu besänftigen, damit dieselben ihre Kinder nicht mehr bissen."

Bourke selbst sieht in der ganzen Aufführung einen Versuch, die Erinnerung an den Ursprung und das Aufblühen der Moquifamilie durch Dramatisirung lebendig zu erhalten. So sind vielleicht das Salzwasser, der Sand und die Muscheln, die bei den Festlichkeiten gebraucht werden, Symbole der Herkunft des Volkes von dem Ocean (die Landung an der Westküste Amerikas); ihr Zusammenkriechen mit den Schlangen (vor dem Feste) deutet das Zusammenleben mit Schlangen in vorhistorischen Zeiten und in Höhlen an, worauf dann bessere Zeiten folgten. Ob der Schlangentanz einfach die Verehrung der Ahnen oder die der Geister in ausgedehntem Sinne zum Zweck hat, muß durch weitere Untersuchung entschieden werden; beiläufig möge bemerkt sein, daß nach der Ansicht Bourke's bei den Moquis auch der Glaube an Seelenwanderung bestanden hat.

Noch verschiedene Versuche wurden gemacht, von Indianern Näheres über das Fest zu erfahren, die alle mehr oder weniger erfolglos blieben, bis es endlich glückte, einen Eingeweihten zu bestimmen, ausführliche Mittheilungen über die Geheimnisse seines Stammes zu machen. Ueber den Schlangentanz theilte er Folgendes mit: „Wir haben vier Arten Medicin für den Tanz: die rothe, die gelbe, die blaue und endlich diese Wurzel, von der ich hier eine Probe habe; die Mitglieder des Ordens tragen diese Medicin immer bei sich und, wenn sie einer Klapperschlange begegnen, beten sie zuerst zu ihrem Vater, der Sonne, und sagen: „Vater, mache, daß er zahm ist!" Dann wenden sie sich an die Schlange und sagen: „Vater, sei gut gegen mich, denn ich bete jetzt." Dann wird die Schlange gefangen, aber durchaus nicht in gewaltthätiger oder sorgloser Weise, und nach Hause gebracht. Die rothe Wurzel wird fein gemacht wie Kornmehl und ausgestreut, um eine gute Ernte zu bekommen. Die gefangene Schlange wird in gutem kaltem Wasser, dem die gelbe Wurzel beigemischt ist, gewaschen, worauf sich der Moqui, der sich ganz nackt auskleidet, in demselben Wasser wäscht; dann fastet er einen Tag und tanzt während der Nacht." Hierauf folgte eine Angabe über die Gebräuche des Schlangenordens und die wiederholte Versicherung, wie segensreich dieses Geheimniß sei; dann beugte der Indianer, welcher diese Mittheilungen machte, seinen Kopf zum Gebete, nach dessen Beendigung er sich an die Weißen wendete mit den Worten: „Möge das Licht unserer Medicin und unserer Götter über euch ausgegossen werden und euch erleuchten, meine Kinder"; durch die Mittheilung, die er gemacht, und diesen Segen, seien die Amerikaner Ehrenmitglieder des Ordens geworden, sagte er. Es würde zu weit führen, auf die Mittheilungen anderer Art, die der Indianer z. B. über die Vorgeschichte seines Stammes machte, einzugehen; bemerken wollen wir nur noch, daß nach seiner Mittheilung jedes Mitglied des Ordens, welches etwa von einer Schlange gebissen wird, einen Ordensbruder rufen läßt und ein Opfer anbietet, worauf ein Gebet über dasselbe gesprochen wird; dann gebraucht man die Medicin und der Kranke wird gleich wieder gesund.

Das Werk Bourke's enthält sehr wichtiges, ethnographisches Material, auf welches wir hier jedoch nicht weiter eingehen können, da wir ja den Lesern des „Globus" nur eine einzelne Episode vorzuführen, nicht deren Bedeutung in Verbindung mit dem Leben des Volkes nachzuweisen beabsichtigten.

Wir wollen nur noch anführen, daß Dr. Edw. B. Tylor in einer Besprechung des Bourke'schen Buches („Nature", vom 12. März 1885) zu dem Resultate kommt, daß die Pueblo-Indianer, wie schon Buschmann vor langer Zeit aus linguistischen Gründen behauptet hat, zu der Sonora-Familie gehören, die einigermaßen den Einfluß der Azteken erkennen läßt.

Kürzere Mittheilungen.

Vulkanische Thätigkeit auf Java.

Seit Monaten schon betrachtete man die Zeichen erhöhter vulkanischer Thätigkeit, die sich an verschiedenen Stellen Javas wiederholten, mit ängstlicher Sorge. Der Merapi wurde wiederholt untersucht; in dem Krater schob sich ein sogenannter Pfropfen in die Höhe, der endlich zur Ruhe kam, worauf, wie die indischen Zeitungen ziemlich malitiös bemerkten, wissenschaftlich festgestellt wurde, daß nun drei Hypothesen möglich seien: einmal könne die Spannung im Inneren unverändert sein, dann könne sie auch zugenommen haben, jedoch nicht kräftig genug sein, um den Pfropfen weiter zu heben, und endlich könne sie abgenommen haben, der Pfropfen jedoch irgendwo festsitzen. Während man sich so mit dem Merapi viel beschäftigte — es heißt sogar, daß der Vorschlag gemacht ist, ihn mit Dynamit zu sprengen — wallte in West-Java am Fuße des Selaks in südwestlicher Richtung vom Berge eine heiße Modderquelle auf und zwar in einer Gegend, wo schon seit langer Zeit nichts von frischer vulkanischer Thätigkeit zu bemerken war, und fing der Slamat an, heftige Rauchwolken auszustoßen; auch außerhalb Javas wurde auf einem Berge auf Rotti mit einer starken Explosion Modder ausgeworfen und eine Fläche von etwa 2 km im Durchmesser von demselben überfluthet.

Jetzt endlich ist es zu einem stärkeren Ausbruch gekommen; der Smeru, der Riese unter den Bergen Javas, der seit etwa dem 10. April Zeichen erhöhter Thätigkeit gegeben hatte, ist am 16. April zu einem heftigen Ausbruch gekommen und die Folgen sind viel verderblicher gewesen, als man es den Telegrammen nach hätte glauben sollen. Nicht nur sind viele Kaffeepflanzungen verwüstet, ist das Terrain um den Berg hin verändert, sondern eine Seite der Kraterwand ist, wie es scheint, so plötzlich zerrissen und der glühende Strom hat sich mit solcher Macht einen Ausweg gebahnt, daß der Dirigent einer Plantage vermuthlich mit seinen Leuten in der Nacht von demselben überrascht worden ist; über das Schicksal von vier Europäern und etwa dreißig Eingeborenen hatte man noch keine vollständige Sicherheit; höchst wahrscheinlich sind alle zu Grunde gegangen.

Noch am 15. April schrieb der Plantagendirektor an seinen Chef und berichtete über die drohenden Erscheinungen. U. a. sagte er: „Natürlich sind wir, wie Sie leicht begreifen können, in keiner heiteren Stimmung, doch Kapitän und Steuermann bleiben bis zum letzten Augenblick auf dem ihnen anvertrauten Schiffe." Gegen den 24. April war einige Ruhe eingetreten, doch am 28., als man noch nach den Verschwundenen suchte, kam ein neuer, heftiger Ausbruch, so daß die Arbeiter sich nur mit Mühe retten konnten. Auch Krakatau läßt wieder von sich hören. Seit Sonntag dem 19. April ließ sich dort unterirdisches Getöse vernehmen (welches bis Alt-Anjer gehört wurde), jedoch wurde kein Feuer gesehen; am 22. April will ein Lootse, der etwa eine Meile südlich von Krakatau vor Anker lag, auf dem westlichen Abhange deutlich Feuer gesehen und ein starkes Getöse gehört haben. Auch aus den Lampongs wird während der ersten Hälfte des April über vulkanische Erscheinungen auf Krakatau berichtet; der Resident, der am 14. und 16. an der Insel entlang dampfte, konnte zwar keinen Rauch bemerken, doch kam es ihm vor, als ob die stehen gebliebene steile Wand die Spuren von frischem Einsturz zeigte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ende März d. J. hat sich der Forschungsreisende Eduard Glaser (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 351) wieder nach Arabien begeben, um seine unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Diese zweite Reise soll hauptsächlich geographische, daneben auch archäologische Zwecke verfolgen. Glaser beabsichtigt außer einem Besuche von Marib und Nedschran eine große Reise durch das Innere von Hadhramaut bis nach Oman und eine zweite quer durch Südarabien, Wadi Dauasir, Er-Riadh und Bahrein; daran soll sich eine Tour durch Asyr gegen die heiligen Städte hin anschließen.

— Bei H. Costenoble in Jena ist unlängst eine deutsche Uebersetzung von Dr. J. L. Jaworskij's „Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878/79" (2. Bände mit 3 Bildern und 2 Karten. Preis 16 Mark) erschienen, welche außer für die Geographen namentlich für Politiker und Geschichtsschreiber von hohem Interesse ist. Ethnographisches enthält das Buch sehr wenig; von Geographischem besonders die Beschreibung des Weges von Taschkend bis Kabul und eine dankenswerthe Reproduktion der Benderskij'schen Routenaufnahme. Leider war es Jaworskij nicht möglich, sich auf den Stationen umzusehen, Ausflüge zu machen und mit den Eingeborenen in öftere Berührung zu kommen, da ihm dies von seinem Chef, General Stolietow, untersagt wurde. Dafür bespricht er diesen Schachzug der russischen Politik, diese gegen England gerichtete Gesandtschaftsreise, das zweideutige Verhalten der russischen Regierung Afghanistan gegenüber (vergl. II, 134, 217 und sonst) mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit, die wir bei einem jungen russischen Militärarzte nicht für möglich gehalten hätten; es hat denn auch nicht viel daran gefehlt, daß das Buch gänzlich unterdrückt worden wäre. Aus der oft dramatisch bewegten Erzählung möchten wir als besonders interessant hervorheben das Leben und die Charakteristik Schir Ali's II. (S. 206 ff.), den Jaworskij in seiner letzten Krankheit behandelte, die auf dessen Tod folgenden blutigen Wirren, die Schilderung von Afghanisch-Turkestan (II, 219 ff.), von Bamian mit seinen Götzenbildern und Höhlenwohnungen (I, 298) und den Schluß über die Aussichten der russischen Politik in Afghanistan (II, 387). — Die Uebersetzung, welche der Berner Privatdocent Dr. E. Petri gemacht hat, läßt sofort den geographischen Fachmann erkennen und unterscheidet sich vortheilhaft von ähnlichen Publikationen neueren Datums, weshalb man auch einige allzu genaue Anlehnungen an die russische Orthographie (z. B. I, 299 Anketil statt Anquetil, I, 268 Woker statt Walker) gern in den Kauf nimmt. Auch für die erläuternden

Anmerkungen, welche Dr. Petri hinzugefügt hat, werden Viele ihm dankbar sein.

— Am 7. März ist in Madrid von den Vertretern des Deutschen Reiches, Großbritanniens und Spaniens ein Protokoll betreffend den Sulu-Archipel unterzeichnet worden, wodurch Spaniens Oberhoheit über denselben anerkannt wird. Und zwar soll der Archipel sämmtliche Inseln zwischen der Westspitze von Mindanao, dem Kontinente von Borneo und der Insel Paragua (Palawan) umfassen, Balábac und Cagayan Joló eingeschlossen, aber Balambangan, Banguey, Malawali und alle Eilande innerhalb dreier Seemeilen von der Küste Borneos ausgeschlossen. Letztere gehören zu den Territorien der „British North Borneo Company", auf welche Spanien sich aller Ansprüche begiebt. Im Sulu-Archipel wie in dem nördlichen Borneo soll vollkommene Freiheit des Handels und der Schiffahrt für Angehörige der drei Staaten herrschen.

Afrika.

— Chama, der Häuptling der östlichen Bamangwato, deren Gebiet vom Limpopo unter 23½° südl. Br. bis an den Zambesi (18° südl. Br.) reicht, hat sich unter englisches Protektorat gestellt. Diese Nachricht ist nur dann verständlich, wenn man annimmt, daß auch sämmtliche Stämme zwischen der englischen Kolonie Griqualand-West und den Bamangwatos, nämlich die Batlapinen, Barolongen, Banquaketsen und Bakwenas, englische Oberhoheit anerkannt haben. England sichert sich damit die Handelsstraße, welche von der Kapkolonie nordwärts zum Zambesi führt.

— Dr. Grenfell von der Baptistenmission am Stanley-Pool hat kürzlich (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 366) in seinem Dampfer „Peace" eine sehr erfolgreiche Befahrung des mittleren Congo und einer Anzahl seiner großen Zuflüsse ausgeführt und ist dabei zweimal in den Liboko oder Fluß von Ubangi eingedrungen, der, von Norden kommend, etwas südlich von der Aequatorstation seine Gewässer mit denen des Congo vereinigt. Das erste Mal, bei der Hinfahrt, befuhr er denselben 175 km weit und fand ihn dort immer noch 3000 m breit. Der Fluß kommt an dieser Stelle von Nordosten und fließt dem Congo parallel, so daß zwischen den beiden Strömen eine lange schmale Halbinsel entsteht, welche zur Zeit der Ueberschwemmungen von mehreren Kanälen durchbrochen wird. Als Grenfell von den Stanley-Fällen zurückkehrte, fuhr er den Liboko wieder hinauf und zwar bis 4° 20' nördl. Br. 540 km weit. Das war zu Ende Januar, als das Wasser schon seit Monaten im Sinken begriffen war; der Strom war an jener Stelle noch 600 m breit und 6 m tief. Diesen mächtigen Fluß, der seine Quellen jedenfalls noch weit östlich von dem äußersten, von Grenfell erreichten Punkte haben muß, hält nun A. J. Wauters für den Unterlauf des von Schweinfurth 1870 entdeckten Welle, welchen dieser letztere selbst, ebenso wie Junker und Casati, vielmehr mit dem Schari identificiren. Wauters stützt seine Hypothese (Le Mouvement Géographique vom 31. Mai 1885) durch einige ganz plausible Betrachtungen über das Bodenrelief, die Schwellzeit und Wassermenge des Welle resp. Liboko und die Angaben der Eingeborenen und macht zum Schlusse den Vorschlag, daß die unter Dr. O. Lenz demnächst abgehende österreichische Congo-Expedition diese Wasserstraße verfolgen möchte, welche sie vielleicht am raschesten und bequemsten in jene Gebiete führt, wo die von ihr gesuchten Europäer (Junker, Emin Bey und Casati) vermuthlich sich befinden. — Ob dieser Vorschlag nun befolgt wird oder nicht, so hat es doch jedenfalls den Anschein, als ständen wir vor der Lösung der vor 15 Jahren aufgeworfenen Welle-Frage.

— Die „London Gazette" macht bekannt, daß unter englisches Protektorat gestellt worden sind die Nigerdistrikte an der Küste zwischen dem britischen Protektoratsgebiete von Lagos und dem rechten oder westlichen Ufer der Mündung des Rio del Rey, die Gebiete an beiden Nigerufern vom Zusammenflusse des Niger mit dem Benuë bei Lokodscha bis zum Meere, sowie die Gebiete auf beiden Benuë-Ufern von Lokodscha an bis und einschließlich Ibi (nordwestlich von Wukari und circa 375 km östlich von Lokodscha). — Es ist ein gewaltiges Gebiet, welches England da mit einem Federstriche annektirt; aber fraglich bleibt es immer noch, wie die mohammedanischen Haussastaaten am Benuë sich zu diesem Vorgehen stellen werden, falls England seine dortigen Besitzrechte in die That übertragen sollte. Dem Flegel'schen Unternehmen („Globus", Bd. 47, S. 367) südlich des Benuë wird dadurch in keiner Weise vorgegriffen, da Artikel I. der Niger-Schiffahrtsakte ausdrücklich die Schiffahrt auf dem Niger und seinen sämmtlichen Abzweigungen und Mündungen für die Handelsschiffe aller Nationen für völlig frei erklärt.

Nordamerika.

— Der Niagarafall ist nun vor der schmählichen Ausbeutung, welche sich in der letzten Zeit geltend machte und jeden einigermaßen eine Aussicht bietenden Punkt absperrte, um, wie in der Schweiz, Entree erheben zu können, geschützt. Die Niagara-Falls-Association hat nach mehrjähriger scharfer Agitation eine Bill in der gesetzgebenden Versammlung von New York durchgebracht, nach welcher die Ländereien längs des amerikanischen Ufers auf ungefähr eine englische Meile Länge und 100 bis 800 Fuß Breite zu Staatseigenthum erklärt werden; eine Summe von anderthalb Millionen Dollars ist verwilligt worden, um die bereits in Privathänden befindlichen Theile zurückzukaufen, die verunzierenden Gebäude wieder zu entfernen, Bäume anzupflanzen und den Zugang zu jedem Punkte des Ufers frei zu machen. Die ganze Niagara-Falls-Reservation wird allmählich zu einem großartigen Parke umgeschaffen werden, Goats Island eingeschlossen, und ähnliche Maßregeln stehen auf der kanadischen Seite in Aussicht.

— Die mexikanische gesetzgebende Körperschaft hat kürzlich, wie die „Allgem. Zeitung" mittheilt, den Beschluß gefaßt, eine aus Bergingenieuren bestehende wissenschaftliche Kommission einzusetzen, um die geologischen Formationen, aus denen der Boden des Landes zusammengesetzt ist, distriktweise im Einzelnen zu untersuchen und eine geologische Specialkarte zu entwerfen. Zu diesem Zwecke sind 10000 Dollars in das Budget aufgenommen worden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

III.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Am Abend desselben Tages kam Crevaux in Irua an, von wo er an P. Doroteo schrieb: „Wir haben Frieden mit den Tobas; ohne Zwischenfall legten wir acht Lieues zurück.“ Am 20. April gelangte man nach Belle-Esperanza und am 22. nach Teyo, während unterwegs die Tobas zu beiden Seiten des Flusses das Geleite gaben. Das Einvernehmen mit ihnen war jetzt sogar ein so gutes, daß Crevaux einmal allein mitten unter ihnen schlief. Am 25. April wurde Cavayu-Repoti glücklich erreicht, nachdem ein etwa 3/4 m hoher Fall mitten im Fluß mit den Booten durchfahren war. Den anderen Tag brachte man in Gemeinschaft mit den Indianern zu. Am 27. April 10 Uhr Morgens kam die Expedition an eine flache sandige Uferstelle, wo sie von den Indianern, wie sie dies öfter zu thun pflegten, eingeladen wurde, mit ihnen Fisch und Hammelfleisch zu genießen.

Crevaux, Billet und Ringel stiegen zuerst ans Land; im letzten Boote befanden sich Haurat und der junge Zeballos. Kaum waren jene einige Schritte gegangen, als sich der Indianerhaufen auf sie stürzte und sie mittels ihrer Makanas (Keulen) und Messer niedermachte. Haurat, Zeballos und ein dritter hatten noch Zeit, sich ins Wasser zu stürzen, wurden aber verfolgt und nachdem Zeballos noch seinen eigenen Vater im Flusse hatte sterben sehen, wurde er selbst mit seinen beiden Gefährten, die schon das entgegengesetzte Ufer erreicht hatten, zu Gefangenen gemacht. Zeballos blieb sechs Monate lang in Gefangenschaft, und dankte endlich den Bemühungen des P. Doroteo und der Missionare seine Befreiung. Die Leichname der Gemordeten wurden von den Indianern in Stücke zerhackt und diese als Siegestrophäen in die Ranchos heimgebracht; die Gegenstände der Reisenden nahmen sie als Beute mit und verbrannten die Boote.

Die Theilnehmer der unglücklichen Expedition waren Doktor Crevaux, Doktor Billet, Ringel, Haurat, Dumigron, 14 Bolivianer und zwei indianische Dolmetscher.

Als Ueberbleibsel derselben fand Thouar auf: ein von Crevaux entworfenes und von Billet erläutertes Croquis des Pilcomayo; einige von Crevaux mit Bleistift auf Papier geschriebene Worte an P. Doroteo; ein Stück der Schiffsverkleidung; ein Barometer mit zerbrochener Kugel.

Später wurden noch vier Zwanzigfrankenstücke von den Missionaren von San Francisco nach Tarija zurückgeschickt, welche von Noctènes-Indianern auf der Mission zur Einwechselung gegen Mais und Tabak angeboten worden waren. Ferner wurde konstatirt, daß eine Indianerin einen nach Art eines Amulets um den Hals gehängten Chronometer Crevaux' trug und ein Billet gehöriger Rock wurde auf dem Leibe eines Indianers gesehen. In späterer Zeit fanden sich noch folgende Gegenstände der Expedition wieder: das goldene Augenglas Crevaux', sein chirurgisches Besteck, ein Kompaß, Papiere und etwas Geld.

Die oben geschilderten Einzelheiten des so schrecklich gescheiterten Unternehmens entnahm Thouar den Berichten der Missionare, besonders des P. Doroteo und vorzugsweise demjenigen des jungen Zeballos, der, dem damaligen Blutbade entronnen, später Thouar von Tarija bis Teyo am Pilcomayo begleitete.

Kehren wir nunmehr zu der Reise des Letzteren zurück, den wir in Caiza hatten anlangen sehen; den dortigen



Cavayu-Repoti am Rio Pilcomayo.

Aufenthalt, während dessen sich die Expeditionskolonne mit Maulthieren und Lebensmitteln versorgte, benutzte er zur Durchforschung der Umgebung.

Die im Jahre 1852 begründete Mission Aguairenda hat ungefähr sieben- bis achthundert Bewohner, die zur Hälfte christliche, sonst noch heidnische Chiriguanos sind und von zwei Missionaren geleitet werden, die unter sich wieder einen Gouverneur, sechs Alkalden und drei Häupt-



Stelle am Pilcomayo, wo Crevaux erschlagen wurde.

linge haben. Die in regelmäßig und symmetrisch errichteten Hütten wohnenden Indianer arbeiten und bauen Mais, ihre Weiber weben und die Kinder besuchen die Schule, wo sie leicht Lesen und Schreiben lernen.

Der früher sehr starke Stamm der Chiriguanos ist heutzutage bis auf sieben- bis achttausend Individuen, die durch die Missionare fast durchgängig civilisirt sind, zusammengeschmolzen. Er verbreitet sich längs der Grenze

zwischen dem 18. und 22. Breitengrade. Der Chiriguano ist stark und muskulös, von mittlerem Wuchs und dunkelmahagonisarbig. Die breite niedrige Stirn ist überdeckt von dichtem, steifem, schwarzem Haar, welches oben zusammengerollt und mittels eines langen, breiten, gewöhnlich rothfarbenen Tuches in der Mitte zusammengehalten wird. Seine Augen sind klein, die Backenknochen vorspringend, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, der Unterkiefer hervortretend. Als Schmuck der Unterlippe wird die durch die ganze Dicke derselben durchgehende Tembeta, eine Art Knopf, getragen, Tatuiren ist bei Männern und Weibern üblich. Die Kleidung besteht in einem um die Hüften getragenen Stück Zeug; an Festtagen tragen die Männer den Tiru, ein weites, langes, baumwollenes Kleidungsstück von der Form einer Blouse ohne Aermel, und die Frauen befestigen auf ihren Schultern mittels langer Dornen den Tipoi, ein sackartiges Gewand. Der Charakter dieser Indianer ist gutmüthig und gelehrig; sie sind auch intelligent



Chiriguanos Indianer.

und dabei geschworene Feinde der Tobas; sie wohnen in reinlichen, geräumigen Hütten aus Rohr, mit trockenen Blättern gedeckt.

Nach einer Entbindung wird der Mutter mittels eines Strickes der Unterleib geschnürt und sie mit dem Gesicht nach unten auf den Sand gelegt. Der Vater und die Kinder legen sich in ihre Hängematten und beobachten strenges Fasten, ersterer neun oder zehn, letztere zwei bis drei Tage lang, wo etwas gekochter Mais die einzige Nahrung bildet; sie dürfen während dieser Zeit weder Chicha, ein aus gegohrenem Mais dargestelltes Getränk, zu sich nehmen, noch sich an Festen betheiligen, weil sonst Mutter und Kind sterben könnten. Es erinnert dies an den bei vielen wilden Völkerschaften verbreiteten Brauch der sogenannten Couvade (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 23). Mißgebildete oder kranke Kinder werden getödtet oder lebendig vergraben, ebenso auch von Zwillingen das eine, wenn die Mutter sich nicht dem widersetzt, was äußerst selten der Fall ist.

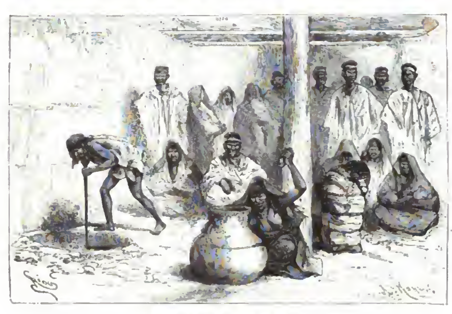


Heimkehr von Chiriguanos-Indianern aus dem Kampfe.

Die Knaben werden von Kindesbeinen auf im Bogenschießen, die Mädchen in häuslichen Arbeiten, Maismahlen, Chichabrauen, Weben u. s. w. unterrichtet. Die Beschäftigung des Mannes besteht in Fischfang, Jagd, Maisbau, im Holzschaffen und Kampf.

Die Chiriguanos haben wenig Barthaare, und ziehen sie außerdem aus; statt dessen wächst ihr Haupthaar sehr üppig, ohne jemals geschnitten zu werden. Die Tembeta, der in der Unterlippe getragene Schmuck, gilt als Zeichen der Mannbarkeit und Abzeichen des Stammes; sie wird dem Knaben im sechsten oder siebenten Lebensjahre nach vorheriger Durchstechung der Unterlippe mittels eines spitzen Ziegenhorns oder eines besonderen Instrumentes angelegt. Vor der Verheirathung macht das Mädchen eine schwere Prüfung durch: zunächst wird es während dreier Tage und Nächte in einer Hängematte so hoch wie möglich in der Hütte aufgehängt und erhält dabei nichts anderes, als ein wenig gekochten Mais; dann muß sie sich mit dem Gesichte gegen die Wand in einen Winkel setzen, darf mit Niemandem reden und weder trinken, noch Fleisch essen, sich die Zeit mit Spinnen und Weben vertreibend. Diese ein Jahr lang dauernde Leidenszeit ist für manches der jungen Mädchen die Ursache zu Siechthum und sogar zum Tode. Findet sich ein Bewerber, so schickt er einen Freund zu den Eltern hin, der sich mehrere Nächte lang um Mitternacht einige Stunden, ohne ein Wort zu reden, zum Vater in die Hütte setzt und raucht, bis dieser ihn schließlich in grober Weise fragt, was er eigentlich wolle. Nachdem er den Grund seiner Anwesenheit angegeben, wird von den Eltern über die Qualifikation des Bewerbers berathen und dann ohne irgend welche weitere Formalität die Ehe geschlossen. Wenn auch Polygamie vorkommt, so hat doch stets die erste Frau das Vorrecht vor den übrigen.

Eine Gottesidee besteht eigentlich nicht bei ihnen, denn das Wort Tumpa bezeichnet zunächst eine Sache oder Person, die ihnen fremd ist und ihre Neugierde erweckt, wird dann aber auch als Begriff eines übernatürlichen Wesens gebraucht. Dieses denken sie sich verkörpert in der Sonne,



Begräbniß bei den Chiriguanos.

die sie ohne jeglichen Kultus und ohne Tempel in wichtigen Augenblicken, z. B. vor dem Kampfe, anrufen. Ihr häufigstes Gebet zu ihr ist: „Du entstehst und vergehst Tag für Tag, um stets verjüngt wiederzukehren; gieb, daß es auch bei mir so sei.“ Der Glaube an ein Dasein nach dem Tode ist insofern vorhanden, als sie sich ein irdisches Paradies nahe ihrer Heimath vorstellen, wo sie mehrere Jahre lang ein Leben voll Freuden und Sinnengenuß führen, um dann in einen Fuchs oder Tiger verwandelt zu werden. Uebrigens werden nur tapfere Krieger und gute Familienväter der Freuden dieses Paradieses theilhaftig, Feiglinge und solche, die im Kampfe gefallen sind, leben anderswo ohne diese Vorzüge weiter.

Im Kriege ordnen sich die einzelnen Häuptlinge einem Oberhäuptling unter. Ihre Bekleidung dabei besteht in einer ärmellosen Jacke und einer Mütze aus Jaguarfell, die Bewaffnung in Bogen und Pfeilen, nur die des Oberhäuptlings in einer Lanze; am Handgelenk tragen sie ein Armband von Leder. Vor dem Abmarsch gegen den Feind führen die Weiber einen einfachen Tanz auf, dabei die Männer durch Zurufe zur Tapferkeit anspornend, während dessen diese unter einander mit unglaublichem Ungestüm ein Gefechtsmanöver aufführen. Nach dem Abzuge der Krieger werden ungeheure Mengen Chicha (Bier aus Mais) zurechtgemacht, um die Rückkunft der Sieger damit zu feiern. Diese bringen die abgeschnittenen Köpfe der besiegten Feinde mit und werfen sie ihren Weibern zu, welche damit gleichsam Ball spielen, sie fortwährend schmähend und verhöhnend, weil sie ihren Stamm nicht besser zu vertheidigen gewußt hätten. Gefangene bleiben Besitzthum dessen, der sie mitgebracht hat und haben speciell dessen Frau zu bedienen. Im Falle ihr Stamm im Kampfe unterliegt, rufen die Weiber die Sonne um Hilfe an und alle Jungfrauen versammeln sich, um Staub oder Sand aus großen Krügen in die Luft empor zu werfen, die Sonne dadurch gleichsam bittend, ihre Feinde ebenso zu zerstreuen, wie der Staub vom Winde zerstreut werde.

Dem sterbenden Indianer werden von seinen Angehörigen alle möglichen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten erwiesen, und nach seinem letzten Athemzuge beginnt lautes Jammern

und Wehklagen. Die Leiche wird dann in hockender Stellung in der Mitte des Raumes aufgestellt, umgeben von den Verwandten, die mehrere Tage und Nächte lang sich jeglicher Speise enthalten und ihrem Schmerze in lauten Klagen und Weinen Luft machen. Nun gräbt der nächste männliche Angehörige ein 4 bis 6 m tiefes, 1 m im Durchmesser haltendes Loch in einem Winkel an der Wand der Hütte, während die Frau ein großes, irdenes, zur Bereitung von Chicha dienendes Gefäß in der Mitte spaltet; dessen untere Hälfte kommt dann auf den Boden der Grube, darauf wird unter vermehrtem Wehklagen der Leichnam hineingesenkt, dann der obere Theil des Gefäßes darüber gestülpt und die Grube mit Erde zugeschüttet. Nachdem sich hierauf alle, Männer, Frauen und Kinder, im nächsten Flusse so rasch wie möglich gewaschen und gebadet haben, eilen sie wieder zu der Hütte hin und streuen die der Wittwe vollständig abgeschnittenen Haare über das Grab. Letztere lebt noch ein Jahr lang in Trauer und darf dann erst wieder heirathen. Ihre Knaben überläßt sie den Verwandten; hat sie Töchter, so heirathet der neue Bewerber die Mutter oft nur in der Hoffnung, jene später auch heirathen zu können, und oft genug führt er alle, die Mutter und die Töchter, noch an demselben Tage heim.

Ihre Nahrung besteht in der Hauptsache aus Mais, der entweder in Körnern oder als Mehl gekocht, oder geröstet oder auch als Brod genossen wird; außerdem essen sie eine Kürbisart, Bohnen und andere Vegetabilien. Von animalischer Nahrung lieben sie vorzugsweise Fische, essen aber auch zuweilen Jagdwild, Reh, Wildschwein, Papageien; als ganz besondere Leckerbissen betrachten sie geröstete Heuschrecken, Grillen und die Larven von Bienen. Das Lieblingsgetränk ist das schon mehrmals erwähnte Bier aus Mais, Chicha genannt, eine trübe und säuerlich schmeckende, aber erfrischende und nahrhafte Flüssigkeit. In der Bereitung derselben besteht fast die ganze Thätigkeit der Mädchen: der Mais wird gemahlen, mehrere Tage und Nächte gekocht, hierauf im Munde gekauter, mit Speichel vermischter Mais zugefügt und dann mehrere Tage lang in hermetisch geschlossenen Krügen der Gährung ausgesetzt. Jetzt ist das dem Chiriguano unentbehrliche Getränk fertig, es ist sein Genuß und sein Labsal, es geht ihm über Alles. Von Zeit zu Zeit werden mehrtägige Bacchanalien mit Chicha gefeiert, die schließlich zu schändlichen Scenen der Trunkenheit und Ausschweifung führen. Die Frauen haben für jede Sekunde Arbeit: außer der Sorge für das Hauswesen liegt ihnen die Bereitung des Chicha, der Maisbau, die Gewinnung und Bearbeitung der Baumwolle, die Anfertigung der Thongefäße ob, und in müssigen Augenblicken gehen sie in dem dichten Haupthaare ihrer Männer auf die Suche und gewähren dadurch diesen eine große Wohlthat, sich selbst aber einen genußreichen Schmaus.



Kolonie Crevaux zu Santa Barbara.

Die Mataguayos-Indianer, welche im Inneren des Gran Chaco zwischen den Flüssen Vermejo und Pilcomayo wohnen, heißen in den argentinischen Grenzgebieten Matacos, in Bolivia Noctènes oder korrumpirt Octenay; letzteres klang ähnlich dem Worte Huénneyei, wie sie sich selbst nennen. Sie unterscheiden sich physisch wenig von den Chiriguanos, doch ist ihre Sprache und Sitte eine durchaus andere.

Männer wie Weiber tragen das Haar kurz geschoren; sie schneiden dasselbe mittels eines scharfen Kiefers eines Fisches. Häufig gehen sie ganz nackt, die Männer tragen zuweilen einen ärmellosen Rock und über die Schulter gehängt einen Sack mit der Tabakspfeife, den zur Feuererzeugung nöthigen Requisiten und anderen Kleinigkeiten darin. Ihre Hauptnahrung ist Fisch und in Ermangelung dessen Früchte, Wurzeln, Eidechsen, Heuschrecken, Ratten. Sie sind furchtsam und feige, aber sehr rachsüchtig, und üben für zugefügte Kränkungen stets Wiedervergeltung. Wenn sie auch dem Kampfe gerne aus dem Wege gehen, so vertheidigen sie sich doch mit Energie; ihre gewöhnliche Waffe ist Bogen und Pfeil.

Es giebt bei ihnen weder Gesetz noch Recht, kaum kindlicher Gehorsam den Eltern gegenüber; dennoch beobachten sie im Allgemeinen eine Art Ehrfurcht dem Alter oder Schwachen gegenüber. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang und nebenbei etwas Ackerbau. Auch bei ihnen

macht das heirathsfähige Mädchen eine schwere Zeit des Fastens und der Enthaltsamkeit durch: es verlangt von dem zukünftigen Ehemanne, daß er ein guter Fischer, dieser wieder, daß jenes eine gute Fußgängerin sei. Die Ehe wird ganz ohne Feierlichkeit einfach dadurch geschlossen, daß Beide sich einige Tage in das Dunkel des Waldes zurückziehen und dann wieder zum Stamme heimkehren. Vielweiberei findet sich bei ihnen sehr selten; Ehebruch gilt als Verbrechen und kommt auch nicht häufig vor; die legitime Frau rächt sich in solchem Falle selbst, indem sie ihre Rivalin, wo sie sie trifft, wörtlich und thätlich mißhandelt. Sie erkennen ein höheres Wesen an, bringen ihm aber keinerlei Zeichen von Verehrung dar.

Die obigen ethnographischen Notizen stammen zum Theil aus Thouar's eigenen Beobachtungen, zum Theil aus Mittheilungen des Pater Doroteo, der seit 30 Jahren an der bolivianischen Grenze weilt und sich 14 Jahre lang unter den Tobas als Missionar aufhielt.

Die zwei Lieues von der Mission Aguairenda entfernte Stadt Caïza, die Hauptstadt des bolivianischen Chaco, wo die Reisenden am 21. Juli anlangten, hatte noch einige Jahre zuvor ungefähr 3000 Einwohner, die aber jetzt in Folge der unaufhörlichen Angriffe seitens der Tobas auf kaum 300 bis 400 vermindert waren. Wenn nicht die nördlich und südlich davon gelegenen Missionen eine starke Vertheidigungslinie gegen die Invasion der Indianer bildeten, so würde Caïza überhaupt unhaltbar sein; es bildet den vorgeschobenen Posten der Civilisation nach dem Territorium des Gran Chaco hin, und wird, gesund und in fruchtbarer Gegend gelegen, den Anfang der großen Verkehrsstraße bilden, welche Bolivien durch den Pilcomayo und den Paraguay mit Buenos Ayres und dem Atlantischen Ocean verbinden und diesen Gegenden voraussichtlich zu einem raschen Aufschwunge verhelfen wird.



Erste Begegnung mit Tobas.

Der Aufenthalt zu Caïza war zur Verproviantirung, Beschaffung von Reitthieren und Bildung eines Freiwilligen-Korps benutzt worden, worauf am 20. August der Abmarsch erfolgte. Einige Tage später traf man in Santa Barbara, jetzt Kolonie Crevaux genannt, ein und fand hier nichts als Schutt und Trümmer, alle Hütten von den Indianern verbrannt und die Gräber der früher hier unter den Messern der Tobas gefallenen bolivianischen Soldaten geschändet. Am anderen Morgen brach Thouar mit 70 Mann auf, das Gros der Kolonne in Santa Clara zurücklassend zu dem Zweck, hier Hütten zu bauen. Einige Stunden später sahen sie am anderen Ufer den ersten Toba, welcher fischte, aber sofort beim Anblick der Fremdlinge floh und nicht mehr zurückzurufen war; ein zweiter im Schilf verborgener Toba war nur dadurch zur Annäherung zu bewegen, daß ihm vorgeworfen wurde, er müsse kein Häuptling sein, da er Furcht zu haben scheine; auf diese Aeußerung hin stürzte er sofort in den Fluß, schwamm ohne Waffen hinüber und forderte die Reisenden mit stolzer, überlegener Miene heraus. Er war einer der schöneren Vertreter des Stammes und wurde durch Geschenke von Tabak und Cigaretten bald beruhigt, während ihm gleichzeitig zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft ein Taschentuch um den Kopf gebunden wurde. Diese friedfertigen Verhandlungen lockten noch drei andere Tobas über den Fluß herüber, worauf Thouar ihnen in französischer und spanischer Sprache die Worte aufschrieb: „A. Thouar, von der geographischen Gesellschaft zu Paris, wird den Chaco behufs Aufsuchung der Gefangenen der Expedition Crevaux' durchreisen. Muth und Hoffnung!" Leider sollten alle Nachforschungen vergeblich sein, denn es ergab sich während der weiteren öfteren Verhandlungen mit den Tobas, daß inzwischen alle zu Grunde gegangen waren.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

6. Nach der Oase Biskra.

(Erste Hälfte.)

Am 26. Mai waren wir endlich fertig zur Fahrt nach der Sahara. Es war freilich schon ein wenig spät im Jahre und die guten Konstantiner machten uns eine schauderhafte Beschreibung von den Freuden, die unser in Biskra warteten. Wenn uns nicht vorher ein Sonnenstich beträfe, sollten wir uns ganz besonders vor den Skorpionen in Acht nehmen, von denen in der Oase alle Häuser wimmelten, wir sollten ja Abends sorgsam die Betten untersuchen, Morgens die Kleider ausschütteln und ums Leben nicht die Schuhe ohne sorgfältige Prüfung anziehen, denn in diesen verberge sich das hinterlistige Insekt mit Vorliebe. Aber das konnte alles nichts helfen, wir wollten unbedingt eine Oase sehen und Palmwein vom Stamme trinken, und wir hielten fest an unserem Plan. Die Abfahrt von dem alten Felsenneste gestaltete sich einigermaßen dramatisch. Seit fast einer Woche hatten wir ziemlich jeden Tag ein tüchtiges Gewitter gehabt; auch heute wälzten sich wieder schwere Wetterwolken das Thal herab und wir gingen als vorsichtige Leute eine Stunde früher zum Bahnhofe, um trocken hin zu kommen. Der Zug war glücklich in Ordnung, meine Frau schon eingestiegen; ich stand mit Freund Petersen und einem jungen französischen Mineralogen, den wir am letzten Morgen noch kennen gelernt, auf dem Perron, da brach plötzlich ein Hagelwetter los, wie ich es noch nicht erlebt. Einsteigen war keine Möglichkeit mehr, wir sprangen zurück, und es dauerte eine gute halbe Stunde, bis die Elemente sich soweit beruhigt hatten, daß der Dienst wieder aufgenommen werden konnte. Der ganze Zug enthielt nur zwei Coupees zweiter Klasse, und davon war das eine für einen inhaftirten Giftmischer und seine officielle Begleitung reservirt; so wurden zehn durchnäßte Personen in das nasse Coupee gestopft, und hinaus ging es. Die mitfahrenden Franzosen schimpften lästerlich über die übel angebrachte Milde des Präsidenten Grévy gegen eingeborene Verbrecher und über die Société protectrice des indigènes, die allein daran Schuld sei; ein in Algerien sehr häufig variirtes Thema. Aber rasch wurde es still. In geringer Entfernung von der Haltestelle am Hippodrome überschreitet die Eisenbahn ein tief eingerissenes Seitenthal auf einer schwindelnden Eisenbrücke. Sie schien nicht sonderlich im Stande zu sein, es wurde daran gearbeitet und die Züge fuhren stets im langsamsten Tempo hinüber. Diesmal hielten wir auf der Brücke still, die Wagen wurden aus einander gehängt und einer nach dem anderen von Bahnarbeitern hinübergeschoben. Es war eine unheimliche Situation. Das Gewitter war uns wieder nachgekommen, es blitzte und donnerte entsetzlich, Regen und Hagel prasselten auf den Wagen und es brauchte wahrhaftig keiner großen Einbildungskraft, um ein Schwanken der ganzen Brücke zu verspüren.

Endlich waren alle Wagen glücklich drüben und nun ging es ohne weitere Abenteuer durch das fruchtbare Thal nach Kroubs und el Guerrah. Das Jahr war für Algerien ein unerhörtes Ausnahmsjahr. Sonst mäht man das Gras am Morgen und fährt am Abend das Heu ein; diesmal lag es schon drei Wochen draußen und war fast schwarz geworden, und an die Gerstenernte, die in vollem Gange hätte sein müssen, war noch nicht zu denken. Für unsere Wüstenexkursion waren die Aussichten freilich nicht schlecht.

In el Guerrah bestiegen wir den Zug nach Batna und nun ging es in südlicher Richtung über die Hochebene dahin. Das Thal des Bu Merzug erweitert sich unmittelbar oberhalb der Abgangsstation zu einer breiten, flachen, sumpfigen Mulde, die von drei seltsam geformten isolirten Kalkbergen, dem Nif-en-Ser, dem Dschebel Fortas und dem Dschebel Gueriun sehr malerisch eingefaßt wird. Ihre Gipfel geben uns die Höhe, welche einst die ganze Hochebene in dieser Gegend hatte; alle diese Berge sind nur „Zeugen", festere Kalkstöcke, welche der Verwitterung besser widerstanden. Die Mulde bietet auch im Sommer gute Weide, und in ihr liegt bei der Station Aïn Mlila die große Rennbahn für die Rennen der Provinz Konstantine. Keine andere französische Einrichtung hat sich solchen Beifalls seitens der Araber zu erfreuen, wie diese mit Prämiirung und hohen Geldpreisen verbundenen Wettrennen. Der Araber ist ja von Hause aus Reiter und leidenschaftlicher Pferdefreund, und nicht umsonst waren im Mittelalter die Berberhengste ganz besonders gesucht; aber unter den Türken konnten nur die mächtigsten Chefs daran denken, gute Pferde zu züchten, denn anderen ließ der Bey sie einfach wegnehmen, und wer sich widersetzte, den kostete es wohl auch noch den Kopf dazu. So fanden die Franzosen bei der Eroberung wenigstens im Tell nur eine Pferderasse vor, die zwar äußerst dauerhaft und genügsam, aber nichts weniger als schön war. Sie haben es sich Geld und Mühe genug kosten lassen, haben edle Hengste aus Arabien und Syrien kommen lassen, aber es ist ihnen auch gelungen, die Pferdezucht wirklich zu heben, und in nicht zu ferner Zeit wird das algerische Pferd wohl den Ruhm der alten Berberrasse wieder verdienen. Heute schon bezieht die leichte französische Kavallerie einen guten Theil ihrer Remonten aus Nordafrika. Die großen Rennen aber haben sich als ein Hauptmittel zur Hebung der Pferdezucht erwiesen, besonders seit man darauf hält, nur edles Blut in die Bahn zuzulassen, und damit dem ganzen Sport ein aristokratisches Gepräge aufgedrückt hat. Seitdem wendet der vornehme Araber wieder seinen letzten Franken an ein gutes Pferd und ein schönes Sattelzeug, und beim Rennen setzt er Hab und Gut ein. Aber auch manche schwere Blutthat dankt ihren Ursprung dem Neid über einen Sieg in der Rennbahn.

In einer früheren Epoche war die Sumpfebene von Aïn Mlila sicher ein See, den hohe Kalkberge einfaßten, und damals mögen die Gewässer ununterbrochen gereicht haben von dem Nif-en-Ser, dem Adlerschnabel, bis zum Fuße der Aurès. Heute trennt eine kaum wahrnehmbare Hügelschwelle Aïn Mlila von einem zweiten etwas höher

liegenden Bassin, das keinen Abfluß zum Meere hat und an seinem tiefsten Punkte von zwei ausgedehnten Salzseen eingenommen wird. Die Bahn geht auf schmaler Landenge zwischen diesen, dem Tinsilt zur Rechten und dem Mzouri zur Linken, hin; als wir die Stelle auf dem Rückwege wieder passirten, standen Hunderte von Flamingos im seichten Wasser, unbekümmert um das Schnauben der Lokomotive, ein ganz eigenthümlicher Anblick. Jenseits der Station les Lacs beginnt wieder die dürre kahle Hochebene, wie wir sie bei der Fahrt von Setif her kennen gelernt, ohne Baum, ohne Strauch, nur mit niederem Grase bewachsen, zwischen das sich hier und da ein Salbeibusch einschiebt. Im Alterthume muß es hier besser ausgesehen haben, denn hier lag Tigisis oder Numidiapolis und standen die Säulen, von denen Procop berichtet, welche von der ersten Ansiedelung der vor Josuas Einbruch geflüchteten Kanaaniter Kunde gaben. Die Quelle, welche es versorgte, und welche, wie ebenfalls aus Procop hervorgeht, damals schon die einzige, zwischen dem Ris-en-Sfer und dem Cedernpik war, sprudelt heute noch bei der Station Aïn Yacout; die Franzosen haben dort auch eine Niederlassung gegründet, aber die Kolonisten hatten das unwirthliche Klima der Hochebene bald satt und liefen davon, und die auf Regierungskosten erbauten Häuser zerfallen.

Erst nach zweistündiger Fahrt treten wieder Berge auf und die Ebene verengt sich zu einem Thale; es war mittlerweile Nacht geworden und recht kühl, und wir waren froh, als wir gegen halb neun in Batna anlangten. Am anderen Morgen zeigte das Thermometer nur 8° C., schwere Wolken lagen fast auf der Stadt und verhüllten ganz die prachtvolle Bergumrahmung. Wir hatten den Tag für Lambessa bestimmt, das zwei gute Stunden von Batna östlich in einem Vorthale der Aurès liegt. Die Straße war nach dem schweren Regen grundlos, und der Omnibus, den wir benutzten, arbeitete sich nur mühsam durch. Man kommt durch die Militärvorstadt, welche auch hier durch Mauern von der Stadt getrennt ist, und an dem Village nègre vorbei, das mit seiner eigenthümlichen Moschee in einiger Entfernung vor den Mauern liegt. Dann geht es in schnurgerader Richtung langsam bergan; man merkt gar nicht, daß man eine Wasserscheide passirt, und trotzdem gehören die frischen Quellbäche von Lambessa einem anderen Flüßchen an, als die spärlichen Gewässer von Batna. Die Gegend ist gut bebaut, aber die Kolonistenwohnungen sind ausnahmslos verfallen; die Schâwi aus den Aurès haben bei ihrem letzten Aufstande zu furchtbar gewüthet und die Erinnerung an die verübten Gräuel läßt manchen Ansiedler vorziehen, sein Gütchen von Batna aus zu bewirthschaften. Die Straße läuft gerade in das Thor des riesigen Zuchthauses hinein, das Napoleon für die Opfer des Staatsstreiches bauen ließ; es ist heute das Centralgefängniß für ganz Algerien. In geringer Entfernung daneben erhebt sich das Prätorium der Römerstadt Lambaesis, ein imposanter, noch leidlich erhaltener Quaderbau, in dem man die wenigen Skulpturreste aufgestellt hat, welche bis jetzt zufällig in der Römerstadt gefunden wurden. Viel mehr mag noch der Boden decken; ernstliche Nachgrabungen haben aber noch nicht stattgefunden. Hier in dem fruchtbaren, kühlen, wasserreichen Hochthale war ein Hauptstützpunkt der Römermacht; hier lag die dritte Legion und beherrschte nicht nur den einzigen Weg, auf welchem die Oasenberber aus dem Ziban in die Provinz Konstantine einbrechen konnten, sondern bedrohte auch die wilden Maurusier in den Aurès, in deren Thäler von hier bequeme Uebergänge hinüberführen. Lambaesis und Theveste, das heutige Tebessa, waren die beiden Flügelpunkte der Befestigungslinie, welche die am Abhange der Aurès liegende Hochebene gegen die Gebirgsbewohner deckte. Unter ihrem Schutze hatte sich damals ein reiches Kulturleben entwickelt; nirgends in der Provinz Konstantine liegen Römertrümmer so dicht wie in dieser Gegend, die heute eine nur von wenigen Araberhorden durchzogene öde Steppe ist. Sie muß gewöhnlich herhalten, wenn ein Forscher nachweisen will, daß seit der Römerzeit sich das Klima Nordafrikas verschlechtert habe, aber aus Procop sehen wir, daß schon zu Belisar's Zeiten die Kultur hier auf künstlicher Bewässerung beruhte. Man ging damals eben noch sorgsamer mit dem vorhandenen Wasser um als heute, und ließ keinen Tropfen unbenutzt verrinnen. Dem Franzosen will das immer noch nicht recht in den Kopf, namentlich nicht das Wassersparen im Kleinen. Die Regierung hat es an der Anlage riesiger Barragen ja nicht fehlen lassen, aber diese können immer nur einzelnen Gegenden zu Gute kommen und sind, wie in den letzten Jahren zwei furchtbare Katastrophen[1]) gezeigt haben, selbst bei sorgfältigster Konstruktion — man denke nur an die häufigen Erdbeben — eine stete Gefahr für das unter ihnen liegende Thal. Die Alten konstruirten solche Riesenbauten nur ausnahmsweise[2]); sie arbeiteten mehr im Kleinen, aber sie ließen auch die kleinste Quelle nicht unbenutzt. Die Spanier verstehen das noch heute, und nicht minder die Kabylen; das Herkommen, das bei diesen in Beziehung auf das Wasser gilt, ist uralt, es könnte aber heute noch zweckmäßig der französischen Gesetzgebung als Muster dienen.

Das französische Dorf Lambessa liegt etwas hinter dem Zuchthause, von einem wahren Walde von Obstbäumen umgeben, es ist ziemlich ausgedehnt und reichlichst mit Wasser versorgt, macht aber trotzdem nicht den Eindruck fröhlichen Gedeihens; gar viele Häuser stehen leer und die Gärten verwildern. Es muß das ausschließlich an den ungeeigneten Kolonisten liegen, denn die Verhältnisse sind hier oben für Europäer so günstig wie nur möglich, und in dem Zuchthause lassen sich die Gartenprodukte jederzeit zu guten Preisen verwerthen. Für den Naturforscher ist die Umgebung hochinteressant. Die Hochthäler der Aurès sind fast der einzige Punkt in ganz Algerien, wo eine reiche Schmetterlingsfauna entwickelt ist. Als wir auf der Rückreise aus der Wüste noch einmal zwei Tage hier zubrachten, fanden wir einen ungarischen Sammler hier, Merkl aus Pest, welcher für den bekannten französischen Entomologen R. Oberthur in Rennes reiste; er war ganz entzückt von der überreichen Ausbeute. Noch wichtiger ist die Gegend vielleicht für den Botaniker, und auch wir wurden für unsere Mühe belohnt durch zwei schöne Schnecken, nach denen wir seither vergeblich gefahndet (Helix massylaea Morelet und Hel. punica Morel.). Das Wirthshaus war zwar einigermaßen primitiv, aber sein Besitzer, ein Elsässer, der schon seit 40 Jahren hüben wohnte und eben als Aufseher in einer großen Holzschneiderei in den Bergen fungirte, sehr freundlich, und wir bedauerten schließlich, daß wir keine Zeit mehr hatten, um noch ein paar Tage in dem so übelberüchtigten „afrikanischen Cayenne“ verweilen zu können.

---

[1]) Der Bruch der Habra-Barrage bei Perrégeaux in 1881 und der der Barrage am Sig bei St. Dénis 1884. Beide liegen in der Provinz Oran und galten als Musterbauten.

[2]) So in Syrien, in der Palmyrene, und namentlich auch in dem glücklichen Arabien; der Damm von Mareb, dessen Trümmer Arnaud in Yemen wieder auffand, wurde nach der arabischen Sage schon von Lokman, dem ersten sabäischen Herrscher, erbaut.

Der 28. Mai ließ sich wieder prächtig klar an, und so entschlossen wir uns zu einer Besteigung des Dschebel Tuggur, oder, wie er gewöhnlich genannt wird, des Pic des Cèdres. Es ist eine für Algerien ganz ungewöhnlich kühn geformte Bergpyramide, welche bis über 7000 Fuß aufsteigend die Hochebene weithin beherrscht, einem Vulkan ähnlicher als einem aus Kalkschiefern zusammengesetzten Berge. Nach Pièsse sallte er nur fünf Kilometer entfernt sein; das schien mir zwar einigermaßen unwahrscheinlich, denn nach meinen Erfahrungen im Süden mußte ich die Distanz bis zum nächsten Punkte seines Fußes auf mindestens das Doppelte schätzen, aber auch Schwarz versichert, das die Cedernwälder dort ein beliebtes Ziel für die Spaziergänge der Batnaer Bürgerschaft seien und daß man in stillen Nächten das Gebrüll der Löwen im Tuggur deutlich in Batna vernähme. Also engagirten wir einen Eingeborenen, der den Weg kennen sallte, und machten uns zu Fuß — meine Frau entschloß sich glücklicherweise zurückzubleiben — auf den Weg. Ich hatte richtig taxirt; wir brauchten zwei valle Stunden, bis wir auf einem schlechten lehmigen Feldwege immer durch die Ebene endlich den Eingang des Thales, das sich var dem Tuggur hinzieht, erreichten, und noch eine gute Stunde weiter, bis wir die ersten Cedern erblickten. Im Thale lag eine Ansiedelung, von vier Förstern bewahnt; einer von ihnen lnd uns freundlich ein, einzutreten und uns etwas zu erquicken; er bedauerte ungemein, daß gerade Posttag sei und er uns — die wir uns gleich von Anfang als Deutsche zu erkennen gegeben — nicht durch die Cedernwälder begleiten könne. Natürlich fragten wir nach den Löwen, denn daß die Wälder um Batna noch von diesen Bestien wimmeln, gilt in ganz Algerien für ausgemacht; aber auch hier wurde uns die Antwart, dafür seien wir um ein paar Jahre zu spät gekammen. Unser Gewährsmann wohnte nun acht Jahre in den Cedernwäldern, aber in der ganzen Zeit hatte er weder von einem Löwen noch van einem Panther gehört, geschweige denn einen gesehen. Hier hat besonders Chassaing unter den Raubthieren aufgeräumt, aber er hat bösen Dank dafür bekammen. Im Frühling 1870 war er in einem französischen Bade, um seinen Rheumatismus auszukuriren; Frau und Tochter bewirthschafteten seine Ferme in einem Varthale der Aurès und blieben, vertrauend auf die Anhänglichkeit der umwahnenden Eingebarenen, als die Berber sich erhaben. Aber die wilden Schâwi, zur Verzweiflung gebracht durch die Erpressungen der arabischen Kaids, die ihnen die Franzasen aufgezwungen, schonten Niemand; die armen Frauen wurden nach schauderhaften Martern lebendig verbrannt und der Mann, der die Gegend von den Löwen befreite, befindet sich seitdem im Irrenhause.

Vierzehn Jahre sind vergangen, aber nach liegt der düstere Schatten des damaligen Aufstandes auf der Gegend. Er dauerte nur wenige Wochen, aber er brach mit solcher wahrhaft vulkanischen Gewalt aus, daß, objchon die Pravinz damals noch ihre valle Besatzung hatte, nur mit Mühe Batna und Lambessa gegen die wüthenden Bergstämme gehalten wurden. Noch ein paar Mal haben seitdem schwächere Zuckungen stattgefunden und noch immer sind die Aurès das am schwersten zu regierende Gebiet Algeriens, wie sie ja auch die letzte Burg der Maurusier gegen Römer, Vandalen und Byzantiner waren. Kurz aberhalb der Försterwohnung lagen die Trümmer einer europäischen Mühle; brulé en 1870, sagte unser Brahim, und erzählte mit sichtlichem Schauder, daß hier siebzehn Personen mit verbrannt worden seien. Es war ihm selbst gar nicht geheuer; er war ein Araber von den Uled Kantara und schien die Schâwi für eine Art Menschenfresser zu halten.

An der Mühle führte zu unserer großen Ueberraschung der weiter unten ganz ausgetrocknete Bach klares Wasser genug, und hier begann ein reizendes Waldthal, wie wir es in Afrika nicht vermuthet hätten. Zwischen zwei hohen Felsenrücken zog es sich um den Cedernpik herum, von dem Bache durchrauscht, von üppigem Grün erfüllt; ein paar Stücke Vieh weideten auf den Bergwiesen, die Vögel jubelten, Schmetterlinge flogen, es war wie in einem unserer deutschen Gebirge. Aber am Hange standen überall Cedern, bald uralte verwetterte Riesen mit pinienartiger Krone, aber immer ein paar salcher Schirme an einem Stamme über einander gesetzt, bald jüngere pfeilgerade Säulenstämme, wie die Edeltannen des Schwarzwaldes, und dazwischen überall junger Nachwuchs, die reizendsten Christbäumchen, die man sich denken kann. Je höher wir stiegen, um sa ausschließlicher herrschten sie, anfangs nur am Berghange, dann auch im Thale, ein ganz eigenartiger unvergleichlich schöner Wald. Der Weg, ein ziemlich praktikabler Fahrweg, zog sich in bequemer Steigung um den Pik herum bis zu dem Joch, das den isolirten Gipfel an die Hauptgebirgsmasse anschließt. Hier, bei den Trümmern einer auch 1870 zerstörten Sägemühle, hatte sich eine Familie Eingeborener angesiedelt, und hier ließen wir unseren Brahim mit dem Praviant, denn einen Führer brauchten wir nicht mehr. Gerade über uns, etwa noch 500 Meter hoch, stand der Gipfel des Spitzberges, dachartig steil nach allen Seiten abfallend, aber sonst kein Hinderniß bietend.

Durch einen steilen Ravin stiegen wir hinan. Mit jedem Meter, den wir höher kamen, wurden die Cedern schöner; Stämme von zwei Meter Durchmesser waren bald keine Seltenheit mehr. Zwischen den lebenden grünen Bäumen standen aber auch in Menge abgestorbene, entrindet bis zum Gipfel, weiß wie Gerippe, ein geradezu gespenstiger Anblick, umgestürzte und ihre zersplitterten Aeste lagen überall zwischen den Felsen umher, wie bleichendes Riesengebein. Das Halz alter Cedern scheint fast unvergänglich. Im Ravin lag ein mächtiger Stamm, sicher schon vor vielen Jahrzehnten gestürzt, denn bis zu einem Viertel seiner Dicke hatte sich neben ihm der Humus angehäuft; er reichte mir trotzdem nach bis an die Brust und vergeblich versuchte ich das Messer in sein Halz hineinzubohren.

Unter einer steilen Felswand rasteten wir für ein paar Minuten. Es war ein reizendes Plätzchen. Wir lagen in weichem Moose; Maas und Flechten bedeckten, eine Seltenheit in Algerien, auch den Felsen, Farrn nickten aus den Spalten; um uns stand sa manche Pflanze, „bekannt überm Meer“, die wir in Algerien sanst nicht gesehen; unser Weißdarn bildet tüchtige Bäume, eine Erle kroch am Boden hin, Muscari racemosum, ein gelber Ranunkel, ein wohlriechendes Veilchen und ein herrlich duftendes Ornithagalum schmückten den steilen Abhang; auf die Cedern sahen wir aber gerade von aben herab und bemerkten mit Erstaunen, daß die meisten alten Stämme oben eine horizontale, scheibenförmige Krone von etwa einem Meter Durchmesser bildeten, wie ein riesiges Vogelnest. Dann ging es die letzte steile Höhe hinan und bald standen wir auf der Spitze, die eben nur für ein triganometrisches Signal und einen es umgebenden Wall aus zusammengetragenen Steinen Raum bietet. Eine wunderbare Aussicht eröffnete sich uns. Wie eine Reliefkarte in riesigem Maßstabe lag die Provinz Kanstantine zu unseren Füßen. Nach Norden erkannte ich deutlich den Col des Oliviers und die Deux Jumelles am

Bahnübergange nach Philippeville, aber ein leichter Dunst verschleierte das Meer. Nach Süden schweift das Auge über die Hochebene und ihre Randberge in die endlose Sahara hinein; deutlich unterscheidet man den Mund der Wüste bei el Kantara und mit dem Fernrohr erkennt man dunkle Flecken in der hellen Fläche, die Palmenwälder der Zibanoasen. Zu unseren Füßen lagen die Ebene von Batna und das grüne Thal von Lambessa, und dahinter thürmten sich die Aurès, immer ein langer Rücken hinter dem anderen, bis zu dem Scheliah, den Gewitterwolken verhüllten. Nach Westen hin aber fliegt der Blick über einige wenig niedrigere, mit prächtigen Cedernwäldern bestandene Berge auf die weite Hochebene bis zu den niederen Ketten, welche die fruchtbare Medjana hinter Setif begrenzen; bei klarem Wetter erkennt man am Horizonte sogar die Schneegipfel des fernen Dschurdschura. Kein zweiter Punkt in Algerien bietet eine ähnliche, nach allen Seiten hin freie Aussicht, wie der ganz isolirt aufsteigende Hochgipfel des Cedernpiks. Von Batna aus kann man zu Pferde die Tour ganz bequem in drei Stunden machen[1]), trotzdem verirrt sich nur selten ein Reisender hinauf und fast alle Wüstenfahrer begnügen sich, die Cedern mit dem Fernrohr zu betrachten. Man kann das nirgends so bequem haben wie hier, wo ja doch jeder Tourist in der Nähe vorbeikommt. Freilich, im April liegt oben meist noch Schnee, und wer wagt bis zum Mai in Algerien zu bleiben? Aber die Zeit drängte. Noch einen Blick auf die Höhenzüge des Tuggur und auf den steilen Hang unter uns mit seinen grünen und abgestorbenen Cedern und dem bleichenden Geäst zwischen den Felsen, dann ging's rasch wieder hinab zu der zerstörten Sägemühle. Aber umsonst suchten wir nach unserem Brahim, umsonst riefen wir seinen Namen aus allen Kräften, er war verschwunden, und mit ihm unsere Viktualien, nach denen wir sehr lebhaftes Verlangen empfanden. Er hatte sich gefürchtet, bei den Bergbewohnern allein zu bleiben und war, als er uns nicht mehr sah, davon gelaufen, um uns am Ausgange des Thales zu erwarten. Die Leute waren sehr freundlich gegen uns und erquickten uns mit Milch; als sie aber hörten, daß wir Deutsche seien, glühten ihre Augen, und einer, der etwas besser französisch verstand, stieß mich an und flüsterte mir zu: Pruss bon, Pruss fort, Pruss faire guerre aux Français. Man sieht, die Kolonisten haben nicht so Unrecht, wenn sie lieber in Batna wohnen, als draußen in der Campagne. Die Leute im Tuggur tragen sich arabisch, und nach der gewöhnlichen Annahme soll die Einsenkung von Batna die Grenze zwischen den Schäwi und den Arabern bilden, aber unsere Wirthe waren unzweifelhaft Berber und Brahim behauptete auch ganz bestimmt, sie seien weder Araber noch Rechtgläubige.

Im Sturmschritt ging es dann das Thal hinunter und über die Ebene, aber es dunkelte doch schon ganz erheblich, als wir die Gärten von Batna erreichten.

Die Cedernwälder am Tuggur und in den Aurès sind ein äußerst werthvoller Besitz; das Holz ist ausgezeichnet als Bauholz und würde, wenn einmal bessere Verbindungen hergestellt sind, bald das fremde Holz vom algerischen Markte verdrängen. Die Wälder verdanken ihre Erhaltung besonders dem Umstande, daß die Ceder für die arabischen Werkzeuge fast unangreifbar ist und daß sie ein ungemeines Ausschlagsvermögen besitzt. Frankreich hegt die Wälder sorgsam; allein am Tuggur sind 80 Förster angestellt und hier wie in den Aurès darf nur nach ganz bestimmten Vorschriften gehauen werden und wird sorgsam nachgepflanzt. Junge Bäumchen fanden wir noch auf der Spitze des Piks und hier wenigstens ist ein Aussterben des herrlichen Baumes, wie im Libanon, nicht zu befürchten.

[1]) Mit einem leichten Fuhrwerk kann man bei gutem Wetter sogar unbedenklich bis zur Sägemühle fahren.

Kirgisische Todtenfeier.

Aus der Fülle des Neuen und Interessanten, welches das unlängst im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig erschienene Werk des Kasaner Professors Dr. Wilh. Radloff, betitelt: „Aus Sibirien“ (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 351), darbietet, führen wir den Lesern unseres Blattes einen Bericht über eine Gedächtnißfeier aus der Kirgisensteppe vor, welche ein anschauliches Bild von den Sitten dieses Reitervolkes gewährt:

Bei der großen Horde habe ich einem Jahresfeste, das der Kirgise Ata Bek zu Ehren seines Vaters nördlich vom Flusse Meikä gab, beigewohnt. Dasselbe dauerte, wie alle diese Gedächtnißmähler, vier Tage. Am ersten Tage, an welchem man die Kochheerde herrichtet, d. h. wo man in einer Reihe Löcher für die Feuerstellen ausgräbt, auf die man die Kessel zum Fleischkochen stellt, versammeln sich nur die Verwandten und die Bewohner der nächsten Aule. Wir langten am zweiten Tage Abends an, an welchem man die zum Gastmahle nöthigen Thiere schlachtete und die Jurten (Zelte) für die am nächsten Tage eintreffenden Gäste aufstellte.

Wir fanden hier schon nahe an 100 Jurten für die Gäste aufgestellt und etwa 400 bis 500 Menschen versammelt, welche damit beschäftigt waren, die Jurten herzurichten und das Vieh zu schlachten. Die Jurten waren alle mit weißen Filzdecken und im Inneren mit gestickten Teppichen oder Filzen bedeckt; im Allgemeinen waren dieselben leer, nur in einzelnen, die für die hohen Gäste hergerichtet waren, waren am Fußboden Teppiche ausgebreitet. Es wurde mir eine solche angewiesen, in der wir uns ganz häuslich einrichteten. Wir begaben uns zu den Schlachtstellen und fanden dort Berge von Fleisch bei den Kesseln aufgeschichtet. Es sollten hier im Ganzen 30 Pferde und 150 Schafe geschlachtet werden. Dieser Schlachtplatz bot ein buntes Bild, an einigen Stellen wurden Thiere geschlachtet, an anderen war man mit dem Abhäuten beschäftigt oder zerlegte das Fleisch und häufte es in der Nähe der Kessel auf. Haufenweise umstanden Zuschauer diese Schlachtstellen. Hunderte von Hunden schlichen umher, um einen Antheil an der Beute zu erhaschen. Eingeweide und schlechtere Stücke wurden sogleich an die Armen vertheilt, die mit ihren Schätzen beladen davonzogen.

Spät am Abende langten schon einige angesehene Gäste an, die mir noch ihren Besuch abstatteten. Der mit mir hier angekommene berühmte Sänger der Kara-Kirgisen pries nach einer Aufforderung die hohen Gäste in einem wohlgesetzten Lobliede und entzückte die Zuhörer, die hier

fast alle der karakirgisischen Sprache mächtig sind, so sehr, daß der Sultan Adam Kul voller Freude seinen seidenen Schappan von den Schultern zog und ihn dem Sänger als Geschenk für das Loblied zuwarf. Erst spät in der Nacht verließen die Gäste meine Jurte.

Am dritten Tage begannen früh vor Sonnenaufgang die Gäste einzutreffen. Sultan Tesek und Sultan Ali mit ihren Verwandten waren schon in der Nacht angekommen. Es strömten immer neue Schaaren herbei, denn die Einladungen waren an beide Sultanschaften der großen Horde und an das Geschlecht Bugu von den schwarzen Kirgisen ergangen. Bis Mittag hatten sich wohl bis 5000 Menschen versammelt. Alle Jurten waren mit vornehmen Gästen gefüllt, während das gemeine Volk rings um die Jurten lagerte. Das Fleisch und die Speisen wurden in großen Holzschüsseln zu den Jurten gebracht, große Schläuche voll Kumys wurden vertheilt und man aß und trank bis zum späten Abend. Mein Sänger hatte eine gute Einnahme, überall forderte man ihn zum Singen auf, und jedesmal brachte er reiche Ehrengeschenke nach Hause. Er hat wenigstens 10 Röcke erhalten. Da er ein armer Kerl war, so kamen ihm die Geschenke sehr zu statten. Das Speisen ging ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich. Der höchste Gast hatte an der Ehrenstelle der Jurte Platz genommen und einer der Verwandten des Gastgebers vertrat bei ihm die Stelle des Wirthes. Der Ehrengast vertheilte den Bäsch-baimak an die übrigen Gäste. Nach dem Mahle wurden Kumys und Airan gereicht. Dann wurde überall geschwatzt und gescherzt. Es herrschte eine so animirt fröhliche Stimmung, daß auch nicht das geringste Anzeichen an die traurige Ursache des Festes erinnerte. Am Abende bot das ganze Lager einen eigenthümlichen Anblick; rings umgaben uns ganze Reihen von Feuern, so daß trotz der Dunkelheit der Nacht die ganze Ebene erleuchtet schien. Um und zwischen den Feuern sah man die ganze Nacht hindurch ein reges Leben. Bis spät in die Nacht trafen immer noch neue Gäste zum Hauptfeste ein.

Am vierten Tage des Festes erhoben wir uns sehr früh, da das Wettrennen (baiga) schon bald nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Als wir aus der Jurte traten, sahen wir rings umher zahlreiche Gruppen mit dem Festmahle beschäftigt. Wir nahmen zuerst die Preise in Augenschein, die am Ende der Jurtenreihe aufgestellt waren.

Es waren im Ganzen zehn Preise für die Wettrennen. Der erste Preis bestand aus einer kleinen Jurte aus rothem Tuche mit allem nöthigen Hausrathe; vor derselben saß auf einem gesattelten Pferde ein Mädchen im Brautschmucke mit dem Säukälä auf dem Kopfe, außerdem befanden sich bei der Jurte je 50 Thiere jeder Gattung (Kameele, Pferde, Kühe und Schafe). Der zweite Preis bestand in zehn Jamben Silber und je zehn Thieren jeder Gattung u. s. w. Der letzte Preis bestand aus fünf Pferden. Das als Preis aufgestellte Vieh war offenbar in einem weniger als mittelmäßigen Zustande, auch die Braut des ersten Preises zeichnete sich nicht gerade durch Schönheit aus.

Bald versammelte sich das Volk zum Rennen. Das ganze Publikum stieg zu Pferde und stellte sich in zwei lang hingezogenen Haufen zu beiden Seiten der Rennbahn, die durch Stangen bezeichnet war, auf. Abgesondert von den Zuschauern sammelten sich die Rennpferde, meist prächtige, große Thiere, die von kleinen, sechs- bis zehnjährigen Knaben geritten wurden. Zuerst zogen die Rennpferde in einer Reihe langsam durch die Zuschauer und wurden überall mit Beifallsrufen empfangen. Ueber jedes schöne Pferd gerieth das Publikum in Entzücken. Ueberall bildete das berittene Publikum eifrig sprechende Gruppen und von allen Seiten hörte man Urtheile und Vermuthungen über die Pferde. Der Zug der Rennpferde setzte sich dann langsam in Bewegung und ritt zu dem etwa 25 Werst entfernten Ausgangspunkte der Rennbahn. Eine Anzahl der Zuschauer sah man in einiger Entfernung die Thiere begleiten.

Nachdem sich die Rennpferde einige Werst entfernt hatten, füllte sich der Platz vor den Jurten wieder mit Publikum und es begannen nun Wettkämpfe verschiedener Art. Rechts von meiner Jurte fanden an einer mit einem Seile umzäunten Stelle die Ringkämpfe statt. Es traten wohl 50 Ringer in die Arena, sie hatten alle Kleidung bis auf die Hose, deren Beine sie hoch aufgerollt hatten, abgeworfen und nur einen breiten Gürtel von Zeug um die Hüften gewunden. Die Ringenden traten dicht an einander, faßten sich mit beiden Händen bei den Gürteln und suchten nun einander niederzuwerfen. Die herkulischen Gestalten mit ihren angespannten Muskeln boten einen prächtigen Anblick. Es kämpften immer drei Paare zu gleicher Zeit. Die Niedergeworfenen verließen die Arena, die Sieger erhielten gute Preise: seidene Röcke, ein Schaf, Gürtel, Sättel, silberbeschlagenes Zaumzeug u. s. w.

An einer anderen Stelle fanden andere Spiele statt: eine silberne Jambe wurde auf den Boden gelegt; der Reiter mußte im Trabe vorbeireiten, sich plötzlich auf der einen Seite herablassen und mit der Hand das Silberstück ergreifen. Es erregte jedesmal ein allgemeines Gelächter, wenn einer der Reiter im Augenblicke, wo er die Münze ergreifen wollte, vom Pferde stürzte; ich habe nur zweimal gesehen, daß es einem Reiter gelang, das Silberstück zu erhaschen; nach jedem Gelingen ertönten laute Beifallsrufe, und der Glückliche durfte die Silbermünze als Lohn behalten.

An einer anderen Stelle wiederum wurden Kraftproduktionen ausgeführt. Ein Reiter ergriff vom Pferde herab ein am Boden stehendes Schaf beim Hinterschenkel, warf es mit geschwungenem Arme in die Luft und schnellte es von sich, so daß er den einen Fuß und einen Theil des Felles in der Hand behielt, während das Thier todt fortgeschleudert wurde. Auch dieses höchst rohe Schauspiel wurde von lauten Jubelrufen der Zuschauer begleitet.

Die ganze Scenerie glich einem Jahrmarkttreiben in einer größeren europäischen Stadt, nur das gab der ganzen Scene ein eigenthümliches Gepräge, daß alles Publikum beritten war. Plötzlich ertönte überall der Ruf: at kälä (die Pferde kommen). Nun stürzte Alles zur Rennbahn und bald sammelten sich zu beiden Seiten der Bahn dichte Zuschauerhaufen. Ein kleiner Theil der Zuschauer ritt den Pferden entgegen, um, wie man mir mittheilte, dieselben anzufeuern.

In der Ferne waren jetzt mehrere Punkte zu erkennen; es waren etwa 25 Pferde, die die übrigen weit überholt hatten. Jetzt begann eine wilde Scene. Kaum hatten sich die Pferde auf 1 Werst dem Ziele der Rennbahn genähert, als die Besitzer der Pferde nebst ihren Verwandten sich den laufenden Thieren näherten und die nachbleibenden mit Pfeifen, Steinwürfen, Schreien und Knutenschlägen zur Eile antrieben. Als dieser wilde Haufe sich dem Ziele näherte, war nichts mehr zu erkennen, als ein Knäuel von über 100 Pferden, die unter dem heftigsten Getöse daherflogen, so daß ich nicht im Stande war, die Rennpferde mit den Augen zu verfolgen.

Man rieth mir, mich zur Seite zu begeben, da bald eine Scene entstehen werde, der beizuwohnen nicht ohne Gefahr wäre, und in der That dankte ich später meinem Begleiter für den guten Rath, denn es begann ein so wildes

Durcheinanderreilen, daß man leicht von den daherstürmenden Reiterhaufen vom Pferde geworfen und zerstampft werden konnte. Der ganze Zuschauerhaufe stürzte nämlich zu den Preisen, theils um an dem Schauspiele theilzunehmen, theils um dem, der gewonnen hatte, die Beute zu entreißen. Ich war nicht im Stande, das Gewirr vor meinen Augen zu enträthseln. Man hörte Schreien, Toben, Schimpfen, man sah, wie Leute von den Pferden gerissen wurden, wie das Publikum sich auf die Preise warf und wie die letzteren in wenigen Augenblicken unter dem Gewühle verschwanden. Man erzählte mir später, daß die Gewinner nur wenig von ihren Preisen erhalten hätten, der größte Theil sei dem anwesenden Publikum zugefallen und im Triumphe entführt. So soll es stets beim Wettrennen hergehen. Des Preises wegen schicke Niemand sein Pferd zum Wettrennen, denn denselben erhalte der Herr des Pferdes nie. Es sei nur der Ehrgeiz des Besitzers, der den Ruhm, ein gutes Rennpferd zu haben, jedem Preise weit vorziehe. Aber wenn es selbst dem Herrn des Pferdes gelingt, den ganzen Preis zu erhalten, so muß er der Sitte gemäß alles Gewonnene den Verwandten und den Aulnachbarn überlassen, sonst wird er überall als der größte Geizhals verschrieen.

Kürzere Mittheilungen.

Angebliche Amazonen in Neu-Guinea.

Das vor Kurzem erschienene Buch „Work and Adventure in New Guinea 1877 bis 1885 by James Chalmers and W. Wyatt Gill“ enthält sehr viel Interessantes, und wir hoffen gelegentlich unseren Lesern eine Uebersicht des wirklich Neuen, welches in demselben mitgetheilt wird, vorzulegen; für heute begnügen wir uns, einige Mittheilungen über einen sogenannten Amazonenstaat herauszugreifen.

In Port Moresby schon hatte Chalmers von einem Amazonenlande gehört; Weiber allein, hieß es, bewohnten und beherrschten das ihnen gehörige Gebiet. Man erzählte, daß sie den Boden sehr gut bebauten, sehr tüchtig auf dem Meere und vollkommen im Stande seien, sich des männlichen Geschlechtes zu erwehren, wenn dasselbe einmal den Versuch mache, in ihr Gebiet einzudringen. Oestlich von Hula hatte man nie von ihnen sprechen hören.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß Chalmers dieser Sache seine Aufmerksamkeit zuwendete; lange Zeit aber waren alle seine Nachforschungen vergeblich; die Eingeborenen, bei denen er sich erkundigte, lachten ihn aus und meinten, es sei doch unmöglich, daß Frauen ohne Männer sich fortpflanzten. Trotz dieser ganz vernünftigen Einrede beobachtete Chalmers fortwährend Alles sehr scharf, was ihm in dieser Hinsicht einen Fingerzeig geben konnte, und da er die ganze Küste bis zum Ostkap bereiste, war er sicher, daß er, wenn etwas einem Amazonenstaat Aehnliches existirte, es auch finden würde. Er fühlte sich um so mehr zur größten Aufmerksamkeit verpflichtet, da, wie er ziemlich ungalant sagt, die Frauen erfahrungsmäßig die Ursache aller Streitigkeiten sind; er hatte sie am Südkap beobachtet, wie sie, Furien gleich, die friedfertigen Männer aufzureizen suchten, und bei verschiedenen Anlässen hatten sie laut um Rache geschrieen, wenn die Männer zum Frieden geneigt waren, und wenn letztere ruhig blieben, ihnen die Schilde aus den Händen gerissen, dieselben auf den Boden geschleudert und mit Steinen danach geworfen, die Männer an den Haaren gerissen und sie für feige Memmen erklärt. Die Nachbarschaft einer Frauenkolonie mußte also für die Zwecke Chalmer's, der sich auf der Reise befand, um geeignete Punkte für Missionsniederlassungen auszusuchen, für gefährlich erachtet werden. Man hörte nun, daß die Boote von Mailiukolo (Toulon) häufig Frauen unter ihrer Bemannung zählten, ja daß einzelne sehr große Boote ausschließlich mit Weibern besetzt seien. Chalmers befand sich dieser Insel gegenüber, zur Landung bereit, als ihm zwei Kanoes begegneten, deren eines von Männern, eines von Frauen geführt wurde; er schickte die Canoes zu seinem Schiffe, um dort Handel zu treiben und setzte die Reise nach dem großen, an der Nordseite der Insel gelegenen Dorfe fort. Ein einzelner Mann, den man am Lande traf, widersetzte sich der Landung, ließ sich jedoch durch den wohlbekannten Namen Chalmers und ein Stück rothen Tuches bewegen, den Fremden den Zugang zur Insel zu gestatten. Sobald man ans Land kam, sah man eine Schaar von einigen hundert in Grasunterröcke gekleideter Weiber unter den Häusern stehen, nur die Unterröcke und die Beine waren sichtbar. Als Chalmers sich ihnen näherte, verhielten sie sich ganz ruhig, bis sie auf einmal einen fürchterlichen, nervenerschütternden Schrei ausstießen. Auf den Schrei liefen einige Männer herbei; der Bootsmannschaft wurde durch Chalmers befohlen, sehr auf ihrer Hut zu sein, dann aber suchte der Missionar doch einen näheren Verkehr mit den Schönen anzubahnen. Da dieselben eine Annäherung seinerseits nicht zu wünschen schienen, suchte er sie zu bewegen, näher zu kommen. Anfänglich wurden seine Bemühungen schnöde zurückgewiesen; man habe ihn gesehen, hieß es, er möge nur zurückkehren, woher er gekommen sei; doch er ging nicht, er rief ihnen zu, er wolle den „Freunden“ erst einige Geschenke geben. Dann zeigte er ihnen Perlen und rothe Stoffe, die, merkwürdig genug, auf die Frauen gar keinen Eindruck zu machen schienen. Etwas von den Schätzen wurde auf den Boden gelegt, dann zog er sich, scheinbar ganz gleichgiltig, zurück. Endlich trat ein Mädchen schüchtern aus der Frauenschaar (so zahlreich, wie ich nie vorher Frauen gesehen, setzt Chalmers hinzu), hervor, näherte sich Schritt vor Schritt, während sie jeder Bewegung des Weißen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, die Arme über die Brust gekreuzt; dann zögert sie wieder, bleibt stehen; sie hat nicht Muth genug und eilt zu den anderen zurück. Wie es scheint, haben die älteren Frauen dem Mädchen Vorwürfe gemacht und es hat nicht gewagt, den ersehnten Schatz zu ergreifen. Ein kleines Fräulein von neun oder zehn Jahren tritt jetzt aus der Schwestern Mitte, es läuft ein wenig voraus, hält ein, schleicht dann wie eine Katze weiter, damit das Knirschen des Sandes, den sein Fuß betritt, den Fremden nicht aus seinen Träumen wecke; wieder zögert es, die Hände auf die schwer athmende Brust gepreßt, damit der Geist nicht entflieht oder das klopfende Herz nicht davon hüpft; da mit einem Sprunge wirft es sich auf die Waaren und ergreift die feurig begehrte Beute, das Tuch und die Perlen.

Noch einige Male wird eine solche Lockspeise angewendet und, siehe da, der Anschlag ist geglückt; Chalmers sieht sich von der lärmendsten Gesellschaft umgeben, in der er sich je befunden hat, er fühlt sich glücklich, als er das Schiff wieder erreicht hat und landet an einer anderen Stelle, an der Westseite. Hier stellten sich sofort ganze Schaaren von Frauen, aber keine Männer ein. Ohne Unterschied der Person theilte Chalmers Perlen aus, bald aber erhob sich ein großer Streit zwischen alten und jungen Frauen. Die letzteren wurden

weggeschickt und, da sie sich weigerten, dem Gebot Folge zu leisten, mußte Chalmers dafür büßen. Die alten Frauen bestanden darauf, daß er den Strand verließ und da die Männer, die man vorher in einem Kanoe gesehen hatte, zurückgekommen waren, schien es gerathen, diesem Andringen Folge zu leisten. Lange noch, nachdem er den Strand verlassen hatte, hörte er die alten Frauen mit ihren heiseren gebrochenen Stimmen gegen die Jungen fluchen und schelten. Wahrscheinlich war er der erste Weiße an dieser geheiligten Küste und mag somit allerdings ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen sein. Aller Wahrscheinlichkeit ist dies das berühmte Amazonenland und es ist sehr erklärlich, daß es durch die vereinzelten Kanoes, welche von der westlicher gelegenen Küste dorthin kamen, für ein solches gehalten wurde. Die eigenthümliche Erscheinung, daß man so viele Frauen beinahe ohne Männer allein lebend angetroffen hatte, klärte sich bald in folgender Weise auf.

Man landete auf einer kleinen, in der Nähe der Amazonen-Bai gelegenen Insel, wo man einige Kanoes mit Männern und Knaben antraf, die von dem Festlande herüber kamen und sich später nach Toulon begaben; von ihnen hörte man denn, daß ihre Pflanzungen auf dem Festlande lagen; sie begaben sich dorthin, um dieselben zu bebauen und um zu fechten, und nahmen die Knaben mit sich. Während nun bei weitem die meisten Männer sich auf dem Festlande befanden, blieben Frauen und Mädchen unter der Obhut einiger weniger Krieger zurück. Die Männer stellen sich von Zeit zu Zeit ein und bringen Nahrungsmittel mit. Während ihrer Abwesenheit treiben die Frauen in ihren Kanoes Handel und kommen sogar bis Dedele in Cloudybai. Die Bemannung eines Kanoe, welches früher dahin verschlagen worden war, hatten die Frauen freundlich aufgenommen, aber auf der Rückkehr wurde sie in Dedele getödtet. Dieser Umstand hat natürlich dazu beigetragen, den schlimmen Ruf des Amazonenlandes zu erhöhen.

Paraguay als Ziel deutscher Auswanderung.

Der „Globus“ hat früher (Bd. 45, S. 347) Dr. H. Töppen's ersten Vortrag über Paraguay als Land für deutsche Kolonisation abgedruckt; jetzt hat er die Freude, auf die abschließende Schrift Töppen's über seine Reise aufmerksam zu machen, auf seine „Hundert Tage in Paraguay“. (Mit Karte. Hamburg 1885. L. Friederichsen und Komp.) Das von tüchtigem wissenschaftlichem Streben Zeugniß ablegende Werk zerfällt in zwei Theile, die Beschreibung der Reise ins Innere und eine Schilderung des Landes im Hinblick auf deutsche Kolonisationsbestrebungen. Die Reise führte ihn durch die ganze Breite des Landes hin und zurück und vom 26. bis fast zum 23. Gr. südl. Br. und gab ihm reichliche Gelegenheit, die vorhandenen Karten (unter denen er diejenigen des in Afrika gestorbenen Keith Johnston als die beste bezeichnet, die große von Wisner von Morgenstern aber scharf kritisirt) zu verbessern, eine Reihe von Höhenmessungen anzustellen und so viel Einblick in die natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, als es eben in hundert Tagen bei so einfachen Zuständen nur möglich ist. Seine eigenen Ergebnisse hat er dann durch gründliches Studium der vorhandenen Litteratur derartig ergänzt, daß seine Schrift jedem, den es angeht, dringend zum Studium empfohlen werden muß. Unter anderem machen wir namentlich auf die Abschnitte über Yerba (S. 127) und über das Klima (S. 168) aufmerksam; das sind wirkliche Leistungen und weit verschieden von dem vielen Geschwätz, was in den letzten Jahren in Deutschland über Paraguay zu Tage gefördert worden ist. Zum Schluß faßt Töppen seine Ansicht über Vortheile und Nachtheile Paraguays für den auswandernden Deutschen folgendermaßen zusammen. „Die Lage des Landes ist vortheilhaft, denn der Fluß gestattet einen unbeschränkten Verkehr; die Bodengestaltung ist günstig, das Klima ist warm oder doch im rechten Sinne des Wortes gemäßigt; es gestattet dem Europäer Leben und Arbeit bei angemessener Lebensweise; die Gesundheitsverhältnisse sind vorzüglich; die Natur ist in jeder Beziehung eine reiche, und ihre Schätze harren noch zum großen Theil der Ausbeutung; für Viehzucht und Ackerbau sind die Naturbedingungen fast überall günstig, zum Theil vorzüglich: eine Vereinigung glücklicher Verhältnisse, wie sie wenige andere Länder bieten. Dazu kommen ruhige politische Verhältnisse, große öffentliche Sicherheit, eine eingeborene Bevölkerung, mit welcher, bei einigem Verständniß für ihre Eigenart, gut auszukommen ist, der man auch, je nach Bedürfniß, fast ganz aus dem Wege gehen kann, wenn man abgelegene Landestheile aufsuchen will; ferner relativ günstige Verhältnisse in Bezug auf Polizei- und Rechtszustände. Schwierigkeiten dagegen setzen dem gedeihlichen und schnellen Fortkommen des Einwanderers die Verhältnisse des Handels und Verkehrs entgegen; die Verkehrswege im Lande lassen viel zu wünschen übrig, die Schiffsverbindungen sind noch nicht genügend, der einheimische Bedarf an dem, was der Ackerbauer produzirt, ist gering, der Handel ruht in Händen von schlauen Italienern, der Export ist unentwickelt und kann durch die Anstrengungen kapitalloser, nur auf ihre Arbeitskraft angewiesener Kolonisten nicht gehoben werden. Er wird sich sicher allmählich entwickeln, denn die statistischen Nachweise des Handels zeigen aufsteigende Tendenz; es wäre aber wünschenswerth, daß kräftiges Eingreifen ihm etwas nachhülfe und ihn in solche Bahnen lenkte, die zur Förderung der deutschen Einwanderung beitragen können. Für Angehörige gelehrter Berufsarten ist kaum auf Fortkommen zu rechnen, Handwerker haben vorläufig wenig Aussicht. Dem Viehzüchter ist für den Augenblick, ja noch für ziemlich lange hinaus, Gewinn durch den eigenen Bedarf des Landes gesichert; dann wird auch er auf Ausfuhr seiner Produkte angewiesen sein. Ein letzter und nicht zu unterschätzender Mangel ist die augenblicklich wenig angesehene Stellung des Deutschthums in Paraguay!“

Danach mag Jeder selbst ermessen, ob er dorthin ziehen will oder nicht. Wer es thut, muß es vor allem in der Absicht thun, dauernd dort zu bleiben; denn rasch reich werden und wieder davonziehen ist ausgeschlossen. Er muß auch den Ackerbau und die Viehzucht verstehen und wenn möglich, etwas Kapital besitzen. Denn ohne solches kann der kleine Ackerbauer nicht mehr erwarten, als unter schwerer Arbeit allmählich eine bescheidene Existenz zu gewinnen. Wer über 10 000 bis 15 000 Mark verfügt, möge es mit der Viehzucht versuchen, Handwerker aber und gelehrte Stände sollen vorläufig noch davon bleiben!

Zum Schlusse die Bemerkung, daß H. Töppen durch diese Reise und die Bearbeitung ihrer Resultate nach unserer unmaßgeblichen Meinung wohl bewiesen hat, daß er auch zur Durchführung eines größeren Unternehmens der richtige Mann ist. Hoffentlich begegnen wir ihm bei einem solchen wieder!

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— In Dongola ist ein Brief des Mahdi eingetroffen, welchem eine von dessen christlichen Gefangenen, darunter Slatin Bey und Lupton Bey, unterzeichnete Erklärung, daß sie sich guter Behandlung erfreuen, angehängt ist. Dadurch verringert sich die Zahl der vermißten Forschungsreisenden auf drei: Junker, Emin Bey und Casati.

— Als das Deutsche Reich die Küsten des Damara- und Namaqua-Landes unter seinen Schutz stellte, wurden in England Befürchtungen laut, daß sich Deutschland und die südafrikanischen Boern im Inneren von Südafrika die Hand reichen und dadurch die englischen Kolonien von den nördlicher gelegenen Gebieten am Zambesi absperren könnten. Ein Federstrich hat genügt, diese Gefahr zu beseitigen: England hat durch eine einfache Proklamation in der „London Gazette", welche von unseren deutschen Zeitungen übersehen worden ist, ein Gebiet von der Größe Spaniens annektirt. Dasselbe umfaßt alles Land westlich von der Grenze der südafrikanischen Republik (Transvaal), nördlich von der Kapkolonie, östlich vom 20. Grade östl. L. Gr. und südlich vom 22. Grade südl. Br. Nun erst wird die Meldung, daß Chama, der Häuptling der Bamangwatos (s. oben S. 32) unter englischen Schutz gestellt sei, verständlich; denn nun erst erfahren wir, daß auch die zwischen der Kapkolonie und Chama's Land gelegenen Striche englisch geworden sind. Vom Kap der guten Hoffnung bis zu den Victoria-Fällen des Zambesi erstreckt sich jetzt ununterbrochen englisches Gebiet. Das neu erworbene Land ist ein Plateau zwischen 4000 und 6000 Fuß Höhe, für Europäer angeblich gesund zu bewohnen, sehr geeignet für Viehzucht und stellenweise auch für Ackerbau (falls hier nicht Wassermangel hindernd dazwischen tritt). Wenn in der „Mail" (12. Juni 1885), wo diese „neue Kolonie" eingehend besprochen wird, als Englands Aufgabe hingestellt wird, die Eingeborenen vor den landgierigen Boern zu schützen, so mag das glauben, wer Lust hat. Viel mehr hat zu diesem Vorgehen die Gefahr beigetragen, welche der englischen Handelsstraße in das Innere von Seiten der Boern drohte — und auf dieser werden jährlich für 500 000 Pfd. St. Manufakturwaaren nach Norden geschafft und für 1 Million Pfd. St. Landesprodukte nach Süden. Einen solchen Handelsverkehr zu erhalten, lohnt sich schon der Mühe; abzuwarten ist freilich, was die Boern zu der Annektion sagen werden.

— Ein französischer Jägerlieutenant — seinen Namen theilt unser Pariser Gewährsmann nicht mit — hat die Ermächtigung erhalten, von St. Louis nach Timbuctu zu reisen, von da nach Insalah und weiter über Gurara und Mzab nach Algier.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das unter die Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellte Deutsche Schutzgebiet (s. oben S. 15) mit seinem wenigen bisher bekannten Detail und der definitiven Grenze gegen den englischen Besitz hat seine erste größere Darstellung (1:800 000) in L. Friederichsen's Karte des westlichen Theiles der Südsee (Hamburg, L. Friederichsen u. Komp.) gefunden. Sechs Kartons stellen wichtigere Theile der Küste, wie Astrolabe-Bai, Hatz-Insel, Friedrich Wilhelms-, Prinz Heinrichs- und Finsch-Hafen u. a. dar. Nach der Karte umfaßt das deutsche Protektorat auf Neu-Guinea selbst (Kaiser Wilhelm's-Land) 176 200 qkm, das englische dagegen 223 730 qkm und das niederländische 390 560 qkm.

Südamerika.

— Die holländische wissenschaftliche Expedition, welche sich am 28. März auf die Reise nach dem oberen Surinamefluß begeben hat, ist, wie dem „N. Rotterd. Ct." aus Paramaribo geschrieben wird, am 20. April nach diesem Orte zurückgekehrt. Die Theilnehmer sind über die erreichten Resultate sehr zufrieden, was man namentlich dem Umstande zu danken hat, daß die Regenzeit erst anfing, als man den Endpunkt der Reise erreicht hatte, so daß man auf der Hinreise alle Felsen längs des Flusses sehen konnte und die Ufer ganz bloß lagen. Nachdem die Regenzeit eingetreten war, stieg das Wasser bedeutend und die Felsen waren ganz unter Wasser. Die erste Station wurde in Phaedra am linken Ufer des Suriname gemacht; von dort wurde die Fahrt nach dem Tafrafelsen, der mitten im Flusse liegt, fortgesetzt, wo man die Dampfbarkasse verlassen und in Fischerboote übergehen mußte. Am folgenden Tage erreichte man Bergendal, wo sich eine Herrnhuterniederlassung befindet; der in der Nähe gelegene Blaue Berg wurde bestiegen und die Höhe bestimmt. Von demselben aus hat man eine prachtvolle Uebersicht über die verschiedenen Bergketten, die sich vom Marowijne nach dem Saramacca-Fluße hinziehen. Während im Allgemeinen die Berge in Suriname mit hohen Bäumen bewachsen sind, welche die freie Aussicht hindern, ist der Blaue Berg ganz kahl. In Brako Panda, wo eine neue Polizeistation erbaut ist, wurde die Nacht zugebracht und am folgenden Morgen die Reise nach dem an der Mündung des Saracreek gelegenen Kaffiekamp fortgesetzt. Hier machten die Reisenden zuerst die Bekanntschaft einiger Dörfer der Buschneger und mietheten sechs Ruderer, um sie über den Arubania Fall zu bringen, welcher durch sechs Fuß hohe Felsen gebildet wird. Man besuchte den Häuptling Baku in dem am Saracreek gelegenen Dorfe Pitjian; unterwegs wurde die Gesellschaft in Ganzé durch den höchsten Häuptling der Buschneger, Bana, empfangen, der sehr freundlich war, doch es sehr gut verstand, sich alles recht theuer bezahlen zu lassen. Mit großer Mühe glückte es, von diesem Häuptling zwei Corjalen (Boot aus einem ausgehöhlten Baumstamme) mit sechs Ruderern zu miethen, um über die Sisabo-Fälle zu kommen; diese sind zwölf Fuß hoch, so daß die Corjale erst ausgeladen werden müssen, ehe sie hinaufgezogen werden können. Nach drei weiteren Tagereisen kam die Expedition in Toledo, einem kleinen Dorfe der Buschneger, an, wo sie sich einen Tag lang aufhielt. Auf der Rückreise wurde eine fünf Wegstunden von Brako-Panda entfernte Goldwäsche besucht, wo sich die Geologen mit der Art, wie das Gold gewonnen wird, bekannt machten. Nach einem weiteren Ausfluge nach dem Kasipuracreek kehrten die Reisenden nach Paramaribo zurück. Was das Geologische betrifft, ist die Reise sehr gut geglückt; daß für die Zoologie nicht eben so viel erreicht werden konnte, erklärt sich aus dem schnellen Reisen und den kurzen Aufenthalten, die gewöhnlich nur zur Nachtzeit stattfanden. Professor Martin hat eine große Sammlung Steine von verschiedenen Stellen am Suriname-Flusse mitgebracht. Die Rückreise nach Holland sollte am 26. April angetreten werden.

— Von Dr. Henry Lange's „Südbrasilien" (Leipzig, P. Frohberg), welches der „Globus" in Bd. 42, S. 32 anzeigte, hat sich bereits eine zweite Auflage nöthig erwiesen — ein erwünschtes Zeichen dafür, daß sich das Interesse unseren dort angesiedelten Landsleuten in höherem Maße zuzuwenden anfängt. Das Buch ist in seiner neuen Gestalt vielfach umgearbeitet und um die Beschreibung der Provinz Paraná erweitert worden; ebenso sind Karten von der Kolonie Dona Francisca und von der Provinz Paraná nebst Grenzländern, zahlreiche Holzschnitte und 9 Lichtdruckbilder neu hinzugekommen.

Vermischtes.

Indogermanischer Volksglaube. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Von Dr. W. Schwartz, Prof. und Direktor am Königl. Luisen-Gymnasium. Berlin. Verlag v. Oswald Seehagen.

Im obigen Werke schildert Schwartz, indem er, vom ethnologischen Standpunkte ausgehend, aus den Lokalsagen, sowie aus dem sich daran schließenden Aberglauben den eigentlichen Volksglauben der einzelnen indogermanischen Stämme entwickelt und dann die gewonnenen homogenen Urvorstellungen synthetisch zu einem Bilde vereint, die eigenthümliche Weltanschauung der Indogermanen vor der Zeit ihrer Trennung. Als Hintergrund ergiebt sich ein düsterer Gespensterglaube, welcher sich zunächst an die Gewitternacht anschloß, in der man böse Geister in den Wolken vermummt umgehend, resp. eine ganze Schattenwelt heraufkommend wähnte. Theils wurden die hier plastisch hervortretenden Bilder auf die gewöhnliche Nacht übertragen und so auch diese mit einer Fülle von Spukgestalten der mannigfachsten Art bevölkert, theils gingen sie, wenngleich modificirt, allmählich in polytheistische Gestaltungen über. So stellen sich z. B. zu dem in der athembeklemmenden Gewitterwolke die Sonne scheinbar beschleichenden Nachtgespenst die entsprechenden, nur auf die gewöhnliche Nacht und die Menschen übertragenen, unter Athembeklemmung dieselben in der Nacht angeblich drückenden Wesen, wie Mahrten, Faunen, Gandharven und dergleichen, wie weiter dann die Sage von der Bewältigung oder dem Fang einer solchen Mahrt sich deutlich noch z. B. in der Gewinnung der Thetis durch Peleus, besonders nach der Ovidischen Schilderung, wiederspiegelt. — Ebenso steht zu dem feurigen, starren Auge der Strigen, wie der meisten Gespenster und der ganzen Vorstellung vom bösen Blick, der sich an den schräg durch die Wolken zuckenden Blitzstrahl schloß, in einer gewissen Parallele sowohl Wodan's finsteres Auge, welches er mit seinem Wolkenschlapphut deckt, als der Neidblick der griechischen Götter und namentlich des Zeus, der, wenn er donnert, ähnlich wie Wodan, seine Brauen über das feurige, zürnende Auge fallen läßt.

Jenem düsteren Reich gegenüber entwickelte sich dann die Vorstellung eines Lichtreichs. Das aufsteigende Tageslicht erschien dabei als ein durch die Wolken sich verästender, himmlischer Lichtbaum, zu welchem die übrigen Himmelserscheinungen dann als Accidentien traten, die Gestirne z. B. als leuchtende Früchte an demselben galten und dergleichen mehr. Besonders charakteristisch ist die Auffassung des „zackigen" Blitzes und der „aufblühenden" Gewitterwolke als eines sichtbar werdenden „goldigen Zweiges" resp. einer „Schmarotzerpflanze" an demselben, auf welche Dinge man dann als eine Art Zauberfetische die mannigfachen, beim Gewitter hervortretenden Wandlungen und Wirkungen übertrug. In den verschiedensten Beziehungen entwickelte sich dies. Bald schien die himmlische Ruthe oder Mistel z. B. die Schattenwelt des Gewitters heraufzuführen, resp. zu erschließen, woran noch der Caduceus des Hermes sowie die goldige Mistel in der Aeneas-Sage erinnert, bald waren sie das zauberhafte Medium, mit welchem der vermummte Wolkendämon u. A. das Sonnenwesen — männlich oder weiblich gedacht — bewältigte, wie z. B. in der Isfendiar-, Baldur- und Brunhild-Sage bekanntlich ein solcher Zweig, eine Mistel, resp. ein Schlafdorn verhängnißvoll so wirkend erscheint.

Tritt uns so auf der einen Seite der Hintergrund der nationalen Mythen entgegen, so greift der erwähnte alte Gespensterglaube speciell andererseits noch gleichsam zurück zu analogen, primitiven Vorstellungskreisen der rohen Naturvölker, so daß nach dieser doppelten Perspektive der Verfasser in der Vorrede schon im Stande ist, die Entwickelungsphasen zu skizziren, welche sich aus der Urzeit in die historischen Zeiten ziehen, und so in großen Zügen die Anfänge der Glaubensgeschichte der Menschheit auf psychologischer Grundlage zu basiren.

Auf diesem Wege wird man auch mit der Zeit zu einer geographischen Gruppirung der verschiedenen Glaubenselemente, ähnlich wie man in sprachlicher Hinsicht es schon macht, kommen und auch für den ethnologischen Ur-Zusammenhang der Völker von dieser Seite aus Schlüsse zu thun im Stande sein, worauf Schwartz auch schon im 2. Theile der Poet. Naturanschauungen S. 20 f. seiner Zeit hingewiesen hat.

Erwiderung.

In Bd. 47, Nr. 3 des „Globus" richtete Herr Dr. Andree eine Beschwerde gegen mich, auf die ich, absichtlich längere Zeit schweigend, nur Folgendes zu bemerken mir erlaube. Das, was ich aus dem Andree'schen Buche in einen Abschnitt des 2. Bandes meiner „Urgeschichte" aufgenommen habe, sind ausschließlich Citate aus anderen Werken, die Andree's Buch enthält. Die Namen der Autoren sind von mir sämmtlich angegeben worden. Daß eine Verletzung geistigen Eigenthums vorliege, kann ich somit nicht zugeben und lag es mir ebenso fern, Herrn Dr. Andree, dessen Schrift ich lobend hervorhob, irgend benachtheiligen zu wollen.

Leipzig, im Mai 1885. A. Rauber.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

IV.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der Stamm der Tobas ist einer der stärksten im nördlichen Gran Chaco, wo sie auf beiden Ufern des Pilcomayo mit einigen anderen Stämmen von anscheinend gleicher Herkunft vermischt ein Nomadenleben führen. Von mehr als Mittelgröße, sind sie kräftig, muskulös und von etwas dunklerer Hautfarbe als die Chiriguanos; sie tatuiren Gesicht, Brust und Arme mit der Asche von Maisstroh und tragen im Ohrläppchen einen zuweilen sehr großen Holzring, der ihren werthvollsten Schmuckgegenstand ausmacht. Als Kleidung tragen sie einen grobwollenen Poncho, gewöhnlich aufgerollt um die Hüften. Träge, geneigt zu Raub und Diebstahl, betreiben sie keinerlei Bodenkultur, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit Jagd und Fischfang; dabei sind ihre Hände so zart, daß sie z. B. bei der Handhabung der Axt, deren Gebrauch ihnen sonst unbekannt ist, leicht Blasen bekommen.

Sie leben in konischen, aus Baumzweigen errichteten Hütten mit niedrigem schmalem Eingang in Gruppen unter einem Häuptling zusammen. Polygamie besteht nicht bei ihnen, schon aus dem Grunde, weil zwei Weiber eines und desselben Mannes sich so lange bekämpfen würden, bis eine von ihnen todt auf dem Platze bleibt; dabei besitzen sie großen Sinn für Familienleben und Achtung vor dem Alter. Bei der Geburt eines Kindes veranstalten sie keinerlei Ceremonien wie die Chiriguanos, deren häufiges und langes Fasten sie übrigens bespötteln.

Erreicht die Tochter eines Häuptlings das Pubertätsalter, so darf sie mehrere Tage die Hütte nicht verlassen, während die Männer auf Jagd und Fischfang ausziehen und möglichst viel Beute für den bevorstehenden Festtag herbeizuschaffen suchen. Die Konservirung derselben geschieht allabendlich durch Rösten am Feuer, wozu ein Indianer auf dem Pin-pin musicirt, einem trommelähnlichen Instrument, das aus einem hölzernen, halb mit Wasser gefüllten und mit einem Ziegenfell überspannten Mörser besteht. Tag und Nacht, ohne Aufhören, bearbeitet dieser seine Trommel bis zur Beendigung des Festes, oft genug wochenlang, wobei ihm Speise und Trank von den Uebrigen gebracht wird. Am letzten Tage des Festes überlassen sich die Tobas einem wüsten Gelage, wobei sie ein dem Chicha ähnliches Getränk in solchem Uebermaß zu sich nehmen, daß sie danach für mehrere Tage in einen Zustand des Stumpfsinns und der Apathie versinken.

Die junge Indianerin, deren Eintritt in das Pubertätsalter auf so solenne Weise gefeiert wurde, ist nunmehr verpflichtet, im Laufe des nächsten Jahres einen der Festtheilnehmer, dessen Auswahl den Eltern obliegt, zu heirathen, ohne daß dabei weitere Ceremonien stattfinden. Unter den Weibern besteht eine gewaltige Eifersucht: der Toba kann sein Weib verstoßen, aber wehe, wenn er sich eine Andere zum Weibe nimmt; die nothwendige Folge ist ein Zweikampf zwischen den Rivalinnen, die nackt bis auf



Pin-pin-Fest.

ein um die Lenden gegürtetes Jaguarfell und mit einem spitzen am Handgelenk befestigten Fisch- oder Ziegenknochen bewaffnet sich einander bearbeiten, während die Männer gleichgiltig und ohne einzuschreiten dabeistehen. Täglich beginnt der Kampf von Neuem, bis eine der beiden den Streichen der Gegnerin erliegt. Eine andere Art der Rache besteht darin, der Feindin das Jaguarfell, ihr einziges Kleidungsstück, zu rauben; während diese beschämt unter dem Hohngelächter der Umstehenden entflieht, zerschneidet die Siegerin triumphirend das Fell in Stücke und Streifen, die sie unter ihre Freunde vertheilt.

Im Kriege beginnen die Tobas den Angriff auf den Feind meist bei Sonnenaufgang, bekleidet mit einem aus den Fasern der Caraotta gefertigten Waffenrock und unter den Tönen eines pfeifenähnlichen Instrumentes. Vor dem Ausmarsche zum Kampfe führen sie ähnlich wie die Chiriguanos Kriegstänze auf, bei denen sie sich freiwillig selbst verwunden, um den Weibern ihre Bravour im Erdulden von Schmerz zu beweisen. Bewaffnet mit Lanze, Bogen, Pfeilen und Keulen schlagen sie sich mit einem seltenen Muthe und wahrster Todesverachtung; entfesselt noch vollends Trunkenheit ihre Kräfte, so sind die Kämpfe unter ihnen geradezu mörderisch. Ueberhaupt neigt der Toba außerordentlich zu excessiver Trunksucht, wenn auch bei jedem Tribus einer zu finden ist, der sich des Trinkens völlig enthält und dazu berufen ist, Streitigkeiten unter ihnen selbst zu schlichten. Auch die Frauen betrinken sich nie. Die Leichen der gefallenen Feinde werden in Stücke geschnitten und als Trophäen in die Ranchos heimgebracht, wo sie dem Spotte und den Schmähungen der Weiber anheimfallen.

Junge Toba-Indianerin. (Nach einer Photographie Thouar's.)

Von eigentlichem Gottesglauben findet sich bei ihnen keine Spur, nur eine leichte Andeutung der Vorstellung eines Geistes, den sie Päjak nennen. Ein sterbender Toba wird oft durch Keulenhiebe getödtet oder noch lebend begraben; auch den Säugling begräbt man mit seiner sterbenden Mutter. Irgend welche Achtung vor seinem Weibe kennt der Toba nicht, er behandelt sie als Sklavin, ohne sie dabei zu schlagen; im Gegentheil prügelt die Frau ihren Mann und dann kommt es vor, daß dieser gereizt, die Mißhandlung erwidert und sie mit Keule oder Lanze tödtet.

Der Fischfang wird in höchst gewandter Weise betrieben; außerdem besitzen die Tobas große Herden von Schafen, Rindvieh, Ziegen und Pferden. Anthropophagen sind sie nicht; auch sind ihre Pfeile nicht vergiftet.

Der Aufenthalt in Santa Barbara, nunmehr Kolonie Crevaux genannt, wurde bis zum 10. September ausgedehnt und diese Zeit zur Befestigung des Platzes und zu Vorstößen in das umliegende Gebiet benutzt. Mit einzelnen Tobas kam man dabei verschiedentlich in Berührung; sie legten, wenn auch keine freundliche, so doch auch nicht gerade feindliche Gesinnung an den Tag. Bei einem Zusammentreffen mit einem Häuptling derselben wurde diesem erklärt, daß, wenn binnen drei Tagen nicht die gestohlenen Pferde und Alles, was sie von der Expedition Crevaux' erbeutet hätten, zurückgegeben, die Feindseligkeiten gegen sie begonnen werden würden. Nicht wenig bestürzt zog der Indianer ab, aber vergeblich warteten die Reisenden auf die Erfüllung der gestellten Bedingung.

Am 10. September brach eine Kolonne von 110 Mann, darunter 70 Infanteristen von dem in Tarija garnisonirenden Bataillon und 30 Reiter, in der Richtung auf Assuncion in Paraguay auf, während ungefähr 100 Mann in der Kolonie zurückblieben. Dem rechten Ufer des Pilcomayo folgend passirte man anderen Tages die Stelle, wo Crevaux und seine Gefährten ihr Leben ließen. Ein hölzernes Kreuz wurde als pietätvolles, wenn auch allzu vergängliches Ehrendenkmal für die hier gefallenen Opfer errichtet, deren Spuren auf den sandigen Ufern des geheimnißvollen Pilcomayo noch kaum verwischt waren. Tagelang war kein Toba zu sehen; da endlich wurde eine Anzahl derselben auf dem anderen Ufer in durchaus feindlicher Haltung sichtbar, so daß für die Nacht Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines Ueberfalles getroffen wurden. Bald sah man ringsum Feuer emporlodern — die brennenden Hütten der Tobas, welche nach allen Richtungen hin die Anwesenheit von Feinden im Lande verkündeten. Sonst störten nur Jaguars die Ruhe der Nacht. Anderen Tages kam eine Anzahl Mataco- und Toba-Indianer in das Lager und wurde hier freundschaftlicher Absichten versichert unter dem Versprechen, ihr Besitzthum zu schonen. In der That hatten die Mannschaften strengen Befehl erhalten, nicht zu plündern. Der Weitermarsch war außerordentlich mühsam, das Terrain war sehr sandig und reich an Sümpfen, aus welchen einige Male die Indianer selbst, aus dem sie bis dahin verbergenden hohen Grase hervortretend, den Reisenden heraushalfen. Sie wurden dafür mit Tabak und Fleisch beschenkt. Einer der Soldaten, der seit zwei Tagen an heftigem Erbrechen erkrankt war, wurde auf seinen dringenden Wunsch und auf seine bestimmte

Erklärung hin, nicht weiter gehen zu wollen, bei den Tobas zurückgelassen und diesen ein Rind als Geschenk versprochen an dem Tage, wo sie jenen nach Itiyuru zurückbrächten. Ein gleiches Experiment hatte übrigens 1863 gleichfalls mit Glück Gianelli gemacht, indem auch er drei Kranke bei den Tobas zurückließ, welche diese später wohlbehalten an die Grenze zurückbrachten. Nach einigen Tagen des Weitermarsches begann es an Trinkwasser zu mangeln, während die Hitze fast überwältigend wurde und 36° C. im Schatten betrug. Wegen völliger Erschöpfung der Fußsoldaten wurde in der Nähe eines Dorfes von Guisnayes-Indianern das Lager aufgeschlagen; letztere zeichnen sich durch Größe und Stärke aus, haben ein grimmiges Aussehen und sind am ganzen Körper roth und schwarz bemalt. Das rasche Sinken des Barometers zeigte für die Nacht ein Unwetter an, welches denn auch unter furchtbaren Blitzen und Donnern, Sturm und Regengüssen die ganze Nacht hindurch währte, so daß der andere Tag zur Ausbesserung der angerichteten Verwüstungen und Trocknen der Bagage verwendet werden mußte.

Die Guisnayes-Indianer sind Besitzer großer Schaf- und Rindviehherden und vieler Pferde; ein Schaffell dient ihnen zur Bekleidung; ihre Nahrung besteht aus Fisch, Fleisch und einigen pflanzlichen Produkten, dazu trinken sie ein dem Chicha ähnliches berauschendes Getränk. Ihr Häuptling Sirome zeichnet sich durch seine besonders stattliche Erscheinung, sowie dadurch aus, daß er durch einen Schlag der Tatze eines Jaguars seine Nase verloren hat



Kampf zweier Toba-Weiber.

und den schlecht geheilten, häßlichen Defekt durch ein Lederband mühsam zu verdecken sucht.

Der Weitermarsch ging auf dem von massenhaften Viscachos (Lagotis criniger) unterminirten Boden, auf dem die Thiere in jedem Augenblicke zu stürzen drohten, nur langsam von Statten; außerdem traten in Folge des Genusses schlechten Trinkwassers einige Krankheitsfälle mit Fieber auf, die sich aber nach Einnehmen von Chinin besserten. Endlich wurde der Pilcomayo, dessen Ufer seit einigen Tagen verlassen worden waren, wieder erreicht, und die fast verdursteten Thiere getränkt. Am 23. September sprengte ein Trupp schwerbewaffneter Indianer der Kolonne entgegen, ihr das weitere Vorrücken verwehrend; als diese sich jedoch in Gefechtsformation entwickelte und dadurch ihre numerische Stärke deutlich wurde, gaben die Indianer klein bei und erboten sich sogar, die Fuhrt durch den Fluß zu zeigen, welche auch unter großen Schwierigkeiten passirt wurde; denn, wenn auch der Fluß hier sehr seicht und nur 50 m breit war, so war er doch zu beiden Seiten von Sumpf und Morast eingefaßt und dann stiegen seine eigentlichen Ufer sehr steil empor. Wegen dieser Schwierigkeiten besonders für die Thiere wurde die Hilfe der Indianer bei diesem Flußübergange gern in Anspruch genommen und sie dafür mit Geschenken von Tabak und einigen frischen Thierfellen belohnt. Nachdem noch einiges Vieh von ihnen gegen Tabak und grobe Zengstoffe eingetauscht war, zogen sie sich mit Eintritt der Dunkelheit zurück, mit ihnen aber wahrscheinlich auch die bisher als Führer mitgenommenen Indianer, denn diese waren am anderen Morgen wie verschwunden. Der Marsch wurde

deshalb aufs Gerathewohl die dicht bewaldeten Ufer des Flusses entlang in aufgelöster Ordnung der Kolonne fortgesetzt, wobei man hier und da auf Wohnungen stieß, verlassen von den flüchtenden Indianern, die zur Verheimlichung ihrer Anzahl und zur Verwischung der Fußspuren Baumzweige hinter sich her schleiften. Bei dieser Wanderung durch den dichten Wald, wo jeder sich einzeln durchzuarbeiten suchen mußte, war man unbemerkt vom Flusse weit abgekommen und empfand schließlich das lebhafte Bedürfniß nach Wasser. Das Fußvolk war vollkommen erschöpft, es mußte deshalb gelagert und eine Anzahl Leute zum Aufsuchen von Wasser ausgesandt werden, die endlich Abends mit einem kleinen Vorrath wiederkehrten. Wenn dieser dem ersten Bedürfniß genügte, so mußte doch anderen Tages daran gedacht werden, auch den Thieren Gelegenheit zum Trinken zu geben und deshalb den Pilcomayo wieder zu gewinnen. Thouar übernahm es, mit 20 Reitern den Weg dahin zu suchen, langte aber erst Abends nach mühsamem Ritt und Umherirren auf von Durst und Hitze erschöpften Thieren am Flusse an. Eben gedachten sie hocherfreut die steilen Ufer zu dem labenden Naß niederzusteigen, als sie in kürzester Entfernung von sich einen großen Trupp Indianer auftauchen sahen, der sich offenbar zum Angriff auf sie rüstete. Der Moment war kritisch: das Gros der Kolonne war zu weit zurück, als daß auf seine Hilfe gerechnet werden konnte, dabei Mann und Thier aufs Aeußerste erschöpft und in kleiner Schaar gegenüber den Feinden, deren immer neue Massen auftauchten.



Pater Patiño-Stromschnellen.

Thouar schätzte sie auf ungefähr 2000 Mann. So nahe dem heißersehnten Wasser standen sie Tantalusqualen aus, waren sich aber andererseits der Gefahr des Augenblickes voll bewußt. Zunächst formirte Thouar die Seinigen in ein Carré, immer mit dem Bestreben, sich den Blicken des Feindes möglichst zu verbergen, um diesen glauben zu machen, daß er es mit einer größeren Anzahl Gegner zu thun habe. Inzwischen hatten sich die Tobas entschlossen und begannen Thouar zu umzingeln. Den Finger am Drücker und entschlossen, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, erwartete Jeder der kleinen Schaar der hundertfachen Uebermacht erliegen zu müssen; da stutzen die Indianer, in ihrem Rücken erschallen Rufe, jene fliehen, Thouar und die Seinigen sind gerettet — es war höchste Zeit! Das Gros der Kolonne war nämlich unter Führung des ungeduldigen Obersten Estensorro Thouar auf dem Fuße gefolgt, und langte so glücklicher Weise im entscheidenden Augenblicke bei diesem an.

Die vorangegangenen Anstrengungen und Entbehrungen verlangten unbedingt einen Ruhetag, zumal sich einige Fälle von Chuchu, dem einheimischen gutartigen Fieber, zeigten. Zu dem öfteren Wassermangel kam nun noch ein anderes fatales Moment hinzu, nämlich das Fehlen genügenden Futters für die Thiere; das Weideland wurde in dieser von stachlichem, zähem Pflanzenwuchse bestandenen Gegend immer seltener, und kaum fanden sich einzelne mit Gras bewachsene Stellen, die der Vernichtung durch das von den Indianern öfter angelegte Feuer entgangen waren. Man

befand sich in der Gegend, wo schon im Jahre 1721 der Pater Patiño die Stromschnellen im Pilcomayo aufgefunden hatte. Die Entfernung zwischen beiden Ufern beträgt ungefähr 40 m. Die Stromschnellen, wenn man so die leichte Neigung der Wasseroberfläche benennen will, kommen zu Stande dadurch, daß das Wasser sich zwischen einigen Thonbänken hindurch einen Weg gebahnt hat, wobei diese bei niedrigem Wasserstande etwa $^{1}/_{2}$ m über die Oberfläche hervorragen. Bei Hochwasser ist hier überhaupt nur eine Beschleunigung der Strömung zu bemerken. Fünf Felsblöcke kleinerer Dimension ragen aus dem Wasser hervor, während weiter oberhalb ein größerer Fels im Flußbette liegt. Als sehr gewandte Fischer fingen die Indianer schwimmend mit Hilfe eines kleinen dreieckigen Netzes Fische, besonders eine Art mit sehr wohlschmeckendem Fleische. Zwei Guisnayes-Häuptlinge, mit denen man anderen Tages zusammentraf, boten sich als Führer an, offenbar in der Absicht, die Kolonne unter dem Vorwande, die Maulthiere auf gutes Weideland führen zu wollen, zu theilen und zu schwächen. Da ihr etwas allzu aufdringliches Anerbieten diesen Verdacht erwecken mußte, so hielt Thouar die Kolonne um so mehr zusammen, marschirte mit ihr geschlossen weiter und gelangte auf einem gut passirbaren Wege entlang des Flusses schließlich auf eine offene Ebene mit schönen Futterplätzen.

In einem Toba-Dorfe, welches die Expedition anderen Tages passirte, fand Thouar einen auf einer Stange befestigten Schädel und nahm ihn in der Voraussetzung, daß er möglicher Weise von Crevaux oder seinen Gefährten herrühren könne, mit; erst fünf Monate später wurde durch genaue Prüfung festgestellt, daß es der Schädel eines Toba war. Am 29. September wurde der sogenannte Patiño-Fall erreicht, der aber jetzt die Bezeichnung Fall nicht mehr verdient, weil inzwischen die erodirende Kraft des Wassers die Niveauunterschiede ausgeglichen hat. Dagegen fand sich in dieser Gegend eine höchst sonderbare Gestaltung des Flußbettes vor: in einer Länge von etwa 160 m fließen nämlich die Wässer des Pilcomayo durch einen Kanal von



Verengungen und Verbreiterungen des Pilcomayo-Laufes.

großer Tiefe, die durch die Sonde auf 4 bis 5 m festgestellt wurde, und von einer Breite von stellenweise nur 1 bis 1,20 m, wozwischen ellipsenförmige Erweiterungen entstehen, deren große Axe etwa 15, und deren kleine 3 bis 4 m mißt. Die Stromgeschwindigkeit ist dabei unverändert und macht etwa 1800 bis 2000 m in der Stunde aus.

Dank einer unbegreiflichen Sorglosigkeit wurden der Kolonne während der nächsten Tage mehrfach Thiere und sogar ein Messer von den Indianern gestohlen, die sich jedesmal zu mehreren bei ihnen anscheinend ohne feindliche Absichten einstellten und bald darauf wieder verschwanden. Bei einer solchen Gelegenheit konnte Thouar mehrere Kopfmaße von Tobas feststellen, welche sich die dazu nöthigen Proceduren eine Zeit lang gefallen ließen, dann aber plötzlich von Furcht gepackt davonliefen.

Am 3. Oktober nahte unter lautem Geheul ein fast 1000 Mann starker Haufen Tobas, der sich zunächst nach einigen erhaltenen Schüssen in das Gebüsch zurückzog; als aber gleich darauf zur Aufklärung des Terrains Thouar mit 20 Mann nach dem Flusse zu vorging, sah er sich hier plötzlich einer großen Masse Indianer gegenüber, die sie sofort mit Pfeilen überschütteten und zwei Mann verwundeten. Die Winchesterbüchsen räumten furchtbar unter den unglücklichen Wilden auf, aber auch Angesichts der massenhaft um sie herum hingestreckten Gefährten und nach Verbrauch ihrer Waffen dachten die letzten Ueberlebenden noch nicht daran, sich zu ergeben, sondern forderten im Gegentheil ihre Feinde noch trotziger durch Schmähworte und Entgegenschleudern von Sand heraus. Schließlich waren sie auf der ganzen Linie zurückgeworfen, 100 der Ihrigen auf dem Platze lassend, während nur sechs Mann der Expedition leicht verwundet waren. Eine Anzahl Bekleidungs- und Schmuckgegenstände nahm Thouar den Gefallenen ab und verleibte sie später dem Trocadero-Museum in Paris ein; auch einen abgeschnittenen Tobakopf nahm er an sich. Die auf der ganzen Linie zurückgeworfenen Indianer steckten ihre Hütten in Brand und zogen, wie die Staubwolken in der Ferne bewiesen, mit ihren Familien und Herden ab; einen Theil des zurückgelassenen, auf der Ebene umherirrenden Viehes nahm die

Kolonne mit sich, schonte aber grundsätzlich alles in den Dörfern befindliche Eigenthum der Indianer. Letzterem Umstande glaubt es Thouar zuschreiben zu müssen, daß es nur relativ selten zu ernsterem Zusammentreffen mit ihnen kam. Dieser Akt der Humanität und zugleich einer gesunden Vernunft mußte allmählich den Zorn und die Kampfeslust der Tobas abschwächen und die Eindringlinge in ihr Gebiet davor schützen, von der immer mehr anwachsenden Uebermacht erdrückt zu werden.

Die nächsten Tage des Marsches brachten keine bedeutenderen Zusammenstöße mit den Indianern mit sich, wohl aber plänkelten diese immer in einiger Entfernung von der Kolonne umher, wobei einzelne sich zu weit Vorwagende niedergeschossen wurden. Stellenweise erschwerten dichte Waldungen, durch welche man sich mit der Axt in der Hand einen Weg bahnen mußte, und sumpfige Strecken, in denen es an Trinkwasser mangelte, das Fortkommen.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

6. Nach der Oase Biskra.

(Zweite Hälfte.)

Punkt 5 Uhr am anderen Morgen rollten wir mit der Diligence zum Thore hinaus. Zwischen dem Zedernpik und den Vorbergen der Aurès zieht sich eine kaum eine kleine Stunde breite Ebene hindurch, die direkte Fortsetzung des Seebeckens von Aïn Mlila und Aïn Yacout. Ihr folgt die gute Chaussee, sich immer an dem Aurès-Abhang haltend. Im Anfange war das Land, das aus tiefgründigem Lehmboden besteht, sorgsam bebaut und trug prächtigen Weizen, dann aber ward es zur Steppe und schließlich zu einer ebenso traurigen Einöde, wie das obere Schelifthal bei Boghar. Kein Flußbett war zu erkennen; die Quellen des Zedernpiks scheinen alle im Boden zu versinken, ehe sie die Thalfläche erreichen, aber man würde sie fassen und damit die Ebene bewässern können. Erst nach zweistündiger Fahrt mündet von Osten her ein Thal in die öde Fläche und ein im Sommer trockenes Bachbett durchschneidet die Straße; es führt schon nach Süden, wir haben ohne jede bemerkbare Steigung die Wasserscheide zwischen dem Becken der Schotts und der Sahara überschritten.

Die öde Fläche war ganz ungewöhnlich belebt. Ein Araberstamm zog nach uralter Sitte aus der Wüste den Sommerweiden im Hochgebirge zu. In einzelne Trupps getheilt, jeder mit etwa 40 bis 80 Kameelen und den zugehörigen Leuten, Schafen, Ziegen und Hunden, bedeckten sie fast die ganze Ebene. Die einen kamen uns schon in voller Marschrüstung entgegen, die Kameele mit den Zelten und dem spärlichen Hausrath bepackt, oben in förmlichen Nestern die Kinder, einen Hund oder ein Lämmchen als Spielkameraden bei sich; die jüngeren und hübscheren Frauen saßen in den bekannten palankinartigen Gestellen, natürlich unverschleiert, wie Beduinenfrauen immer, andere trabten auf kleinen Eselchen hinterdrein, die alten und häßlichen gingen schwer bepackt zu Fuß; Schafe und Ziegen wurden nachgetrieben, zusammen, aber sich immer etwas getrennt haltend. Andere Trupps lagerten noch oder waren gerade im Aufbruch begriffen; Pferde sahen wir nur wenige, Rindvieh gar keins, es ist in Bezug aufs Futter zu empfindlich. Mehrere Stunden lang begegneten uns immer neue Trupps, bis ein starker, nur aus Männern bestehender Nachtrab den Zug schloß. Wenigstens zweitausend Kameele und 30 000 bis 40 000 Schafe kamen vorüber. Es war eine echt biblische Scene; genau so ist schon Ibrahim el Khalil, der Freund des Herrn, vom Todten Meere im Sommer zum Hermon hinaufgezogen und im Spätherbst wieder herunter. Prächtige Scenen entwickelten sich besonders, wenn die Diligence scharf um eine Ecke biegend in einen Trupp hineinfuhr und nun Männer und Frauen wild schreiend und gestikulirend durch einander sprangen, um die Kameele und Esel von der Straße wegzubringen.

Bei el Biar beginnt die Hochebene sich nach der Sahara hin zu senken, aber sie bleibt gleich kahl. Nur an der Relaisstation Aïn Touta, wo sich eine Smalah der Spahis befindet und man eine Anzahl Elsässer angesiedelt hat, sind Bäume und Felder und zeigt sich wieder fließendes Wasser. Nun traten am Südhorizont die scharf gezackten Felsenkämme auf, welche das Hochplateau von der Wüste scheiden, und in scharfem Trabe geht es hinunter in einen tiefen Kessel. Hier war früher eine sehr schlimme Passage, aber jetzt führt eine ausgezeichnete Chaussee in bequemen Serpentinen hinunter. Immer noch umgiebt uns eine schauderhafte Einöde, ohne Baum, ohne Strauch; die Berge rücken näher zusammen, schließlich umschließt uns ringsum eine zusammenhängende Felsenmauer, aber gleich darauf biegen wir um eine Ecke, und vor uns liegen europäische Häuser in üppigem Grün von Granaten, Feigen und Obstbäumen, über die ein paar prachtvolle Palmen hervorragen. Wir sind in el Kantara, am Eingange der Wüste.

Hier im Hotel gedachten wir einen Tag zu bleiben; die Direktion der Diligencen, durch die Konkurrenz des „Kourrier“ zur Koulanz gezwungen, gestattet dem Reisenden, die Fahrt hier zu unterbrechen und der Platz verdient schon, daß man ihn ein wenig genauer betrachtet. Soweit das Wasser der köstlichen Quelle geleitet werden kann, die hier entspringt, ist die üppigste Vegetation, doppelt reich, weil in den ringsum geschlossenen Kessel kein kalter Lufthauch eindringen kann; am Rande der Thäler hört die Vegetation auf und beginnt die kahle Steinwüste. Vor dem Wirthshause im Baumschatten ist reges Leben, denn hier muß vorbei, wer von der Wüste auf die Hochebene hinauf will und umgekehrt. Am Calceus Herculis hatten darum schon die Römer einen befestigten Posten und die Türken ein Bordsch, an dessen Thoren sie das Vieh der durchpassirenden Nomaden zählten und den Zehnten erhoben. Hier errichteten auch die Franzosen nicht nur eine Steuererhebungsstelle, sondern auch einen Zollposten, der

von den aus der Wüste einpassirenden Karawanen Eingangszölle erheben sollte. Das vernichtete natürlich den ganzen Handel Konstantines mit dem Süden; die Saharabewohner gingen lieber nach Tripolis, wo man überdies ihnen der Sklaven wegen nicht so genau auf die Finger sah und wo sie in den Bazars viel leichter gerade die Waaren fanden, welche im Süden gebraucht werden. Jetzt hat man das Zollamt aufgehoben und die Douaniers, welche die Wüstengrenze abpatroulliren mußten, in angenehmere Gegenden versetzt, aber den Handel hat man nicht wieder in Flor bringen können. Nur die Oasen des Ziban und Tuggurt verproviantiren sich noch auf dem alten Wege; schon Wargla, obwohl französisch, gravitirt nach Tripolis hin; von allen algerischen Städten hat nur Tlemcen es verstanden, sich den Karawanenhandel mit der Sahara zu erhalten[1]. Ob die Erbauung der Eisenbahn von Batna nach Biskra darin eine Besserung schaffen wird? Ich glaube es kaum, denn keine Nation ist weniger geeignet, sich in ihrer Produktion den Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, als die französische. Selbst in ihrem eigenen Besitz gewinnen ihr trotz aller officiellen Begünstigung die englische und sogar ungeachtet der chauvinistischen Hetzereien die deutsche Industrie von Jahr zu Jahr mehr Terrain ab. In Tunis aber ist der französische Import so gering, daß die angesiedelten Franzosen laut nach völliger Annexion rufen, um dieser „illegitimen Ausbeutung" durch Fremde ein Ende zu machen; Hamburg macht trotz der so viel größeren Entfernung dem näheren Marseille siegreiche Konkurrenz.

Unmittelbar südlich vom Hotel erhebt sich mauerartig und unersteiglich ein Felsenkamm. Der Oberrand, durch die Verwitterung eigenthümlich gezackt, schneidet scharf gegen den Himmel ab; keine Spur von Grün ist in den Spalten zu erkennen, das Ganze ein Bild der furchtbarsten, trostlosesten Unfruchtbarkeit. Wenige Schritte bringen uns vom Hotel an seinen Fuß und nun erst sehen wir, daß eine enge Kluft hindurchschneidet und dem Flusse einen Ausweg gestattet. Aber auch nur dem Flusse. Senkrecht stürzen von beiden Seiten die Felsen in sein schäumendes Wasser hinein ab, und schon die Römer, wenn nicht schon ihre Vorgänger, sahen sich gezwungen, Felsen zu sprengen, um Raum für einen Pfad zu gewinnen. Noch führt der Römerweg erkennbar zu einer Steinbrücke, die, ein Römerwerk, den Stürmen von achtzehn Jahrhunderten getrotzt hat und nach einer gründlichen Reparatur durch die Franzosen wieder manches Jahrzehnt wird mitmachen können; sie hat, als die einzige ihrer Art auf viele Meilen in der Runde, dem Paß und dem Flusse den Namen gegeben[2]. Heute steht sie unbenutzt, denn die neue französische Staatsstraße überschreitet den Fluß auf einer schönen Eisenbrücke schon oberhalb des Wirthshauses und ist in ihrer ganzen Ausdehnung in die Felsen des linken Ufers eingehauen. Ein vorspringender Felssporn sperrt auch dem auf ihr dahin Wandelnden die Aussicht, bis er an die alte Brücke kommt und auf diese hinaustritt. Dann aber steht er staunend still, denn vor ihm öffnet sich der Mund der Wüste und zwischen den hohen nackten Wänden blickt man hinaus auf eine fast schwarze geschlossene Masse von Bäumen, den Palmenwald von el Kantara, die erste Oase. Dahinter dehnt sich eine weite kahle Fläche, wüst genug, aber noch nicht die eigentliche Wüste, denn nach Süden hin begrenzen die kahlen Felsenberge des Dschebel Kteuf, trotz der Ferne vollkommen klar erkennbar, den Horizont. Die Schlucht ist nur kurz. Jeder Schritt weiter läßt den Palmenwald prächtiger hervortreten und in demselben erscheinen nun auch die niederen Lehmhütten, in denen die Oasenberber wohnen, und die Lehmmauern, welche die einzelnen Gärten von einander trennen. Eine höhere Mauer, aus abwechselnden Schichten von Rollsteinen und Lehm erbaut, umgiebt die ganze Oase; noch zeigt sie hier und da Zinnen und höhere Wachtthürme. Aber die Zeiten sind vorbei, in denen von diesen unablässig die Wächter hinausspähen mußten nach den Wüstenraubvögeln, die gar zu gerne im Vorbeigehen sich ein wenig verproviantirten; die Franzosen halten jetzt strenge Ordnung und Mauer und Thürme zerfallen.

Ein schmaler schluchtartiger Weg, die direkte Fortsetzung eines vom Berge herabkommenden Bachbettes, bot endlich einen Eingang in das Dorf, oder richtiger in eins der drei Dörfer, aus denen die Oase besteht. Auch dieser Pfad ist von hohen Lehmmauern eingefaßt, in denen niedere Löcher, höchstens 2 Fuß im Quadrat, die Gartenthüren vorstellen. Das Wasser des Uëd Kantara rieselt überall; eine Barrage rohester Konstruktion staut ihn kurz unterhalb der Römerbrücke; nur aus wenigen Felsblöcken bestehend, deren Zwischenräume man mit kleineren Steinen ausfüllt, ist sie hier zweckmäßiger, als irgend ein kunstreicher und kostspieliger Quaderbau, welcher den verheerenden Anschwellungen des Bergstromes doch einmal erliegen würde. Hier und da konnten wir über die Mauern weg sehen; die Palmen waren meistens nahe der Mauer im Viereck rings herum gepflanzt, in der Mitte standen Aprikosen, Granaten und andere Obstbäume, denen die Palmenkronen Schutz gegen die Wüstensonne bieten müssen; den Boden decken Gemüsepflanzungen, die freilich sorgsamer gepflegt sein dürften; Baumwolle und die unentbehrliche Hennah (Lawsonia inermis) werden für den Hausbedarf fast in jedem Gärtchen kultivirt. Etwas weiterhin kamen wir in das Dorf. Vier Mauern aus an der Sonne getrockneten Lehmsteinen mit zwischenliegenden Rollsteinen, die, für eine Schicht immer von ziemlich gleicher Größe ausgesucht und nach einer Seite gerichtet, mitunter ganz hübsche Muster hervorbringen, bilden das Haus, von Fenstern ist natürlich keine Rede, nur eine niedere Thür läßt etwas Licht ein; halbirte Palmenstämme, mit Palmwedeln überdeckt, tragen das flache Dach und springen unter der Brüstung vor. Nur zwei waren etwas größer; bunte Kattune und die unvermeidlichen Schnupftücher waren an der Thüre aufgehängt und zeigten an, daß hier ein paar strebsame Mozabiten ihre Läden errichtet. Sonst war in dem Dörfchen wenig zu sehen und wir kehrten bald zur Straße zurück, die unmittelbar dem Rande der Oase entlang läuft. Hier stehen noch ein paar Kaffees und Läden für die Passanten und vor ihnen lagen eine Anzahl Berber im Schatten auf Matten ausgestreckt und spielten mit dem größten Eifer Karten. Wovon sie bei dem mangelhaften Anbau des Bodens eigentlich leben, weiß ich nicht; die Datteln, welche in den südlicheren Gebieten die Hauptnahrung liefern, sind hier noch kaum genießbar und werden fast nur als Viehfutter benutzt, der Handel ist in den Händen der Mozabiten und die Industrie beschränkt sich auf die Hausweberei der Frauen. Die Gegend scheint auch nicht voranzukommen, sonst würde man bei dem dauernden

[1] Auch dort klagt man neuerdings sehr über die Abnahme des Besuches aus Tafilalet und Tuat, lediglich Folge einer unvernünftigen Anwendung der französischen Vorschriften auf die an keine Autorität gewöhnten Saharabewohner. Ehe diese ihre Waffen abgeben und sich bestimmte Lagerplätze in umschlossenen Räumen anweisen lassen, machen sie lieber den beschwerlichen und unsicheren Weg über den Atlaskamm nach Marrâkâsch.

[2] Kant'ra heißt im Arabischen die Brücke; der Name hat sich auch in Sicilien erhalten.

Frieden längst daran gedacht haben, eine Barrage höher oben anzulegen und dadurch das anbaufähige Terrain zu vermehren, was keine Schwierigkeit hätte. Daß es einmal besser gewesen, zeigen noch erhaltene Bewässerungsgräben in höheren Niveaus und noch mehr Grabsteine mit hübschen Reliefs aus christlichen Zeiten stammend, die hier und da in die Lehmwände eingelassen sind.

Ein reizendes Bild erblickt man, wenn man jenseits des Palmenwaldes ein paar hundert Schritte links von der Straße hin aufsteigt. Dann bilden die dichten Palmenwälder einen prachtvollen Vordergrund, hinter welchem sich die kahlen Mauern des Dschebel Gaus und des Dschebel Tilatu erheben, mauergleich stundenweit hinstreichend, nur geschieden durch die dunkle Kluft des Mundes der Wüste; der Felskamm aber erscheint in wunderbarer Regelmäßigkeit gezackt durch Klüfte, von denen sich Regenbetten bis zum Fuße der Felsenwand herabziehen.

Das Hotel am Munde der Wüste ist für einen Naturforscher kein schlechtes Standquartier, nur muß er früher im Jahre kommen als wir. Ende Mai haben die meisten Thiere schon ihre Sommerquartiere bezogen und es ist nicht leicht und bei der glühenden Sonne auch kein Vergnügen, sie in ihren Verstecken aufzusuchen. Nur die großen Stachelschwanzeidechsen (Uromastix acanthinurus Bell.) fühlen sich dann erst wohl und hocken vergnügt auf den heißen Steinen; sie werden von den Eingeborenen gegessen und sollen dem Kalbfleisch ähnlich schmecken; auch den Fremden werden sie gewöhnlich als Rarität angeboten; sie sind träge und vollkommen harmlos und lassen sich in der Gefangenschaft lange am Leben erhalten.

Am anderen Mittag ging es weiter der Wüste zu. Mit dem Ende der Oase hört auch die neue Straße auf und beginnt ein Weg, den man gerade nicht gut nennen kann. Ueber die steinige Fläche kommen von den Aurès eine ganze Menge Bachbetten herab, die, obschon im Sommer kein Wasser führend, doch mitunter recht tief eingerissen und steilrandig sind. In schärfstem Galopp geht es durch sie hindurch, damit die Pferde beim Hinauffahren soviel wie möglich durch die Wucht des im Schuß befindlichen Wagens unterstützt werden, und dabei sind Purzelbäume keine Seltenheit. Wir hatten Glück; einige Monate früher war ein hoher französischer Funktionär desselbigen Weges gefahren und hatte sich beim Umwerfen der Diligence die Nase zerstoßen; das hatte geholfen und die schlimmsten Stellen waren ausgebessert. Durch ödes steiniges Land folgen wir immer dem Flusse, der noch Wasser genug führt, um das ganze Land zu befruchten und auch im Sommer nie ganz versiegt. Allenthalben sind römische Ruinen, ein Beweis, daß man das Land früher besser zu benutzen verstand. Auch ein Telegraphenposten befindet sich in einem römischen Thurme; der Name dieser Ansiedelung, Burgum Commodianum, ist auf uns gekommen.

Etwas weiter hin folgt eine kleine Ebene, in welcher ein paar Palmbäume eine Ansiedelung verrathen. Aber ehe wir sie erreichen, passirt uns etwas, was vielleicht noch keinem Saharareisenden widerfahren: unser Wagen bleibt im Schlamme stecken und wir müssen aussteigen und durchwaten, so gut es geht. Ein Wolkenbruch war in den Aurès niedergegangen und hatte die ganze Ebene unter Wasser gesetzt, ein unerhörter Fall Ende Mai. Hier an der Source aux Gazelles hatte eine französische Familie sich in einer geräumigen Bretterbude angesiedelt, bebaute einen kleinen Garten und verkaufte Erfrischungen an die passirenden Fremden. Unter der Veranda hing ein segeltuchener Wasserschlauch mit einem eingesetzten Krahnen; das Wasser war in Folge der Verdunstung köstlich kühl. Wer die Südseite der Aurès, den in naturwissenschaftlicher Beziehung noch am wenigsten erforschten Theil Algeriens, genauer untersuchen will, würde hier einen Stützpunkt für seine Exkursionen finden.

Weiterhin nimmt die Fläche den Charakter der Salzwüste an, Salzefflorescenzen bedecken den Boden, aber die Vegetation ist reichlicher als bisher; Binsen, Halfagras und eine blaugrüne Salzpflanze traten in großen Mengen auf; wir sind dem Salzberge von el Utaja nahe, obschon wir ihn selbst nicht zu Gesicht bekommen. Noch ein paar Mal geht es durch trockene Flußbetten hindurch, dann überschreiten wir den Hauptfluß auf einer neuen Gitterbrücke und steigen auf dem jenseitigen Ufer zum Löwenjoch (Col des Lions) hinauf. Oben öffnete sich ein weiter Blick über ein von kühn geformten Felsbergen eingefaßtes Becken; der Boden ist völlig eben und kahl, wie wir uns die Wüste denken und auch Palmenwälder fehlen nicht darin, aber es ist kein Sand, sondern ein fruchtbarer Lehm, wir sind noch nicht in der Wüste, sondern in dem Becken von el Utaja, und die gleichnamige Oase liegt dicht vor uns. An ihrem Eingange wird vor einem kleinen Wirthshause umgespannt. Wir treten in den niederen Raum; am Schenktisch hängt der „hinkende Bote", die Wirthin ist eine Elsässerin, die im Jahre 1871 mit ihrer Familie die Heimath verlassen, und nun, mit einem Italiener verheirathet, hier am Rande der Wüste haust. Sie freute sich kindlich, wieder einmal „dütsch" sprechen zu können, schien aber mit ihrem Schicksal durchaus nicht unzufrieden. Neben dem Wirthshause war eine Smalah der Spahis, etwas weiterhin lagerte ein Trupp Chasseurs d'Afrique, und die Leute patschten in den Bewässerungsgräben herum und waren eifrig beschäftigt, Frösche zu fangen zum Abendessen.

Wieder ging es eine Stunde weiter über die tischgleiche, aber völlig kahle Ebene, auf der kaum einzelne dornige Büsche den Kameelen eine kümmerliche Weide boten. Dann lag plötzlich ein üppiger Garten vor uns, die bekannte Ferme des Herrn Dufour. Wir hielten am Thore und folgten den anderen Passagieren, welche in die Ferme hineingingen. Neben Gerste und Weizen, die ausgezeichnet gedeihen, baut der Besitzer auch in großem Maßstabe Zuckerrohr, und, der letzte in Algerien, Baumwolle. Er hat aber auch Weinberge angelegt, die ausgezeichnet standen und schon Trauben von zwei Fuß Länge zeigten; freilich waren sie auch nicht geschnitten, wie in Frankreich, sondern Herr Dufour ließ ihnen alles Laub und band die Triebe zusammen, um so die Trauben vor der Sonnengluth zu schützen. Auch Birnen, Aepfel und Orangen gedeihen noch ganz gut. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine wunderbare und die Ebene, der es ja auch an Wasser nicht fehlt, könnte eine nach vielen Tausenden zählende Bevölkerung ernähren und in ihrer ganzen Ausdehnung in einen üppigen Garten umgewandelt werden, so gut wie eine der spanischen Vegas. Es fehlt nur an Menschenhänden und an einer besseren Verbindung mit dem Meere, welche allerdings binnen Kurzem durch die Bahn Batna-Biskra beschafft werden wird. Herr Dufour bewirthschaftet seine Ferme in der rationellsten Weise; er benutzt die modernsten Maschinen, selbst die amerikanischen Mistgabeln mit Hickorystiel sah ich hier und vor dem Thore stand eine Mähmaschine mit Garbenbinder neuester Konstruktion. Aber gerade gegenüber, nur durch die Straßenbreite geschieden, vor ein paar Berberhütten, hockte eine Negerin und stampfte mit einer hölzernen Keule eine Weizenähre nach der anderen aus; dann strich sie die Körner mit einem trockenen Palmenwedel zusammen und reinigte sie nothdürftig in einem Siebe, dessen Boden kreuzweis gespannte Halfahalme bil-

deten, ganz wie es schon vor vielen Jahrtausenden ihre Vorfahren gethan, und sie summte eine Weise dazu, die vielleicht nicht minder alt ist. Es wäre schwer, sich einen schärferen Kontrast zu denken.

Weiter ging es über die Ebene; der Boden blieb immer gleich fruchtbarer Lehm, ein unzweifelhaftes Zeichen, daß sich hier einmal ein See dehnte, ein mächtiges Reservoir von mindestens fünf bis sechs Quadratmeilen Oberfläche, dessen Abfluß weit in die Wüste hinein und vielleicht bis zum Mittelmeere bei Gabes Fruchtbarkeit verbreitete. Jetzt war es völlig kahl; nur die Dolden von Daucus Bisnaga, der Wüstenrübe, hier einem gefürchteten Unkraut, zeigten hier und da die Stellen gelegentlich bearbeiteter Felder an; sonst war jede Vegetation erstorben, obschon man auf dem Boden deutlich die Spuren kürzlich niedergegangener Regen erkannte. Thiere und Pflanzen sind in diesen Regionen so an die regelmäßige Abwechselung der Jahreszeiten gewöhnt, daß sie sich durch abnorme Witterung nicht irre machen lassen. Jetzt war es wieder trocken, aber die Räder der Diligence schnitten noch tief in den Boden, auf dem kein Weg existirt, und wir brauchten drei gute Stunden, bis wir uns endlich dem Südrande des Beckens näherten. Auch hier hat man glücklicher Weise den Weg gebessert und ungefährdet kamen wir hinauf auf den Col de Sfâ.

Oben auf dem Joche hält selbst die gefühllose Diligence und jeder Reisende springt heraus, denn nun endlich breitet sich vor ihm, grenzenlos nach Süden verschwimmend, die unendliche Wüste. La mer, la mer, riefen die französischen Soldaten, als sie zum ersten Male diese Höhe erreichten und die Aehnlichkeit mit dem Meere drängt sich unwillkürlich Jedem auf. Aber es ist nicht das stille, glatte Meer, nicht eine endlose ebene Sandfläche, wie man sich so gern die Wüste träumt; wie im Sturm erstarrte Wogen sieht die nächste Partie mit ihren tief eingerissenen Bachbetten und tafelförmigen Erhöhungen aus; wenn wie vor unseren Augen ein schweres Wetter über die Ebene herankommt, ist die Täuschung vollständig, und unwillkürlich horcht man nach dem Donner der Brandung. Aber es blieb uns keine Zeit zu langem Bewundern; unheimlich drohend kam das Gewitter über die Ebene her, die Wolken lagen fast auf der Erde und verhüllten die noch eine gute Stunde entfernten Palmenwälder von Biskra, und die noch vor uns liegende Wegstrecke ist keine der besten. In schärfstem Trabe ging es den steilen Hang hinab und dann weiter, durch ein paar Ravins hindurch, nachher über ebeneres Land. Es begann zu regnen; jeder Tropfen zischte förmlich auf, wenn er die heißen Rollsteine berührte, und bald bedeckte eine Schicht weißgrauen Wasserdampfes gespenstisch weithin die Ebene. Aber die Pferde hielten sich wacker, und ehe das Gewitter mit voller Wuth losbrach, tauchten Cypressen und Palmen vor uns auf und wir rollten in die von Arkaden eingefaßten Straßen von Biskra, in denen man eben die Laternen anzuzünden begann.

Stanley's neues Buch über den Congo.

Das lange bewahrte Schweigen über die Geschehnisse am unteren und mittleren Congo ist endlich voller Aufklärung gewichen, nachdem schon seit April 1884 durch „Le Mouvement Géographique" die geographische Welt über Manches unterrichtet worden war. Nun ist auch der erste Band von Henry M. Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates" (Mit 74 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885. Preis 15 Mark) erschienen und legt volles Zeugniß ab von der rastlosen, energischen Thätigkeit des Reisenden, der unmittelbar nach seiner berühmten Congofahrt bei seiner Rückkehr nach Europa vom Könige der Belgier zu einem neuen, noch großartigeren Unternehmen aufgefordert wurde, das nach sechsjähriger Arbeit zur Errichtung des Congostaates führen sollte. Der erste Schritt dazu war eine Audienz bei dem Könige im August 1878, welcher im November die Bildung des „Comité d'études du Haut Congo" aus Kauf- und Finanzleuten verschiedener Länder folgte. Dieses „Comité", an dessen Stelle 1882 die schon 1876 gestiftete Association Internationale Africaine (richtiger die Person des Königs von Belgien) trat, hatte nur den Congo ins Auge gefaßt, während die Association es auf Erforschung Afrikas überhaupt und die Anlage von Stationen quer durch das Innere des Kontinents abgesehen hatte. Stanley begab sich in dessen Auftrage 1879 zunächst nach Zanzibar, um Leute für den Congo anzuwerben, benutzte zugleich die Gelegenheit, um zwei belgischen Expeditionen mit Rath und That beizustehen, und begab sich dann durch das Mittelmeer nach Banana an der Congomündung, wo er am 14. August 1879 eintraf. Von dort brach er am 21. August stromaufwärts auf, und bereits am 27. September stand es bei ihm fest, das am Endpunkte der ungehinderten Schiffahrt günstig gelegene Vivi zu seinem Hauptquartiere zu machen. Und nun begann eine Zeit voll schwerer Kämpfe, Sorgen und Mühen, während welcher die Natur, die Eingeborenen und auch die europäischen Begleiter Stanley's, entweder jeder Faktor einzeln oder alle zusammen, ihm das Leben und Vorwärtskommen sauer machten. Auf diese mehr äußerliche Geschichte des Unternehmens, so großartig der Bau der Straße um die Livingstone-Fälle und der Transport der Dampfboote und des sonstigen Materials auch ist, können wir hier nicht näher eingehen; aber so viel steht fest, daß die europäischen Mitarbeiter des Amerikaners meist sehr schlecht in dessen Darstellung fortkommen, und es voraussichtlich an scharfen Entgegnungen nicht fehlen wird. Audiatur et altera pars!

Die Katarakten-Region ist allerdings durch ihre Oede und Langweiligkeit nach Stanley's eigenem Urtheile (S. 287) ganz dazu angethan, dem Europäer den Aufenthalt zu verleiden und ihn trübsinnig zu machen. „Erst nach 8 Uhr Morgens beleuchtet der Sonnenschein die düstere Oberfläche des Flusses, und um 4 Uhr Nachmittags ist derselbe bereits wieder verschwunden. Dann weht der Wind kalt, die Schatten werden tiefer; es liegt ein beinahe gespenstischer grauer Ernst über der Schlucht, und aus der hellen Bronze des Wassers, in welchem sich unzählige glitzernde Strahlen wiederspiegeln, ist ein mattes Schwarz geworden; alles dies trägt dazu bei, selbstmörderische Gedanken und krankhafte Phantasien hervorzubringen. Es ist kein Wunder, daß die Congoschlucht so gänzlich vereinsamt ist; die Natur selbst gönnt derselben weder animalisches noch vegetabilisches

Leben. Oede Felsen und nackter, mattrother Thon, grobes Gras und werthloses Unterholz, welches hier und dort auf der dünnen Humusschicht ein kümmerliches Dasein fristet, können den Menschen nicht reizen, hierher zu kommen."

Auch der Verkehr mit den Eingeborenen und deren Häuptlingen war anfangs nicht leicht, und es kostete bedeutende Summen und großen Aufwand von Kaltblütigkeit, Diplomatie und Energie, ehe das Verhältniß zu den ursprünglichen Besitzern des Landes so weit geregelt war, daß diese keinen Widerspruch mehr erhoben, vielmehr die Expedition durch Verkauf von Lebensmitteln und Stellung von Arbeitern fördern halfen. Sehr viel kommt bei dem Verkehre mit den Negern auf das Benehmen des Weißen an. „Einem so sehr den ersten Eindrücken zugänglichen Geschöpfe wie dem Afrikaner ist der kalte, selbstbewußte Europäer mit dem ernsten, weißen Gesichte und dem ruhigen, festen Blicke wie ein versiegeltes Buch; die Eingeborenen betrachten ihn als eine Form, die einem Menschen ähnlich sieht, sie hören ihn in menschlichen Tönen reden, aber die Sprache ist ihnen unverständlich, und er vermag keinen Laut hervorzubringen, der ihnen vertraut ist. Wirft aber der weiße Fremdling die steifen, ernsten Manieren ab, tritt in die kalten, eisigen Augen Lebenslust, Freude, gute Laune, Freundschaft und Scherz, dann ist die Verbindung zwischen dem Schwarzen und Weißen mit elektrischer Schnelligkeit hergestellt" (S. 287). Aber selbst bereits angeknüpfte gute Beziehungen können stets ein jähes Ende finden. „Der Eingeborene (S. 338; diese Worte schrieb Stanley am 1. September 1881 in Singa) ist nicht gerade schlecht, vorausgesetzt, daß der Reisende das Glück hat, ihm die Zuversicht einzuflößen, daß er keinen persönlichen Schaden oder Nachtheil davon habe, wenn er jenen als Freund anerkennt. Der Eingeborene ist gewissermaßen auch ein Reisender, und dadurch entsteht eine Art Sympathie, aber er ist sehr leicht geneigt, „Mandaka mabi", d. h. „Böse Absichten", zu schreien, und wenn er dabei im Ernste ist und sich nicht vom Gegentheil überzeugen lassen will, dann sind frühere Beweise der Freundschaft und Zuneigung bald vergessen; es tritt Kälte ein und ein Trinkgelage bei einer Marktversammlung genügt, um die Schwierigkeit noch zu vermehren und die „Straße todtzumachen", wie der Ausdruck der Eingeborenen lautet. Er weiß recht gut, daß ihn, wenn er das Karawanengeschäft nicht aufzugeben beabsichtigt, für die „Tödtung der Straße" irgendwo sonst die Strafe und Vergeltung erreicht, und daß er, wenn er sich von seiner Heimath fortbegiebt, Gefahr läuft, daß ihm mit demselben Maße gemessen werde, mit welchem er gemessen hat. Die Nachricht von dem Friedensbruche verbreitet sich rasch nach allen Richtungen, und nah und fern wird der Name des kriegerischen Distriktes und Dorfes bekannt gemacht. Indessen ist der Eingeborene, und ganz besonders bei Trinkgelagen, ein so gedankenloses Geschöpf, daß er, diese Folgen vollständig vergessend, seiner wüthenden Laune Ausdruck verleiht. Einer Expedition von einiger Stärke, die nur Forschungszwecke verfolgt, würde ein solcher Friedensbruch und die Schließung der Straße wenig ausmachen und höchstens den schlechten Ruf eintragen, daß sie nur mit Gewalt ihren Weg habe erfolgreich fortsetzen können; für die unserige aber, welche jeden Eingeborenen für alle kommenden Zeiten sich selbst, seinem Stamme und Lande nützlich zu machen hofft, würde dies bedauerlich, wenn nicht ein tödtlicher Schlag sein. Wie ein Konflikt für uns auch enden möge, jedenfalls würden wir eine mehrmonatliche Verzögerung erleiden, eine Menge ärgerlicher Palaver abzuhalten, Aufklärungen zu geben und extravagante Geschenke an jegliche Person von Rang zu vertheilen haben."

Am 21. Februar 1880, unmittelbar nachdem die Station Vivi vollendet worden war, wurde die erste Rekognoscirung unternommen, um eine passende Route nach dem Landungsplatze in Isangila ausfindig zu machen; genau ein Jahr später war die Straße zwischen beiden Orten hergestellt und schwammen die über dieselben transportirten Fahrzeuge wieder auf dem Congo, der dort eine Strecke ruhigeren Fahrwassers darbietet. Ende November 1881 war eine Stelle an dem überaus fruchtbaren, aber wenig angebauten Süduser des Stanley-Pool zur Anlage der Station Leopoldville ausgesucht, alsbald deren Erbauung in Angriff genommen und unter großen Schwierigkeiten, die die Habsucht und Unzuverlässigkeit einzelner Eingeborenen bereiteten, so weit durchgeführt, daß Stanley am 19. April 1882 die erste Fahrt nach dem oberen Congo antreten konnte. Dieser Expedition, welche aus vier Weißen und 49 Farbigen in einem kleinen Dampfer, einem Walfischboote und zwei Canoes bestand, und während welcher nach elftägigen Verhandlungen die Station Msuata gegründet wurde, folgte im Mai schon eine zweite im Dampfer „En Avant" nach dem Kwa-Flusse, dem Unterlaufe des Kuango, welche uns zuerst wieder in bisher unbekannte Gebiete und zu wichtigen geographischen Entdeckungen führt. Die Reise war nur auf eine etwa neuntägige Dauer, vom 19. bis 28. Mai, berechnet, und der Dampfer nur auf diese Zeit ausgerüstet worden; aber erst am 8. Juni kehrte Stanley nach Leopoldville zurück. Bei der heiligen Insel Kemeh vorbei, auf welcher die Könige und Königinnen der Wabuma in einem dichten und hohen Haine begraben liegen, wurde am 21. Mai die Stadt Musije erreicht, wo sich zwei schiffbare Flüsse, der von rechts kommende Mfini mit schwarzem Wasser und von links der Mbihe mit grauem, zu dem Kwa vereinigen. Der Ort, dessen Häuser sich volle $7^1/_2$ km am Ufer entlang hinziehen, hat eine ungemein günstige Lage, 6 bis 12 m über dem höchsten Wasserstande auf einer fruchtbaren, steinlosen Terrasse; der Mbihe wie der Mfini können mehrere Tagereisen weit aufwärts befahren werden, während der untere Kwa die Verbindung mit den Zeugmärkten am Stanley-Pool und den Elfenbein-, Bier- und Topfmärkten von Ujansi herstellt, wo die Einwohner ihr Angolaholzpulver, getrocknete Fische, Hirse, Mais, Tabak und andere Waaren, die sie von den Stämmen ihrer Flüsse erhalten, vertauschen können. Dem Mfini aufwärts folgend, entdeckte dann Stanley am 27. Mai den See „Leopold II." und erforschte denselben trotz des eingetretenen Mangels an Proviant und Brennholz in den folgenden Tagen. Die größte Tiefe desselben, welche gemessen wurde, betrug 7,3 m, im Durchschnitt vielleicht 5 m, in der trockenen Jahreszeit etwa $1^1/_2$ bis 2 m weniger. Trotz seiner Flachheit bedeckt der See ein ungeheures Areal von ca. 1860 qkm. Außer zahlreichen kleinen ergießt sich nur ein Fluß von Bedeutung in denselben, und zwar an seinem äußersten nordöstlichen Ende; Stanley ist denselben $7^1/_2$ km weit hinaufgefahren. Die südliche Küste ist im Allgemeinen unregelmäßig und in ihren Umrissen zerrissen; sie besteht aus hartem Sandstein, ist wie Bimsstein von Löchern durchzogen und mit Eisenerz geadert. Das nördliche Ufer wird dagegen aus einer starkbewaldeten Hügelkette gebildet und besitzt offene Buchten und einige sichere kleine Häfen. Angolaholzpulver, Kautschuk, Fische und Elfenbein sind die wichtigsten Produkte der Gegend.

Fieberkrank traf Stanley in Leopoldville ein und mußte zu seiner Erholung im Juli 1882 auf einige Monate nach Europa zurückkehren, wo er dem Brüsseler Comité Bericht über das in drei Jahren Geleistete erstattete. Es waren in dieser Zeit fünf Stationen gebaut, ein Dampfer und ein

Segelboot nach dem oberen Congo geschafft, während ein zweiter Dampfer und ein Leichter die Verbindung zwischen der zweiten und dritten Station unterhielten, und schließlich mit großen Kosten an Zeit und Geld eine Wagenstraße zwischen Vivi und Isangila und zwischen Manjanga und dem Stanley-Pool hergestellt worden. Um das Gewonnene zu sichern, galt es nun nach Stanley's Ansicht, welcher das Comité beitrat, von allen Häuptlingen längs der Route ihre Autorität und sonstigen Rechte sich abtreten zu lassen, damit kein anderer sich dieselben aneignen könne. Man faßte den Bau einer — bis heute noch Projekt gebliebenen — Eisenbahn ins Auge und beschloß eine beträchtliche Vermehrung des Personals, sowie die Anstellung eines tüchtigen Stellvertreters, welcher während Stanley's Abwesenheit am oberen Congo die Verwaltung der Stationen am unteren Flusse leiten sollte. Wie dringend ein energischer Assistent nöthig war, zeigte sich sofort, als Stanley am 20. December in Vivi wieder eintraf und sämmtliche Stationen in Verfall, die wenigsten Angestellten auf ihren Posten, die Eingeborenen in feindseliger Stimmung fand, so daß er alle Hände voll zu thun hatte, ehe alles wieder in das richtige Geleise gebracht war. Dann trat er mit drei Dampfern, einem Walfischboote und einem Canoe, 80 Mann, dem Materiale für den Bau von zwei kleinen Stationen und Proviant für mindestens ein halbes Jahr eine große Fahrt nach dem oberen Congo an. Oberhalb Msuata und Tschumbiri wurde am 15. Mai 1883 das eigentliche Gebiet des oberen Congo erreicht. „Diese fruchtbare Centralregion (heißt es S. 542), deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichthum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europas zu bringen, vollauf bezahlt machen wird (?), ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika. Nicht die Hochlande der Seegegend mit den Millionen Schluchten und engen, backofenheißen Thälern, kahlen, kaum mit Gras bewachsenen Hügelspitzen und kleinen Grasebenen, auf denen hier und dort eine Baumgruppe oder ein dschungelartiger Wald wie eine Insel über der weiten Graswüste hervorragt, strebte ich zu erreichen, sondern diese Millionen Aecker des ebensten Bodens, der eigentliche Kern Afrikas, sind es, welche der Mühe werth sind, die 360 km dicke, rauhe Bergschale zu durchbrechen, welche ihn von der Energie der Europäer trennt, die, wenn sie nur dahin gelangen könnten, der Welt bald zeigen würden, wie viel Gutes aus Afrika kommen kann."

Mit der Erwerbung eines Stück Landes bei Bolobo für die Association schließt der erste Band des Werkes, dem der zweite hoffentlich rasch nachfolgt; dieser wird uns in die centralen Gebiete führen, die bisher nur oberflächlich und unvollständig aus der Schilderung von Stanley's erster Congofahrt bekannt sind.

Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea.

Von Emil Metzger.

I.

Unter dem Titel „Arbeit und Abenteuer" hat die „Religious Tract Society" einen Bericht über die Reisen herausgegeben, welche die Missionare James Chalmers und W. Wyatt Gill in den letzten Jahren (1877 bis 1884) in verschiedenen Theilen des englischen Neu-Guinea unternommen haben. Nun ist dieser Theil der großen Insel, welche durch die neuesten Vorgänge mehr in den Vordergrund getreten ist, allerdings besser bekannt, als der deutsche oder holländische; doch enthält das eben erwähnte Buch[1]) immerhin manches Neue und Interessante, was um so mehr Beachtung verdient, als die Verfasser keine Neulinge in dem Umgange mit Naturvölkern sind und in dieser Beziehung eine jahrelange Erfahrung haben. Wiewohl es in Folge der Anordnung des Buches nicht ganz leicht ist, eine Uebersicht über seinen Inhalt zu gewinnen, kann ich dasselbe doch dem aufmerksamen Studium derjenigen, welche über jenes entlegene Gebiet aus den Quellen selbst Kenntnisse schöpfen wollen, angelegentlichst empfehlen; sie werden sich für die demselben geopferte Zeit gewiß belohnt finden.

Es möge mir gestattet sein, in den folgenden Zeilen einzelne besonders interessante Punkte hervorzuheben. Diejenige Frage, welche augenblicklich wohl in weitesten Kreisen das größte Interesse einflößen dürfte, ist die, wie die Verfasser über Neu-Guinea als Kolonisationsobjekt denken; sie haben dieselbe in der Einleitung zu ihrem Buche besprochen, und wir wollen gleich ihre Ansicht genauer kennen lernen. Von vornherein möchte ich jedoch darauf aufmerksam machen, daß der südöstliche Theil von Neu-Guinea durch die jahrelang fortgesetzte und ausgedehnte Thätigkeit der Missionare in einer Weise für den Verkehr mit Europäern vorbereitet ist, wie man dies weder von dem deutschen, noch von dem niederländischen Theile der Insel sagen kann, wenn auch in letzterem sich schon lange einige Missionsniederlassungen befunden haben.

Der Gedankengang des Buches, dem wir gerade so folgen wollen, wie ihn die Verfasser geben, trotzdem die Frage der Annexion selbst thatsächlich erledigt ist, ordnet sich ungefähr in nachstehender Weise: Der Wunsch, Neu-Guinea in Besitz zu nehmen, ist von jeher in Australien sehr stark gewesen und hat nicht nur vom Standpunkte des Ganzen, sondern auch vom individuellen Standpunkte aus warme Vertreter gefunden. In der zuletzt genannten Richtung kann man wohl sagen, daß manche Australier Neu-Guinea als ein Paradies für Kolonisten betrachtet und sich beeilt haben, auf der Insel festen Fuß zu fassen, um ihre Hoffnungen und Wünsche möglichst schnell verwirklicht zu sehen. Das Ergebniß ist ein ganz anderes gewesen, als sie erwartet hatten; welche Versuche auch immer in dieser Hinsicht gemacht worden sind, sie haben Unheil über die Betheiligten gebracht. So traurig dies nun auch in mancher Beziehung sein mag, so muß es doch vom Standpunkte des Menschenfreundes mit Freude begrüßt werden, daß die Insel nicht in den Besitz Australiens gekommen ist.

[1]) Der volle Titel lautet: Work and Adventure in New-Guinea. 1877 to 1885. By James Chalmers & W. Wyatt Gill B. A. The Religious Tract Society 1885.

Australien ist ein Land der Arbeit, ein Land, wo ungeheuer viel verdient wird und wo das Geld in den Händen weniger Kapitalisten zusammenströmt, wenn auch die Eingeborenen und auch so manches Andere noch diesem Zweck aufgeopfert werden müssen. England sollte die Insel annektiren, damit würde der Furcht, welche man in Australien hegt, in solcher Nähe möglicher Weise eine fremde Flagge wehen zu sehen, ein Ende gemacht werden. Aber England sollte diesen Schritt mit der entschiedenen Absicht thun, den Eingeborenen gegenüber als ein starker, aber auch als ein freundlicher und gerechter Herr aufzutreten; dieselben gegen sich selbst und gegen *den* weißen Mann zu beschützen, dessen Gott das Gold, und dem der schwarze Mann ein Hinderniß ist, dessen er sich so schnell wie möglich zu entledigen sucht. Die Kosten, die eine solche Maßregel erfordern würde, braucht man nicht zu scheuen; das Land selbst würde die Ausgaben, die gemacht werden müssen, sehr bald zu decken im Stande sein, selbst wenn man die Kosten der drei ersten Jahre, die mit Zinseszinsen schon nach Ablauf derselben würden abgetragen werden können, mit einschließt.

Die Grundsätze, nach denen die Verwaltung der Kolonie zu führen wäre, werden in folgenden Worten zusammengefaßt: Laßt uns damit beginnen, daß wir alle Rechte der Eingeborenen anerkennen, laßt uns deutlich zeigen, daß wir für sie, nicht nur für die Weißen herrschen wollen, daß wir entschlossen sind, unsere Unterthanen zu civilisiren und sie zu einer höheren Kulturstufe emporzuheben, daß wir alles Mögliche thun werden, um sie durch gerechte, menschliche Gesetze, nicht die Gesetze Englands, sondern Gesetze, welche für sie geeignet sind, zu vertheidigen und vor der Vernichtung zu bewahren. Es wird dann nicht lange dauern, bis die Eingeborenen einsehen, daß wir nicht nur groß und mächtig, sondern auch gerecht und barmherzig sind, und uns bemühen, für sie zu sorgen.

Wenn solche Grundsätze einmal angenommen sind, würde ich (Chalmers ist es, der hier spricht) vorschlagen, in jedem Distrikt Beamte anzustellen, deren Pflicht es wäre, durch Vermittelung der eingeborenen Häuptlinge die Verwaltung zu führen und auf dieselbe Weise dafür zu sorgen, daß jeder Eingeborene Pflanzungen anlegt. Wenn er dies gethan hat, empfängt er eine Prämie und, wenn er die Ernte abliefert, seine volle Bezahlung. Alles dies hätte der erwähnte Beamte zu überwachen. Handelsleute würden sich bald in Menge einfinden, doch sollte es keinem erlaubt sein, mit den Eingeborenen anders als durch Vermittelung der Regierung Handel zu treiben. Alles herrenlose Land sollte zu Staatseigenthum erklärt und an solche Personen, die Land bebauen wollen, verpachtet werden. Kein Eingeborener dürfte sein Land verkaufen, ausgenommen an die Regierung, die ihm einen angemessenen Preis dafür zu zahlen hätte. Alle Geschäfte, die Ländereien betreffen, sollten ausschließlich durch Vermittelung der Regierung gemacht werden, welche jedoch nie ihr gehöriges Land verkaufen, sondern dasselbe nur verpachten würde. Der Ertrag der Ländereien würde in dem angenommenen Falle ganz außerordentlich hoch sein und es würde nach Bezahlung aller Ausgaben noch viel übrig bleiben, um die Lage des Volkes zu verbessern und für seine Erziehung zu wirken. Strenge Gesetze müßten gleich nach erfolgter Besitzergreifung verkündigt werden, um die *Einfuhr von Waffen und den Verkauf von Spirituosen zu verbieten* und die Eingeborenen gegen die unliebsamen Folgen der Civilisation zu schützen.

Was die hier aufgestellten Grundsätze angeht, welche eine Regierung gegenüber den Eingeborenen anwenden sollte, kann ich mich denselben nur anschließen und von Herzen wünschen, daß dieselben nicht nur durch alle Regierungen, welche Kolonien besitzen, angenommen, sondern auch durch jeden ihrer Diener individuell in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung gebracht werden möchten. Namentlich in letzterer Beziehung läßt erfahrungsmäßig die Praxis die Theorie zuweilen sehr stark im Stich. Eine möglichst humane Behandlung der Eingeborenen (die darum doch die nöthige Strenge besitzen kann und muß) wird meiner Ansicht nach nicht nur durch die Menschlichkeit, sondern auch durch das eigene Interesse gebieterisch vorgeschrieben. Nur unter solcher Behandlung kann der Eingeborene gedeihen, sich mehren und sich entwickeln. Nicht leere, wüste Länder sind es, deren die Kultivation in den Tropen bedarf, keine Länder, für welche Arbeiter in oft weit entfernten Gegenden mit großen Kosten angeworben werden müssen, sondern Länder, in denen es möglich ist, die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen, Länder, wo die Bewohner auch uns wieder unsere Erzeugnisse abkaufen, wo wir ein Absatzgebiet für unsere Waaren schaffen können. Alles das aber kann, wenn überhaupt, nur durch Humanität erreicht werden.

Kann ich mich in dieser Beziehung mit Chalmers sehr wohl einverstanden erklären, so muß ich offen gestehen, daß ich die rosenfarbenen Aussichten, die er für die englischen Niederlassungen eröffnet, nicht für begründet halten kann. Es ist hier wohl nicht der Ort, über Kolonisation und Kultivation im Allgemeinen zu sprechen, doch glaube ich einen Irrthum Chalmers' um so mehr hervorheben zu sollen, als der Fehler, den er macht, ziemlich häufig begangen wird. Ohne daß er es ausdrücklich sagt, ist es deutlich, daß ihm bei Aufstellung seiner Vorschläge das holländisch-indische Kultursystem vorgeschwebt hat: Der Eingeborene soll durch seine eigenen Häuptlinge unter europäischer Aufsicht angehalten werden, Produkte für den europäischen Markt zu bauen und gegen einen festgesetzten Preis an die Regierung zu liefern. Ich will nun vom Standpunkte der Theorie aus Nichts gegen ein solches System hier einwenden, sondern nur untersuchen, wie sich die Sache in dem gegebenen Falle vermuthlich in der Praxis gestalten wird. Zunächst sind die Verhältnisse auf Java zur Zeit der Einführung des Systems ganz andere gewesen, als sie jetzt auf Neu-Guinea sind. Die Javanen standen schon bei Ankunft der ersten Europäer, geschweige denn im Jahre 1830, auf einer weit höheren, allmählich erreichten Kulturstufe, als sie die Papuas und andere Eingeborene von Neu-Guinea wohl in nächster Zeit erreichen werden, und dies ist besonders in *einer* Hinsicht wichtig. Bei den Javanen hatte sich nämlich schon ein sehr geordnetes Staatswesen entwickelt, die Unterordnung unter ihre Häuptlinge und Fürsten war, vom europäischen Standpunkte betrachtet, selbst sklavisch zu nennen; auf Neu-Guinea ist man dagegen über die Dorfgemeinschaft noch nicht herausgekommen, und die große Verschiedenheit der Stämme, die, wie wir weiterhin sehen werden, da besteht, scheint für eine Amalgamirung derselben und für einen Fortschritt gerade in dieser Hinsicht sehr wenig Aussicht zu bieten. Dies ist nun allerdings kein Grund, den von Chalmers aufgestellten Plan für unmöglich zu erklären, im Gegentheil kommt mir derselbe für die Verhältnisse ganz passend vor, wie ich beiläufig bemerken will; man wird aber zugeben müssen, daß die Sache lange nicht so günstig liegt, wie dies auf Java der Fall war, wo man nur den guten Willen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Häuptlingen zu erwerben und sich zu Nutze zu machen hatte, während man auf Neu-Guinea mit dem Häuptling eines jeden einzelnen Dorfes zu thun haben wird. Dazu kommt

noch ein anderer Umstand. Erfahrungsmäßig hat — und das wird von allen Parteien anerkannt, weshalb ich diese Behauptung wohl ohne weitere Begründung niederschreiben darf — bei dem Kultursystem auf Java eine ungeheure Vergeudung von Arbeitskräften stattgefunden; man konnte sich ja diesen Luxus erlauben, denn die Bevölkerung betrug zur Zeit der Einführung des Systems schon etwa 45 Einwohner per Quadratkilometer; auf Neu-Guinea beträgt aber die Zahl der Bewohner in dem am stärksten bevölkerten Theile der Südküste 3, sage drei Seelen auf die gleiche Flächeneinheit, im Durchschnitt aber sicher sehr viel weniger.

Gewiß sind, und ich sprach es oben schon aus, auch nach meiner Erfahrung die von Chalmers gemachten Vorschläge die besten, die man unter den bestehenden Verhältnissen machen kann und sie sind besonders geeignet, die Eingeborenen zu erziehen, die eine solche Sorge sehr nöthig haben, aber man sollte dabei alle Luftschlösser, die man in Bezug auf den großen Ertrag baut, den man in dieser Weise zu erzielen hofft, ein für allemal verbannen; kommt er dann später doch, so freue man sich desselben und betrachte ihn als einen Lotteriegewinn, aber man begründe auf solche Hoffnungen keine Berechnungen. Großen Vortheil kann man nur von Produkten für den europäischen Markt zu erzielen hoffen und zwar muß, wie die Verhältnisse jetzt liegen, eine Pflanzung schon eine ziemlich bedeutende Ausdehnung haben, um einen Gewinn zu erzielen, der (unter Berücksichtigung der Verhältnisse natürlich) selbst nur mäßig genannt werden kann. Und dabei ist noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Wenn wirklich alle Kultivationsunternehmungen, die jetzt von beinahe allen Ländern unternommen werden, Erfolg haben, wo soll man schließlich noch Abnehmer für alle Kolonialwaaren finden? Unter jetzigen Umständen sind z. B. die Zucker- und die Kaffeekultur schon auf einem Standpunkte angekommen, wo die gegenwärtigen Besitzer Verluste leiden, die sie nöthigen, die finanzielle Stellung, welche sie eingenommen haben, mit einer bescheideneren zu vertauschen und sie haben einen bedeutenden Kapitalverlust erlitten. Was wird nun aber geschehen, wenn Neu-Guinea, um mich einer beliebten Phrase zu bedienen, der man schon in Lehrbüchern begegnet (die ich aber darum durchaus nicht für richtig halte) ein zweites Java wird und, um von anderen zu schweigen, jährlich eine und eine halbe Million Centner Kaffee auf den Markt wirft, und so und so viel weitere Kolonialgebiete auch mit entsprechenden Leistungen auftreten? Man verzeihe mir diese pessimistische Betrachtung, die ich aber glaubte, der optimistischen des Herrn Chalmers entgegenstellen zu müssen; es ist mir wenigstens ein Räthsel, wie man hoffen darf, das in eine Kultivationsunternehmung gesteckte Kapital nach drei Jahren mit Zinseszinsen zurückempfangen zu können!

Auch will mir nicht recht einleuchten, warum er, wie ich dem Zusammenhange nach vermuthen möchte, wiewohl er es nicht ausdrücklich sagt, der Regierung gehörige Ländereien auch an fremde Unternehmer verpachten will. Es scheint mir dies ein Hinken auf zwei Gedanken zu sein, eine Maßregel, deren verderbliche Folgen man in den niederländischen Kolonien schon seit langer Zeit empfindet. Meiner Ansicht nach heißt es hier aut-aut; es sind nur zwei verschiedene Wege möglich: entweder übernimmt der Staat die Bevormundung der Eingeborenen, sucht sie zu erziehen und zu bilden, meinetwegen auch, wenn es geht, den größtmöglichen Vortheil aus ihrer Arbeit zu ziehen, oder aber, er überläßt sie ihrem Schicksale in den Händen von Privatunternehmern, denen er die nöthigen Beschränkungen auferlegt und deren Handlungen er beaufsichtigt. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier zu untersuchen, welche der beiden Richtungen man einzuschlagen hat, in welcher Weise man die einmal angenommenen Grundsätze zur Ausführung bringen soll, denn das liegt in den Händen derjenigen, welche die Macht besitzen und die Verantwortlichkeit tragen; schließlich führt auch jeder Weg, den man mit Ueberlegung einschlägt, auf dem man mit Ueberlegung weitergeht, nach Rom. Ich möchte hier nur auf die Nachtheile der Inkonsequenzen hinweisen, welche den guten Erfolg von vornherein in Frage stellen, wie der eben berührte Vorschlag Chalmers'. Man kann nicht die Bevormundung der Eingeborenen auf sich nehmen und gleichzeitig freiwillige Arbeit auf freien Plantagen in Aussicht stellen; dadurch werden Kollisionen unvermeidlich, die nach jeder Richtung hin nachtheilig wirken, ohne selbst vom Standpunkte der reinen Theorie aus irgend einen Vortheil in Aussicht zu stellen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Bd. 41, S. 359 bis 362 besprach der „Globus“ das reich illustrirte Du Chaillu'sche Werk „Im Lande der Mitternachtssonne“, welches trefflich geeignet ist, ein größeres Publikum in das Wesen und die Eigenart Schweden-Norwegens und seiner Bevölkerung einzuführen. Nachdem diese größere Ausgabe fast erschöpft ist, ist jetzt eine kleinere, ein Auszug aus dem Hauptwerke, erschienen (Leipzig, F. Hirt und Sohn. Mit 216 Illustrationen. Preis 8 Mark), zu welcher Dr. Y. Nielsen in Christiania ein einleitendes Kapitel über das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Skandinavien geschrieben hat. Möge das Buch auch in seiner kürzeren Fassung recht viele unserer Landsleute zu dem Besuche des hochinteressanten Nordens veranlassen!

— Die gesammte Handelsbewegung in den vier Haupthäfen Bulgariens, Nikopoli, Sistow, Rustschuk und Silistria, belief sich 1884 auf 42 700 468 kg, nämlich 27 282 838 kg Ausfuhr im Werthe von 22 Millionen Goldfranken und 14 932 007 kg Einfuhr im Werthe von 13 800 302 Goldfranken. Bei der Einfuhr waren betheiligt Oesterreich-Ungarn mit 23 Proc., England mit 20 Proc., Deutschland mit 12 Proc., Rußland mit 7 Proc., Rumänien und Türkei mit 14 Proc., während die übrigen 24 Proc. sich auf Italien, Griechenland, Ostrumelien und die Schweiz vertheilen. Die russische Einfuhr ist von 191 269 kg im Jahre 1883 auf 1 690 616 kg im Jahre 1884 gestiegen, und dies lediglich in Folge der unglaublich billigen Frachten, welche die russische Dampfschiffahrtsgesellschaft „Gangria“ in Odessa gewährt.

Asien.

— Eine sonderbare Ceremonie wurde neulich in Travancore vorgenommen: der Maharadschah wurde gegen

ein Gewicht von reinem Golde gewogen und letzteres dann zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet. Diese Sitte, Tulabhara genannt, ist sehr alt und läßt sich angeblich bis zum 4. Jahrhundert zurückverfolgen; in anderen Theilen Indiens ist sie unbekannt. Gold wird natürlich nur bei den wohlhabendsten Leuten gebraucht, einfachere Leute begnügen sich damit, sich mit Spezereien oder mit Korn wiegen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wog der Maharadscha etwas über neun Steine (ca. 67 kg). Die Brahminen wünschten, wie man sagt, die Ceremonie zu verschieben, damit der Maharadscha womöglich das Gewicht seines Vaters erlange, welches, als er sich im 47. Jahre der Ceremonie unterwarf, 14¾ Steine betrug.

— Am 18. April 1885 haben China und Japan in Tientsin einen Vertrag geschlossen, wodurch beide Mächte sich verpflichten, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und der koreanischen Regierung anzurathen, fremdländische Officiere mit der Ausbildung eines eigenen Truppenkorps zu betrauen. Im Falle ernstliche Ruhestörungen ausbrechen sollten, behalten sich beide Mächte vor, wiederum Truppen einrücken zu lassen.

Afrika.

— Uns liegt ein nach unveröffentlichter Brief Ernst Marno's (gestorben 31. August 1883 zu Chartum) an die Geographische Gesellschaft in Hannover vor, welcher von Chartum, 8. Mai 1880 datirt ist und über die Beseitigung der Pflanzenbarren im Bahr el-Gebel berichtet. Da Marno dieses Thema in sehr ausführlicher Weise und unter Beigabe seiner Stromaufnahmen bereits in „Petermann's Mittheilungen" (1881, Bd. 27, S. 411 bis 426 und Tafel 20) behandelt hat, so gehen wir auf dasselbe nicht weiter ein, drucken aber mit gütiger Erlaubniß den Schluß jenes Briefes ab, weil derselbe eine interessante, anscheinend noch nirgend bekannt gewordene Nachricht über ein neues Volk im Südwesten Abessiniens enthält. Marno schreibt: „Am 2. April langten wir in der Station Bôr, am 3. April in Ladò selbst an. Der Zustand, in welchem sich diese Stationen befanden, war durchaus nicht jener, den man sich in Chartum wegen der fast zweijährigen Absperrung des Flusses und des dadurch herbeigeführten vermutheten Mangels an allem vorstellte. Die zahlreichen Hilfsquellen dieser Negerländer haben unter der umsichtigen Leitung ihres Mudir, Dr. Emin Bey, die Stationen während dieser Zeit erhalten, und es wurde dadurch gezeigt, daß dies überhaupt möglich sei; dies gilt für Nahrungsmittel und natürlich nicht für Luxusgegenstände, Kleidung, Munition &c. Interessant waren einige Mittheilungen, die ich hier erhielt. Von den Elefanten, die vor einigen Jahren mit großen Kosten und Mühen aus Indien über Kairo und Chartum dorthin gebracht worden waren, lebten gegenwärtig nur mehr zwei. Die seiner Zeit ebenfalls aus Chartum dorthin beförderten Kameele sind schon längst alle dem Klima erlegen. Dagegen hat man etwa 160 Esel aus Lango (südlich von Fatiko) und Kameele aus einem Lande, welches 10 bis 11 Tage ostnordöstlich von Fatiko, noch über die Lango hinaus, gelegen ist, gebracht und verspricht man sich von diesen bessere Resultate. Die Bewohner jenes Landes züchten Kameele (wie die Lango die Esel) allein zur Milchgewinnung; sie sind Nomaden von negerähnlichem Aeußeren; der Name ihres Landes ist unbekannt. Selbst die benachbarten Lango können sich nur selten und schwierig durch die Sprache mit ihnen verständigen. Das Land selbst soll gebirgig, steinig und sandig sein, ohne Flußläufe, und das Wasser nur durch Graben zu gewinnen (zu jeder Jahreszeit?) und durchweg salzig sein. Noch weitere 8 bis 10 Tage nach Osten soll sich ein großes, salziges Wasser, der Beschreibung nach ein See, befinden, über welchen Leute von hellerer Hautfarbe, mit Schwertern bewaffnet, herüberkommen, um Kameele zu rauben (Sambura-See? — Galla oder Somali?). — Am 8. April verließ ich Ladò und erreichte am 25. April Chartum, wo eben, da Gordon Pascha seine Demission gegeben, der neue Generalgouverneur Rauf Pascha erwartet wurde, welcher auch am 1. Mai daselbst anlangte."

— Nach einer Tischrede des Gouverneurs Sir Hercules Robinson (The Mail, 29. Mai 1885) stellt sich das Verhältniß der Engländer zu den Holländern folgendermaßen:

in der Kapkolonie	9 : 11
in Natal	1 : 1
im Transvaal	1 : 7
im Freistaat	1 : 9
in den englischen Kolonien	5 : 6
in den holländischen Staaten	1 : 8
in ganz Südafrika	3 : 5.

Die Holländer (besser „Africander") sind Landbesitzer, aber zum Theil hoch verschuldet, die Engländer (d. h. alle Europäer von nicht holländischer Abkunft) Kaufleute und Kapitalisten; letztere haben die gewinnbringenden Unternehmungen, wie Diamanten- und Kupfergruben und Straußfarmen fast allein in Händen. Die „Engländer" gleichen also durch Kapitalkraft ihre numerische Unterlegenheit aus, und es ist — wenigstens nach der „Mail" — durchaus falsch, von einem augenblicklichen Vorherrschen des holländischen Elementes in Südafrika zu reden. Auch im Unterhause des Kap-Parlamentes stehen den 42 Engländern nur 32 Holländer gegenüber, und zudem besitzen letztere keine genügende Anzahl gebildeter Männer, um ohne Unterstützung der Engländer ein Ministerium bilden zu können. Auch damit tröstet sich die englische Partei, daß viele „Holländer" den Engländern durchaus nicht feindlich gesinnt sind und viel mehr zu deren Verfeinerung, Civilisation und Kultur hinneigen, als zu den ungebildeten Boern.

— Das Deutsche Reich und Großbritannien haben sich über die Grenzen ihrer Protektorate am Meerbusen von Guinea folgendermaßen geeinigt (Schreiben Lord Granville's vom 29. April 1885 an den deutschen Botschafter, Grafen Münster und des letzteren an ersteren):

Großbritannien verpflichtet sich, keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Schutzherrschaften anzunehmen und der Ausbreitung deutschen Einflusses nicht entgegenzuwirken in demjenigen Theile der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher östlich von der Linie liegt, die aufwärts gebildet wird durch die rechte Uferseite des zwischen dem 8° 42′ und 8° 46′ östlicher Länge von Gr. in die See mündenden Rio del Rey bis zu seiner Quelle und von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- oder Croß-Flusses nimmt, diesen Fluß überschreitet und ungefähr auf dem 9° 8′ östl. Länge an einem Punkte endigt, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist.

Deutschland verpflichtet sich, keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Schutzherrschaften anzunehmen und der Ausbreitung britischen Einflusses nicht entgegenzuwirken in demjenigen Theile der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher zwischen der, wie vorstehend angegeben, an der Mündung des Rio del Rey beginnenden Linie und der britischen Kolonie Lagos liegt. Beide Mächte kommen überein, alle Schutzherrschaften, welche sie innerhalb der hiernach dem anderen Theile zugestandenen Grenzen schon errichtet haben, aufzugeben, wobei jedoch eine besondere Ausnahme für die Niederlassung der Missionare in Victoria an der Ambas-Bai gemacht wird, welche eine britische Besitzung bleiben soll.

Deutschland erklärt sich bereit, die eingelegte Verwahrung gegen das Hissen der britischen Flagge in Santa-Lucia-Bai zurückzuziehen und an der Küste zwischen der Kolonie Natal und der Delagoa-Bai

keine Gebietserwerbungen zu machen oder Schutzherrschaften zu übernehmen.

In einem späteren Schreiben erklärt ferner Lord Granville, daß die britische Regierung keine Einwendung gegen eine Einverleibung der Ambas-Bai in das deutsche Protektorat zu machen hat, wenn die deutsche Regierung mit den dort hausenden Baptisten-Missionaren zu einer Verständigung gelangen sollte.

— Der Sultan von Zanzibar hat den in seinen Diensten stehenden General Matthews von Mombasa aus in das Innere gesandt, wo derselbe, wie er am 8. Juni meldet, von den Häuptlingen des Berges Kilimandscharo, von Tschagga (am Südabhange des Kilimandscharo), Taveta (östlich vom vorigen), Trita (östlich vom vorigen) und Aruscha (südöstlich vom Kilimandscharo) freundlich aufgenommen worden ist. 25 derselben erkannten die Oberhoheit des Sultans an, was auch von den Häuptlingen des südlicher gelegenen Pangani-Thales geschah. Offenbar will der Sultan dort englischen (oder deutschen) Besitzergreifungen zuvorkommen.

Australien.

— Die australische Flora. Der bekannte Regierungsbotaniker der Kolonie Victoria, Baron Ferdinand von Müller in Melbourne, hat soeben wieder ein zweites Supplement zu seinem systematischen Census der australischen Pflanzenwelt herausgegeben. Wir lernen daraus, daß dieselbe nach der bisherigen Forschung 8737 Species zählt, welche sich in folgendem Verhältniß auf die einzelnen Kolonien des Kontinents und die Insel Tasmanien vertheilen: auf Westaustralien mit 45 898 deutschen Quadratmeilen entfallen 3455; auf Queensland mit 31 427 deutschen Quadratmeilen 3457; auf das Northern Territory mit 24 626 deutschen Quadratmeilen 1829; auf Südaustralien im engeren Sinne mit 17 875 deutschen Quadratmeilen 1816; auf Neu-Süd-Wales mit 14 541 deutschen Quadratmeilen 3154; auf Victoria mit 4133 deutschen Quadratmeilen 1820 und auf Tasmanien mit 1240 deutschen Quadratmeilen 1023.

Der Fortschritt in der botanischen Erforschung Australiens ist in den letzten 25 Jahren ein sehr bedeutender gewesen und hauptsächlich dem Baron von Müller zu verdanken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts (1805) kehrte Robert Brown, welcher als der Vater der australischen Pflanzenkunde gelten muß, nach England zurück. Er brachte nahe an 4000 Species von Pflanzen mit sich und bestimmte sie in den folgenden Jahren in seinem bekannten „Prodromus Florae Novae Hollandiae et Insulae Van Diemen". Seit dieser Zeit erschien kein weiteres systematisches Werk über die Flora Australiens, bis Baron von Müller in Gemeinschaft mit dem am 18. September 1884 im Alter von 85 Jahren verstorbenen Botaniker George Bentham das große ausgezeichnete Werk „Flora Australiensis" in sieben Bänden herausgab. Der erste Band erschien 1863, der letzte 1878. Bentham war wegen vorgerückten Alters in den letzten Jahren von der Redaktion zurückgetreten. Es sind in diesem Werke alle Arbeiten und Forschungen früherer Botaniker und Reisender in Australien, wie die von Banks, Solander, Allan Cunningham, Mitchell u. s. w. vereinigt. Seit dem Erscheinen seiner Flora Australiensis hat Baron von Müller die botanischen Forschungen in eifrigster Weise fortgesetzt und jetzt in seinem neuen Supplement zu den 7837 bereits beschriebenen Species von Pflanzen weitere 900 hinzugefügt, welche einen achten Band der Flora Australiensis bilden werden. Außerdem hat sich von Müller ein anderes großes Verdienst durch ein ebenfalls neuerlich von ihm erschienenes Werk in einem Bande von über 400 Seiten erworben, welches betitelt ist: „Select Extra-tropical Plants readily eligible for Industrial Culture or Naturalisation". Er bespricht darin in populärer Weise alle Pflanzen der extratropischen Zone, welche sich leicht nützlich verwerthen lassen, oder, wie sie genannt werden, die utilitarian plants.

H. Gr.

— Hr. Harry Stockdale hielt kürzlich vor der Geographical Society of Australasia in Sidney einen Vortrag über seine Reise im Kimberley-Distrikte im Norden von Westaustralien. Das bedeutende Gebirge in der Nähe des Golf of Cambridge benannte er die Martin Ranges nach dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes in Sydney. Der Hafen des Golfs ist ein ausgezeichneter und sichert gegen jedes Unwetter. Das dortige Land hat eine große Zukunft vor sich und verspricht wegen seines reichen Graswuchses und Ueberflusses an Wasser ein herrlicher Weidedistrikt zu werden. Die Eingeborenen, gut gebaut und in Farbe von denen in den anderen Kolonien etwas verschieden, sind ziemlich friedlich. Das Klima ist allerdings ein sehr heißes, aber erträglich.

— Die Regierung von Westaustralien hat zur weiteren Erforschung und Vermessung ihres großen nördlichen Kimberley-Distriktes am 21. März 1885 drei Gesellschaften von Fremantle aus abgehen lassen. Die erste steht unter der Leitung von H. S. Kings und wird die Triangulation des Landes in der Nähe der Flüsse Ashburton, Lyons, Hardy, Fortescue u. s. w. ausführen. Die zweite unter F. S. Brookman wird sich zu demselben Zweck nach dem östlich von dem Hafen Roeburne in 20° 41' südl. Br. und 117° 9' östlich von Gr. gelegenen Landgebiete begeben. Die dritte unter H. F. Johnstone und Nunlassy ist für den Cambridge Golf bestimmt. Sie wird dort landen und alles Land an dem in den östlichen Arm des Golfs mündenden Ord bis zu dem in ihn einfließenden Negri triangutiren, sowie die Flüsse, welche zwischen dem Ord und dem Leopold Range liegen, näher erforschen.

— Am Mount Crawford in Südaustralien in 34° 41' südl. Br. und 138° 57' östl. von Gr. ist im Alluvium Gold entdeckt worden. Es sind dort bereits gegen 70 Personen mit Goldsuchen beschäftigt, welche einen guten Tageslohn erzielen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Auf der Suche nach den Resten der Crevaux'schen Expedition.

(Nach dem Französischen von A. Thouar.)

V. (Schluß.)

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der 7. Oktober brachte wieder eine Gelegenheit zu näherer Berührung mit den Indianern, von denen Thouar, selbst nur von 20 Mann begleitet, einen Trupp von ungefähr 50 Mann antraf. Kurz entschlossen ging er mit nur noch einem Begleiter und seine Waffen wegwerfend den Wilden entgegen, deren Häuptling sich dadurch schließlich bewegen ließ, sich mit ihm in eine Unterredung einzulassen. So gewagt und vielleicht unklug dieses Verfahren seitens Thouar's seinen Begleitern erschien, so hielt er selbst diesen Appell an die Ehrenhaftigkeit und das ritterliche Gefühl, welches er in gewissem Grade auch bei diesen sonst so tief stehenden Menschen voraussetzte, doch für den einzigen Weg, auf welchem er den Konflikt mit ihnen vermeiden konnte. In der That waren die Indianer bereit, ihnen eine Furth durch den Fluß zu zeigen und bei dessen Ueberschreitung behülflich zu sein, wofür sie mit einigen Packeten Tabak beschenkt wurden. Auf dem rechten Ufer weiter marschirend, kamen die Reisenden bald an eine Stelle, wo einige Hundert Stümpfe von Palmbäumen, aufrecht im Flusse stehend, und mit Schaaren von Kormorans und Enten bedeckt, aus dem Wasser hervorragten. Dasselbe Manöver einer friedlichen Annäherung an die Tobas, wie er es diesmal mit Glück versucht, konnte Thouar einige Tage später wieder mit gleichem Erfolge ausführen, und er fand unter ihnen einen Mann, der durch einen längeren Aufenthalt in Paraguay den Weg dorthin kannte und auch etwas spanisch sprach; er warnte davor, entlang des Flusses weiter zu ziehen, da sich dieser vor seiner Einmündung in den Paraguay-Fluß in mehrere Arme theilte und das ganze Delta aus Sümpfen und Moräften bestände; er empfahl daher, das Flußufer zu verlassen und in östlicher Richtung landeinwärts zu ziehen. Auf seinen Rath einzugehen, sah sich Thouar schließlich auch genöthigt, da er durch eine Rekognoscirung festgestellt hatte, daß die das Flußufer einsäumenden Sümpfe sich weiter abwärts in unabsehbare Ferne ausdehnten. Es galt daher, den Flußübergang auf das linke nördliche Ufer zu bewerkstelligen, der auch mit großen Schwierigkeiten und nur mit Hülfe der Indianer selbst gelang, aber von Morgens bis zum Nachmittag dauerte. Die fast alle in den Hochebenen der Anden geborenen Begleiter Thouar's konnten nur zum kleinsten Theile schwimmen und wurden mittels Baumstämmen, an denen vorn und hinten fünf Indianer schwammen, durch den 4 bis 5 m tiefen Fluß hinüberbugsirt, während die Munition auf rasch gezimmerten Flößen, die Thiere mit vieler Mühe durch Schwimmen ans andere Ufer gebracht wurden. An einen Weitermarsch an demselben Tage war nach diesen Anstrengungen nicht mehr zu denken; man schlug deshalb das Lager auf, während sich die Indianer einen ihnen zur Belohnung überlassenen Ochsen wohl schmecken ließen. Sie versprachen auch der Expedition weiterhin als Führer dienen zu wollen, waren aber bei Tagesanbruch verschwunden.

Die Kolonne verließ, nun auf sich selbst angewiesen, am 13. Oktober den Pilcomayo unter 24° 18′ 26″ südl. Br. und 61° 40′ 38″ westl. L. von Paris, und trat damit in eine Aera der furchtbarsten Leiden und Entbehrungen ein. Zunächst sei hier der Lauf des Pilcomayo in großen Zügen geschildert:

Er entspringt auf den Hochplateaus der Bolivianischen Cordilleren nordwestlich von Potosi und verstärkt sich sehr bald durch eine Anzahl Nebenflüsse, deren bedeutendster vor dem Eintritt in die Ebenen des Chaco der Pilaya ist. Sein Lauf läßt sich in vier Theile scheiden: der erste von der Mündung bis zur Mission San Francisco, der zweite von hier bis zum 23. Breitegrade, der dritte bis zum 24. Breitegrade, der vierte bis zur Mündung in den Paraguay. Der erste Theil zeichnet sich durch einen reißenden, vielfach geschlängelten Lauf zwischen den Felswänden der Cordilleren aus, bildet bei der Mission San Francisco den Pirapo Fall und ist wegen der reißenden Strömung und der zahlreichen im Flußbette liegenden Felsblöcke nicht schiffbar. Im zweiten Flußabschnitte nehmen die Ufer einen mehr sandigen Charakter an und ragen in verschiedener Höhe im Maximum und zwar in der trockenen Jahreszeit 7 m hoch über das Flußniveau empor. Die Strömung ist von mäßiger Stärke und beträgt 1800 bis 2000 m in der Stunde. Der Sand des Flußbettes ist goldhaltig, das Wasser selbst rein. Beiderseits ist der Fluß eingefaßt von prächtiger Waldung, hinter welcher sich unendliche Ebenen des fruchtbarsten Weidelandes ausbreiten. An Fischen und Wasservögeln findet sich großer Reichthum, von letzteren u. a. Schwäne, Enten, Kormorane, Flamingos, Kraniche und Ibis. Auch diese Flußstrecke hat einen großen Wasserfall bei Cavayu-Repoti.



Alte Palmstämme im Pilcomayo.

Weiter abwärts in seinem dritten Abschnitte nimmt der Fluß einen etwas anderen Charakter an: felsige, 15 bis 18 m hohe Ufer mit einem Abstande von 1200 bis 1300 m schließen das mit unveränderter Geschwindigkeit hinfließende Wasser ein, welches in der trockenen Jahreszeit immer noch 1 bis 1½ m tief ist; auch die Vegetation wechselt und wird aus hochstämmigen, dichtstehenden, dornentragenden Bäumen, Algarroben, Akazien, Quebrachos u. a. gebildet. Auch hier finden sich noch Weideflächen, während sich im letzten Theile des Flusses nach der Mündung zu diese verlieren und an ihre Stelle Sumpfpflanzen, einzelne Gruppen von Weidensträuchern und anderem niedrigem Strauchwerk, sowie ungeheure Palmenwälder treten, die einer Unzahl von Wild, Tapiren, Jaguars, Pumas und Schlangen, zur Zufluchtsstätte dienen. In einiger Entfernung von den völlig flachen Flußufern liegt eine Reihe größerer Seen, an welchen eine beträchtliche Zahl Toba-Indianer wohnen, denen übrigens der Gebrauch der Boote unbekannt ist.

Thouar's Absicht war nun, in östlicher Richtung am nördlichen Rande der sumpfigen Niederungen hin bei Villa Hayes die Grenze von Paraguay zu gewinnen, da er sich von der Unmöglichkeit des weiteren Verfolgens des Flußlaufes überzeugt hatte. Die drückende Hitze von zeitweise 42 Centigraden im Schatten, die ewigen Belästigungen und Beunruhigungen seitens der wie Raubvögel folgenden Indianer, die zur Erschwerung des Fortkommens allenthalben Brände anlegten, der Mangel an Mehl und Salz, an geeignetem Futter für das Vieh und vor Allem an Trinkwasser bereiteten den Wanderern eine Zeit der furchtbarsten Drangsale und Qualen. Lassen wir Thouar selbst einige Momente aus diesen Tagen schildern:

„Während die Kolonne, der Ruhe dringend bedürftig, Halt machte, ritt ich mit einigen Begleitern zur Rekogno-



Uebergang über den Pilcomayo.



Estensorro vertheidigt die Wasserlachen.

seirung vor; da erblicken wir in der Ferne eine große Lagune, Freudenrufe ertönen, wir kommen näher und — bittere Enttäuschung! ein ausgetrocknetes Wasserbett, auf dessen Boden ein Salpeterlager, auf grünem Untergrunde die Sonne wiederspiegelnd, das verlockende Bild vormalte. In aufgelöster Ordnung, bei glühender Hitze, schleppen sich Thiere und Menschen weiter, als abermals der Ruf: „Agua, agua" erschallt. Ein Bach klarsten Wassers floß vor uns, im Galopp sprengen wir hin, mein Maulthier stürzt sich bis an die Brust hinein, und — das Wasser ist salziger als das Meer. Ich kenne nichts Entsetzlicheres als diese Tantalusqualen. Wir zogen längs des Baches weiter, gruben neben demselben Wasserlöcher und erhielten immer wieder nur ungenießbares Salzwasser. Gegen Abend trat völlige Erschöpfung der Leute ein; seit 2 Uhr Morgens waren sie schon auf den Beinen, wir können nicht weiter. Noch einmal versuchte ich, vorreitend, Wasser zu finden, um nach einigen Stunden fruchtlosen Mühens zurückzukehren. Erschöpft sank ich selbst unter einem Baume nieder und versuchte zu schlafen; nach einigen Stunden weckte man mich, um an einer allgemeinen Berathung theilzunehmen. Aber was thun, nachdem alles vergeblich versucht worden? Am anderen Morgen neue Berathung, neues Schwanken und Zweifeln; da wandte sich Oberst Estensorro an die Leute mit der Frage: „Vorwärts oder zurück?" „Vorwärts!" war die laute Antwort und die Unglücklichen, Füße und Beine zerfetzt von der Yerba brava, halbtodt vor Durst, Hunger und Ermattung, rüsteten sich zum Weitermarsche mit dem begeisterten Rufe „Viva Bolivia, viva Tarija!" eine mächtige Regung des Muthes und der Entsagung, die nur Gott zum Zeugen hatte in dieser endlosen Einöde, wo auch mir selbst in wehmüthiger



Begegnung mit einem Jaguar-Jäger.

Erinnerung an den dahingegangenen Crevaux eine innere Stimme ein „Vorwärts!" zurief. Endlich wurde eine kleine Lagune mit einigermaßen trinkbarem Wasser gefunden und hier gelagert. Ich habe nicht alle Vorkommnisse dieser Tage erzählt und werde sie auch zu vergessen suchen; so weh und schmerzlich auch manche der Eindrücke gewesen sein mögen, sie sollen dem Gedächtniß entschwinden im Hinblick auf das glücklich erreichte Endziel."

Angesichts dieser Nothlage vereinigten sich Officiere und Mannschaften der Expedition, um Thouar zum Beweise ihres Vertrauens auf ihn eine schriftliche Erklärung des Inhalts zu überreichen, daß sie sich unbedingt seiner weiteren Führung unterwerfen würden, in Anerkennung seiner Befähigung dazu und der großen Verdienste, die er unter Aufopferung seiner eigenen Person sich um ihr Vaterland Bolivia erwürbe.

Ein inzwischen auftretendes Gewitter brachte zwar Labung, machte aber auch den Weitermarsch zunächst unmöglich, nachher sehr schwierig. Die Nahrung bestand in einigen geschossenen Vögeln, Palmblättern und einer Cruciferenart, die, von den Leuten „Yacou" genannt, alle Eigenschaften einer dicken Steckrübe besaß. Auch für die nächsten Tage war für Wasser gesorgt, indem sich bei den Regengüssen solches zwischen den Blättern der Caraotta (Fourcroya longaeva) angesammelt hatte. Doch ging der Marsch außerordentlich langsam von statten, man legte an einem Tage kaum 1½ Lieues zurück. Nach einigen Tagen schmachtete man wieder nach Wasser und es kam fast zur Revolte, wenn die vor Durst fast wahnsinnigen Leute nicht durch ihre Führer beschwichtigt worden wären. Als man endlich einige Tümpel mit schlammigem, schwärzlichem Wasser fand, mußte Estensorro mit dem Revolver in der Faust dieselben gegen das Andringen der Thiere und Reiter vertheidigen, damit erst die Fußgänger sich laben

konnten. Der weitere Weg führte durch einen endlosen Palmenwald; von Indianern war schon längst keine Spur mehr zu sehen. Ohne wieder Wasser gefunden zu haben, wurde Abends das Lager aufgeschlagen und das noch nothdürftig von den Caraottas gespendete Naß genossen. Wenn anderen Tages nichts mehr gefunden wurde, so waren die Thiere verloren. Da in dieser äußersten Noth brachten starke Regengüsse Hilfe, schufen aber auch die ganze Gegend zu einem tiefen Sumpfe um, in welchem mehrere Male Maulthiere unrettbar versanken.

Lassen wir hier Thouar selbst weiter schildern:

„28. Oktober. — Wir waten durch die, so weit das Auge reicht, sich hinstreckenden Sümpfe, wir nähern uns dem Paraguay, aber sind auch am Ende unserer Kräfte angelangt. Heute verzehren wir unser letztes Rind; heute Abend schon wird uns nichts anderes übrig bleiben, als



Der Jaguar-Jäger und sein Sohn. (Nach einer Photographie Thouar's.)

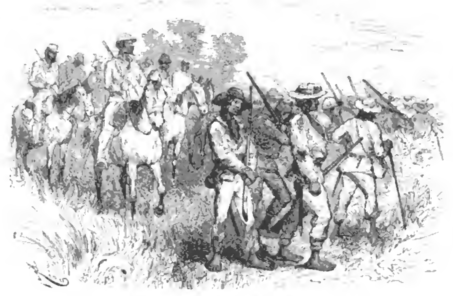
Fleisch von unseren Maulthieren zu essen. Wie lange schon locke ich die Kolonne hinter mir her, indem ich jedem Einzelnen die Hoffnung vormale, daß er nun bald am Paraguay anlangen werde. Aengstlich zählen wir einen Tag nach dem anderen, jeder bringt immer neue Schwierigkeiten und Hemmnisse. Wie oft habe ich lügen müssen, aber wer möchte mich deswegen heute zur Rechenschaft ziehen, und wie konnte ich anders Angesichts solcher Leiden? Als Abends Maulthierfleisch vertheilt werden sollte, erschien fast Niemand, weil die meisten den Widerwillen dagegen nicht zu überwinden vermochten. Wir sind abgemagert bis auf Haut und Knochen. Dazu bin ich durch einen Fieberanfall wie zerschlagen; etwas Kaffee, von Estensorro für den Nothfall aufgespart, belebte mich wieder etwas; auch das Fehlen des Salzes ist eine Qual, ich salze mein hartes, zähfaseriges Maulthierfleisch mit Cigarettenasche. — Die Kolonne dehnt sich von Tag zu Tag mehr in die Länge, viele der Fußgänger mit ihren entzündeten und von Blut-

egeln benagten Füßen können nicht mehr folgen; beim Appell Abends fehlten drei Mann, darunter ein Officier; zurückgesandte Reiter fanden sie endlich liegend und ihren Tod erwartend. Wir verloren heute sechs Maulthiere, zur Verminderung der Last wurde das nicht dringend nöthige Gepäck zurückgelassen, es gingen viele Apparate und Sammlungen verloren. Die Muskitos stürzen sich milliardenweise auf uns, es ist nicht möglich, die geringste Ruhe zu finden."

Einige Tage später fand die Kolonne einen Indianerpfad, den verfolgend sie einige Toba-Hütten und etwa 10 Indianer antrafen, welche anfangs fliehen wollten, aber durch Geschenke von Tabak zum Bleiben bewogen wurden. Es waren dies Jäger, die mit Fellen nach Paraguay hin handeln; sie besitzen auch große Schafherden, weigerten sich jedoch, einige Schafe gegen Tabak zu überlassen. An ein gewaltsames Wegnehmen solcher war bei dem kraftlosen Zustande der Leute, in Folge dessen sie im Falle eines Kampfes sicher unterlegen sein würden, nicht zu denken. Es war auch nicht möglich, die Indianer als Führer zu gewinnen; immer weiter also durch neue Sümpfe und Moräste, wo nun zu der Qual des Durstes und der Ermattung eine neue Pein, die Schlaflosigkeit in Folge der Nässe und der Muskitos, kam. Der Körper war eine einzige von Muskitos zernagte Wundfläche, von den in Lumpen zerfallenden Kleidern bedeckt.

„31. Oktober. Sümpfe und immer wieder Sümpfe; alle Augenblicke müssen wir halten, um die vor Erschöpfung Zurückgebliebenen nachkommen zu lassen. Heute blieben sechs Maulthiere mit Gepäck zurück. Die Muskitos machen uns wahnsinnig.

1. November. Wir können durch die vor uns immer tiefer werdenden Moräste nicht mehr weiter und versuchen sie nach Süden zu umgehen. Vergeblich; je mehr wir vorrücken, desto mehr sinken wir ein. Also wieder umgekehrt und nach Norden hin den Versuch gemacht. Nach siebenstündigem Marsche wird kampirt und das, nachdem im Ganzen nur 3 km wirklich zurückgelegt worden sind. Einer versucht dem Anderen seine Ration an Maulthierfleisch zu rauben.



Fußsoldaten und Reiter der Eskorte.

2. November. Unzufriedenheit und Zwietracht droht zum Ausbruche zu kommen; die Leiden sind auch zu gräßlich. Ich bedarf meiner ganzen Energie, um noch einmal einen Hoffnungsschimmer in dem Herzen der Unglücklichen wachzurufen. Der Gedanke an Vaterland und Familie belebt sie wieder etwas. Ein Mann, wahnsinnig vor Schmerz, weint und will sich erschießen.

3. November. Wir überschreiten mit vieler Mühe einen tiefen Bach mit salzigem Wasser. Immer wieder Schlamm und Morast. Wir verloren abermals sechs Thiere. Ich lag die Nacht im Fieber. Wer noch beritten ist, will den Weitermarsch erzwingen, während die Fußgänger dazu nicht mehr im Stande sind. In vier Stunden legten wir nur ½ Lieue zurück.

4. November. In der Nacht schreckliches Unwetter; ein Platzregen überschwemmt Alles rings um uns her. Allgemeine Panik. Mit Mühe retten wir uns nach einem kleinen Gehölze. 17 Maulthiere gingen mit ihrer Last zu Grunde. Wir kamen heute kaum 2 km vorwärts.

5. November. Wir bedürfen heute unbedingt der Ruhe. Unseren Munitionsvorrath müssen wir, um die der Last nicht mehr gewachsenen Thiere zu erleichtern, ins Wasser werfen und behalten jeder nur noch 20 Patronen. Ich besitze nichts mehr als meine Winchesterbüchse, meine Papiere und einige ethnographische Gegenstände. Regen und Muskitos lassen uns die Nacht nicht zur Ruhe kommen.

6. November. Das Wetter klärt sich auf und bis zum Gürtel im Wasser waten wir weiter. Wir sind fast alle zu Fuß, das Thermometer zeigt 40 Centigrade; mit übermenschlicher Anstrengung legten wir in vier Stunden ½ Lieue zurück.

7. November. In der Nacht war die Hitze fast erstickend, die Muskitos martern uns aufs Gräßlichste. Beim Halt wird ein Maulthier von einer riesigen Klapperschlange gebissen und stürzt einige Stunden später todt zu Boden. Ein Sturm hält uns wach.

8. November. Heute ermöglichten wir nur einen zweistündigen Marsch und lagern an einem kleinen, salzhaltigen Flusse.

9. November. Ein Unwetter hält uns mitten im Schlamme fest, wobei uns abermals fünf Thiere verloren gehen.

10. November. Wir sind am Ende mit unseren Kräften und unserer Energie; allenthalben bricht die Verzweiflung durch .... mein Stern beginnt zu erbleichen. Ich befehle die Fortsetzung des Marsches den Fluß entlang, einige weigern sich und geben Gegenworte .... „Vorwärts, ein letzter Versuch, wir sind nicht mehr weit vom Paraguay." Noch einmal besiege ich den Widerstand und Mittags rasten wir wieder. Morgen würden wir diesen kleinen Zufluß des Paraguay zu überschreiten haben; die Situation ist im höchsten Grade kritisch. Ein Officier, wegen seiner entsetzlich entzündeten Beine außer Stande, weiter zu gehen, will sich das Leben nehmen — ich rede ihm von seinem uns begleitenden Sohne, er faßt wieder Muth! Ein Anderer, kaum 20 Jahre alt, erzählt mir von den Seinigen, große Thränen rinnen ihm über die Wangen. Ich kann den traurigen Anblick aller der da liegenden Unglücklichen nicht mehr ertragen und frage mich, ob sie noch nicht ausgelitten haben! .... Einer von uns blieb vor Erschöpfung unterwegs liegen, sein Verschwinden wurde zu spät bemerkt, er war inzwischen eine Beute der Jaguare geworden .... Neben Estensorro hingestreckt kaute ich einige Grashalme und Palmblätter, um meinen Hunger zu stillen und gedachte dabei des kommenden Tages! ....

Da plötzlich hören wir Rufen, Schreien; ich springe entsetzt auf, das ist der Anfang vom Ende .... wir werden unsere letzten Patronen wohl im Kampfe gegen einander verbrauchen! Doch was höre ich: „Un cristiano! un cristiano!" (ein Christ, ein Christ!) und freudetrunkene Menschen eilen uns entgegen, voran ein armer Paraguayer Jäger, der zufällig mit seinem Sohne den kleinen Fluß, an welchem wir lagen, herauffuhr. Es war ein Mann von mittlerem Wuchse und sehr muskulös; sein Name war Jose Gauna; er theilte uns mit, daß nur noch die Laguna de Naro uns vom Paraguay trenne. Kaum konnten wir Augen und Ohren trauen, wir waren am Ziele, wir hatten überwunden! ...."

Der Rest ist rasch erzählt. Thouar schiffte sich mit zwei Begleitern in dem Fahrzeuge des Jägers ein, um die Regierung von Paraguay um Unterstützung zu bitten und für die Zurückbleibenden Lebensmittel herbeizuschaffen. Andern Tages kamen sie nach Villa Hayes, einer von Präsident Lopez mit französischen Auswanderern besetzten Kolonie, fuhren aber, da hier die erforderlichen Lebensmittel nicht aufzutreiben waren, weiter nach Assuncion, welches man nach zweistündiger Fahrt erreichte. Der Empfang seitens des Präsidenten der Republik, Generals Caballero, war ein außerordentlich herzlicher und entgegenkommender, und er stellte den Reisenden sofort ein Kanonenboot mit den nöthigen Lebensmitteln zur Verfügung. Am Morgen des dritten Tages nach Thouar's Abreise aus dem Lager langte das Schiff an der Laguna de Naro an, worauf der kurze Rest der Entfernung mit den Booten zurückgelegt wurde. Glücklich langte schließlich die Expedition in Assuncion an, wo ihr nach den erlittenen Drangsalen eine herzliche Aufnahme und Pflege zu Theil wurde. Von da aus reiste dann Jeder in seine Heimath zurück; am 20. Januar 1884 betrat Thouar wieder den heimathlichen französischen Boden. Mit besonderer Genugthuung konstatirt Letzterer am Schlusse seiner Schilderungen die Thatsache, daß der furchtbare Verdacht, die italienischen Missionare seien die Urheber der Ermordung Crevaux' und seiner Gefährten gewesen, ein durchaus unbegründeter ist. Das Dunkel, welches anfangs über dieser Katastrophe schwebte, hatte den schweren Verdacht eines Meuchelmordes aufkommen lassen — die durch Thouar's peinlichste Nachforschungen an den Tag gebrachte Wahrheit muß jeden Zweifel darüber bannen.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

7. Biskra. (Schluß.)

Biskra, die Touristen-Oase par excellence, ist so oft beschrieben worden, daß wenig Neues mehr über sie zu sagen bleibt. Die Touristenzeit war längst vorüber, wir waren außer ein paar Officieren die einzigen Gäste an der Tafel. Und in der That, man kann es einem Vergnügungsreisenden nicht übel nehmen, wenn er Ende Mai die Sahara-Oasen nicht mehr aufsucht, denn der Aufenthalt in dem Hotel du Sahara war alles andere eher als ein Vergnügen. Wir trafen es zwar insofern glücklich, als das Abendgewitter und der die ganze Nacht hindurch anhaltende Regen die Luft einigermaßen abgekühlt hatten; der Himmel blieb fast den ganzen 31. Mai über bedeckt und die Temperatur überstieg nicht 30° C., während sie am Tage vorher 40° C. erreichte. Aber die Luft war wie in einem Treibhause, eine drückende feuchte Schwüle lagerte über der Oase und wurde um so empfindlicher, als die Franzosen sich auch hier den klimatischen Verhältnissen nicht anzupassen verstehen. Anstatt in dem schönen maurischen Styl, der wie kein anderer für die heißeren Gegenden geeignet ist, hat man das Hotel genau so gebaut, wie in anderen algerischen Städten auch, ein Lüften der Zimmer ist absolut unmöglich und man muß die ganze Nacht hindurch in der Glühhitze liegen, die sich den Tag über angesammelt hat, von den Wanzen und Schnaken ganz zu geschweigen, die sich hier bemerkbarer machten, als irgendwo sonst in Algerien. Wie viel kühler hatten wir es doch drei Jahre früher in dem schönen Maurenhause in der Mellah von Tetuan, obschon die Tagestemperatur damals ein paar Grade höher war! Was aber dem Fremden am fatalsten ist, das ist der absolute Mangel eines genießbaren Trinkwassers. Es ist zwar hier in neuerer Zeit einige Besserung eingetreten und die europäischen Bewohner der Oase sind nicht mehr auf das trübe Wasser des Uëd el Kantara, oder, wie er hier heißt, Uëd Biskra, angewiesen. Man hat einen anderen Bach aus den Aurès hergeleitet, der noch keine Bewässerungsdienste gethan, also auch weniger mit organischen Stoffen beladen ist; das Wasser wird in einer hochgelegenen Cisterne nothdürftig geklärt, im Hotel

noch einmal filtrirt, und kommt doch noch als eine trübe Brühe auf den Tisch, die ohne Weinzusatz ungenießbar bleibt und deren hohe Temperatur ein feuchtgehaltenes Mäntelchen von Filz kaum zu verringern vermag. Siphons oder gar Eis sind bis ins „Paris der Sahara" noch nicht vorgedrungen. Die Eingeborenen und auch die ärmeren Europäer trinken aber nach wie vor das trübe Flußwasser, und damit bleiben auch die zahlreichen endemischen Krankheiten, welche Biskra als Garnison so gefährlich machen. Dazu gehört vor Allem der Clou de Biskra, ein langsam verlaufendes und zu einer entstellenden Narbenbildung führendes Geschwür, das mit Vorliebe auf der Nasenspitze oder mitten auf den Wangen auftritt und somit gerade nicht zur Verschönerung des Befallenen beiträgt. Es galt früher für völlig unvermeidlich; wer einen längeren Aufenthalt in Biskra zu nehmen hatte, mußte den Clou als Wahrzeichen der Wüste mit in den Kauf nehmen. Jetzt soll er an Häufigkeit abgenommen haben, vielleicht eben in Folge der neuen Wasserleitung, doch sieht man noch Leute genug mit Narben und Geschwüren. Die Veranlassung dieser seltsamen Krankheit ist noch vollkommen dunkel. Bekanntlich ist sie nicht auf Biskra und die Sahara-Oasen beschränkt, sondern findet sich auch im Orient, ganz besonders häufig in Aleppo, von dem sie den Namen bouton d'Alep führt. Dort soll sie selbst bei kurzem Aufenthalt sicher eintreten, aber Fremden gegenüber wenigstens die Rücksicht nehmen, nicht den Gesichtserker, sondern eine weniger auffallende Stelle zu wählen. Hunde bekommen sie auch an die Nase, aber die Katzen bleiben verschont. In geringerem Grade kommt sie auch in anderen syrischen und mesopotamischen Städten vor, in Antiochia, Diarbekr, Mosul, Bagdad, bis nach Ispahan hin, doch hat dort der Fremde Aussicht, verschont zu bleiben, so gut wie in Biskra, das keine schöne Touristin darum zu meiden braucht. — Dysenterie und schwere Typhen sind auch jetzt noch in Biskra den Sommer durch nichts weniger als selten, und nicht ohne Grund werden die Dienstjahre dort doppelt angerechnet.

Unser erster Gang galt dem berühmten Garten des Herrn Landon. Aus dem Hotel wurde uns ein Junge mitgegeben, der ganz geläufig französisch sprach; er war aber charakteristischer Weise kein Biskri, sondern aus el Kantara; die jungen Biskris gehen sämmtlich nach Algier. Er führte uns erst durch den recht hübschen öffentlichen Garten, in dessen Bewässerungsgräben sich Melanopsis praerosa L. in Menge aufhält, dann dem Ufer des in diesem Jahre noch recht wasserreichen Flusses entlang über einen schmalen Wüstenstreifen einem isolirt liegenden Gebände zu. Ein etwas verschlafen aussehender Eingeborener öffnete und schickte sich an, uns mit der Gleichgültigkeit eines officiellen Cicerone, der noch obendrein kein Trinkgeld nehmen darf, durch den Park zu führen. Als er aber merkte, daß ich mich für jede einzelne Pflanze interessirte und gar manche kannte, da war auf einmal seine Schläfrigkeit verschwunden und mit dem ganzen Eifer eines echten Gärtners zeigte er nun alle Seltenheiten und nannte mir die lateinischen Namen; Herr Landon hatte ihn, der nie bis nach Algier gekommen war, selbst so gründlich ausgebildet, daß der Tag für mich sehr lehrreich wurde. Der Garten kann sich an Ausdehnung und Artenreichthum mit dem Akklimatisationsgarten in Hamma freilich nicht messen, aber er übertrifft ihn weit an landschaftlicher Schönheit und namentlich an sorgsamer Pflege; in letzterem Punkte steht er keinem französischen Parke nach. Den Hauptreiz bilden die prachtvollen Dattelpalmen in allen Größen, unter ihnen einige mehrwipflige, immer eine große Seltenheit, deren künstliche Erzeugung noch nicht gelingen will. Sonst waren von Palmen noch da Cocos flexuosa in ein paar schönen fruchttragenden Exemplaren, Latania borbonica, Chamaerops excelsa, ein trotz seiner Jugend schon blühender Sabal und Cycas revoluta, eine geringe Zahl gegenüber dem Reichthum in Hamma; aber sie sind mit solchem Geschick vertheilt und bilden in dem Garten so reizende Gruppen und Durchblicke, daß ich nicht anstehe, zu erklären, daß der Landon'sche Garten allein schon einen Besuch in Biskra genügend belohnt. Besonders reich vertreten sind die Akazien, auch der Ficus; ferner sah ich von tropischen Fruchtbäumen Carica papaya, die in Algier noch entdeckt werden muß, Mungo und Guave; die Cherimoja dagegen, die um Malaga in jedem Garten wächst, fehlte hier. Auch die Araukarien wollen in der Wüstenluft nicht mehr gedeihen, und die Eukalypten scheint Herr Landon nicht zu lieben. Der Garten ist jedem Fremden den ganzen Tag über geöffnet und bildet auch für die in der Oase ansässigen Franzosen die Lieblingspromenade. Der Eigenthümer war leider nicht anwesend; die regnerische Witterung hatte ihn in Philippeville zurückgehalten, wo er noch zwei ebenso prächtige Gärten besitzt. Wie unser Hoteljunge zu berichten wußte, bleibt er Junggeselle, weil er befürchtet, eine Frau würde möglicher Weise gegen die großen Ausgaben für seine Gärten Einsprache erheben. Er beschränkt aber seine Fürsorge für Biskra durchaus nicht auf die Oeffnung seines Gartens; viele gemeinnützige Einrichtungen und ganz besonders die verbesserte Versorgung mit Trinkwasser sind ebenfalls seiner Initiative zu danken.

Weiter führte uns der Junge über abgeerntete, von Palmbäumen umgebene Felder; sie wurden gerade bewässert, aber nicht für eine zweite Ernte, denn eine solche wird nur in den ummauerten Gärten erzielt, sondern nur um das eben überreich vorhandene Naß, das mit allen möglichen festen Stoffen fast gesättigt ist und einen ausgezeichneten Dünger bildet, nicht ungenutzt in die Wüste verlaufen zu lassen. An den Feldrändern bildete Daucus visnagra förmliche Hecken, sonst war von Vegetation wenig mehr zu sehen. Einem Bewässerungsgraben entlang kamen wir zum Todtenfelde, das hier noch trauriger und verlassener aussieht, wie sonstwo, weil man die Gräber nicht mit Steinen deckt, sondern mit leicht zerfließenden Lehmklumpen. Nur ganz einzelne waren mit gebrannten Steinen verziert, ein einziges mit glasirten Ziegeln. Eine kleine Kubbah, schmucklos aus Luftziegeln erbaut, stand auf dem Friedhofe; ich konnte aber nicht erfahren, an welchen Heiligen sie erinnert.

Als wir nach den Trümmern von Alt-Biskra gingen, die zerfallen liegen, seit Salah Reïs 1852 die Hauptstadt des Ziban zerstörte, kam ein Trupp Frauen quer über das Feld, festlich geschmückt und natürlich unverschleiert; sie feierten eine Hochzeit oder richtiger, sie brachten der Neuvermählten das Essen. Als sie meine Frau bemerkten, kamen sie auf uns zu, und so hatten wir Gelegenheit, sie genau zu betrachten. Sie waren über und über mit Schmuck behangen, Gesichter und Hände bemalt, die Zöpfe handbreit, aber mit allen möglichen Fasern durchflochten, die Kleider in den grellsten Farben, aber zum Theil aus feinem Stoff; im ganzen Auftreten war eine Aehnlichkeit mit unseren Zigeunerinnen unverkennbar. Eine Alte bot meiner Frau gleich ein kleines, leider wenig appetitliches Kind zum Mitnehmen an; das und die kurz geschnittenen Haare gab viel Stoff zum Lachen, bis auf einmal der ganze Schwarm sich umdrehte und davonrannte, daß die Beinringe klapperten. Ein paar der Jüngeren waren unter der Bemalung gar nicht häßlich; jolies femmes, jolies femmes, sagte unser Führer einmal über das

andere Mal; mais à Kantara, setzte er hinzu, elles sont encore plus jolies.

Der Gang durch die Oase war in zoologischer Beziehung beinahe ganz ergebnißlos gewesen und so beschlossen wir, schon am anderen Morgen wieder in ein kühleres Klima mit besserem Trinkwasser zurückzukehren. Als ich aber Nachmittags an meinem Tagebuche schreibend im Hofe saß, kam ein Soldat, der neben dem Araber Hamed Kellnerdienste that, zu mir und fragte mich, ob ich nicht auch Käfer sammele; er sei mit einem Ungarn (Herrn Merkl, der für Rechnung des bekannten Entomologen Oberthür in Rennes einen Monat lang in Biskra gesammelt hatte) herumgelaufen und kenne die Fundorte verschiedener Seltenheiten in nächster Nähe. Natürlich warf ich sofort die Feder bei Seite und wir machten uns auf den Weg dem Col de Sfâ zu, an dessen Fuße sich Sandflächen ausdehnen, welche allein in der Wüste Hoffnung auf reichere Ausbeute geben. Der Boden war anfangs thonig; an den Rändern der Wasserläufe fanden sich in reicher Anzahl Helix vermiculata und Stenogyra decollata eingebettet, die ich beide lebend in der Gegend nicht beobachtet. Weiterhin wurde der Boden furchtbar steinig; Rollkiesel jeder Größe bedeckten ihn so dicht, daß kaum fortzukommen war, nur hier und da sproßten spärliche Büsche von Taim und anderen Wüstenpflanzen. Umsonst sah ich mich nach lebenden Schnecken um, es war keine Spur von ihnen zu finden; nur Leucochroa candidissima Drp. scheint in den Bergen zu leben. Es ist das nicht ohne Interesse. Die Oasen des Ziban liegen bekanntlich zwar nicht mehr in der Einsenkung, welche vom Golf von Gabes aus den Südabhang der Aurès begleitet, aber sie würden, wenn diese mit Wasser gefüllt wäre, doch zu ihren Küstenländern gehören. Nun findet sich eine Anzahl von Schneckenarten überall am Strande von Syrien bis zum Beginn der Einschnürung zwischen Cartagena und Oran; wäre eine Meeresbucht noch in neuerer Zeit tief in die Sahara eingedrungen, so müßten diese auch an ihren ehemaligen Rändern noch nachzuweisen sein und würden sich wenigstens im Gebiete der Oasen erhalten haben; ihr Fehlen spricht also entschieden gegen die Hypothese vom Palus Tritonis, die freilich auch sonst auf einem nicht sonderlich festen Postamente ruht und einen schweren Stoß bekommen hat durch den von le Chatellier geführten Nachweis, daß das Salz der Schotts chemisch verschieden ist von dem des Mittelmeeres. — In Algerien betrachtet man übrigens das Roudaire'sche Projekt, um das hier zu erwähnen, mit sehr skeptischen Augen, und die Ansicht, daß es auch von seinen Befürwortern nicht für ausführbar gehalten werde, ist ziemlich verbreitet. Neben dem bei der Gründung und Emission zu machenden Gewinn hält man vielmehr die Landconcession, die gleichzeitig im Betrage von 2 200 000 ha gefordert wird, und die Ausbeutung von circa 100 000 ha Wald am Südhange der Aurès für das eigentliche Objekt des ganzen Unternehmens, das ein Genosse Roudaire's, der Kommandant Parisot, öffentlich „eine der großartigsten und faulsten Spekulationen unseres Jahrhunderts“ genannt hat.

Auf dem steinigen Boden war anfangs auch von Insekten keine Spur zu sehen, dann aber, als wir den Ued Assaya entlang gingen, in dessen salzigem Wasser, das nie ganz austrocknet, zahlreiche kleine Fische spielten, fanden sich in den Taimbüschen einzelne prächtige Julodes, aber erst als wir die Sandfläche am Fuße der Bergkette betraten, kam der prachtvolle Laufkäfer, dem zu Liebe wir die Exkursion machten (Anthia sexmaculata) zum Vorschein. Er lebt ganz einzeln unter den spärlichen Tamariskenbüschchen und ist so flink, daß seine Jagd bei heißem Wetter gerade kein sonderliches Vergnügen ist. Diesmal hatte ihn der Regen herausgelockt und in wenig mehr als einer Stunde erbeuteten wir 18 Stück, während mein Führer früher nie mehr als drei bis vier bei einer Exkursion gefunden. Auch sonst waren Käfer ziemlich zahlreich, meist die gewöhnlichen düster gefärbten Wüstenarten; aber überraschend war für mich das Auftreten eines Laufkäfers mit hirschkäferartigen Zangen (Scarites gigas), den ich auch in den Dünen bei Algier gefunden und auf die Küstengebiete beschränkt geglaubt hatte. Nach Reptilien sahen wir uns dagegen umsonst um, von den verschiedenen Giftschlangenarten, welche um Biskra vorkommen, sahen wir keine, auch den großen Waran, der solche sandige Stellen mit Vorliebe bewohnt und in Biskra gegessen wird, bekamen wir nicht zu Gesicht. Die großen Skorpione muß man unter den Steinen suchen; selten sind sie allerdings nicht. Ein Junge brachte mir am Abend ein über fünf Zoll langes Exemplar in einer alten Conservenbüchse und es war keine Kleinigkeit, den starken und flinken Burschen ins Spiritusglas zu spediren; die Pincette erwies sich als unzureichend und wir mußten schließlich die Feuerkluft zur Hilfe nehmen.

Mitten im Sande und im Salzgebiet entspringt eine Quelle mit süßem, nur zu warmem Wasser, aber nur in ihrer nächsten Umgebung zeigte sie ihre Wirkung auf die Vegetation. Weiterhin wuchsen nur Salzpflanzen, wie überall, wo das süße Wasser nicht hinreicht, um den Boden völlig auszulaugen. Es ist das eine für den Erfolg der artesischen Brunnenbohrungen nicht unwichtige Erscheinung; man kann in ihrer Umgebung nicht alsbald Felder und Kulturen anlegen, es vergehen vielmehr Jahre, bis etwas anderes gedeiht, als Arthrocnemum fruticosum, Caroxylon articulatum, Suaeda fruticosa und Atriplex halymus. Die Bohrungen im Uëd Rir, wo sie allein erfolgreich gewesen sind, haben allerdings das für die Oasen verfügbare Wasserquantum mehr als verdreifacht[1]) und eine Vermehrung der Palmenbäume von 359 000 auf 517 000, der Obstbäume von 40 000 auf 90 000, der Bewohner von 6672 auf 12 827 möglich gemacht, aber eigentliche neue Oasen sind noch nicht entstanden. Man muß sich überhaupt hüten, die Bedeutung dieser Bohrungen für die Kultivirung der Sahara zu überschätzen. Der unterirdische Wasservorrath hat natürlich eben so gut seine Grenzen, wie der oberirdische und schon bemerkt man hier und da beim Bohren eines neuen Brunnens ein bedenkliches Nachlassen der älteren. Auch darf man durchaus nicht denken, daß man überall mit Hoffnung auf Erfolg bohren könne. Nach Tissot[2]) liegen die sämmtlichen ergiebigen Brunnen im Uëd Rir in einer schmalen Zone von circa 200 km Länge anscheinend an den beiden Seiten eines unterirdischen Hügelrückens, welcher von den Schichten mit Cardium edule bedeckt wird; die Brunnen brauchen hier selten über 100 m tief zu sein; findet man in dieser Tiefe noch kein Wasser, so ist selten auf Erfolg zu hoffen. Aehnliche günstige Verhältnisse erwartet Tissot vielleicht noch bei Wargla, aber sonst überall, namentlich auch im Becken von el Utaja und in dem ebenfalls ringsum geschlossenen Becken der Hodna, sind die Erfolge sehr wenig günstig gewesen.

Ein anderthalbstündiger Marsch brachte uns zur Oase

[1]) In 1881 ergaben 434 arabische Brunnen 61 000 Liter Wasser in der Minute, die artesischen Brunnen der Franzosen dagegen 145 000.

[2]) Revue géographique internationale 1885, p. 18.

zurück, nicht ohne einige Schwierigkeiten, denn wir verwickelten uns in dem Netze der Bewässerungsgräben und es brauchte manchen kühnen Sprung, um wieder auf festen Grund und Boden zu gelangen. Ich wäre nun gern noch ein paar Tage geblieben, aber es war schon zu spät, Freund Petersen hatte die Diligencenplätze schon belegt. Der Abend brachte uns auf speciellen Wunsch noch zwei echte Wüstengenüsse, Kuskussu, den Hamed durch seine Frau hatte bereiten lassen, und frischen Lalhmi, Palmwein, der mir wenigstens köstlich mundete und ausgezeichnet bekam; dann wollten wir die Nailyas tanzen sehen, die Mädchen vom Stamme der Uled Nail, die, obschon reine Araber, ihre Töchter ausnahmslos nach Biskra schicken, damit sie ihnen als Tänzerinnen (Almehs) Geld verdienen; aber die Sittenpolizei erstreckt ihren Einfluß bis in die Sahara und hat das Tanzen nach Sonnenuntergang verboten. So beschränkten wir uns darauf, den von einem Deutschen, Fischer aus Saarlouis, gehaltenen Bazar zu besuchen, in welchem man wirklich echte articles indigènes zu billigen Preisen haben kann. Ich fand hier auch noch etwas, was ich nicht gesucht, eine reiche Reptiliensammlung, welche ich alsbald für unser Museum erwarb. Dann gings ins Hotel zurück, um die paar Stunden bis zum Abgange der Diligence zu verbringen, so gut es ging. An Schlaf war nicht zu denken, Schnaken, Wanzen und Hitze ließen uns kein Auge schließen und das war auch gut, denn Hamed, der das Wecken übernommen hatte, verschlief sich und mit knapper Noth kamen wir noch zum Abgange um ein Uhr recht. Ohne Laternen ging es dann hinaus in die Finsterniß, gerade dem Polarsterne entgegen, der Heimath zu. Es war mir nicht ganz geheuer, wenn ich an die Passage des Col de Sfâ dachte, denn der Sternenschein erhellte den Weg nur ganz nothdürftig, aber die Pferde liefen ihn nicht zum ersten Mal und brachten uns ohne Unfall hinab ins Becken von el Utaja. Gegen zehn Uhr passirten wir den Mund der Wüste, und lange hat uns kein Trunk so gemundet, als das köstliche Quellwasser im Hotel Bertrand in el Kantara. Aber trotzdem sagten wir der Wüste nicht für immer Lebewohl; was wir von ihr gesehen, reichte gerade hin, in uns den festen Entschluß zu erwecken, ein andermal in günstigerer Jahreszeit ihre genauere Bekanntschaft zu machen.

Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea.

Von Emil Metzger.

II. (Schluß.)

Ich sprach in dem ersten Theile dieses Aufsatzes davon, daß die Bewohner der Südostküste noch nicht über die Dorfgemeinschaft hinausgekommen sind. Es scheint dies nicht nur eine Folge ihrer in gewisser Beziehung noch niedrigen Kultur und ihres demzufolge noch ganz unentwickelten öffentlichen Lebens zu sein, sondern hauptsächlich dem zugeschrieben werden zu müssen, daß bei ihnen eine so große Verschiedenheit in Bezug auf ihre Eigenthümlichkeiten herrscht und die verschiedenartigen Elemente, die in sehr kleinen Gruppen getrennt neben und durch einander leben, sich gegenseitig nicht nur nicht anziehen, sondern sich abstoßend gegen einander verhalten.

Die Ansichten über die Ethnographie der Bevölkerung von Neu-Guinea und ihre anthropologische Stellung haben in den letzten Jahren manche Veränderung erlitten, eine natürliche Folge der, wenn auch dort nur langsamen Fortschritte der Forschung. Sieht man von den in Folge eines auf einem so großen Gebiete sehr gewagten Generalisirens begangenen Fehlern und Irrthümern ab, so glaube ich, daß man die bisherige Auffassung über die Bevölkerung der Südostküste sehr gut in den Worten wiedergegeben findet, die A. R. Wallace in Stanford's Kompendium „Australasia" (3. Aufl. 1883) bei Besprechung der Papuas schreibt. Es heißt da: „Wenn wir alles das (nämlich die Berichte der verschiedenen Reisenden) zusammenfassen, so finden wir zweifellos viele, sowohl gute wie böse Züge, die charakteristisch und polynesisch sind, so z. B. das Tatuiren, Fehlen des Bogens und der Pfeile, nur ein Stamm, der Töpferwaaren verfertigt, kleine Häuser, das Zählen 2c. und diese Aehnlichkeit wird noch unterstützt durch eine unzweifelhafte Sprachverwandtschaft, die alle Besucher bemerkt haben. Sowohl dem Klange als dem Wortschatze nach sind die Sprachen der Küstenstämme entschieden polynesisch, während die Stämme im Inneren die rauhe Redeweise der Papuas behalten haben. Es scheint also erwiesen, daß die östliche Halbinsel durch braune Polynesier kolonisirt worden ist, die sich in größerer Zahl mit den dunkeln Eingeborenen, welche noch das Innere der Insel bewohnen, vermischt haben. Die Vermischung ist, wie sich deutlich zeigt, von altem Datum, und hat im Allgemeinen sehr vollständig stattgefunden, denn alle Stämme zeigen ein Gemisch von charakteristischen Kennzeichen der Papua und der Polynesier. Außerdem scheinen in einzelnen Fällen polynesische Gewohnheiten und Ansichten weiter bei den Papuas vorgedrungen zu sein, während, wie wir gesehen haben, die beiden Gruppen so vollständig in einander greifen, daß manche tüchtige Beobachter sich außer Stande erklären, dieselben zu trennen." — Ich habe diese Worte, die Wallace vor wenigen Jahren äußerte, hier absichtlich wiedergegeben, um ihr einige, im Buche der Herren Chalmers und Gill enthaltene Mittheilungen entgegenzustellen; allerdings wird durch letztere das Endurtheil, welches der große Naturforscher über die Bevölkerung Neu-Guineas ausgesprochen, nicht berührt; dasselbe lautet: „Es besteht kein Grund zur Annahme, daß Neu-Guinea durch zwei oder mehr Rassen bewohnt wird; nur kann man annehmen, daß an einzelnen Stellen der Küste die Mischungen mit malayischem und polynesischem Blute den eingeborenen Papua sowohl physisch wie geistig verändert und eine gewisse Civilisation eingeführt, sowie Veränderungen in der Sprache hervorgerufen haben." — Auch darf man nicht vergessen, daß die Beobachtungen von Chalmers nicht bis über eine gewisse Grenze hinaus ins Innere ausgedehnt worden sind. Man sieht also, es war bekannt, daß die Bevölkerung der Südostküste aus sehr verschiedenen Elementen besteht; daß sie aber so verschieden und noch mehr, daß sie so sehr unter einander gemischt ist, wie es nach dem vorliegenden

Buche der Fall zu sein scheint, ist, wie ich glaube, neu. Eine Fußreise von einigen Stunden genügt, um in dem nächsten Dorfe eine ganz neue Bevölkerung zu finden; eine Bevölkerung, welche vielfach nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrer Lebensweise, ihren Gewohnheiten, ihren religiösen Anschauungen, ihren Sitten und Gebräuchen ganz von einander verschieden ist. In dieser Beziehung sind die Berichte von Chalmers und Wyatt Gill besonders werthvoll, da sie, wie schon erwähnt, längere Zeit mit den Eingeborenen in Berührung gewesen sind und dieselben mit ganz anderen Augen betrachten konnten, als zufällige Besucher, denen zum Theil die Gelegenheit zu Vergleichen fehlt, die sich aber außerdem noch nicht gewöhnt haben, die Eingeborenen wirklich so zu *sehen*, wie sie sind. Man glaubt nicht, wenn man es nicht aus eigener Erfahrung weiß, wie lange Zeit man nöthig hat, um physiognomische Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen. Erst seitdem die Photographie in ausgedehntem Maße zu Hilfe genommen wird (der aber natürlich auch noch gewisse Mängel ankleben), kann man sagen, daß die Möglichkeit besteht, sich in dieser Hinsicht auch ohne langen Verkehr mit den Eingeborenen wirklich zu unterrichten; durch die Beschreibung von Reisenden ist schon mancher Stamm in den Ruf gekommen, mit besonders ausdruckslosen Physiognomien begabt zu sein, der es gewiß nicht verdient hat, so beurtheilt zu werden, *weil* eben die Berichterstatter nicht im Stande waren, feinere Unterschiede zwischen den dunkleren Gesichtern zu machen und das geistige Leben in denselben zu erkennen.

Bei Chalmers und Gill finden wir Menschen mit heller und mit dunkler Haut, mit schlichtem und mit wolligem Haar neben einander, wenn auch das Urtheil im Allgemeinen lautet, daß die Bewohner der Dörfer des Inneren vermuthlich Autochthonen der Insel sind, welche von der kräftigeren Rasse, die ihre Felder an der Küste in Besitz genommen hat, ins Innere zurückgedrängt worden sind. Die Leute von *Merola*, heißt es in dem Berichte über die 1879 von Port Moresby aus nach dem Inneren angetretene Reise, sind sehr ungleichartig; manche sind recht dunkel, wieder andere ganz hell gefärbt. Manche der Weiber sehen ganz aus wie Bewohnerinnen des östlichen Polynesiens; viele Kinder zeigen schöne Formen und sind wirklich hübsch zu nennen. Einige Männer haben ganz helle Backenbärte; Krausköpfe sind im Ueberfluß vorhanden, doch auch schlichtes Haar kommt vor. Bei dem Besuche eines sieben Meilen im Inneren am Fuße der Astrolabe-Kette gelegenen Dorfes heißt es: es sind gesunde, gut aussehende Leute, von *hellerer* Hautfarbe als die an der Küste. Auf der Testeinsel fand man Leute, die wieder viel dunkler als die von Kerepunu waren; in ihrer Sprache erkannte Chalmers polynesische Worte. Diese wenigen Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, werden genügend beweisen, daß die hellen Leute nicht auf die Küste, die dunkeln auf das Innere beschränkt sind. Auch in den Gewohnheiten und der Lebensweise findet man große Verschiedenheit; ich will mich auf einige Beispiele beschränken. Allgemein gebräuchlich ist nur das Nasenreiben, eine unter Umständen gerade nicht besonders angenehme Gewohnheit, eine Höflichkeitsform bei Begrüßungen, die wohl von den Polynesiern herübergenommen ist (während man z. B. in dem holländischen Theile von Neu-Guinea das Bespucken mit Siriwasser findet), sowie das Reiben des eigenen Magens als Zeichen der Freundschaft.

Wohnungen jeder Art findet man, Häuser in das Wasser hineingebaut, Häuser am Lande auf Pfählen, Häuser in Gestalt eines Bootes, wie es im Wasser treibt, und Häuser in der Form eines solchen, welches umgedreht ist. In einem Dorfe waren die Häuser in die Gipfel der höchsten Bäume gebaut, noch dazu auf dem höchsten Bergrücken, den es in der Gegend gab; in einem anderen Dorfe war das nur mit einigen der Fall, von denen aus, wie von einer hohen Warte, man die Annäherung des Feindes erspähte, während andere solcher thurmähnlichen Gebände als Zufluchtsort für Frauen und Kinder während des Kampfes dienen sollten, weshalb man auch die Zugänge so eingerichtet hat, daß man sie leicht unbrauchbar machen kann. Auch phantastische Formen werden erwähnt: ein Haus in Gestalt des geöffneten Rachens eines Krokodils, wobei die geräumige Plattform den mit Zähnen garnirten Unterkiefer vorstellt. Hinsichtlich des Begräbnisses herrschen vielfach verschiedene Gewohnheiten. In einem Dorfe war Chalmers in einer Hütte mit Zeichnen beschäftigt, als er durch herabfallende Tropfen gestört wurde; bei näherer Untersuchung fand er, daß dieselben dem zum Trocknen aufgehängten Körper irgend einer Verwandten des Hausherrn entstammten; in einer anderen Gegend wurden die Leichen nicht begraben, sondern in der Nähe des Dorfes in einem besonderen Hause beigesetzt und oft besucht. (Kommen viele Todesfälle vor, so verlassen die Eingeborenen ihr Dorf und lassen sich an einem anderen Orte nieder.) Doch findet man auch vereinzelte Gräber; darauf wird eine Tabakstaude gepflanzt, daneben befindet sich eine Bambupfeife, das Eigenthum des Verstorbenen, und einige Früchte. An einem anderen Orte starb eine große Zauberin und die Klagelieder erschallten laut. Ein Grab wurde zwei Fuß tief ausgegraben und mit Matten ausgelegt, dann der Körper hineingelegt. Auf denselben legte sich der Mann der Verstorbenen und unterhielt sich eine Zeit lang mit dem Geiste, der sich aus dem Körper entfernt hatte, stand dann auf, legte sich neben dem Grabe nieder und bedeckte sich mit einer Matte. Etwa um Mittag wurde das Grab mit Erde gefüllt und die Freunde setzten sich auf dasselbe und erhoben ihren Klagegesang; dann legten sie Trauer an, indem sie ihren Körper schwarz machten, und über und über mit Asche bedeckten. Diese Trauer wird in manchen Orten strenge gehalten; man passirte einmal eine Begräbnißstätte, wo, wie man vernahm, eine einige Zeit vorher verstorbene Frau begraben war. Der Ort war Tabu, die Freunde trauerten und so lange dies dauerte, war kein Tanzfest abgehalten worden. In den Dörfern im Westen von Maiva sah man große Sandhügel auf den Gräbern; auf ihrem Gipfel oder in ihrer Umgebung befinden sich kleine Häuser, wo Anverwandte des Todten schlafen, um ihren verstorbenen Freund zu bewachen.

Die Frau scheint, wenigstens an einzelnen Orten, eine hohe Stellung einzunehmen. Auf der Moresbyinsel stahl ein Mann den Schmuck seiner Frau und verkaufte ihn um Eisen an die Schiffsmannschaft. Als er aber aus Land zurückkehrte, lauerte ihm seine bessere Hälfte am Strande auf, da sie den Verlust ihres Kleinods bemerkt hatte und darüber in Zorn entbrannt war. Nicht nur mit Schelten, sondern auch mit Thätlichkeiten setzte sie ihm so lange zu, bis sie den Besitz der eingetauschten Waaren erzwungen hatte. Einmal hörte man in der Nacht in einem in der Nähe gelegenen Raume einen Streit zwischen einem Ehepaare, bei dem der Sieg nicht auf der Seite des Mannes war; die Frau höhnte und reizte ihn fortwährend und war ganz vergnügt über seinen schrecklichen Aerger, dem er aber nur durch heftiges Geschrei Ausdruck zu geben wagte.

Ueberhaupt bot die nächtliche Stille Gelegenheit zu allerlei Entdeckungen, die nicht immer von angenehmer Art waren,

da sie die Nachtruhe störten. Besonders unangenehm waren wirkliche echte Spiritisten, die man an verschiedenen Orten traf. Töne wie von einer Stimme, deren Besitzer in großer Betrübniß ist, daneben lautes Sprechen mit Falsettstimme, verkündigten die Gegenwart des Geistersehers, der sich mit der anderen Welt in Verbindung gesetzt hatte, um Nachrichten über die Reisenden zu bekommen; sie lauteten günstig; es seien gute Männer, hieß es, gütig und freigebig (ein Wink mit dem Zaunpfahl!), die in allen Dörfern gut aufgenommen werden würden. Doch der Geist ging weiter; er gab eine lange Abhandlung über die guten Eigenschaften des fremden Tabaks im Vergleich mit dem Landesprodukt und ließ eine Bitte um ein kleines Geschenk von der ersten Sorte nicht undeutlich einfließen. Aus Vorsicht entsprach man derselben, denn diese Geisterseher können sehr unbequem werden, da die Eingeborenen ihnen alles glauben, was sie sagen, wodurch sie im Stande sind, alle getroffenen Anordnungen zu durchkreuzen und den Reisenden große Hindernisse in den Weg zu legen. Am folgenden Morgen sah man den Mann; es war ein Fremder aus einem im Inneren des Landes gelegenen Dorfe. Sein Aeußeres war von dem der anderen Eingeborenen ganz verschieden — er hatte einen ängstlichen melancholischen Ausdruck. Er erzählte, daß der Geist eines verstorbenen Freundes über ihn kommt, und indem er aus ihm spricht, Verborgenes enthüllt; er behauptete die Ankunft der Fremden schon einige Wochen vorher gewußt und den Leuten des Dorfes enthüllt zu haben. Wenn übrigens der spiritistische Lärm zu groß wurde, gelang es durch energische Drohungen, den Geist zur Ruhe zu bringen.

Da ich einmal von zweifelhaften Erscheinungen spreche, will ich auch einige zweifelhafte Nachrichten, die allerdings auf zoologisches Gebiet gehören, gleich einflechten. Man fragte in Munikahila einen Mann, ob er nichts von geschwänzten Menschen im Inneren gehört habe, worauf er sofort bejahend antwortete. Dann gab er die vollständige und lächerliche Beschreibung eines Geschöpfes, welches zur Affenfamilie gehören muß. Es klimmt, lacht und hat eine ganz besondere Sprache, kratzt seinen Kopf, schlägt sich auf die Beine und setzt sich beim Essen wie ein Mensch. Darauf fragte der Missionar, ob denn diese Geschöpfe wirkliche Menschen seien, worauf die Antwort erfolgte: „Nicht ganz genau, aber doch beinahe; sie sind ganz behaart, und einzelne sind völlig schwarz.“ Nach seiner Beschreibung mußte der Schwanz etwa einen Faden lang sein. „Wir sollten sie sehen“, versprach er, „und einen oder zwei lebend oder todt in unsere Gewalt bekommen“, was aber nicht geschah.

In dem Kupele- und Moroka-Distrikte soll ein gefährliches Thier leben, durch welches schon verschiedene Personen ihr Leben verloren haben; der Beschreibung nach mußte es ein Tiger sein, ein langes Thier mit langem Schweif und großen Tatzen, tritt leise auf, wenn es seine Beute sieht und bespringt sie dann. Zuerst reißt es ihr die Eingeweide heraus. Es heißt, es sei so lang wie ein Haus, d. h. nach dortiger Gewohnheit etwa zwölf Fuß. In einem anderen Orte in der Nähe sagten die Eingeborenen, sie hätten sich dort erst vor kurzer Zeit niedergelassen und seien weiter aus dem Inneren gekommen, weil ein Mann dort von einem Jakoni verspeist worden wäre. Viele trugen noch Trauer um den Todten; in Bezug auf die Weiterreise wurden mit Rücksicht auf eine so gefährliche Nachbarschaft Schwierigkeiten gemacht; in Moroka, wohin man darauf gelangte, wurde gar von fünf Arten bösartiger Thiere gesprochen, die im Gebirge leben sollten. Wenn dies nicht der Fall wäre, könnte man leicht nach Kupele kommen, hieß es; so aber sei es gefährlich. Von diesen Thieren seien Jakoni, Gomina und Agila groß und wild, wogegen Papara und Gadana klein, aber ebenfalls wild seien. Die Eingeborenen konnten hier nicht dazu gebracht werden, die Reisenden weiter zu begleiten.

Seit Jahren schon sind die Missionare in jenen Gegenden thätig und ihre Namen sind den Eingeborenen weithin bekannt; das sichere freundliche Auftreten der Sendboten des Evangeliums, die ebenso wie Miklucho Maclay an der Astrolabebai nie eine Waffe gebrauchten, trug noch dazu bei, unsere Reisenden auf guten Fuß mit der Bevölkerung zu bringen, wenn auch auf Seiten der Papuas dabei hin und wieder das eigene Interesse stark hervortrat, und Unannehmlichkeiten, ja selbst ernste Streitigkeiten durchaus nicht ausgeschlossen waren; immer jedoch fand man auch wirkliche Freunde unter den Eingeborenen.

Unter einander scheinen sie weniger liebenswürdig zu sein. Bei dem einen Orte finden wir die Notiz: Die Bewohner kochen die Schädel der erschlagenen Feinde, um die Fleischtheile loszulösen; an einem andern Orte heißt es: „Wir wurden zu einem Kannibalenfest eingeladen, die einen sagten, es solle aus zwei Männern und einem Kinde, die anderen, es werde aus fünf Männern und einem Kinde bestehen.“ Von den Stacy-Insulanern wird gesagt, sie sind im Streit mit einem Stamme auf dem Festlande und sind, wie es scheint, in der letzten Zeit siegreich gewesen, denn sie erzählten mit großem Triumph, daß sie kürzlich zehn ihrer Feinde getödtet und gegessen hätten. Am Südkap wird förmlicher Handel mit Menschenschädeln getrieben.

Als Probe der Mittheilungen über das geistige Leben führe ich Folgendes an. Auf der Reise nach Kerepunu machte Chalmers folgende Bemerkung über die Bewohner des Inneren: Sie haben einen großen Geist, Palaku Bara, der in den Bergen wohnt; ein besonderer Ort ist für seine Verehrung bestimmt. Außer diesem allgemeinen Heiligthum hat jede Familie einen eigenen Platz, wo sie Ahnenverehrung ausübt; die Geister der Vorfahren werden sehr gefürchtet. Welche unglückliche Ereignisse eine Familie treffen mögen, sie werden denselben zugeschrieben. Die Schweine werden an einem besonderen Orte geschlachtet, wo man ihr Blut zur Erde laufen läßt, um es so dem großen Geist als Opfer darzubringen; der Körper wird in das Dorf gebracht, vertheilt, gekocht und gegessen. Die Schädel der Thiere werden neben den Häusern aufgehängt, bei Festlichkeiten setzt man neben denselben Speisen als Opfer für die Ahnen nieder. Alle Lebensmittel läßt der große Geist wachsen, daher bringt man ihm auch solche jeder Art als Opfer. Wenn man eine Pflanzung anlegen will, werden Früchte derjenigen Art, die man zu pflanzen beabsichtigt, den Ahnen als Gabe gebracht. Zur größeren Sicherheit werden sie gleich darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich schämen müßten, wenn sie ihre Hülfe nicht verliehen. Ueberhaupt wird keine Reise unternommen, keine Expedition angetreten, ohne daß man trachtet, die Gunst der Geister durch Opfer zu erwerben. Wenn die Seele den Körper verläßt, nimmt sie ein Kanoe, fährt über die Lagune und begiebt sich ins Gebirge, wo sie in vollkommener Glückseligkeit weiter lebt; keine Arbeit, keine Sorge und Betelnüsse in Menge! Die Geister tanzen die ganze Nacht und ruhen bei Tage aus. Wenn ein Opfer gebracht wird, um ein Unglück abzuwenden, werden alle Sünden gebeichtet, namentlich diejenigen, welche gegen den Geist dadurch begangen worden sind, daß man ihm nicht die vorgeschriebenen Opfergaben angeboten hat. Erfolgt trotz der Opfer ein Todesfall, so stehen die Freunde des Verblichenen um das Grab herum und die Schwester oder eine Verwandte des Familienhauptes ruft mit lauter Stimme: „Du bist böse auf uns, der Gegen-

stände, die wir dir vorenthalten haben, wegen, und hast in deinem Aerger das Kind genommen. Laß dies nun deinem Zorn genügen"; dann wird der Körper ins Grab gelegt und mit Erde bedeckt.

Die Einwohner von Port Moresby behaupten, daß sie trotz mancher Verschiedenheiten eines Stammes mit denen von Elema seien, der von zwei Ahnherren und einem Hunde abstamme. Ein Bruderzwist unter den Nachkommen führte zu einer Auswanderung des jüngeren, der sich mit zahlreichen Gefährten nach Pinnacle Point zog. Die gemeinschaftlichen Stammgötter leben in Elema und zu ihrer Ehre werden Tänze und Festlichkeiten veranstaltet, wobei Hymnen und Gesänge angestimmt werden. Priester und Tempel sind heilig, keine Frau darf sich den letzteren nähern. Wenn Jemand krank ist, werden dem Götzen Speisen angeboten, und Gebete für den Patienten gesprochen. Wenn die Canoes von Port Moresby, die regelmäßig in Elema Handel treiben, dorthin kommen, begeben sich die Häuptlinge von Bord gleich in den Tempel und bieten Schmuckgegenstände, Töpferwaaren 2c. als Opfer an. Ebenso kommen sie vor der Abreise, um für eine glückliche Rückkehr und guten Wind Opfer zu bringen und zu beten. Die Götter sind sehr beleidigt, wenn den Priestern nicht alle Achtung erwiesen wird. Der Hauptpfosten eines jeden Hauses ist der Göttin Kaevukuku geweiht und an demselben wird von jeder Speise ihr Antheil niedergesetzt; ihr gehören auch die ersten Früchte und auch die Sonne. Der Regen, Blitz und Donner gehören Semese und Tauparauan. Letztere müssen sich infolge dessen manche Beschränkung gefallen lassen. In Vailala z. B. fand man den Tempel Semese's geschlossen und er selbst wurde in demselben gefangen gehalten, bis ein großes Tanzfest, welches in Aussicht stand, abgelaufen wäre; dann sollte er wieder in Freiheit gesetzt werden und von derselben Gebrauch machen, um sich ins Gebirge zu begeben und dort nach Herzenslust seine Attribute, Donner, Blitz und Regen spielen zu lassen. Obwohl noch manches über diese zum Theil recht barbarischen Stämme zu sagen wäre, muß ich doch abbrechen, um noch einige Worte über dasjenige beizufügen, was auf geographischem Gebiete als neu in dem vorliegenden Buche zu betrachten ist. Ich kann mich hierüber kurz fassen, da der größte Theil der von unseren Autoren gemachten Mittheilungen in den in den „Proceedings R. G. S." (April 1884) erschienenen Aufsätzen über Neu-Guinea bereits Verwendung gefunden hat.

Die Reisen in ihrer Gesammtheit dehnten sich über die ganze Küste, etwa vom Fly-Fluß bis zum Ostkap aus. Einige neue Flüsse sind angegeben und den Berichten der Eingeborenen gemäß beschrieben, ebenso sind verschiedene Mittheilungen über das Anlaufen der Küsten gemacht, die namentlich für Seefahrer recht nützlich sein werden. Hinsichtlich der Orographie scheint es ziemlich sicher, daß die Ketten vom Papuagolf bis zur Südostspitze (mit Ausnahme einer Stelle zwischen der Yulekette und den Albertbergen, wo eine Lücke zu bestehen scheint) zusammenhängen und Parallelketten, zuweilen in größerer Zahl, vor den Hauptketten liegen. Das Land, welches sich an die Astrolabekette anschließt, scheint ungeheuer wild und zerrissen zu sein; Chalmers spricht von den „schrecklichen Zuckungen der Natur", die hier thätig gewesen sein müssen, um diese furchtbaren Steinmassen in Bewegung zu bringen. Die dem Buche beigegebene Karte genügt nur zu allgemeiner Orientirung; der Maßstab ist zu klein, um die einzelnen Reisen auf derselben verfolgen zu können.

Der Vegetationscharakter des Neu-Britannischen Archipels.

Herr Dr. Naumann, der 1874 die Weltreise des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle" (unter dem Kommando des Freiherrn v. Schleinitz) mitmachte, giebt, aufgefordert von Prof. Engler, welcher die von dem Erstgenannten auf jener Fahrt gemachten botanischen Sammlungen bearbeitet, in den „Botanischen Jahrbüchern" (VI. Band, 4. Heft) einen Ueberblick über den Vegetationscharakter der Inseln des Neu-Britannischen Archipels und der Insel Bougainville, dem wir Folgendes entnehmen: Neu-Hannover, die kleinste der drei großen Inseln der Neu-Britannia-Gruppe, erschien, wie auch das langgestreckte Neu-Irland, aus der Ferne ganz waldbedeckt. Neu-Hannover mag sich etwa 800 m hoch erheben, Neu-Irland aber steigt allmählich gen Südosten zu einem Berglande von wenigstens doppelter Höhe an. Beide Inseln sind korallenumgürtet und auf den seichteren Bänken haben sich häufig Seegräser angesiedelt.

Die Inseln sind stark bevölkert. Häufig verriethen schon aus weiter Entfernung Rauchwolken, wo die Insulaner anwesend waren und Wald und Busch niederbrannten, um den Boden zu ihrem Ackerbaue neu- oder wiederzugewinnen. Es gab dort gruppenweise, selten in größeren Beständen, Anpflanzungen der Kokospalme, mit Taro (Colocasia) oder Yams (Dioscorea) bestellte Felder, Pisanggebüsche, und selbst gartenartig gepflegte Plätze mit allerlei Fruchtbäumen bei den Hütten (Brotfruchtbäume, Papayas u. a.). Indessen trat, dem Gesammteindrucke nach, das kultivirte Land sehr zurück gegen die tropische Pflanzenwildniß, in der die Dörfchen der Eingeborenen versteckt lagen, wie ein Forsthaus oder einsamer Weiler in unseren Wäldern.

Weniger einförmig ist der Anblick von Neu-Britannien an seiner Nord-Ostspitze, wo an den Ufern der Blanche-Bai drei Vulkane emporsteigen, von denen der mittelste, ein dampfender Aschenkegel, nur sehr kärgliche Vegetation duldet. Man findet hier wohlgepflegte, zum Theil sehr ausgedehnte Haine der Kokospalme, und an den Bergabhängen bedeutende Anpflanzungen von Bananen.

Auch die Insel Bougainville erschien mit Ausnahme des rauchenden Vulkans im Centrum der hohen Bergkette ganz in ein grünes Gewand gehüllt.

Einen näheren Einblick in die Vegetationsverhältnisse von Neu-Hannover erhielt Dr. Naumann auf einer Partie nach dem Höhenrücken des Innern der Insel. Es konnten vier Vegetationsformen unterschieden werden: der Küstendschungel, die Vegetation des Alluviallandes, der Bergwald, und die gras- oder gestrüppbewachsene Hochebene des Bergrückens. Die Küstenvegetation ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen ähnlicher Lokalitäten. Nur fielen Mangroven mit ihrem charakteristischen Wuchse wenig auf, dagegen wurde hier und da Gesträuch mit pappel- und lindenblattähnlichen breiten Blättern (Hibiscus tiliaceus L.), von Schlinggewächsen eine Convolvulacee

(Ipomoea cathartica Choisy) und eine Lauracee bemerkt. Dann aber erhob sich der Wald, nur wenige Schritte meist vom Ufer entfernt, bald licht, mit einzeln stehenden, von Schlingpflanzen bedeckten Bäumen, bald undurchdringlich durch Gebüsch von stacheligem Pandanus und allerlei großblätterigen Stauden (Liliaceen, Scitamineen u. a.). Die Barringtonia trat durch ihre wundervollen rosafarbenen Blüthen hervor. Einige Bäume hatten eisenhartes, andere weiches, weißes Holz. Auffällig waren größere Gebüsche eines wilden Muskatbaumes und einer Cycadee, deren Stamm meterdick und über 15 m hoch war.

Mannigfacher noch erschien die Vegetation der Flußufer der zweiten Zone. Gebüsche, von einzelnen Fieder- und Fächerpalmen überragt, wechselten ab mit mannshohen Gräsern (z. B. Coix, deren weiße Samen die Eingeborenen als Schmuck benutzen), über die sich hier und da ein Farnbaum erhob, oder mit Gruppen weißstämmiger, weitverzweigter Ficus. Ein lichtes Gehölz war reich mit Lianen behangen, von welchen die fußlangen bohnenartigen Früchte der Entada scandens Benth. herabhingen. Moose, Selaginellen und kleine Farne zierten die Uferböschungen. Nur mit Mühe konnte man durch die dichte Vegetation vordringen. An einer lichteren Stelle ragte ein Baumriese, kerzengrade, wohl 60 m hoch, empor; an seinem Fuße wuchs eine Begonia. In 200 bis 300 m Meereshöhe folgte ein ansehnlicher, ungemischter Bestand von Farnbäumen. Weiter hinauf hörte der Wald ganz auf und fand sich der Höhenrücken hauptsächlich mit Gras, Farngebüsch und stacheligem Rubus dicht bewachsen. Ausgetretene Pfade der Eingeborenen machten das Vorwärtskommen möglich, das Gras war oft über einen Meter hoch, zuweilen mit rankenden Spitzen. Zerstreut lagen dort anscheinend verlassene Hütten, von einigen Pisangbüschen umgeben.

Vermuthlich lassen sich auch auf Neu-Irland in ähnlicher Weise drei bis vier Vegetationsformationen unterscheiden.

Auf Bougainville, an der Augusta-Bai, war das flache Vorland einige geographische Meilen breit. Am Strande fielen Gruppen von hohen Casuarinen auf, die, mit Schlingpflanzen, namentlich Rotangpalmen durchwachsen, einen merkwürdigen Eindruck machten. Besonders üppig bewachsen zeigte sich eine Stelle unfern des Ankerplatzes. Dort bildeten hohe, weißästige Bäume, mit Schmarotzer- und Schlinggewächsen aller Art bedeckt, einen lichten Hain. Gleichsam einen kleineren Wald unter dem schattigen Laubdache des größeren aber bildeten Cycadeen und reizende, 5 bis 10 m hohe Fieder- und auch Fächerpalmen, Scitamineen und Gebüsche von Farnkraut und Selaginellen.

Die Inseln liegen noch im Bereiche der asiatischen Monsune. In der Zeit der Anwesenheit der „Gazelle", Mitte Juli bis Ende August, herrschten östlich-nordöstliche bis südöstliche Winde vor. Als Temperaturextreme sind an Bord 23,8° C. und 31,5° C. verzeichnet worden, gewöhnlich war es zwischen 26° C. und 30° C. warm. Regenlos waren 12 Tage von 42, nur einige wenige Male aber gab es heftige Regen oder Gewitter.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bolobo und Mbongo am Congo.

Im Junihefte der „Proceedings of the Royal Geogr. Society" erstattet der Missionar T. J. Comber Bericht über die von ihm und seinem Kollegen G. Grenfell 1884 im Congogebiete unternommene Forschungsreise von Stanley-Pool bis Bangala und auf dem Botschini bis zur Vereinigung mit dem Kwango. Diesen Mittheilungen entnehmen wir Folgendes über die Völker der Bolobo und Mbongo. Ueber erstere lautet das Urtheil nicht sehr günstig: Der bedeutendste Charakterzug der Boloboleute scheint Trunkenheit, Ausschweifung und Grausamkeit zu sein und jedes dieser Laster ruft Handlungen hervor, welche beinahe zu schrecklich sind, um hier beschrieben zu werden. Die Missionare kamen in der Stadt der Bolobo an einem großen Festtage an. Die Frau eines der Häuptlinge war gestorben und nun mußte man vier bis fünf Tage lang Orgien feiern — Ströme von Zuckerrohr-Bier wurden verbraucht, die gröbsten Ausschweifungen jeder Art betrieben, die ihren Gipfelpunkt in dem Opfer von vier besonders für diese Gelegenheit angekauften Sklaven fanden. Trommeln tönten lustig, Gruppen von Frauen mit dem schweren 25 bis 30 Pfund wiegenden kupfernen Halsbande tanzten und schlugen den Takt und Haufen von Leuten trieben sich in den Straßen herum. Irgendwo — die Reisenden konnten aber den Ort nicht erfahren — waren die Schlachtopfer eingeschlossen und erwarteten ruhig ihr Schicksal in der Gestalt einer Bogensehne oder eines Messers. Fruchtlos waren alle Vorstellungen, die die Missionare für dieselben machten. Noch ein zweites grausames Schauspiel sollte in Kurzem zur Aufführung kommen. Die Preise für gewisse Lebensmittel sollten festgestellt und zur Besiegelung des Vertrages sollte ein Sklave in folgender Weise getödtet werden: Man wollte zwischen den zwei Städten ein Loch graben und das Opfer, dem man vorher Arme und Beine gebrochen, dort hinein werfen, damit dort vor Hunger es sterbe. Man sieht wenig Kinder und dies erklärt sich durch die Ausschweifungen, denen die Leute sich hingeben; die Bevölkerungszahl wird hauptsächlich durch den Ankauf von Sklaven auf ihrer Höhe gehalten, und letztere empfangen oft das Zeichen des Stammes. Bei den meisten Stämmen müssen die Sklavenhalter ihren männlichen Sklaven Frauen verschaffen; doch hier scheint es, als ob die Häuptlinge außergewöhnlich viele Frauen halten und den Sklaven zum Theil den Umgang mit denselben gestatten.

Die Leute an dem bis jetzt unter dem Namen Ikelemba bekannten Rukifluß, die Mbongo, sind von allen, die die Missionare bis dahin gesehen, noch am Meisten im Naturzustande. Sie sind der einzige Stamm, bei denen sie den Gebrauch von Bogen und Pfeilen fanden. Hier sahen sie auch zum ersten Male einen afrikanischen Schild und fanden, daß der größte Theil der Leute mit Bogen und Pfeil und Schild, oder Speer und Schild, oder einem großen Messer umherging. Die meisten trugen Mützen von Affenfell, so daß der Kopf des Thieres sich über der Stirne befand und der Schweif im Nacken hing. Trotz ihrer Waffen und dieses sonderbaren Schmuckes war ihr Aussehen weder wüst noch wild.

Daß sie in merkwürdiger und überlegter Weise grausam sind, hatten sie von Lieut. van Gèle gehört, der ihnen die Art beschrieben hatte, wie Hinrichtungen bei ihnen ausgeführt werden. Einzelne Opfer sterben durch die oben erwähnten Messer, andere müssen den blutdürstigen Zuschauern den Genuß einer Jagd verschaffen. Man gestattet ihnen einen

gewissen Vorsprung, worauf das ganze mit Bogen und Pfeilen oder mit Speeren bewaffnete Volk sich zu seiner Verfolgung aufmacht. Ein hartnäckiges Opfer will nicht laufen und erregt dadurch Mißvergnügen, andere geben Gelegenheit zu „einer guten Jagd".

Der Tod durch das Messer wird in folgender Weise gegeben. Das Opfer wird in hockender Stellung an eingerammten Pfählen festgebunden, die Arme auf dem Rücken befestigt und der Kopf nach vorn gebogen. Um das Kinn läuft ein starker Strick, der oben auf dem Kopfe eine Schleife bildet; in der Entfernung von etwa vier Fuß steht ein junger starker Baum, der mit aller Kraft so weit zur Erde gebogen ist, daß er an die auf dem Kopfe des Opfers befindliche Schleife befestigt werden kann. Das Opfermesser, eine starke sichelförmig gebogene Klinge, deren Krümmung sich der Form des Halses anpaßt, wird gebracht und, nachdem man den gefesselten Mann noch ein wenig gequält hat, wird ihm mit einem einzigen kräftigen Schlage der Hals abgehackt, so daß der Kopf durch den wie eine Feder wirkenden Baum hoch in die Luft geschnellt wird. Auch bei dem Tode eines Häuptlings werden bei den Ba-bangis ganze Schaaren von Opfern hingemordet. Ja, der Congo ist eine dunkele Stelle der Erde, voll Wohnstätten der Grausamkeit! setzt Herr Comber hinzu. Einen eigenthümlichen Gegensatz mit diesem blutigen Bilde bildete ein anderes, welches die Reisenden in Equatorville sahen, eine von Kindern gegebene Vorstellung, welche einige Stunden dauerte, wobei zunächst ein hübscher Tanz aufgeführt wurde, dem eine Art Opernvorstellung in der Art eines griechischen Stückes folgte. Der Chor wurde durch Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren sehr gut ausgeführt.

Eine sonderbare Bahre wurde durch vier Männer auf den Schultern hereingetragen; auf derselben lag ein mit einem rothen Tuche bedeckter Gegenstand. An einem Ende saß ein hübsches kleines Mädchen mit trauriger Miene. Die Bahre, ein gewöhnliches Bett aus Bambu, wurde auf den Boden niedergesetzt und der Chor der Mädchen ordnete sich um dieselbe. Ein Klagesang wurde durch eine Frau angestimmt, welche an die Seite der Bahre trat, wozu die kleinen Mädchen den Chor sangen. „Natürlich konnten wir außer dem oft wiederholten Refrain Ko-wa-ka („Er ist nicht todt") nur wenig davon verstehen", sagt Comber. Nachdem dies einige Zeit gedauert hatte, schien die Beschwörung zu wirken und man sah, wie Bewegung in die zu Füßen des Mädchens ausgestreckte Masse kam. Das rothe Tuch wurde entfernt und man sah ein Mädchen, welches in Krämpfen zu liegen schien. Zwei Personen näherten sich demselben, ergriffen es bei den Armen und richteten es auf. — Das Ganze ist für Afrika so merkwürdig, daß es wohl der Beschreibung werth scheint. Die kleine Vorstellung war zur Unterhaltung der weißen Besucher in Scene gesetzt worden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den kürzlich nach einer feierlichen Eröffnung dem Verkehr übergebenen St. Petersburger Seekanal bringt die „Nowoje Wrjemo" (Nr. 3310 vom 18. (30.) Mai 1885) eine längere Mittheilung, welcher wir Folgendes entnehmen: Der Befehl zur Aufnahme der Arbeiten am St. Petersburger Seekanal wurde am 1. (13.) Juni 1874 vom Kaiser Alexander II. gegeben; die Arbeiten selbst begonnen aber erst 1878. Die kommercielle Bedeutung des Kanals ist für Petersburg sehr groß, weil der Kanal auch tiefgehenden Schiffen die Möglichkeit gewährt, ohne Aufenthalt und ohne Umladen in Kronstadt bis St. Petersburg zu fahren; er wird aber noch mehr an Bedeutung gewinnen, wenn er mit dem Marien-Kanalsystem und mit der Wolga in Verbindung gebracht sein wird. Auch seine militärische Bedeutung ist nicht gering: Die Flotte kann bis zur Residenz gelangen. Die Kriegsschiffe können zum Schutze der Residenz im Kanale placirt, können in der Residenz ausgerüstet werden u. s. w. Kronstadt kann während eines Krieges seine Häfen für alle Kauffahrer schließen und nur militärischen Zwecken dienen.

Das Bett des Kanals ist künstlich bis auf 22 Fuß (6,6 m) vertieft; seine Länge beträgt 26½ Werst (Kilometer), er beginnt an der Newa und der Gutujew-Insel und geht bis zur kleinen Kronstädter Rhede. Längs dem Bahndamm der Putilew-Eisenbahn ist ein 3½ Werst langer Zweig in der Richtung auf die Mündung des Katherinenhofer Armes der Newa gegraben; das Flußbett der Newa ist zwischen dem Anfange des Kanals und der Einmündung des Katharinenhofer Armes in einer Ausdehnung von 1½ Werst (Kilometer) gereinigt. Der Kanal ist in den ersten 4 Werst 30 Saschen (64 m) breit, in den folgenden 4 Werst 40 Saschen (85 m) und in den übrigen 17½ Werst bis Kronstadt 50 Saschen (106 m) breit. Die Vertiefungsarbeiten am Kanale sind größtentheils mit Hilfe von Maschinen ausgeführt und nur ein Theil zwischen den Inseln nahe der Newamündung etwa 1½ Werst durch Handarbeit. Die aus einer Tiefe von 22 Fuß (6,6 m) hervorgeholte Erde wurde durch Waggons der Eisenbahn fortgeschafft. Am 12. November 1883 wurde in die gegrabenen Kanäle das Wasser hineingelassen. Die Quantität der Erdmenge, welche aus dem Bette des Kanals herausgegraben wurde, beträgt 880 000 Kubikfaschen (gegen 80 Millionen Kubikmeter) und hat ein Gewicht von 900 Millionen Pud (circa 144 000 Millionen Kilogramm). Die allgemeinen Unkosten belaufen sich etwa auf 10 265 400 Rubel (circa 20 Millionen Mark). Die Erbauer des Kanals waren die Ingenieure Fusajewski und Schiruchin; ersterer ist zwei Wochen vor der Einweihung des Kanals gestorben.

Asien.

— Der Nordischen Telegraphen-Agentur zufolge sind gegen 1000 Goldgräber aus den chinesischen Goldwäschereien, welche Ignaschina gegenüber an der Scheltuja liegen (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 269 und 366), in Transbaikalien angekommen. Gegen 3000 Arbeiter sind noch zurückgeblieben, obwohl die Gruben unter der Einwirkung des Schneewassers eingestürzt sind. Das Goldsuchen wird auch in anderen benachbarten Oertlichkeiten fortgesetzt. In Ignaschina kostet der Solotnik Gold (circa 4 Gramm) 8 Rubel 40 Kopeken (etwa 7 Mark); übrigens wird dort wenig Gold umgesetzt, sondern meist an den Amur und nach Transbaikalien gebracht, wo die Preise höher sind. Die Arbeiter erleiden außerdem durch allerlei Schwindelei Verluste und vergeuden viel Geld auf Vergnügen. Die meisten, welche in die Goldwäschereien ziehen, thun dies, weil auf anderen Gebieten keinerlei Nachfrage nach Arbeitern ist. — Ein Telegramm vom 16. (28.) April aus Ignaschina lautet: Der Goldreichthum an der Scheltuja ist erloschen; die Frühjahrswasser

schaden den Arbeitern. Neue Goldquellen sind nicht entdeckt. Die Mehrzahl der Goldarbeiter geht fort. Der Rest der Lebensmittel und Waaren wird um ein Billiges verkauft oder fortgeschafft.

— Von dem Reisenden G. N. Potanin ist ein Brief d. d. 19./31. Juli 1884 eingelaufen, welcher in einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Irkutsk verlesen wurde. Der Reisende giebt eine physikalisch-geographische Charakteristik von Ordos und bezeichnet dies Gebiet als eine „bewässerte Flugsand-Gegend". Dann schildert er drei Besuche: bei einem der europäischen Civilisation nicht fremden dsungarischen Fürsten, bei dem Fürsten Wan, einem vollständig Wilden, welcher den Reisenden das Aufschlagen der Zelte nur in einer Entfernung von 10 Li vom fürstlichen Lager gestattete, und schließlich in Borobalgasun. Während des Aufenthaltes in der Nähe des Lagers des Fürsten Wan ritt der Reisende in das Thal des Flusses Dschalechan, woselbst Jedschen-choro, das Lager Jedshen's, d. i. Tschingis-chan's, steht; darunter werden zwei Jurten verstanden, in welchen, eingeschlossen in einen silbernen Schrein, die Gebeine Tschingis-chan's ruhen. In Borobalgasun, welches von Tschingis-chan zerstört wurde, lebte der Tradition nach Jeldschigew-tologoi-toi-chan, d. h. der Fürst mit dem Eselskopf. Die Reisenden, Herr und Frau Potanin, sowie die Begleiter, Skassi und Berejowski, sind gesund. („Sibir" 1885, Nr. 18. 28. April.)

— Die „Nowoje Wrjemja" (1885, Nr. 3199) läßt sich schreiben: Die Vorgänge in Korea bringen auf den Gedanken, daß Rußland im Interesse der ostsibirischen Länder unbedingt seinen Einfluß dort und in den Gewässern des Stillen Oceans verstärken muß. Die Küste von Ostsibirien, welche sich vom 42° n. Br. bis zum Eismeer erstreckt, ist wenig bevölkert; sie kann nur durch eine Kriegsflotte beschützt werden, weil eben eine Concentrirung bedeutender Landtruppen äußerst schwierig wäre. Freilich besitzt das russische Reich an jener Küste einige bequeme Busen, in welcher Schiffe vor Anker liegen können, aber keinen einzigen, der nicht zufröre. Sogar Wladiwostock, der südlichste von allen, hat diesen Fehler. Die Flotte muß einen gut geschützten Hafen haben, in welchem sie vor einem starken Feinde sicher ist und wo sie die nothwendigsten Hilfsmittel an Bord nehmen kann. Solch ein Hafen muß das ganze Jahr hindurch der Schifffahrt offen sein, sonst wäre die Flotte während einiger Monate zur Unthätigkeit gezwungen und könnte ihrer Aufgabe, die Küsten zu schützen, nicht nachkommen. Ein derartiger nicht zufrierender Hafen, wie Rußland ihn braucht, ist derjenige auf der zu Japan gehörigen Insel Tschusima in der Straße von Korea. Eine Bucht derselben kann eine kolossale Flotte aufnehmen; die hohen Uferberge, welche die Bucht einrahmen, sind zur Anlage von Befestigungen geeignet. Ferner muß Tschusima eine große Bedeutung für den Handel haben, weil es gerade auf dem Wege zwischen Japan und Korea einerseits und zwischen den Häfen Chinas und Ostsibiriens andererseits liegt. Die Insel kann im Laufe der Zeit eine gleiche Bedeutung erhalten, wie sie heute Hong-kong besitzt. Der Erwerb der Insel oder wenigstens des Hafens ist für Rußland unbedingt nothwendig, weil sich sonst leicht eine andere europäische Seemacht dort festsetzen könnte. Der Gedanke der Besitzergreifung jenes Hafens ist, wie es scheint, schon in den Jahren 1860/1861 aufgetaucht; damals war ein Theil der Insel von russischen Seeleuten besetzt, unter denen sich auch der Einsender vorliegender Notiz befand. Es besuchten die Insel die Korvette „Possadnik" unter dem Kommando des jetzt verstorbenen Flügeladjutanten Birjulew, und andere russische Schiffe. „Possadnik" lag monatelang in der Bucht vor Anker und die russische Flagge wehte auf den dieselbe einschließenden Bergen.

Afrika.

— Die Royal Geographical Society beabsichtigt wiederum die Aussendung einer Expedition nach Afrika, und zwar im kommenden August unter Mr. J. T. Last, der sich schon durch Reisen in Nguru und im südlichen Massai-Lande bekannt gemacht hat. Diesmal aber soll es keine flüchtige Pionnierreise werden, deren wir in der That nun bald genug gehabt haben, sondern es gilt die gründliche Detailuntersuchung des betreffenden Gebietes. Last will von Lindi aus sich nach dem Zusammenflusse des Rovuma und Ludschende begeben, denselben astronomisch festlegen, dann in südwestlicher Richtung den 1883 vom Consul O'Neill entdeckten Namuli-Pik (2500 bis 2750 m hoch) erreichen und sich dort niederlassen, um die Umgegend nach allen Richtungen hin in Bezug auf Topographie, Bevölkerung, Botanik, Klima, Verkehr u. s. w. zu untersuchen und zu studiren. Dann wird er dem am Namuli entspringenden Likugu, dessen Oberlauf O'Neill mehrmals gekreuzt hat, der aber sonst noch ganz unbekannt ist, bis zu seiner Mündung in den Indischen Ocean folgen, um entweder über Quelimane oder Angoche und Mozambique heimzukehren.

— Unter den neuesten Nachrichten vom und über den Congo, welche „Le Mouvement Geographique" vom 28. Juni bringt, sind folgende von größerem Interesse. Der vorübergehend nach Europa zurückgekehrte Lieutenant van Gèle ist am 28. Juni wieder nach dem Congo zurückgekehrt, um den Befehl über die „Division des Falls" zu übernehmen, welche von der Mündung des Aruwimi bis zum Tanganjika reicht. Seine Residenz ist die Station an den Stanley-Fällen. Mit demselben Dampfer gehen die Unterlieutenants Lienard und Bart ab, um sich der Expedition anzuschließen, welche mit den Vorstudien für eine Eisenbahn zwischen Vivi und Leopoldville betraut ist. — Nicholls, der Kapitän des Congodampfers „Royal", welcher sich zwei Jahre am Congo aufgehalten hat, ist am 22. April in Leopoldville dem Fieber erlegen. — Eine neue Station wurde in Mabimo am rechten Ufer des Congo, halbwegs zwischen Kwamouth und Bolobo errichtet. — Aus Karema am Tanganjikasee meldet Lieut. Storms unter dem 23. Februar, daß er einen großen Zweimaster vom Stapel gelassen hat, das größte Schiff, welches bis jetzt auf dem See vorhanden ist; seine Erbauung hat über ein Jahr gedauert, und sämmtliche dabei verwendete Materialien sind aus den Werkstätten der Station hervorgegangen. Das Schiff ist „le Strauch" getauft worden und kann mit Leichtigkeit 125 Personen und über 100 Trägerlasten fassen. — Nach Angabe des Zanzibar-Händlers Tipo-Tip hätte der bisher nur von Stanley gesehene große See Muta Nzige (westlich vom Victoria Nyanza) einen Abfluß zum Albert Nyanza und gehörte demnach zum Systeme des Nil. — Zum Oberbefehlshaber der französischen Gabun-Congo-Kolonie ist der Fregattenkapitän Georges Pradier ernannt worden; er übernimmt den Befehl über die dortigen Land- und Seestreitkräfte und über die von Brazza am Ogowe und Alima errichteten Stationen und soll die von der Association an Frankreich abgetretenen Stationen übernehmen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien [1].

XXIV.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Wie alle Häuser von Firuzabad gadim, war auch dasjenige, in welchem das Dieulafoy'sche Ehepaar am 7. November übernachtete, auf antiken Ruinen erbaut; aber es war unmöglich, den Plan der Fundamente aufzunehmen. Anders stand die Sache mit einem gewaltigen Mauerwerke außerhalb des Dorfes, das mit keinem Gebäude weder des antiken noch des heutigen Persiens, irgend welche Aehnlichkeit darbietet; dasselbe besteht aus einer Terrasse, auf welcher sich ein Thurm von mehr als 26 m Höhe erhebt. Außen herum führte, wie die noch sichtbaren Spuren beweisen, eine Treppe zur Spitze des Bauwerkes hinauf. Die Stufen derselben sind herabgestürzt, die Terrasse ist durch die vereinte Wirkung von Wind, Regen und Erdbeben zerstört worden, aber die allgemeine Anordnung des Bauwerkes ist noch so deutlich zu erkennen, daß Marcel Dieulafoy danach die einstige Gestalt desselben rekonstruiren konnte; dieselbe gleicht den babylonischen Etagentempeln und scheint das Vorbild für die Minarets der alten Moschee Tulun abgegeben zu haben. Nach der von Istachri aufbewahrten lokalen Ueberlieferung wäre dieser Thurm von Firuzabad nichts anderes, als jener Atesch-ga (Feuerthurm), welchen der Gründer der Sassaniden-Dynastie, Ardeschir Babegan, in Dschur errichten ließ. In diesem Falle würde der Achämenidenpalast am Ausgange der Schlucht des Chunaïfigan zu der Stadt gehört haben, welche nach Angabe des oben genannten persischen Geographen vor Dschur die Hegemonie in diesem Gebiete gehabt hat.

Die Reisenden hätten gern der neuen Stadt Firuzabad, deren Lage durch einen prächtigen Baumgürtel in der Ferne angezeigt wurde, einen Besuch abgestattet und dem mächtigen Gouverneur der das Thal bewohnenden Stämme, welcher den Tifel Ilchani führt, ihre Aufwartung gemacht. Aber Marcel's Krankheit hinderte die Ausführung dieses Planes, und so beschränkten sie sich darauf, dem mächtigen Manne durch den anständigsten ihrer Begleitsoldaten ihren Respekt vermelden zu lassen, worauf dieser mit ähnlichen Artigkeiten erwiderte.

Dieser Ilchani ist einer der mächtigsten und reichsten jener Feudalherren, welche über das ganze südliche Persien herrschen, trotzdem er seit einiger Zeit dem Schah Tribut zahlen muß, und sein Ansehen sich in Folge dessen sehr vermindert hat. Dieser Feudaladel, Chane, Scheichs und Ket-chodas, sind zwar der königlichen Macht unterthan, erfreuen sich aber in ihrer Eigenschaft als Stammeshäuptlinge einer Art von Unabsetzbarkeit, insofern sie ihrer Vorrechte und Stellungen nur zu Gunsten eines anderen Gliedes ihrer Familie verlustig gehen können. Dadurch könnten sie der königlichen Gewalt trotzen, wenn sie nicht unter einander durch Eifersucht und Haß entzweit wären, so daß der Schah, den einen gegen den anderen benutzend, sie alle beherrschte. Will er einen seiner Vasallen bestrafen, so bedarf er dazu weder Soldaten noch Feldherren; im

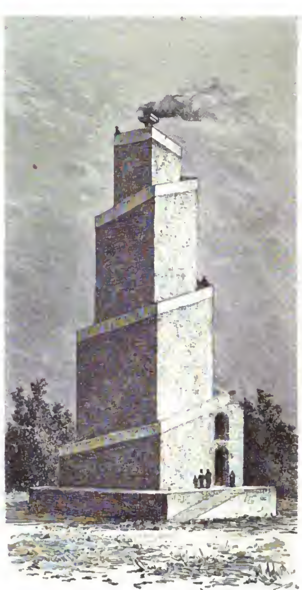
[1] Fortsetzung von „Globus", Bd. 47, S. 199.

Stillen stachelt er den einen an, daß er ein Dorf oder das Lager des anderen plündert. Einem solchen Vorschlage kommt jeder stets mit Freuden nach und führt ihn gewissenhaft durch, wodurch natürlich die Zwietracht zwischen den Stämmen nur wächst und die Provinzialgouverneure das Recht erhalten, zwischen den Streitenden zu interveniren und ihnen schwere Bußen aufzuerlegen. Wenn ein Ket-choda oder Chan in der Entrichtung seiner Steuern allzu säumig sich zeigt, so ladet der Provinzialgouverneur im Geheimen einen seiner Verwandten zu sich, setzt ihm die Vortheile auseinander, die ihm zufielen, wenn er die Stelle seines Bruders oder Vetters einnähme, und überträgt ihm schließlich für schweres Geld, oft bis zu 200 000 Francs, dessen Stelle. Die Kosten dieses Regierungswechsels trägt natürlich in Wirklichkeit der betreffende Stamm. Der frühere Häuptling aber macht sich bei Zeiten davon, um



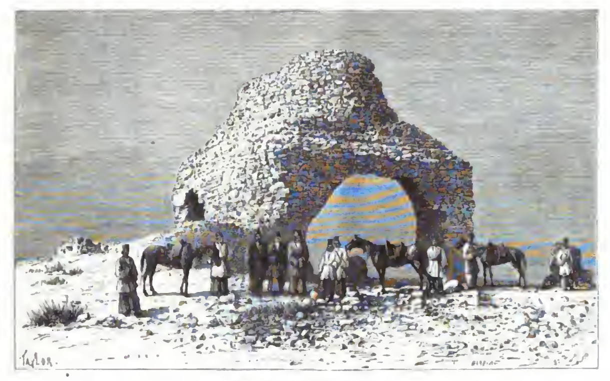


Atesch-ga von Firuzabad in seiner jetzigen Gestalt.



Atesch-ga von Firuzabad nach Dieulafoy's Rekonstruktion.

dem ihm drohenden Stricke oder Gift zu entgehen, und sein Nachfolger ergreift Besitz von seinen Ländereien und Palmen und behält sie, bis eines schönen Tages der Vertriebene seinerseits den Hakem besticht und in seine früheren Rechte wieder eintritt. Solche Geschäfte wären in einem Lande, wo es weder Kataster noch Steuerrollen giebt, sehr schwierig, wenn die Statthalter nicht durch die Angebereien der persönlichen Feinde der Ket-chodas und Chane sich einen Begriff machen könnten von der Steuerkraft eines jeden Dorfes, das ihrer Macht unterworfen ist. Solche Vorkommnisse gehören in Persien zu den alltäglichen. In besonders schweren Fällen suchen die Hakems sich der Person des mißliebigen Häuptlings zu bemächtigen und setzen ihn so lange gefangen, bis er Lösegeld zahlt. Deshalb fürchten sich dieselben, die Provinzialhauptstädte zu betreten, lagern lieber 5 bis 6 km von denselben entfernt, wenn sie einmal durchaus dort zu thun haben, und lassen sich dabei von 300 bis 400 wohlbewaffneten Reitern



Kuppelgebäude bei Feraschbend.



Das Mahlen des Getreides in der Küstenebene von Buschir.

begleiten, die ihnen in Fällen der Gefahr treu zur Seite stehen.

Da es unmöglich war, die Bergkette, welche das Thal von Firuzabad im Süden begrenzt, in einem Tagemarsche zu überschreiten, so brach man am 9. November Nachmittags auf und ritt bis zu dem am Fuße jenes Gebirges liegenden Dorfe Deh No, dessen fanatische Einwohner ihnen einen sehr unfreundlichen Empfang bereiteten; am folgenden Tage wurde dann das Gebirge überschritten. Den ganzen Morgen zog man durch unentwirrbare Schluchten und über schlechte Saumpfade, die fast durch nichts anderes, als Haufen von Oleanderzweigen, auf denen ein großer Stein lag, bezeichnet waren. Hier begegnete den Reisenden ein zahlreicher Stamm der Iljat, der von den Hochplateaus in tiefer gelegene Ebenen, wo die Herden noch gute Weiden fanden, hinabzog. An der Spitze des Zuges marschirten die Ziegen und Schafe, getrieben von wild blickenden Kindern, deren Haar noch niemals mit einem Kamme Bekanntschaft gemacht hatte, dann die Füllen und die bockenden jungen Esel, die ihren Hütern mehr zu schaffen machten, als alle übrigen Viehgattungen zusammengenommen; dann folgten Stuten, schwer mit Säcken beladen, aus denen die ganz kleinen Schaf- und Ziegenlämmer, deren Kräfte zum Laufen noch nicht ausreichten, hervorguckten, und Maulesel mit den Zelten und Teppichwebstühlen, an welchen noch das Hühnervolk mit den Füßen aufgehängt war, ohne Schnabel oder Flügel zu rühren; denn solche lange Reisen sind ihm nichts Neues. Zuletzt kamen die Kühe, die mit den schwersten Stücken des Haushaltes, wie Mehlmühlen und Mörsern zum Enthülsen des Reis und Stampfen des Kaffees, beladen waren. An allen Gegenständen hingen noch Packen von Schnürriemen und waren Kinder von drei bis sieben Jahren mit den Füßen und der Taille befestigt, während die allerkleinsten Würmer, wie Würste zusammengeschnürt, flach obenauf lagen. An den allerschlimmsten Stellen, wo den Kühen oft kein anderer Ausweg bleibt, als sich von Felsen zu Felsen hinabgleiten zu lassen, binden die Mütter die Kinder los, befestigen sich die beiden kleinsten mittels Riemen auf dem Rücken, nehmen ein drittes auf den Arm und lassen die übrigen mit Allahs Hilfe zu Fuß laufen. Die Frauen tragen keinen Schleier, sondern lassen ihre starken Züge, den braunen Teint und die äußerst lebhaften Augen sehen. Die über der Stirne kurz abgeschnittenen und an den Schläfen lang wachsenden Haare fallen in ganzer Länge und in Locken auf die Brust herab, was ihnen einen eigenthümlichen wilden Zauber verleiht.

Zwei Stunden reichten kaum hin, daß die Reisenden bei diesem Zuge vorbeiritten; dann gelangten sie in eine weite Ebene, in welcher ein anderer Stamm der Iljat sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Gholams (Soldaten) fanden dort reichliche Vorräthe von saurer Milch und Käse und veranlaßten darum die Reisenden zu einem Aufenthalte, welchen diese benutzten, um die Zelte und die Teppichweberei der Nomaden kennen zu lernen. Späterhin aber verirrten sich die Führer zu wiederholten Malen, so daß man gezwungen war, ganze fünfzehn Stunden im Sattel zu bleiben; im Freien zu übernachten, war aber unthunlich, da in den Küstenebenen, in welche man jetzt von den Hochplateaus hinabgestiegen war, Nachts ein sehr reichlicher Thau zu fallen pflegt. Erst gegen 9 Uhr Abends erreichte man die Palmen und Gärten von Feraschbend und fand bei dem dortigen Najeb gute Unterkunft.

In Firuzabad (975 m hoch) waren bereits einige Palmen aufgetreten; hier aber gab es deren schon ganze ausgedehnte Wälder. 60 km Weges, während deren die



Das Dorf Ahram.

Reisenden allerdings etwa 800 m hinabgestiegen waren, hatten hingereicht, um sie aus einem, ungefähr demjenigen von Südeuropa entsprechenden Klima in ein anderes, das an Oberägypten erinnert, zu versetzen. Die Dattelpalme bildet den einzigen agricolen Reichthum der Ebenen um Feraschbend und Buschir, welche für den Anbau von Getreidefrüchten anscheinend wenig geeignet sind. Der Ertrag des Baumes wechselt sehr und in Feraschbend beläuft sich derselbe, Dank reichlicher Düngung und Bewässerung, bis auf 25 Francs jährlich, und die Frucht ist von vorzüglicher Güte, während in anderen Dörfern jeder Baum kaum drei bis vier Francs einbringt. In Feraschbend standen die alten, tragenden Bäume ebenso vorzüglich, wie die jungen Anpflanzungen, deren jüngste indessen schon vor zehn Jahren angelegt worden waren. Seitdem hatte der Najeb, trotzdem es ihm an reichlichem Wasser zum Berieseln nicht fehlte, keine neuen Bäume mehr angepflanzt. Denn dieselben erfordern in den ersten zehn Jahren, wann sie zu tragen anfangen, und namentlich vom sechsten an, wann der Stamm in die Höhe schießt, sehr viel Arbeit mit Bewässern, Düngen und Behacken, während der jetzige Besitzer absolut nicht weiß, ob er und seine Söhne die Früchte davon ernten werden, oder ob der Gouverneur der Provinz seine Ländereien und seine Stelle vielleicht bald an einen entfernten Verwandten verkauft. Dies ist der Hauptkrebsschaden der dortigen Verwaltung: Niemand hat bei der Unsicherheit aller Verhältnisse Lust, langaussehende und erst spät rentirende Verbesserungen vorzunehmen, sondern die Ket-chodas und Stammeshäuptlinge begnügen sich damit, während der Dauer ihrer Macht so viel Geld zusammenzubringen, daß sie und ihre Familien gegen alle Wechselfälle geschützt sind.



Der Ket-choda von Ahram.

Am Nachmittage desselben 11. November unternahmen die Reisenden einen kurzen Ausflug nach einem gewölbten Gebäude, an welchem sie am vorhergehenden Abend vorbeigeritten waren. Der Najeb und dessen Bruder auf prächtig geschirrten Rossen und gegen vierzig bis an die Zähne bewaffnete Reiter begleiteten sie dabei, und sie mußten sich selbst gestehen, daß sie auf ihren schlechten Reitthieren an der Spitze des Zuges einen dürftigen Eindruck machten. Das kleine Gebäude, dem ihr Ritt galt, ist im Stile des Palastes von Sarvistan erbaut, hält sich aber in sehr viel bescheideneren Verhältnissen. Merkwürdig ist, daß die Strebebogen nicht auf vollen Mauern, sondern auf vier gemauerten Pfosten ruhen; das ist charakteristisch und darf als eine weitere Annäherung zwischen der byzantinischen und der alten persischen Kuppel gelten.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Feraschbend machten sich die Reisenden am 12. November wieder auf den Weg und waren wiederum gezwungen, einen vierzehnstündigen Marsch zurückzulegen; diese übermäßig langen Etappen überstiegen ihre Kräfte und ermüdeten sie dermaßen, daß ihnen nicht nur der jedem Reisenden zur Ertragung der Strapazen so nothwendige Enthusiasmus, sondern selbst jede Neugierde verloren ging. Die Gegend war zwar herrlich, eine grüne, fruchtbare Ebene, eingefaßt von Bergen von den verschiedensten Färbungen; aber sie vermochte den ermatteten Reisenden kein Interesse mehr abzugewinnen; müde, gleichgiltig, mit trockenen Kehlen und ohne ein Wort zu sprechen hingen sie auf ihren langsam einherschleichenden Thieren. Ebenso ging es am folgenden Tage, wo sie in 8 Stunden kaum 25 km zurücklegten und schon um 3 Uhr Nachmittags in einem Dorfe Unterkunft suchten. Während in Feraschbend die Dächer der Häuser aus Palmenzweigen bestanden, waren hier Mauern und Dach daraus hergestellt. Eine Hütte von konischer Gestalt war z. B. aus Zweigen gebildet, die in die Erde gesteckt und an ihrer obersten Spitze zusammengebunden waren. Eine andere Art Wohnung scheint unbestreitbare Vortheile zu bieten. An den vier Ecken erheben sich Palmenstämme, die mit Balken unter einander verbunden sind; im Inneren tragen Säulen ein horizontales Gebälk, welches sich an jene Stämme anlehnt; die Wände bestehen aus Reisigbündeln, welche mit Grasseilen an einander befestigt sind. Den Fußboden bedeckt eine Matte, und über das Dach gießen die Bewohner während der heißesten Stunden des Tages fleißig Wasser aus. Diejenige Hütte, welche den Reisenden angewiesen

wurde, zeigte in ihren Wänden große Löcher, aber einige Reisigbündel genügten, um den Schaden schnell wieder auszubessern. Die ganze Einrichtung der Dorfbewohner bestand nur aus Teppichen, Mörsern, Pferdesäcken und einer Mehlmühle. Letzteres Geräth erinnert in seiner Gestalt an die römischen Mühlen und besteht aus zwei kegelförmigen Mahlsteinen, deren einer in dem anderen läuft. Ihr für europäische Ohren unerträgliches Knirschen scheint den Iljat ganz angenehm zu sein, hindert wenigstens die müssigen Leute und die Courmacher keineswegs, bei den schönen Müllerinnen des Stammes stehen zu bleiben oder die Runde zu machen.

Gegen Abend ließ sich der Ket-choda anmelden; er trug einen Turban von rother und blauer Seide nach der neuesten Buschirer Mode und wurde von mehreren Neger-Soldaten begleitet. Neger und Häuser von Palmblättern! Der Sommer muß in dieser Gegend schon wahrlich nicht mehr kühl sein!

Wahre Ziegenpfade führten am nächsten Tage (14. November) nach Ahram in die Ebene von Buschir hinab und strengten die ganz heruntergekommenen Reitthiere der Reisenden auf das Entsetzlichste an. Wenn dieselben geglaubt hatten, in den Engpässen von Firuzabad die unzugänglichsten Schluchten der Welt passirt zu haben, so sahen sie an diesem Tage bald, daß sie sich geirrt hatten. Dreht man sich um, so ist es unmöglich, den Weg, welchen man eben zurückgelegt hat, zu unterscheiden, und schaut man vorwärts, so hat man keine Ahnung davon, welche Richtung der Weg einschlagen wird. Die Felsabhänge sind außerordentlich steil, und der Weg führt bald an unergründlichen Schluchten, bald in fast unwegsamen und von riesigen Steinblöcken erfüllten Bachbetten dahin. Fast unglaublich erschien es, daß man hier einige Monate zuvor Kanonen nach Buschir hinabtransportirt hatte. Entsetzlich war auch die Hitze und der Durst; denn das Wasser des Baches war mit bitteren Salzen über und über geschwängert.

Plötzlich ein Freudenschrei! Zwischen zwei durch eine tiefe Schlucht von einander getrennten Gipfeln erscheint eine von Sonnenglanz überlagerte sandige Ebene, am Horizonte begrenzt von einer dunkelblauen Linie, dem langersehnten Meere. Es war das vorläufige Ende einer 4000 km langen Reise, die man nur zu Pferde in einem wegelosen, allen Comforts baren Lande seit dem Monate März zurückgelegt hatte. Von den großen Städten abgesehen, hatte man während der 91 Tagereisen nur in armseligen Karawanserais oder noch elenderen Hütten übernachtet, und nicht der Glanz Ispahans, das Funkeln der Sterne während der sommerlichen Nächte, die Cypressen von Schiraz oder die alten Achämenidenpaläste hatten die Reisenden in eine ähnliche frohe Stimmung versetzt, als jener schmale blaue Wasserstreifen in der Ferne.

Drei Stunden später erreichten sie das schöne Dorf Ahram und fanden dort Unterkunft in einem Balachane, das ihnen der Ket-choda, ein prächtiger alter Mann, dessen Züge an diejenigen des Darius in den persepolitanischen Basreliefs erinnerten, zur Verfügung stellte. Von den Fenstern des Gemaches aus konnten sie die eben überschrittenen Berge und in der Ebene weit gedehnte Palmenwälder übersehen. Die Bevölkerung des Dorfes, die an jeder Hausthür bunte, belebte Gruppen bildete, war von sehr dunkler Farbe, und ebenso das zur Winterszeit in Cisternen und offenen Löchern gesammelte und dort stagnirende Wasser; die dortigen Quellen sind derartig bitter, daß selbst die Eingeborenen nicht davon zu trinken vermögen. Mit Mühe vermochten sich die Reisenden ein wenig Milch zu verschaffen; dann aber, da sie sahen, daß ihr Vorrath an durststillenden süßen Citronen zu Ende ging, entschlossen sie sich zu fasten, um nach dem Essen nicht unerträglichen Durst zu leiden oder, was noch schlimmer war, das dortige Cisternenwasser genießen zu müssen. Solche Entbehrungen waren freilich nicht geeignet, den von Fieber und Strapazen geschwächten Marcel Dieulafoy bald wieder zu Kräften zu bringen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

I. Orientirung. Die Wege.

Für Columbien und für Südamerika überhaupt fehlt noch ein Bädeker'sches Reisehandbuch, welches den Reisenden von vornherein über Land und Leute orientirt, ihm zeigt, auf welche Weise er reisen muß, welche Art Obdach und Kost er finden wird, mit welchem Aufwande von Zeit und Geld die Reise verknüpft ist. Wie oft habe ich mich nach einem rothen Bädeker gesehnt, wenn ich bei der Vorbereitung meiner Reisen in Columbien von der vorhandenen Litteratur in dieser Beziehung ziemlich im Stiche gelassen wurde! Wir besitzen zwar eine recht gute Karte und geographische Beschreibung des Landes, welche von Ponce de Leon und Felipe Pérez nach den Manuskripten des Italieners Codazzi zusammengestellt worden sind, der zuerst Venezuela im Auftrage der dortigen Regierung untersucht und in Karte und Text vorzüglich dargestellt hatte, dann von der columbianischen Regierung zu dem gleichen Zwecke berufen wurde, aber schließlich bei der Bereisung der Küstenstaaten einem hitzigen Fieber erlag, aber diese Beschreibung ist streng systematisch gehalten, erzählt nichts von der Art des Reisens und giebt erst recht nicht einen eigentlichen Reiseführer. Codazzi hatte freilich ein ausführliches Routenverzeichniß sämmtlicher bereister Gegenden, speciell für militärische Zwecke, angelegt, welches für die nordöstlichen Provinzen auch veröffentlicht worden ist; aber die Regierung hat dasselbe später vernichten und für die übrigen Provinzen nicht abdrucken lassen, um den Revolutionen keinen Vorschub zu leisten. Fürwahr, ein engherziger und kurzsichtiger Standpunkt, da nun auch den Regierungstruppen dieses Hilfsmittel fehlt. Ein Theil dieses Itinerars wird noch auf der öffentlichen Bibliothek in Bogotá bewahrt, wo ich mir Auszüge daraus machen konnte.

Auf der ersten seiner Reisen, durch die heutigen Staaten

Boyacá und Santander, war Codazzi von einem der besten Männer des Landes, Manuel Ancizar, begleitet worden, dem wir eine anziehende Beschreibung dieser Reise verdanken. Im Uebrigen haben Columbianer nur selten Touren durch ihr Land beschrieben, und dann nur in feuilletonistischen Zeitungsartikeln, mit einem Schwall von poetischen Empfindungen, aber ohne plastische Darstellung der Gegend und ihrer Merkwürdigkeiten. Die meisten europäischen Reiseschriftsteller haben nur einige Hauptrouten kennen gelernt, so daß ein Reisender, der auch abgelegenere Gegenden kennen lernen will, sich auf mündliche Erkundigungen angewiesen sieht. Aber es ist durchaus nicht leicht, solche Auskunft zu erhalten, denn die Columbianer, und besonders die höheren Klassen, kennen ihr eigenes Land außerordentlich wenig. Von den entfernteren Landestheilen haben sie meist nur eine ganz vage Idee; um in Bogotá zu erfahren, welche Wege nach dem Süden des Staates Cauca führen, mußte ich mich an einen jungen Mann aus Popayan, der Hauptstadt desselben, wenden, der gerade in Bogotá studirte. Man reist eben so wenig wie möglich — am meisten wird Kenntniß des Landes noch durch die Kriegszüge der Revolutionen verbreitet — und der geographische Sinn ist nur wenig ausgebildet. Dazu kommt die ganz falsche Werthschätzung des eigenen Landes im Vergleich mit dem Auslande, und dadurch die Erweckung falscher Ideen in dem harmlosen Fremden. Neu ankommende Europäer werden auf der Reise von allen Seiten versichert, daß Bogotá an Schönheit und großstädtischem Leben nur hinter Paris zurückstehe; wer eine unbefangene Beschreibung von Bogotá gelesen hat, wird sich vorstellen können, welche Enttäuschung diese Reisenden bei ihrer Ankunft erleben. Jeder Reisende muß hier Lehrgeld bezahlen; erst als ich selber einige Zeit in Columbien gereist war, hatte ich gelernt, die Mittheilungen der Landeskinder richtig zu deuten und zu würdigen, hatte ich gelernt, wie man am besten in diesem Lande reist.

Die Art des Reisens in einem fremden Lande ist immer der Darstellung werth, denn der Zustand der Wege und der Transportmittel, die Bequemlichkeiten, welche der Reisende findet, die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellen, charakterisiren schlagend den Kulturzustand der Bevölkerung.

Die Nation, welche aus der spanischen Einwirkung auf die indianische Urbevölkerung hervorgegangen ist, und welche heute die Vereinigten Staaten von Colombia bildet, hat doch nur einen Theil des Landes, im Großen und Ganzen das gebirgige Innere und einen Theil der Nordküste, wirklich besetzt. Die ganze Küste des Stillen Oceans, die Umgebung des Golfes von Darien ebenso wie die Landenge von Panamá, die Thalebene des Magdalenenstromes und seiner Zuflüsse, die nördlichen und z. T. auch die östlichen Abhänge der Ostcordillere ebenso wie der größere südliche Theil der Ebenen, welche sich im Osten der Anden bis zu den Gebirgen Guyana's ausdehnen und von Nebenflüssen des Amazonas und Orinoco durchflossen werden, sind fast ohne Unterbrechung von dichtem, üppigem Urwalde bedeckt, werden von dünnen Horden wilder Indianer oder von wenigen Familien träger Neger und Zambos, der Abkömmlinge früherer Sklaven, bewohnt. Die Grassteppen, welche den nördlichen Theil jener Ebenen einnehmen und auch an der Nordküste einen großen Umfang besitzen, sind der Tummelplatz halbwilder Viehherden, deren Hüter in vereinzelten Hütten ein rohes, durch Fieber häufig gefährdetes Leben führen.

Daher ist auch das Reisen im Allgemeinen auf das innere Gebirge und auf die Zugänge desselben von der Küste beschränkt. Wo nicht einer dieser Zugangswege die Gebiete zusammenhängenden Urwaldes durchschneidet, werden dieselben nur selten von verwegenen Männern aufgesucht, welche werthvolle Pflanzenprodukte sammeln wollen oder von dem Rufe des Goldreichthumes gelockt werden. Dieselben befahren die Flüsse auf Flößen oder selbstgezimmerten Kähnen, oder bahnen sich mit dem Messer in der Hand einen schmalen Weg durch das dichte Unterholz, aus welchem zahllose Giftschlangen ihr Leben bedrohen. Ihre Nahrung müssen sie auf dem Rücken mit sich tragen, ihr Nachtlager mitten im Walde aufschlagen, wo ihnen der Tiger oft unliebsame Besuche abstattet. Ein großer Theil der Eindringlinge fällt den Strapazen und dem tödtlichen Fieberklima zum Opfer.

Bei weitem den wichtigsten Eingang zu dem besiedelten Inneren Columbiens bildet der Magdalenenstrom, welcher bis 85 deutsche Meilen oder 640 km geraden Abstandes von seiner Mündung, bis zu den Stromschnellen von Honda, und jenseits derselben wieder, wenigstens in der Regenzeit, 35 deutsche Meilen oder 260 km bis Neiva für Dampfschiffe zugänglich ist, wenn auch die starken Schwankungen des Wasserstandes, Sandbänke, Stromtheilungen und Veränderungen des Laufes, wie sie Tieflandsflüssen eigenthümlich sind, der Schiffahrt bedeutende Hindernisse in den Weg legen. Der Fluß wird gegenwärtig von ungefähr 20, fünf verschiedenen Gesellschaften gehörigen Dampfschiffen befahren, welche alle nach dem barocken Muster der Mississippidampfer fast ganz aus Holz erbaut sind. Die wichtigsten Charakteristika sind das große Schaufelrad auf der Hinterseite, durch welches das Schiff bewegt wird, und der überaus flache Kiel. Ueber dem unteren Raume, in welchem sich die Maschine, die Holzvorräthe und die Waaren befinden, und welcher zugleich der Mannschaft und den Passagieren zweiter Klasse als Aufenthalt dient, erhebt sich auf Holzpfeilern die Kajüte mit einem freien Platze an der Spitze, an welchem man den Tag zubringt, weil hier der durch die Fahrt erzeugte Wind die drückende tropische Hitze etwas lindert. Ueber der Kajüte sind noch ein oder zwei kleinere Stockwerke mit den Kajüten des Kapitäns und der Officiere und dem Steuerruder aufgesetzt. Jedes Schiff hat nur eine beschränkte Anzahl von Schlafkabinen, deren Benutzung besonders bezahlt werden muß; für die Mehrzahl der Passagiere und die Stewards werden die Lagerstätten im Speisesaal oder im offenen Vordertheile aufgeschlagen; statt Betten hat man die überall im heißen Lande gebräuchlichen und sehr zweckmäßigen Catres, welche aus einem über vier Balken gespannten Segeltuche bestehen; ein nothwendiges Zubehör für denjenigen, der nicht ein Kind dieses heißen Tieflandes, ist ein Moskitonetz zum Schutze gegen diese blutgierigen Insekten. Die Kost auf diesen Dampfern ist wenig befriedigend; viele Gerichte zugleich werden auf den Tisch gesetzt; aber alle unschmackhaft und unappetitlich, mit Ausnahme des vorzüglichen Cacaos und Kaffees. Den Tag verbringt man mit Geplauder, Lektüre oder auch in der Hängematte schlummernd, denn die enorme Hitze macht eine ernstere Thätigkeit unmöglich. Einen Zeitvertreib bilden die Kaimans (Alligatoren), welche auf jeder Sandbank in Masse lagern, und auf welche zahllose Schüsse abgefeuert werden. Die landschaftliche Scenerie ist etwas ermüdend, immer nur Savannen und Urwald, Berge nur in weiter, dunstiger Ferne, um erst am letzten Tage der Fahrt nahe an uns heranzutreten. Drei- oder viermal täglich legen wir an, um Holz für die Maschine einzunehmen, aber oft stellen sich unfreiwillige Aufenthalte ein, wenn bei niedrigem Wasserstande der Dampfer auf einer Sandbank festfährt und vielleicht Wochen lang dort liegen bleibt, ehe er wieder flott wird. Die Fahrt nach Honda, die bei

gutem Wasserstande eine Woche (abwärts vier Tage) in Anspruch nimmt, kann dadurch ins Ungewisse verlängert werden.

Schon weiter abwärts haben sich einige Wege ins Innere abgezweigt, von Puerto Nacional nach Ocaña, von Paturia nach Bucaramanga (wie Ocaña im Staate Santander), von Nare nach Medellin, der Hauptstadt von Antioquia; von Honda führt östlich der Weg nach Bogotá, westlich Wege nach Salamina und Manizales, welche das mittlere Caucathal erschließen, und südlich können wir, zu Wasser oder zu Lande, die Reise nach dem oberen Magdalenenthale, dem Staate Tolima, fortsetzen. Nur beschränkte Theile des Landes haben danach ihren Zugang von anderen Seiten. Cúcuta, im nordöstlichen Theile des Staates Santander, ist nicht weit vom R. Zulia entfernt, auf welchem kleine Dampfschiffe zum See von Maracaibo hinabfahren, und das obere Caucathal wird durch den Weg von Cali nach Buenaventura und von Pasto nach Tumaco am Stillen Ocean eröffnet.

Alle die Wege, welche vom Magdalenenstrome oder erst recht diejenigen, welche von der pacifischen Küste ins Innere führen, sind schwierige Gebirgspfade. Uebertreffen doch die columbianischen Anden an Höhe und Mächtigkeit unsere Alpen, ohne deren herrliche Längsthäler und tief eingesenkte Pässe zu besitzen. Die Flüsse sind reißende Bergströme, welche erst beim Eintritt in die Tiefebene des Magdalenenstromes oder in die östlichen Ebenen schiffbar werden. Eisenbahnen sind zwar vielfach projektirt, aber nur für kleine Strecken wirklich fertig gestellt, Fahrstraßen existiren nur auf den Hochebenen der Ostcordillere, bei Cúcuta und im Thale von Medellin, während die ausgedehnten Tiefebenen derselben noch entbehren. Die überwiegende Mehrzahl der columbianischen Landstraßen sind noch Saumwege.

Ueber die Anlage und Beschaffenheit dieser Wege ist viel und z. T. mit vollem Recht geklagt worden, aber man darf, wenn man gerecht sein will, die Schwierigkeiten nicht verkennen, welche die Natur hier dem Wegebau entgegenstellt. Wenn es auch im Charakter des Gebirges begründet liegt, daß die meisten Wege, um nicht zu Umwegen zu werden, mehrere Gebirgsketten nach einander überschreiten müssen, so beruht das ewige Auf und Ab derselben doch zum Theil auch auf der ungeschickten Anlage, die vielfach noch aus der Zeit der ersten Eroberung stammt, ja bei der man oft sogar alte Indianerpfade benutzt hat. Häufig steigt der Weg über den höchsten Gipfel, wie um den Reisenden die weite Aussicht genießen zu lassen, während unmittelbar daneben die Paßhöhe mehrere hundert Meter unter uns liegen bleibt. Die Wege, welche einem Thale folgen, steigen zu jeder Schlucht hinab und zu jedem vortretenden Bergrücken wieder hinauf, statt beide durch Ausbuchtungen zu umgehen. Daß das möglich ist, ist neuerdings an einigen Beispielen gezeigt worden, aber die Gelder, welche für neue Anlage und Ausbesserung der Wege in den Etats ausgesetzt sind, werden leider großentheils für andere Zwecke verwandt. Wenn man dazu die Gewalt der tropischen Regen nimmt, welche beständig an der Zerstörung der Wege arbeiten, kann man die schlechte Beschaffenheit derselben verstehen. Vielfach steigen sie so steil an — Böschungswinkel von 25 bis 30° sind durchaus nicht ungewöhnlich —, daß die Maulthiere in Zickzacklinien von einer Seite zur anderen gehen, um den Anstieg zu bewältigen. Wenn ein solcher Weg aus Thonboden besteht und nach Regen schlüpfrig geworden ist, kann die Höhe nur erreicht werden, indem der Reiter absteigt und den Anstrengungen des Thieres zu Hilfe kommt; bergab stemmt das kluge Maulthier die Vorderbeine ein und läßt sich ähnlich hinabgleiten wie der Alpensteiger auf einem Schneefelde. Nach stärkerem Regen wird der Boden schlammig und oft so schlammig, daß das Thier bis über die Knie einsinkt; und in diesem Zustande bleiben die Wege in waldigem Terrain das ganze Jahr über. Die Ochsen setzen ihre Füße immer wieder auf denselben Fleck, so daß allmählich Schlammlöcher entstehen, zwischen welchen schmale Leisten stehen bleiben. Das Pferd versucht, den Fuß auf diese Leisten zu setzen und rutscht unfehlbar aus, das Maulthier kennt die Sache besser und tritt in die Löcher, aber wenn dieselben tief sind, strauchelt es auch; es soll vorkommen, daß kleine Thiere nur noch mit dem Bauche auf der Leiste ruhen, mit den Beinen aber den Halt verloren haben. Man hat sich auf schlammigem Boden mitunter durch Pflastern der Wege oder durch Belegen derselben mit Holzpfählen zu helfen gesucht, aber da diese Arbeiten liederlich ausgeführt und nie ausgebessert werden, ist der Zustand des Weges bald schlechter als zuvor. Mitunter hat man Felsstufen von mehr als einem halben Meter Höhe stehen lassen, von welchen das Thier hinabspringen, oder auf welche es hinaufspringen muß, so daß sein Rücken mit der Horizontalebene oft einen Winkel von 45° bildet und der Reiter die Schenkel fest schließen oder sich gar an der Mähne anklammern muß, um den Halt nicht zu verlieren. Auf dem Wege von Vélez zum Carare wechseln solche Felsstufen und ebenso tiefer Schlamm mit einander ab. An vielen Stellen hat man enge Wasserrisse benutzt, um den Weg hindurch zu führen. Der Reiter thut gut, an solchen Stellen auf seine Beine Acht zu geben, damit sie ihm nicht an der Wand geschrammt werden, besonders, wenn er da einer Karawane von Packthieren begegnet, die nur auf ihre Füße achten, unbekümmert, wo ihre Ladung anstößt.

Zu den unangenehmsten Episoden des Reisens gehören vielfach die Flußübergänge. Selbst unansehnliche Bäche, welche gewöhnlich kaum einen Tropfen Wasser führen, brausen nach einem Regen als hochgeschwollene Gießbäche dahin. Und die größeren Gebirgswässer sind auch bei niedrigem Wasserstande so reißend, und ihr Bett dabei so voll von großen Felsblöcken und kleineren Rollsteinen, daß ihre Passage ein schwieriges Unternehmen ist. Dennoch sind nur auf den besuchtesten Verkehrswegen Brücken über alle diese Bäche und Flüsse geschlagen. Ueber die Flüsse der Hochebene von Bogotá mit ihren weithin versumpften Ufern haben schon die spanischen Vicekönige einige große steinerne Brücken erbaut, in neuerer Zeit sind über verschiedene der größeren Flüsse, bei Girardot sogar über den Magdalenenstrom selbst, gute eiserne Brücken angelegt worden, aber am gewöhnlichsten sind überdachte Holzbrücken, welche freilich nur bei kleineren Flüssen anwendbar sind. Oder die Brücke ist vielleicht auch nur aus den Stämmen von Guaduas, der südamerikanischen Bambusen, nicht mit Nägeln und Klammern, sondern mit Bejucos, d. h. Schlinggewächsen, zusammengefügt, und schwankt beim Betreten so stark, daß das Maulthier nur mit Zittern und unter dem Druck der Sporen oder am Halfter geführt über dieselbe hinübergeht. Häufig findet sich nur ein schmaler Steg für Fußgänger, während der Reiter durch das Wasser reitet, und oft fehlt auch dieser Steg, sieht man Männer und Frauen zu Fuß mit hochgeschürzten Kleidern durch den Bach waten oder sich, um nicht naß zu werden, hinter einem Reiter aufsetzen. Aber auch zu Pferde kann die Passage höchst unangenehm werden. Die Füße so weit wie möglich heraufgezogen, sich nur noch mit den Oberschenkeln auf dem Thiere haltend, gilt es, dasselbe stromaufwärts zu lenken, aber ihm sonst freien Spielraum zu lassen und doch fortwährend bereit zu

sein, ihm Halt an den Zügeln zu gewähren. Es ist ein harter Kampf des Thieres gegen den wild einherschießenden Strom. Jeden Augenblick tritt es auf einen Stein am Flußboden und stolpert. Wehe dem Reiter, wenn das Thier das Gleichgewicht verliert, wehe ihm, wenn er selbst schwindelig wird und den Gang desselben stört. Nicht selten sind die Fälle, daß der Fluß Roß und Reiter hinwegschwemmte und man erst weit unterhalb ihre Leichen wieder auffand. Es ist durchaus nöthig, sich bei Ortskundigen zu vergewissern, ob der Fluß noch passirbar ist, und wenn nicht, von dem tollkühnen Vorhaben abzustehen. In den Llanos giebt es Orte, welche auf diese Weise über die Hälfte des Jahres von jedem Verkehre abgeschnitten sind. Für gewöhnliche Holzbrücken sind diese Flüsse zu groß, und noch Jahrhunderte werden vergehen, bis sie alle durch moderne Eisenkonstruktionen überbrückt sein werden. In manchen Gegenden hat man sich durch die Anlage von Seilbrücken geholfen, welche freilich nur für Personen und Waaren, nicht für Thiere benutzt werden können. Ein starkes Seil, neuerdings häufig ein Drahtseil, zieht in einiger Höhe von einem Ufer zum anderen, beiderseits an Baumstämmen befestigt; an demselben wird ein Korb hin- und hergezogen, in welchem sich die Person und die Gegenstände befinden; Die armen Indianer müssen sich auch wohl ohne dies Hilfsmittel hinüberarbeiten, sich mit Händen und Beinen am Seile anklammernd. Bei größeren Flüssen, welche nur wenig große Steine mit sich führen, wie dem Magdalena und Cauca, bewerkstelligt man den Uebergang in Canoes und läßt die abgesattelten Thiere nebenher schwimmen, sie an den Halftern haltend; man sagt, daß dieselben dadurch ebenso angestrengt werden wie durch einen ganzen Tagemarsch. Es kommt vor, daß zwar der Mensch auf Seilbrücke oder im Kanoe den angeschwollenen Fluß passiren kann, seine Thiere aber am anderen Ufer zurücklassen muß, daß also der ganze Waarenverkehr und ein großer Theil des Personenverkehrs doch unterbrochen ist.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde**. (Deutsch von W. Finn.)

I.

Der zweite und hoffentlich letzte Winter, welchen die dänische Expedition nach der Küste von Ostgrönland hier im Lande zubringen sollte, ist jetzt verstrichen, und der letzte und entscheidende Abschnitt, die Vereinigung der beiden Abtheilungen der Expeditionen, steht bald bevor; wo und wie die Hauptabtheilung an der wilden Ostküste den Winter verlebt hat, das wissen wir nicht. Obgleich ich im vorigen Jahre bereits in kurzen Umrissen über unsere Expedition berichtet habe, so dürfte doch eine eingehendere Darstellung unserer Reise im Sommer 1884 von Interesse sein.

Im Frühjahr 1884 zog die vereinigte Expedition von der Westküste ab und begab sich auf den alten Weg längs der Ostküste. Unter Frohsinn und Gelächter hatten die neunzehn Frauen und Mädchen in Hosen und die zwölf Männer nebst der aus sechs Dolmetschern und Europäern bestehenden Besatzung unsere vier Fellboote ins Wasser gesetzt und am Morgen des 5. Mai mit der Beladung begonnen. Alle waren voll Hoffnung und Erwartung! Der Chef und wir anderen Europäer sehnten uns vorwärts, um mit den vielen an der Ostküste vorzunehmenden Vermessungen, Einsammlungen und anderen Arbeiten zu beginnen. Was wesentlich dazu beitrug, den Humor der Grönländer zu steigern, war die Aussicht, jetzt während längerer Zeit jeden Morgen Kaffee zu erhalten, denn der verflossene Winter war sehr karg an solchen Genüssen gewesen. Unter all den vergnügten Grönländern sah man nur einen mit etwas trauriger Miene, nämlich den Leiter der Grönländer, Katechet Johannes Hansen. Er zog nun als grönländischer Hans Egede hinaus, um eine Mission unter den Ostländern zu beginnen, aber während Egede von Frau und Kindern begleitet wurde, verließ „Hansêrak“ (der kleine Hans, wie er von den Grönländern genannt wird), seine ganze Familie auf einen Zeitraum von 1½ Jahren; es ist ziemlich unerhört, daß ein Grönländer seine Frau und neun Kinder auf so lange Zeit verläßt. Hansêrak war indessen von einem solchen Eifer für das von ihm übernommene Werk beseelt, daß er, nachdem er thränenden Auges von dem letzten seiner Familienglieder, einem kräftigen jungen Manne, der uns im Kajak ein Stück begleitete, Abschied genommen hatte, bald wieder einen selbstbewußten Blick annahm, welcher auszusprechen schien: „Es soll so sein!“

Die am 5. Mai Morgens in eisfreiem Fahrwasser und bei prächtigem Wetter begonnene, so vielversprechende Reise sollte indeß bald eine kleine Unterbrechung erleiden. Am 6. des Abends gingen wir bei Sangmisok im Ikek-Sunde ans Land und hier mußten wir während zehn Tagen liegen bleiben. Es war ungefähr dieselbe Stelle, wo wir im Jahre 1883 bereits an der Weiterreise behindert worden waren, und wo auch in demselben Jahre Prof. Nordenskiöld mit seinem Dampfer umkehren mußte. Die Umgebung des Kap Farwell ist und bleibt doch der schlimmste Punkt, und leider dauerte es mehr als zehn Tage, bevor wir aus der Nachbarschaft dieser Stelle fortkamen. Bereits am Abend des fünften lief die verhängnißvolle Nachricht ein: „Das Eis kommt!“ Solche Nachricht wirkt auf die Grönländer, wenn sie auf Frauenbootsreisen begriffen sind, ebenso niederdrückend und lähmend, wie sie ermunternd und wohlthuend auf dieselben wirkt, wenn sie auf ihren Fangplätzen im offenen Fahrwasser liegen und schlechten Robbenfang haben.

Es war aber auch wirklich Ernst mit dem „Eise“. Als wir am Morgen des 7. Mai erwachten, war der lange schmale Ikek-Sund so voll von Großeis gepackt, welches sich von der Ostküste her hineinpreßte, daß wir wohl einsahen, es würde nicht so glatt abgehen, wie vielleicht einige von uns gehofft hatten. Das Eis rieb sich mit Macht an der Felsenküste, die reißende Strömung im Sunde warf die mächtigen Eisblöcke furchtbar durch einander, so daß unsere Kajakleute nicht oft auf den Seehundsfang gehen konnten. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als geduldig zu warten, bis ein westlicher Wind das Fahrwasser säubern

würde. Bei Sangmisok war noch alles mit Schnee bedeckt, die Temperatur hielt sich bei Nacht noch mehrere Grade unter dem Gefrierpunkte und dann und wann war es unbehaglich rauh; aber trotzdem wurde uns die Zeit nicht lang, denn unsere Beobachtungen, die photographischen Aufnahmen, das Einsammeln und Zeichnen — Schneeschuhlaufen, das Bewundern der getödteten Seehunde und gemüthliche Spiele mit den Damen und Herren der Besatzung ließen die Zeit bis zum 16. Mai, an dessen Morgen das Signal zur Weiterreise gegeben wurde, schnell verstreichen. Der Chef und Hansêrâk hatten das Gebirge bestiegen und längs des Landes, an der entgegengesetzten Seite des Sundes, eine kleine offene Rinne entdeckt, welche jetzt benutzt werden sollte. Die Zelte waren bald abgebrochen und alles an Bord gebracht. Unsere Reise ging nun quer über den Sund. Nicht ein Wort außer dem Kommando des Steuermannes wurde gehört, während er das zerbrechliche Fellboot zwischen den drohenden Eismassen hindurchleitete; die Strömung veränderte mit jedem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit die Oeffnungen im Eise. Wir waren deshalb nicht wenig froh, als wir glücklich die offene Rinne an der Südseite des Ikek erreicht hatten. Aber unsere Reise ging nur langsam vorwärts; häufig wurde uns der Weg vom Eise gesperrt, so daß volle 14 Tage vergangen waren, als wir am 30. Mai den Ikek verließen. Das Glück sollte uns indeß auch jetzt nicht hold sein, denn das klare, wenn auch häufig kalte Wetter, welches wir während unseres Aufenthaltes in Ikek gehabt hatten, wurde nun von rauhem stürmischem Wetter mit Schnee und Regen abgelöst. Das Eis blieb bis zum 26. Juni unverändert liegen. Den größten Theil der Zeit bis zu diesem Tage hielten wir uns auf einer weit vorspringenden Landzunge der Insel Alluk auf, wo wir das ganze mit Eis bepackte Fahrwasser gerade vor uns hatten. Von diesem Punkte aus hatten wir einen weiten Ueberblick, denn die ganze Küste bis zum Kap Ballö lag vor uns; doch ein Tag nach dem anderen verging, ohne daß eine Veränderung im Eise eintrat; einige Tage guten Wetters wurden von Stürmen mit Schnee und Regen abgelöst. Die nördlichen Winde sind hier durchaus vorherrschend; das Eis wird von ihnen längs der Ostküste herabgetrieben, und am südlichen Theile derselben, wo es um das Kap Farwell passiren soll, aufs Land gepreßt.

Während unseres langen Aufenthaltes bei Alluk, wo glücklicher Weise der Robbenfang besonders ergiebig war, hatten wir Gelegenheit, unsere Besatzung zu beobachten und die Böcke von den Schafen, denn auch in der grönländischen Herde giebt es Böcke, zu unterscheiden. Die Kajakleute sollten eigentlich den ganzen Tag hindurch dem Fange obliegen, doch wir machten bald die Beobachtung, daß von unseren sieben Kajakleuten nur fünf als tüchtige Fänger zu betrachten seien, die beiden anderen waren ziemlich „ajornakant“ (unmöglich). Der Grund war, daß der eine in eine der jungen Ruderinnen so verliebt war, daß er sich nicht von ihr trennen mochte, und fast den ganzen Tag im Zelte an ihrer Seite verbrachte; es ereignete sich jedoch manchmal, das die Verliebten uneinig wurden und einmal präsentirte sich das arme Mädchen mit einem blauen Auge. Der andere, ein ältlicher, stammelnder Mann, erklärte dann und wann unter den verzweifeltsten Grimassen, daß, wenn er nicht mehr Tabak, als die kleine wöchentliche Ration (auf die er übrigens keinen Anspruch hatte), erhalte, so sei es ihm durchaus unmöglich, auf den Fang zu gehen. Beide waren indeß zu jeder anderen Arbeit recht geschickt, und wir konnten überhaupt über unsere Grönländer nicht klagen, mußten vielmehr oft die Lebhaftigkeit und Freudigkeit bewundern, welche sie nach mehrtägigem Verweilen in den kleinen durchnäßten Segeltuchzelten zeigten, wenn nur ein sonnenklarer Tag mehreren Tagen des Unwetters folgte. Die Grönländerinnen blieben sich immer gleich, sie sprangen, sangen und tanzten mit einander auf den Klippen und träumten von dem herrlichen Ballsaale in Nanortalik, ob es Sonnenschein, Schnee oder Regenwetter sein mochte. Da der Fang gut war, so konnten die Kochtöpfe immer gefüllt gehalten werden, und Speck hatten wir so viel, daß wir auch selbst in dem schlimmsten Wetter kochen konnten. Dies war wohl der Hauptgrund, warum unsere Grönländer sich nicht langweilten, denn für sie ist ja das Essen, Trinken und Erzählen die Hauptsache. Man darf die Grönländer dieserhalb nicht zu hart beurtheilen, wenn man erwägt, daß sie oft tagelang Nichts und dann wieder solchen Ueberfluß an Allem haben, daß sie es beim besten Willen nicht verzehren können.

Hansêrâk war beständig in Thätigkeit; bald ging er auf die Jagd und kam nie zurück, ohne einige Schneehühner mitzubringen, und, war er im Lager, so konnte man sicher sein, ihn bei einer Klempner-, Büchsenmacher- oder Uhrmacherarbeit anzutreffen. Der Chef kam denn auch bald zu der Erkenntniß, daß er in ihm ein Prachtexemplar erhalten habe, und jedenfalls wird er im vergangenen Winter an der Ostküste von unschätzbarem Nutzen gewesen sein. Wir Europäer beschäftigten uns auf die alte Weise mit verschiedenartigen Observationen. Meteorologische wurden täglich zu bestimmten Zeiten angestellt, magnetische selbstverständlich nur gelegentlich; Vermessungen kamen noch wenig in Frage, da wir uns an einer Küstenstrecke befanden, welche schon früher vom Chef kartirt worden war. Immerhin gab es auch in dieser Richtung etwas zu thun. Da gleichzeitig der Chef einige anthropologische Untersuchungen begonnen hatte, welche er unter den Ostländern fortzusetzen gedachte, so gaben die Messungen sämmtlicher Grönländer auch einige Beschäftigung. Daß wir Europäer , und namentlich der Chef, inzwischen etwas ungeduldig geworden waren, daß wir wegen der langen Einsperrung etwas mißmuthig zu werden begannen, ist wohl einleuchtend. Lieutenant Holm wollte ja so gern noch in diesem Sommer den 66. Grad nördl. Br. erreichen, mithin noch über sechs Breitengrade vorwärts kommen! Und nun hatten wir bereits über einen Monat auf den ersten halben Grad verbraucht; ja es vergingen fast zwei Monate, denn erst am 27. Juni Morgens wurde vom Gebirge gemeldet: „Fahrwasser passirbar.“ Da während der langen Gefangenschaft unser Proviant sehr zusammengeschmolzen war, ruderten sich die Boote leicht, und da außerdem alle sehr eifrig waren, so erreichten wir bald die Mündung des Lindenowfjord. Hier wurden wir indessen wieder, jedoch nur während des Restes des Tages, aufgehalten, doch am nächsten Tage, am 28. Juni, bekamen wir, nachdem wir das ziemlich dichte Eis an der Mündung des Lindenowfjord passirt hatten, die schönste eisfreie Rinne längs der Küste südlich von Kap Ballö. Die Ruder wie die Zungen gingen lebhaft, und Alle waren vergnügt. Um 2 Uhr passirten wir Kap Ballö, und ein Freudengeschrei verkündete uns bald, daß der Weg längs des Landes auch nördlich von diesem Kap eisfrei sei. Wir fuhren nun mit voller Kraft vorwärts und erreichten Nachts um 12 Uhr nach einer ausgezeichneten Tagesreise von ca. 11 Meilen den von uns im Jahre 1883 erreichten nördlichsten Punkt, nämlich Kasingortok, dicht südlich bei Iluilek. Bei Kasingortok war im Jahre 1883 ein Lebensmittelvorrath magazinirt, welchen die bei Iluilok wohnenden Heiden, deren Häuptling Navfalik hieß, während des Winters

zu beschützen versprochen hatten. Auch sollten sie im Frühjahr 1884 uns erwarten, um uns nordwärts bis Tingmiarmiut unter 62° 40′ nördl. Br. zu begleiten, wo wir dann wieder andere Bewohner antreffen würden. Den Abend, an welchem wir Kasingortok erreichten, vergesse ich niemals! Es herrschte überall Freude und Zufriedenheit, denn wir fühlten alle, daß wir, die wir so lange aufgehalten worden waren, jetzt vorwärts gekommen, und, da außerdem das Proviantdepot, soweit wir im Dunkeln sehen konnten, in guter Ordnung war, so befand man sich in der Stimmung, in der man die Lust verspürt, Jedem die Hand zu drücken, ohne eigentlich zu wissen, weshalb. „Navfalik pitsâkauk" (der prächtige Navfalik) erscholl es von Aller Lippen. Noch blieb indeß eine große Frage zu beantworten: Hatte Navfalik uns erwartet, waren wir nicht zu spät gekommen? Die erste Sorge war indeß beseitigt, denn Einzelne von uns hatten sich doch heimlich dem Glauben hingegeben, daß die Heiden das Proviantmagazin in Anspruch nehmen würden; doch nun kam sogleich die andere Frage, denn ohne die Hilfe der Heiden würde es sicher sehr schwierig sein, die Westländer zu bewegen, mit uns vorwärts zu gehen. Was half es, daß Hansêrak Eifer und Mannesmuth im Herzen hatte, während die Anderen bereits sich nach der Heimath zu sehnen begannen! Mit Spannung sahen wir daher dem nächsten Morgen entgegen.

Es war wohl nur eine gute halbe Stunde Weges zwischen dem Depot und den kleinen Inseln (Iviminut) südlich von Iliulek, wo Navfalik wohnte, und dennoch hatten wir kein Hundegebell gehört, als wir am 28. des Abends ankamen. Am Morgen des 29. machte zuerst einer unserer Leute die Meldung, daß er „glaube", das Geheul von Hunden gehört zu haben; es wurden nun einige Gewehrschüsse abgefeuert. Aengstliche Spannung — Bum — bum — erscholl es von drüben her von Iviminut und die Schüsse gaben Widerhall an den Felswänden. Nun schrien unsere Leute und schossen, dann wurde wieder auf Iviminut geschossen. Freudig und glücklich waren wir alle. Mitten unter allen diesen Ausbrüchen der Freude kam bald ein Kajak in Sicht, das von einem ernst aussehenden Manne mit langem schwarzem Haar und langem Bart gerudert wurde; drei andere Kajaks folgten in einiger Entfernung. Es war Navfalik in eigener hoher Person, begleitet von drei jüngeren Stammesgenossen. Der hohe Gast wurde am Strande empfangen, und da es sich nach der Eröffnung des Depots erwies, daß es Alles enthielt und nicht die geringste Kleinigkeit von Menschenhänden berührt worden war, seit wir dasselbe im Jahre 1883 verlassen hatten, so war die Dankbarkeit unseres Chefs Navfalik gegenüber groß. Den Dank erhielt er nicht nur in Worten, sondern auch in Geschenken. Navfalik hatte denn auch durch seine Ehrlichkeit und Wachsamkeit den guten Ruf behauptet, welchen Kapitän Graah den Ostländern gegeben hat. Wie leicht wäre es Navfalik nicht gewesen, im Laufe des Winters, wo er sicher dann und wann auch Noth gelitten hatte, einen der Brotsäcke zu öffnen und ein wenig Brot zu nehmen; wie verführerisch mußte nicht eine Schale warmen Kaffees für ihn gewesen sein, wenn er am finsteren Winterabend mit Eis überzogen von seiner Kajakfahrt heimkehrte! Ist doch Navfalik bereits so civilisirt, daß er den Genuß von Kaffee zu schätzen weiß, doch Navfalik ist ein Großsänger! Gegenwärtig ist er von allen Ostländern südlich vom 63° nördl. Br. der erste Mann, und als solcher hat er weit größere angeborene Begriffe von Ehrlichkeit und Moral als alle seine christlichen Landsleute an der Westküste. Es ist kaum denkbar, daß ein Westländer einen in seiner Nähe niedergelegten großen Proviantvorrath unberührt lassen könnte — er würde gewiß, wenn auch nichts davon stehlen, so doch davon leihen, denn es ist eine den Westländern von den Europäern übermachte Untugend, daß sie „leihen", ohne daß sie daran denken, ob sie es jemals wieder zurückerstatten können.

Der 29. Juni verging dann mit dem Um- und Verpacken der Vorräthe des Depots. Zur Mittagszeit erhielten wir den Besuch der weiblichen Zeltinsassen Navfalik's; sie erschienen in einem eleganten, neubezogenen Frauenboote, alle gekleidet in blendend weiße Pelzüberwürfe — so daß sie unsere Ruderinnen, die nur in ihrem Alltagskostüm gingen, ganz verdunkelten. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten zogen unsere Ruderinnen ihre weißen Pelzüberwürfe an. Hansêrak hielt alsbald einen Gottesdienst ab. Navfalik versprach, am nächsten Morgen mit uns zusammen aufzubrechen und uns nordwärts zu folgen. Am 30. Juni Morgens verließen wir Kasingortok und kamen bald hinüber zu dem Zeltplatze Navfalik's, Iviminut. Sowohl von unseren Frauenbooten, als auch von dem Zelte Navfalik's wehten Dannebroge, denn Navfalik hatte im Jahre 1883 eine kleine Flagge von Lieutenant Holm erhalten, welche er hoch in Ehren hielt; er empfing uns am Strande und führte uns dann zu seiner Sommerwohnung hinauf, einem großen geräumigen und guten Zelte aus Seehundsfell. Funfzehn Erwachsene und acht Kinder hatten hier den Winter zugebracht. Fern von allen anderen Menschen und mitten an dieser wilden, rauhen Küste sich selbst überlassen, hatten sie den Winter verlebt und, als sie uns erzählten, daß sie im Winter Noth gelitten hätten, so reducirte sich dies schließlich doch nur darauf, daß ihnen einige Male frisches Fleisch gemangelt; getrocknetes Fleisch und Speck hatten sie stets im Ueberfluß gehabt. Unsere Westländer erzählten ihnen nun, wie ihre Noth sich gezeigt; es habe an Fleisch, Speck, Kleidern und Wärme gefehlt. Die Heiden lauschten mit erstaunter Miene, sie hatten es für ganz unmöglich gehalten, daß man an der so viel gepriesenen Westküste Noth leiden könne; die Westländer hatten nur vergessen zu erzählen, daß der eigentliche Grund zu ihrer Noth der sei, daß sie ihren Speck an den königlich grönländischen Handel verkauft und weniger daran gedacht hatten, für sich selbst Wintervorräthe zu sammeln. Es ist wunderbar, daß die so isolirt von einander lebenden Ostländer sich ihr lebhaftes Temperament bewahren können. Man sollte glauben, daß ein ostgrönländischer Winter, zusammen verbracht mit so wenigen Menschen, dieselben melancholisch und einsilbig machen müßte, und doch bewies mir meine Bekanntschaft mit den Ostländern im Sommer 1884 das Gegentheil.

Walamo.

Von E. Albrecht.

In der nordöstlichen Ecke des Ladogasees, etwa vier Stunden vom Festlande entfernt, liegt die Insel Walamo, ein felsiges Eiland, dessen rothe Granitwände stellenweise hoch aus der Fluth emporragen. Spärliche Kiefern wurzeln in dem mit Moosgeflechten bedeckten Boden; nur am Rande zieht sich dichtes Buschwerk und ein Streifen fruchtbaren Landes entlang. Im Umkreise lagern sich um diese Insel eine große Menge kleinerer — man schätzt ihre Zahl auf hundert. Hier merkt man von Sand und von Felsen nur wenig. Ueppige Farnkräuter wuchern zwischen den mächtig hohen, sich weithin verzweigenden Stämmen; grüner Rasen umhüllt die lichten Stellen, und fährt man die schmalen, von Laub und Schilf umsäumten Wasserstraßen dahin, die sich, Kanälen gleich, zwischen den einzelnen Eilanden hindurch winden, dann glaubt man eher an irgend einer Stelle des wonnigen Südens als so weit oben im Norden zu weilen.

Gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, ehe noch das Christenthum in Rußland festen Fuß gefaßt hatte, kamen Mönche vom Berge Athos nach der Hauptinsel. Die Abgeschiedenheit derselben vom menschlichen Verkehr, vielleicht auch ihre anmuthige Umgebung, veranlaßte sie, hier ein Kloster zu gründen. Die Ansiedelung muß rasch erstarkt sein, denn bald erfolgte von hier aus die Anlage zweier weiterer Klöster, desjenigen auf Konevitz, etliche Meilen südlicher am westlichen Rande des Ladoga, und des späterhin sehr berühmten Solovetzki-Klosters im Weißen Meere. Im Uebrigen ist uns aus der Geschichte Walamos nur wenig bekannt. Was russische Chroniken berichten, gehört fast alles in das Reich der Sage. So erzählen sie, daß im 14. Jahrhundert König Magnus Eriksson von Schweden, genannt Smek, d. i. der Schmeichler, der, wie historisch verbürgt ist, auf einem Zuge nach Norwegen starb, als er einem gegebenen Versprechen zuwider Rußland bekriegen wollte, die ganze Flotte auf dem Ladoga verlor, daß er dann nackt auf einem Brette die Insel erreichte, und nachdem er hier als Gregorius den Hut genommen, nach vier Tagen und vier Nächten den Geist aufgab. Sicher wissen wir nur, daß unter den vielen Kämpfen zwischen Schweden und Russen, die mehrere Jahrhunderte hindurch sich immer wieder erneuerten und besonders die südöstliche Grenze Finnlands verheerten, auch Walamo manches zu leiden hatte, daß das Kloster zeitweise allerdings mehrere hundert Besitzungen auf dem Festlande hatte, zeitweise aber auch von den Klosterbrüdern verlassen werden mußte und das Terrain als Eigenthum der nördlich gelegenen finnischen Stadt Sordavala verpachtet wurde. Durch den Frieden von Nystadt 1721 kam die Insel mit Wiborg und Karelien an Rußland. Nachdem auch das übrige Finnland 1809 durch den Friedensschluß zu Fredrikshamn von Schweden losgerissen war, wurde sie jedoch 1811 ebenso wie die genannten Gebiete wieder zu dem mit Rußland durch Personalunion verbundenen Großfürstenthum Finnland geschlagen. Konevitz und Walamo sind die einzigen Orte in demselben, in denen die russische Sprache und Kirche ausschließlich herrschen; denn das gesammte übrige Land hat fast durchweg evangelisch-lutherische, finnisch oder schwedisch sprechende Bevölkerung und weist Russen nur in ganz verschwindender Minorität auf.

Mit einem der Dampfer, die gewöhnlich zweimal in der Woche von St. Petersburg die Newa hinab und dann über den Ladoga nach Sordavala fahren, sind wir nach 22 Stunden auf Walamo angelangt. Von der Landungsstelle, in deren Nähe sich ein Schuppen für die Fahrzeuge der Mönche und der kaiserlichen Familie, und hinter diesem der Obst- und Gemüsegarten des Klosters befindet, steigen wir eine hohe, steinerne Treppe, neben welcher der Fahrweg entlang läuft, zu einem großen rechtwinkeligen Plateau empor. Die Westseite desselben wird in ihrer ganzen Ausdehnung von dem eigentlichen Kloster, die Nordseite von dem Unterkunftshause für die Fremden begrenzt, beide Gebäude leuchten mit ihren blendend weißen Wänden, den sauberen rothen Dächern und den goldenen Kreuzen und Kuppeln weithin und machen einen ungemein freundlichen Eindruck. Die anderen Seiten gewähren theils einen beschränkten Blick auf den übrigen Theil der Insel und auf die Nebeninseln, theils eine herrliche Aussicht auf den engen Sund, den die Fahrzeuge passiren, ehe sie anlegen, mit seinen granitenen, waldbedeckten Ufern, und über ihn hinweg auf die endlose blaue Meeresfläche. Etwa in der Mitte des Plateaus steht eine Riesenglocke, die nur von zwei starken Männern in Bewegung gesetzt werden kann, und nahebei ein Denkstein, errichtet zum Andenken an die Besuche von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses, unter denen namentlich Alexander II. gern auf der Insel weilte und ihr seine besondere Gunst zuwandte.

Betreten wir nun die Herberge, ein zweistöckiges Gebäude mit ein wenig vorspringendem Mittelbau und 21 Fenstern Front. Ein Mönch empfängt uns, geleitet uns durch den langen Korridor, der sich in den beiden, an die Rückseite des Hauses anstoßenden Flügeln fortsetzt, und weist uns ein Zimmer an. Platz finden wir gewiß; denn weit über 100 Räume, ein jeder mit drei bis vier Betten ausgestattet, stehen den Fremden zur Verfügung. Nur dürfen wir die Insel nicht Anfangs Juli zur Zeit des Peter-Paulfestes besuchen; dann strömen nämlich mehrere Tausende von Pilgern, auch aus entlegenen Theilen des russischen Reiches, hierhin, und der Raum ist sehr knapp. Die Zimmer, alle mit einem mächtigen Ofen versehen, sind verhältnißmäßig leidlich möblirt; außer den Feldbettstellen mit allerdings sehr harter Matratze enthalten sie ein paar Stühle und eine Art Kommode, meist auch ein Sopha. An den Wänden hängen zahlreiche Heiligenbilder. Schmerzlich vermißt wird nur jede Art von Waschvorrichtung. Dafür existirt eine solche am Ende des Korridors, für alle Fremden gemeinsam, jedoch für Frauen und Männer getrennt; hier mache man ungenirt seine Toilette, vergesse aber nicht Handtücher und sonstige Utensilien dazu mitzubringen. Ueberhaupt versehe man sich für eine Walamotour mit dem nöthigsten Bedarfe des menschlichen Lebens, namentlich mit Essen und Trinken, im Voraus genügend. Was das Kloster bietet, bietet es, wenn wir von der Spende, die man beim Verlassen desselben in beliebiger Höhe zu entrichten pflegt, absehen, umsonst. Wer sich nicht genügend ausgerüstet hat, muß mit der mageren Kost der Mönche vorlieb nehmen und bis auf Thee und Schwarzbrot, was wohl auch extra ausgegeben wird, sich an ihren gemeinsamen Mahlzeiten betheiligen.

Ehe wir die weiteren Sehenswürdigkeiten der Insel in Augenschein nehmen, machen wir dem Igumen, dem Vorsteher des Klosters, unseren Besuch. Russisch müssen wir dabei freilich sprechen können oder wenigstens russisch Redende in unserer Gesellschaft haben; denn der Igumen versteht eine andere lebende Sprache so wenig wie die Mönche. Die gewünschte Erlaubniß wird uns gern ertheilt und ein Mönch als Führer mitgegeben. Gern folgen wir dahee auch der allgemeinen Sitte, dem Ehrfurcht gebietenden Greise beim Abschiede die Hand zu küssen. Die Wohnung desselben liegt bereits in dem Klostergebäude selbst. Dieses rührt in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem Jahre 1783 her, hat 47 Fenster Front und besteht aus zwei fast quadratischen Rechtecken, einem äußeren und einem inneren, welche durch einen ziemlich schmalen Hof von einander getrennt sind. An die Nordseite des inneren Rechtecks lehnt sich die Hauptkirche an. Sie zerfällt in zwei Theile, den Glockenthurm mit länglich zugespitztem Dache und das damit zusammengebaute Hauptgebäude, über dem sich fünf achteckige Thürme, ein größerer und um ihn vier kleinere, mit niedrigem Kuppeldache erheben. Das Innere ist wie das aller russischen Kirchen wenig geräumig, aber prächtig ausgestattet. Besonderen Aufwand zeigt in denselben namentlich das Ikonostas, die bis an die Decke reichende dreithürige Bilderwand, welche das von Bänken völlig freie Schiff von dem Allerheiligsten trennt. Die Bilder sind meist auf blauem Grunde gemalt und gewöhnlich nur Bruststücke; doch pflegen nur Kopf und Hände frei, das übrige dagegen mit Gold- oder Silberplatten belegt zu sein. Die meisten Bilder stellen Christus oder die Mutter Gottes, darauf Walamo, auch die Mönche Sergei und German, die Begründer des Klosters, dar. Die kostbaren Silbersärge der letzteren bilden einen Hauptschmuck der in Rede stehenden Kirche. An den übrigen Wänden hängen noch zahlreiche andere Gemälde, fast alle düster und theilweise unkenntlich, wie sie das russische Volk liebt. Die Heiligkeit des Ortes verhindert hier so wenig als in den anderen Kirchen den Verkauf von Schmucksachen, hübsch gearbeiteten Ketten, Kreuzchen und dergleichen, und von Photographien durch die Mönche; doch beschränkt er sich auf einen abgegrenzten Raum. Außer der Hauptkirche enthält das Klostergebäude noch mehrere Kapellen, ferner die Wohnungen der Klosterbrüder, deren Zahl gegen 300 beträgt, sowie der dienenden Mönche, auch einen gemeinsamen einfachen, aber doch mit einem Ikonostas versehenen Speisesaal.

Hinter dem Kloster kommen wir auf einen Kirchhof, wo Grab und Grabstein mit russischer Inschrift für König Magnus Erikson Smek zu sehen ist. Nicht weit davon ab befindet sich ein ganz hübscher Park mit den Gräbern der Igumen, einem winzigen Blockhause, in dem ein Eremit lange Jahre lebte, und anderen Merkwürdigkeiten, und endlich die interessanten Werkstätten der Mönche. Diese sind selbst Tischler, Schmiede, Bildhauer, Maler u. s. w.; sie sorgen für ihre Nahrung und Nothdurft in allen Stücken selbst. Sie richten auch die Mahlzeit her, waschen und scheuern selbst, in Folge wovon die Küche allerdings nicht besonders einladend aussieht. Ihre Tracht ist ein langer, schwarzgrauer Kaftan, durch einen Strick oder Gürtel zusammengehalten. Den Kopf bedeckt eine hohe dunkle Mütze mit einem schleierähnlichen Ansatze nach hinten. Das Haar fällt in langen, dünnen Locken herab. Es sind meist hagere Gestalten, etliche aber von riesigem Wuchse und mit stattlichem Barte; nur sehr wenige zeichnen sich durch Körperfülle aus. Die Zucht soll auf der Insel strenge gehandhabt werden. Ihr müssen sich auch die Fremden in manchen Stücken fügen. So ist der Fischfang, das Rauchen und der Aufenthalt nach 10 Uhr Abends im Freien durchaus verboten. Doch die Mönche sind alle höchst freundlich und in uneigennütziger Weise gefällig. Sicher scheidet jeder Fremde dankbaren Sinnes gegen sie von Walamo, mit besonderem Danke aber, wenn sie ihn auch nach den umherliegenden Inseln gefahren haben, auf denen an Anlagen und Kirchen noch gar manches Schöne zu sehen ist. Wir erwähnen von den letzteren nur zwei der prächtigsten, die Nikolauskirche, die man schon bei der ersten Einfahrt in den Sund zur Linken erblickt, und die Allerheiligenkirche, zu der den Frauen nur einmal im Jahre, am Allerheiligentage, der Zutritt freisteht.

Kürzere Mittheilungen.

Die Ruahine-Kette auf Neu-Seeland.

In den Jahren 1845 bis 1847 machte Hr. Colenso, welcher sich damals in Hawkes-Bai befand, mehrere Reisen in dem Gebiete der Ruahine-Kette auf Neu-Seeland. Eine namentlich mit werthvollen botanischen Mittheilungen reichlich ausgestattete Schilderung dieser Reisen ist kürzlich von ihm veröffentlicht worden. „Nature" vom 4. Juni 1885 bringt darüber einen Bericht, aus dem wir Folgendes mittheilen.

Der erste Versuch, die Bergkette zu überschreiten, wurde unter großen Schwierigkeiten im Februar 1884 gemacht. Das Wetter war schlecht, heftiger Regen ließ die Flüsse und Bergströme austreten und der Führer hatte den Weg verloren. Trotz aller Schwierigkeiten wurde manche seltene oder auch neue Pflanze gefunden. Von den Buchen hingen Loranthus flavidus und L. tetrapetalus herab, welche letztere mit ihren zahlreichen scharlachrothen Blüthen dem Walde stellenweise einen rothen Schimmer verlieh. Ein schöner Strauch mit hortensenartigen Blättern wurde von Sir John Hooker Olearia Colensoi getauft. Sehr zu leiden hatten die Reisenden von einer großen Schmeißfliege, die außerordentlich zahlreich und entsetzlich zudringlich war. Die wollenen Decken und Kleidungsstücke waren mit den Eiern dieses Insektes buchstäblich angefüllt; nicht viel besser erging es dem Kopfhaare der Eingeborenen. Der Gipfel wurde auf dieser Wanderung nicht überschritten. Auf dem Rückmarsche entdeckte Colenso mehrere neue Pflanzen, wie Alsophila Colensoi und Coprosma-Arten. Auch fand er den schönen Farn Hypolepis millefolium, ferner Veronika-Arten (buxifolia, nivalis, tetragona), zahlreiche Celmisien und Ranunculus, untermischt mit zierlichen Wahlenbergien und schönen Formen von Ourisia, Euphrasia, Gentiana, Dracophyllum, Astelia, Caltha und vielen Anderen.

Auch von zwei Alpenpflanzen wurden bei dieser Gelegenheit zwei einsame Büsche entdeckt. Es waren dies Helichrysum Colensoi, das Edelweiß von Neu-Seeland und Geum parviflorum, welches ungleich dem ersteren auch auf der Südinsel gefunden worden ist.

Auf einer zweiten Reise, die im Februar 1847 ausgeführt wurde, erreichte man den Gipfel der Bergkette. Nach einem kurzen Aufenthalte in Matuku, dem Hauptorte der Patea-Dörfer, wohin man auf dem langen Wege über Taupo gelangte, begann man den Aufstieg und erreichte nach vielen

Beschwerlichkeiten die Missionsstation zu Watanga. Die Erzählung ist reich an interessanten Mittheilungen. Besonders bemerkenswerth ist die Beobachtung honigsaugender Papageien. Große Schaaren des (auch als Blutsauger bekannten) Nestor meridionalis umschwärmten schreiend die mit goldenen Blüthen bedeckten hohen Kewhai-Bäume (Edwardsia grandiflora). Gewandt kletterten sie die biegsamen Zweige entlang und am Ende angekommen, leckten sie hängend mit ihren dicken Zungen den Honig aus den Blüthen, nachdem sie den Kelch aufgebissen und das oberste Blumenblatt (vexillum) ausgerissen hatten. Die junge Frucht leidet dabei keinen Schaden, was wohl der Fall sein würde, wenn die Papageien eines der anderen Blumenblätter anbeißen würden.

Von Pflanzen ragten hervor, der prächtige Ranunculus insignis mit seinen bis 2 Zoll im Durchmesser haltenden goldgelben Blüthen und 8 bis 9 Zoll breiten Blättern; die schreckliche Aciphylla Colensoi (die bekannte Bajonettpflanze); die prächtigen Kompositen Celmisia spectabilis und incana mit dunkelgrünem Laube und zahllosen weißen Blüthen; ferner Oreobolis pumilis, Cyathodes empetrifolius, Euphrasia antarctica, Myosotis antarctica und Plantago Brownii. Zwischen dem Grase Catabrosa antarctica wuchsen (gleich den Gänseblümchen und Butterblumen auf unseren Wiesen) die merkwürdige Drapetes Dieffenbachii, die kleine zierliche Ourisia caespitosa, ein kleiner Wegerich (Plantago uniflora) und Astelia linearis, eine kleine Pflanze mit großen orangefarbenen Früchten; eine kleine Kuhblume (Caltha Novae Zeelandiae) mit blassen sternförmigen Blüthen; zwei Enziane (Gentiana montana und pleurogynoides); Coprosma pumila (Rubiaceen); mehrere strauchartige (immergrüne) Veronika; zwei Orchideen (Pterostylis foliata und Caladenia bifolia); mehrere Carex-Arten; Uncinia divaricata und filiformis, und mehrere interessante Moose und Lebermoose. Die hübsche kleine Ourisia Colensoi wurde nur an ein oder zwei schattigen Punkten nahe dem Gipfel angetroffen.

Thierleben im tropischen Urwalde.

In der letzten Lieferung des von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft herausgegebenen „Midden Sumatra, reizen en onderzoekingen der Sumatra Expeditie" werden die zoologischen Resultate des Unternehmens besprochen. Wir wollen hier nicht auf die Liste der mittelsumatraschen Fauna eingehen, sondern uns nur mit der Einleitung beschäftigen, in welcher Joh. F. Snelleman die Frage behandelt, wie es kommt, daß man in der tropischen Wildniß so wenig vom Thierleben zu sehen bekommt.

Wenn man weiß, wie viel Sorten von Säugethieren und bunt gefiederten Vögeln die Wälder von Sumatra bevölkern, könnte man meinen, daß sie dem Waldleben einen eigenthümlichen Charakter aufprägten, und doch würde eine solche Ansicht sehr von der Wirklichkeit abweichen; die Fälle, in denen die Expedition Repräsentanten der Fauna als Staffage der Landschaft hat auftreten sehen, waren sehr selten; denn dazu gehört, daß die Thiere sich längere Zeit und in größerer Anzahl an einem bestimmten Orte aufhalten. Solche Fälle kommen eigentlich nur bei den Affenkolonien am Saume der Wälder vor; ferner sieht man die Kalongs, die fliegenden Hunde (Pteropus edulis), die ihre Nahrung in der Nacht suchen, gegen Morgen aber zu ihren gewöhnlichen Wohnungen, häufig einem entblätterten Baume aus der Gattung Urostigma, zurückkehren, wo sie, den Kopf nach unten, oft zu Hunderten wie sonderbare Früchte den Tag über herabhängen; nennt man dazu noch einige Reiher und einige kleinere Vogelarten, so ist die Liste desjenigen, was man gewöhnlich zu Gesicht bekommt, vollständig erschöpft, und auch diese wenigen Vertreter des Thierreiches trifft man gewöhnlich nur in der Nähe der Dörfer.

Der erste Eindruck, den man empfängt, wenn man sich im Walde bewegt, ist der: es giebt hier keine lebenden Geschöpfe, und wenn nun gerade die Beobachtung der Thiere der Zweck ist, den man verfolgt, ist dieser Eindruck gewiß nicht angenehm. Später allerdings lernt man einsehen, daß Wallace und Bates vollkommen recht haben in ihren Ausführungen, in denen sie nachzuweisen suchen, weshalb man im Urwalde so wenig Lebewesen sieht; selten gestört, dabei scheu und furchtsam, suchen sie bei dem kleinsten Geräusch einen Zufluchtsort, den sie im dunklen Walde so leicht finden.

(Dem könnte noch beigefügt werden, daß die Thierwelt im tropischen Walde mit wenigen Ausnahmen über Tag ruht und erst mit Einbruch der Dämmerung zu nächtlichem Leben erwacht.)

Die Expedition hatte in den meisten Fällen den gewöhnlichen Verbindungswegen zwischen den Dörfern zu folgen; so wenig dieselben nun auch, was ihre Anlage und ihre Frequenz betrifft, europäischen Heerstraßen gleichen, so sind sie doch noch am meisten besucht, und ihre Nähe wird gescheut von den Thieren, welche gewohnt sind, da Menschen verkehren zu sehen. In dem Falle, mit dem wir uns hier beschäftigen, kommt noch dazu, daß die ganze Expedition zusammenblieb (was allerdings eigenthümlich unpraktisch war) und daß die Kulis durch lautes Geschrei sich selbst zu beruhigen und anzufeuern suchten, dabei aber auch den Zweck hatten, wo möglich eine Begegnung mit weniger ersehnten Bewohnern der Wälder zu verhüten. Wenn man dabei noch berücksichtigt, daß die Waldmesser oft gebraucht werden mußten, um Gesträuch und Aeste, die im Wege waren, zu entfernen, und an den Lärm denkt, den die zahlreiche Gesellschaft machte, selbst wenn sie nicht laut wurde, so kann man sich nicht verwundern, daß die Thiere lange, ehe die Reisenden sich ihnen näherten, in die Flucht getrieben wurden.

Verläßt man den gebahnten Weg und tritt in die eigentliche Wildniß ein, so werden die Umstände etwas günstiger, obwohl dann natürlich durch das Kappen von Zweigen und Gesträuch noch mehr Lärm gemacht werden muß; doch bei einer solchen Gelegenheit kann es vorkommen, daß man ein Thier sieht, welches sich sonst nur selten überraschen läßt; so stieß man einmal auf einen Elephanten, der gerade beschäftigt war, sein Frühstück von zarten Bambusschößlingen einzunehmen.

Wenn man wirklich die Thiere im Walde aufspüren will, muß man allein gehen, höchstens von einem oder zwei zuverlässigen Eingeborenen begleitet; das Gepäck und die mitzunehmenden Lebensmittel müssen auf ein Minimum beschränkt, dagegen einem geeigneten Eingeborenen die Leitung des Zuges überlassen werden.

So machen es die allerdings im Padangschen seltenen Elephantenjäger, wenn sie in die Wildniß eindringen; nach einigem Suchen glückt es ihnen, die Stellen zu finden, wo die größeren Bewohner des Waldes trinken und die sie regelmäßig jeden Abend besuchen; in deren Nähe wird man die Thiere in größeren oder kleineren Trupps bei einander finden und die Verwunderung über die scheinbare Leere des Waldes wird der Ansicht weichen, daß im Inneren der unzugänglichen Wälder eine zahlreiche Fauna lebt.

Das letztere bewiesen allerdings auch die häufigen Spuren, welche da namentlich die Dickhäuter zurücklassen, aber so zuverlässig diese Zeugen sind, sie können doch nicht die Eindrücke hervorrufen, welche die Erscheinung der Thiere selbst erwecken würde. Nützlich aber sind sie immerhin, denn sie weisen häufig den Weg, namentlich zum Ersteigen steiler Höhen. — Jagden, in der Weise unternommen, wie es eben angedeutet wurde, bieten ohne Zweifel eine reiche Quelle des Vergnügens, aber wer sie unternehmen will, muß viele Umstände berücksichtigen, bei denen die größte Schwierigkeit darin besteht, daß man sie nicht vorher kennt, und daß es darum sehr schwer ist, sich gegen dieselben zu waffnen. In dem Vorhergesagten hat man die Umstände zu suchen, welche die

Folge hatten, daß die Expedition weder das Rhinoceros noch den Tapir, weder den malayischen Bären noch die sumatrasche Waldziege (Nemorrhedus sumatrensis) in der Wildniß angetroffen hat, trotzdem man wenigstens die ersten gewiß nicht selten nennen kann; darum könnte man leicht die Frage aufwerfen, ob es nicht überhaupt noch Thierformen da giebt, die ganz unbekannt sind; die vor nicht langer Zeit erfolgte Entdeckung des sumatraschen Hasen berechtigt wohl zu einer bejahenden Antwort, und wenn auch die Expedition neue Arten gefiederter Waldbewohner mitgebracht hat, so ist doch nicht anzunehmen, daß man mit denselben die Vogelfauna erschöpft hat.

Die Begegnungen mit Tigern waren nicht so zahlreich, wie man es gewünscht hätte. Der Tiger gehört zu den Thieren, über welche man auf Sumatra häufig sprechen hört, die man aber nur selten zu sehen bekommt. Die Furcht, die der Neuling vor diesen Thieren mitbringt, verliert sich auch nach und nach; man bekommt eine Neigung, das Thier für eine Mythe zu halten, bis mit einem Male aus einem benachbarten Dorfe die Nachricht kommt, daß Herr So und So oder wenigstens sein Büffel von einem Tiger weggeschleppt wurde, als die Herde Morgens früh auf dem Wege nach den Reisfeldern war. Dann findet man wohl noch die blutige Spur, die in die Wildniß läuft, aber selten nur wird der Räuber auf frischer That gefaßt. Als Reisender oder als Beamter auf einem Außenposten kommt man wohl eher dazu, als die Bewohner der Hauptstädte oder sehr volkreicher Gegenden. Die Behauptung der Frau des Kontroleurs zu Lolo (zwischen Alahan Pandjang und Muara Labu), daß es so unangenehm sei, jeden Morgen auf den in der Gallerie stehenden Sophas die Haare der Tiger zu finden, die da in der Nacht eine Ruhestätte suchten, mag übertrieben sein; wahr ist es aber, daß der Ort und seine Umgebung wegen der großen Zahl der Tiger, die sich da aufhalten, berüchtigt und daß die Küche der Kontroleurswohnung — die, wie es in Indien gewöhnlich der Fall, sich in einiger Entfernung vom Hauptgebäude befindet — mit demselben durch einen verpallisadirten Gang verbunden ist, weil die Tiger sich da Abends herumtreiben. Die Unannehmlichkeiten, die sie den Reisenden verursachten, waren sehr unbedeutend; die Furcht vor ihnen nahm ab, und schließlich wurden kaum noch Wachtfeuer angezündet.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Taschkent schreibt man der „Oestlichen Rundschau" (Nr. 11): Vor Kurzem ist die Erlaubniß hier eingetroffen, „Busa" zu bereiten. Dies ist ein nach Ansicht der hiesigen Aerzte sehr nützliches Getränk, welches bei keiner Mahlzeit der Eingeborenen fehlen darf, dessen Bereitung aber bisher streng bestraft wurde, weil man die Busa für äußerst schädlich und berauschend hielt. Die eingeborene Bevölkerung ist aber so sehr an ihren Gebrauch gewöhnt, daß trotz des herrschenden Verbotes die Busa-Bereitung keineswegs aufhörte, sondern im Geheimen betrieben wurde. Die einheimische Polizei drückte ein Auge zu, nicht zu ihrem Schaden. Jetzt, seitdem die Busa-Bereitung freigegeben, wird die Bevölkerung auch von jenen unbegrenzten Steuern befreit sein. Die Busa wird aus Hirse folgendermaßen bereitet: Man begießt die Hirse mit Wasser und läßt den Aufguß drei Tage stehen. Dann wird die Hirse in einen Kessel geschüttet, eine gewisse Menge Hammelfett hinzugethan und beides mit einander zu einer dicken Masse gekocht. Man läßt dann dieselbe erkalten, thut sie in einen irdenen Topf und streut Hirsemehl darüber. Sobald die Mischung anfängt zu zischen, so wird sie mit Händen geknetet; dann wird das Doppelte an Wasser zugegossen und die Busa ist fertig.

— Nach einer von Dr. Dybowsky der Russischen Geographischen Gesellschaft gemachten Mittheilung scheint es, daß die Commodore-Inseln (Berings- und Kupferinsel, sowie zwei kleinere Inseln), die 300 Seemeilen östlich von Kamtschatka liegen, besser sind als ihr Ruf. Die Beringsinsel ist mit schönen Grasebenen bedeckt und zum Ackerbau wohl geeignet. Der südliche Theil ist hügelig und erinnert an die alpinen Gegenden Kamtschatkas. Wälder giebt es nicht, nur Sträucher von Rhododendron, Sorbus und Aehnlichem wachsen auf diesen Inseln; doch waren des Forschers Versuche, Bäume anzupflanzen, erfolgreich. Da die höher gelegenen Striche ausgezeichneten Weidegrund für Renthiere darbieten, so führte man 1882 eine Anzahl derselben ein, und der Versuch gelang vollständig. Auch die engen Thäler der Kupferinsel sollen für Ackerbau ganz geeignet sein. Die Inseln bestehen aus krystallinischen Gesteinen, die mit tertiären Ablagerungen bedeckt sind; sie enthalten Kupfererz und Braunkohle, die natürlich nicht abgebaut werden. Feuerung wird von Kamtschatka herüber gebracht. Das Klima ist weit milder als auf dieser Halbinsel, und während bei Petropaulowsk der Schnee im Mai eine Elle hoch liegt, wird auf den Inseln Gemüse gezogen. Schnee ist überhaupt so spärlich, daß Pferde, die nach der Beringsinsel gebracht worden waren, den ganzen Winter hindurch auf den Grasebenen weideten. Die Pflanzenwelt ist derjenigen des alpinen Kamtschatka sehr ähnlich. Die Einwohner, sämmtlich Aleuten, 514 an der Zahl, wohnen in Häusern aus Holz. Sie sind alle Christen und können lesen. („Nature.")

— Ueber den Ausbruch des Smeru (Java) berichtet der mit Untersuchung der Vorgänge beauftragte Bergingenieur R. Fennema. Der Smeru besteht aus einem festeren Kerne von Lava und anderen Eruptivmassen und einem Mantel von loserem Material, Sand und zahllosen Steinen. Flüssige Lava, die in dem Kraterrohre nach oben gestiegen ist, hat einen Theil der Kratermauer um die Dicke des erwähnten Mantels nach außen gedrückt, ist an diesem Kerne entlang nach unten geströmt und hat den Mantel von Sand und Steinen vor sich hingeschoben; das Stück des Kraterwalles und des vorausgeschobenen Mantels ist, durch die Lava erhitzt, halb glühend längs der steilen Böschung nach unten gerutscht und hat an dem flacheren Fuße einen etwa einen Paal (1507 m) breiten Streifen überschüttet; die flüssige Lava ist nicht so weit heruntergekommen. Ein tiefer Riß in dem Mantel deutet die Stelle an, wo die eigentliche Lava sich nach unten langsam vorausschiebt. Ein neuer Ausfluß von Lava am Kraterrande würde eine neue Steinlawine verursachen, doch diese wäre weniger als die erste zu fürchten.

Ebenso ernstliche Vorgänge wie diejenigen, welche stattgefunden haben, sind erst zu erwarten, wenn so viel Lava überströmt, daß ein weiterer Theil des Kraterwalles herausgedrückt wird. Augenblicklich kann man aus der Form des Berges wohl mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, welche Theile des Abhanges namentlich durch große Steinlawinen in Gefahr kommen; dabei hat man ferner darauf zu achten, wie die flüssige Lava sich bewegt, was man an der Spalte im Mantel leicht beobachten kann. Das Ausströmen der Lava hat verhältnißmäßig ruhig stattgefunden, die weitere Thätigkeit des Kraters — das Ausströmen von Dampf und anderen

Gasen und das Auswerfen von Asche — war nur wenig stärker als gewöhnlich; die Asche, die auf demjenigen Theile des Landes lag, welcher sich neben dem von der Lava überströmten Terrain befand, war nicht infolge eines heftigen Aschenregens dorthin gelangt, sondern in Folge der Staubwolke, welche die Steinlawine eingehüllt hatte; demgemäß ist der Ausbruch ganz anderer Art als der von Krakatau; der angerichtete Schaden beschränkt sich auf einen viel kleineren Raum und es ist leichter vorauszubestimmen, wo die Gefahr sich nähern wird. Eine weitere Untersuchung des Gipfels und des Kraterrandes ist in Aussicht genommen, sobald es möglich ist, dorthin zu gelangen und der panische Schrecken der Eingeborenen etwas nachgelassen haben wird.

Afrika.

— Nach einem dem Auswärtigen Amte zugegangenen Telegramme des Generalkonsulats in Alexandria ist dort aus Wadi Halfa die Nachricht eingegangen, daß die Afrikareisenden Dr. W. Junker und Casati sich in Ladó (5° nördl. Br.) bei Dr. Schnitzler (Emin-Bey) in Sicherheit befinden. Daraus ergiebt sich, daß der Aufstand des Mahdi nicht bis in die ägyptischen Aequatorialprovinzen vorgedrungen sein kann. Zunächst wird nun von Interesse sein, ob Dr. Fischer seine projektirte Reise zur Befreiung jener Reitenden antreten wird.

— Die ostafrikanischen Erwerbungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation (s. „Globus", Bd. 47, S. 224) haben jüngst dadurch eine bedeutende (400 bis 500 Quadratmeilen) Erweiterung erfahren, daß Graf Pfeil das südlich von Usagara und Ukami gelegene Land Chutu, welches südwärts bis an den Rufidschi-Fluß reicht, erworben hat.

— Aus Lissabon wird gemeldet, daß Capello und Ivens, welche vor einiger Zeit Loanda verließen, die Quellen des Lualaba, Luapula und Tschambese entdeckt haben. — Wenn man vom Tschambese absieht, dessen Quellen längst von Stewart und Thomson, und neuerdings von Giraud besucht worden sind, so läge ihr Forschungsgebiet gerade südlich von demjenigen Böhm's und Reichard's, deren Arbeiten (s. die Karte oben, S. 24) dadurch eine sehr erwünschte Ergänzung erhielten.

— Eine viel Bier producirende Gegend, eine Art von afrikanischem Bayern, lernen wir durch Stanley und die englischen Missionare Grenfell und Comber kennen. Dieselbe liegt dort, wo sich Congo und Kuango vereinigen, etwa unter 3° südl. Br. und zwischen 16° und 17° östl. L. Gr. Stanley schreibt z. B. über das Dorf Mantu am Congo, oberhalb der Kuango-Mündung: „Hier wird sehr viel Bier producirt, das wie schales Lagerbier schmeckt und wie mit einem geringen Zusatze von Thee gefärbtes Wasser aussieht. Es wird aus gegohrener Hirse, mehr aber noch aus dem in Gährung versetzten Safte des Zuckerrohrs hergestellt und in großen schwarzen Töpfen von 40 Liter Inhalt aufbewahrt. Zweifellos machen die Leute mit der Bierfabrikation ein gutes Geschäft, da man häufig Käufer vom Kwa und Stanley-Pool hier vorfindet." („Der Congo und die Gründung des Congostaates." I, 539.) Grenfell und Comber aber, welche 1884 den unteren Kwa oder Kuango befuhren (Proc. R. Geogr. Soc. June 1885, p. 356), schreiben: „Eine sehr interessante Erscheinung auf diesem Theile des Flusses (bei Duna, etwa 16° 55′ östl. L.) waren kleine Gruppen von Hütten auf den Sandbänken; überall standen sie zu zweien, vieren und sechsen zusammen und waren von Babuma bewohnt. Wir fragten sie, was sie auf den Sandbänken machten, und erfuhren, daß sie Bierkneipen hielten und nebenbei Fische fingen. Das Bier war aus Zuckerrohr, das auf dem Festlande wuchs, fabricirt, wurde in großen Steinkrügen und Kalebassen herübergebracht, in den kleinen Hütten aufgespeichert und an die beständig in Geschäften vorbeifahrenden Leute verkauft."

Australien.

— In Südaustralien, wo das Parlament auf die Entdeckung eines Kohlenlagers bisher vergeblich eine Prämie von 10000 Pfd. St. ausgesetzt hatte, will man jetzt am Tutkaninna Creek, nordöstlich von Hergott Springs und zwischen Lake Eyre und Lake Gregory, Kohle gefunden haben. Ein Syndikat hat sich gebildet und sich ein Areal von 4000 Acres oder 1619 ha zuschreiben lassen.

— Am 9. April 1885 wurde in Townsville im nördlichen Queensland eine Versammlung von Delegirten aus fast allen Städten und Orten des Nordens abgehalten und einstimmig eine Petition an die englische Regierung beschlossen, den Norden von Queensland vom 22. Grade südl. Br. ab zu einer besonderen Kolonie zu erheben. Es liegt dort der Distrikt der großen Zuckerplantagen, deren Besitzer sich durch das energische Vorgehen der Kolonialregierung gegen die Einfuhr von Südsee-Insulanern in ihren Interessen benachtheiligt sehen.

— Unter den australischen Kolonien macht sich Neu-Süd-Wales durch seinen raschen Fortschritt bemerkbar; es hat der Kolonie Victoria bereits den Vorrang, welchen diese bisher einnahm, abgewonnen. Wer einmal auswandern will, dem empfiehlt sich Neu-Süd-Wales mehr als andere Kolonien. Seine Bevölkerung wächst schnell; im Jahre 1884, wo sie um 51 819 Seelen zunahm, stieg sie auf 921 129. An fruchtbarem Lande ist Ueberfluß vorhanden. In dem langen Küstendistrikte östlich vom Dividing Range breitet sich in den Thälern der Flüsse der schönste Alluvialboden aus und ist größtentheils unter Kultur gebracht. Im Süden werden hauptsächlich Luzerne, Mais und Kartoffeln, im Norden Zuckerrohr, Tabak und Reis kultivirt. Fast alle Früchte der gemäßigten und semitropischen Klimate gedeihen dort. Den Weizenbau, welcher in diesem Küstendistrikte ehemals viel betrieben ward, hat man des rothen Rostes wegen, von dem die Aehren befallen wurden, wieder aufgeben müssen. Gelangt man auf das Tafelland, so trifft man zwischen Felsen und Granitformation ausgedehnte Strecken des fruchtbarsten Landes, welche die zukünftige Kornkammer der Kolonie bilden werden. Was hier mit Weizen bestellt wurde, hat einen Ertrag von 20 bis 40 Bushel vom Acre (= 40,46 Ar) geliefert. Westwärts vom Tafellande eignet sich der Boden wegen des sehr unsicheren Regenfalles immer weniger, wenn überhaupt, für Ackerbau, dagegen bilden die weiten, mit Saltbush (Atriplex nummularia) bestandenen Ebenen das vorzüglichste Weideland für Schafe.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXV.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Die Entfernung von Ahram nach Buschir beträgt nicht über 8 Farsach, und dennoch war es den Reisenden nicht möglich, dieselbe mit ihren schlechten Pferden in einer Tagereise zurückzulegen; sie mußten vielmehr nochmals, und zwar im Dorfe Gurek, übernachten. Dort konnten sie sich auch einen Kübel ziemlich süßen Wassers verschaffen, was ihnen zugleich gestattete, Nahrung zu sich zu nehmen. Die Hütten des Dorfes sind, wie überall im südlichen Fars, aus Palmstämmen und -zweigen erbaut; in den Gäßchen zwischen denselben tummeln sich hübsche Kinder, gelbe Hunde und schwarze Hühner, alle von gleicher Wildheit, und ringsum dehnt sich eine weite Ebene aus, die nur mit dürftigen Kräutern und Gesträuchen bedeckt, aber keineswegs unfruchtbar ist. Denn in nicht großer Entfernung zeigen sich üppige Getreidefelder, und sowohl die kräftigen Gestalten der Dorfbewohner, als auch ihre sehr reinlichen Gewänder legen Zeugniß ab von ihrem Wohlstande. Der Scheich von Gurek führt ein Leben, welches sich demjenigen der einstigen großen Feudalherren vergleichen läßt, und ergötzt sich nach Herzenswunsch an Hetz- und Falkenjagden, Vergnügungen, die bei allen Persern in hohen Ehren stehen, aber nur denjenigen Stammeshäuptlingen zugänglich sind, welche Macht und Reichthum genug besitzen, um Pferde, Hunde und Jagdvögel halten zu können. Denn es ist nicht allein der innere Werth eines Geierfalken von guten Eigenschaften und trefflicher Erziehung oft ein sehr ansehnlicher; auch ihre Ernährung, welche aus Geflügel und Hammelfleisch besteht, kostet viel, und für jeden Vogel muß ein Diener und für jeden Diener wieder ein gutes Pferd gehalten werden. Im Ganzen kann man die Kosten für einen solchen Vogel, für seinen Wärter und für dessen Renner auf 650 bis 800 Mark im jährlichen Durchschnitte veranschlagen.

Am nächsten Tage (16. November) legten die Reisenden die letzte Strecke zurück, welche sie noch von Buschir trennte. Dünen beweglichen Sandes, in welchen die Pferde bis zu den Knien einsanken, ziehen sich zwischen der Ebene von Gurek und dem Meere hin, und dann galt es, einen tiefen Sumpf zu durchreiten, wo die Thiere wiederholt stürzten. Aber der Anblick der aus dem Wasser auftauchenden Stadt Buschir flößte den Reisenden neuen Muth ein. Ueber einer von Thürmen flankirten Ringmauer steigen mehrstöckige Häuser empor, gekrönt von zahlreichen Badgirds (Thürme zum Auffangen des Windes), die schlank wie Kirchthürme in die Luft ragen, und der Hafenstadt Südpersiens einen ganz anderen Charakter verleihen, als ihn die Städte des Inneren besitzen. Buschir, vom Meere und Sumpfstrecken rings umgeben, ist naturgemäß feucht und ungesund; in Folge dessen wird das Erdgeschoß der Häuser nicht bewohnt, sondern dient höchstens als Vorrathsraum, sowie als Unterbau für die Wohnzimmer und Talars. Letztere, welche auf allen Seiten eine Menge fensterähnlicher Thüren besitzen, stoßen an eine Terrasse, und man braucht dann nur dieselben nach der Windseite hin zu

öffnen, um die feuchte, drückende Hitze wenigstens etwas zu mildern.

Ehe man die Ringmauer erreichte, hatte man den seichten Hafen zu passiren, der nur wenige Fischerbarken enthielt. Nicht weit vom Stadtthore liegen vier Boote — oder besser vier Schiffsrümpfe ohne Masten und Segel — melancholisch auf der Seite. Das ist die kaiserlich-königliche Flotte von Persien, die seit Jahren schon dort auf dem Strande fault (neuerdings ist sie bekanntlich durch zwei kleine Dampfer vermehrt worden); ihr Admiral ist ebenso viel werth, wie das Material an Schiffen. In Buschir begab sich Marcel Dieulafoy sofort zum Gouverneur Mirza Mohammed Mustafi Nizam, um ihm ein Empfehlungsschreiben von Dr. Tolozan zu übergeben, und während der Audienz wurde ein leerstehendes Haus ausfindig gemacht und das Gepäck der Reisenden dort niedergelegt. Raum genug war darinnen vorhanden, und ein ganzes Regiment hätte dort bequem untergebracht werden können; von der Terrasse aus hatte man einen weiten Rundblick auf die Stadt, die Ebene von Gurek, das Meer, und ganz am Horizonte auf zwei englische Schiffe. In Wahrheit besitzt Buschir weder Hafen noch Rhede; große Schiffe können sich der von gefährlichen Untiefen umgebenen Stadt nicht nahen, sondern ankern in einer Entfernung von derselben, welche zurückzulegen die einheimischen Segel- und Ruderbarken mindestens zwei Stunden brauchen. Oft müssen die Schiffe auch, wenn der Wind nach dem Lande zu weht, das offene Meer zu gewinnen suchen, ohne ihre volle



Das Dorf Gurek.

Ladung erhalten zu haben. Küstenfahrzeuge von 3 bis 4 Fuß Tiefgang würden sich wohl ohne aufzulaufen in den als Hafen dienenden Crique wagen; aber sie finden dort keine Baken und liefen Gefahr, bei Nordweststurm auf das Land geworfen zu werden. Der Schah Zade Zelle Sultan soll sich mit dem Gedanken getragen haben, durch Anlegung eines Molo und eines Quai eine Art Hafen für kleinere Schiffe herzustellen; aber er fürchtet sich, die Empfindlichkeit seines Vaters, des Schah, zu erregen und hat die Sache einstweilen vertagt.

Dazu ist Buschir, wie gesagt, ein sehr ungesunder Aufenthalt und über alle Maßen schmutzig. Der Genuß des dortigen Wassers erzeugt im menschlichen Körper neben Fieber auch eine Art Guineawurm, der sich langsam durch die Muskeln hindurch arbeitet, bis er dicht unter der Haut der Wade oder des Oberarmes sich zeigt; dann macht man dort einen Einschnitt, sucht den Kopf des Thieres zu fassen und wickelt ihn langsam, ganz langsam auf einer Spule auf, was mindestens eine Woche, mitunter aber auch zwei Monate dauert. Dreht man zu rasch, so läuft man Gefahr, den Wurm zu zerreißen, worauf der zurückbleibende Theil eine neue Wanderung im Leibe des Patienten antritt und nach längerer Zeit an einer oft weit entfernten Stelle von Neuem zum Vorschein kommt. Die Europäer und die reichen Eingeborenen trinken deshalb nur Wasser aus dem Tigris oder dem Karun, das in bedeckten Barken herbeigeschafft wird, während die Armen, auf das schlechte Cisternenwasser angewiesen, fast alle mindestens einmal in ihrem Leben das Wurmleiden durchmachen müssen. Ebenso wüthen Cholera und Diphtheritis unter den schlecht genähr-

ten und ungesund wohnenden Eingeborenen, die in noch größerer Anzahl, als es jetzt der Fall ist, zu Grunde gehen würden, fänden sie nicht Arzneien und Rath in einer von der Gattin des englischen Consuls Roß eingerichteten Apotheke.

Die Stadt ist neuen Ursprungs und besitzt kein Gebäude von irgend welchem Interesse; nur die Bazare zeigen etwas Belebtheit. Dort fallen namentlich die arabischen Lastträger auf, welche sich durch ihre kräftige Gestalt vortheilhaft vor den kümmerlichen Eingeborenen auszeichnen. Auch die Tracht der Leute aus dem Volke erinnert schon an das nahe Arabien: ein weißleinenes Hemde, das um die Hüften durch eine bunte Schärpe festgehalten wird, Abba (Art weiten Mantels) und ein Turban von blau- und rosa-gestreiftem Kattun.

Am Abend des 20. November brachte die Dampfschaluppe des englischen Consuls die Reisenden an Bord des „Pendjab", welcher auf der Route Bombay-Basra fährt; derselbe, für den Transport von Orientalen bestimmt, ermangelt des Comforts, den man bei den hohen Passagepreisen zu erwarten berechtigt ist. Erst gegen 2 Uhr Morgens hatte derselbe seine Ladung an Bord und konnte die Anker lichten. Bei Tagesanbruch dampfte er noch an der Küste Persiens entlang; dieselbe ist hier flach, ganz niedrig, von durchweg gelber Färbung und jeder Vegetation bar. Um 8 Uhr lief er in einen weiten Meeresarm ein, in den Schatt-el-Arab, der durch die Vereinigung von Euphrat und Tigris gebildet wird; auch seine Ufer sind sandig und von größter Eintönigkeit. Eine halbe Stunde später entwickelte der Dampfer die möglichste Schnelligkeit und passirte ohne Hinderniß die schlammige Barre von Fao, welche allen Schiffen von mehr als 18 Fuß Tiefgang stets große Schwierigkeiten bereitet. Jenseits derselben nähern sich die Ufer einander, wenn auch der Fluß noch immer eine Breite von fast 6 km behält, und an den Ufern beginnt etwas Pflanzenwuchs aufzutreten; allmählich erscheinen auch verkümmerte und von den Seewinden gebeugte Palmen, die sich nach und nach, je mehr man landeinwärts kommt, zu



Die königliche Flotte in Buschir. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

immer schöneren und stattlicheren Wäldern zusammenschließen. Aber weder Haus, noch aufsteigender Rauch verräth die Anwesenheit von Menschen; nur auf dem Strome selbst tummeln sich ab und zu flinke Nachen, um gelegentlich seitwärts in den Bewässerungskanälen zu verschwinden.

Gegen 1 Uhr passirte der Dampfer die Mündung des Karun und die Stadt Mohammerah, deren Lehmmauern noch die Spuren der englischen Beschießung von 1856 tragen, und nicht lange nachher ließ der Kapitän des „Pendjab" die Reisenden bei Felieh ans Land setzen, einem ärmlich aussehenden Dorfe, der Residenz eines Stammeshäuptlings, an welchen Dieulafoy's von Sahabi Divan speciell empfohlen worden waren. Man führte sie auf ihre Frage nach einem Karawanserai statt aller Antwort gleich zum Scheich, dessen Haus sich sofort beim Betreten als ein gastfreundliches auswies: um eine riesige Kaffeekanne, die auf heißer Asche stand, hockten Seeleute und Soldaten, und jeder Fremde, der die Schwelle überschritt, empfing aus den Händen eines eigens dazu angestellten Kawadschi eine Tasse des heißen Trankes. Alle Leute aber, Militär- wie Civilpersonen, unterschieden sich durch Typus, Tracht (Abba, Kopftuch, das von einer Schnur aus Kameelshaar gehalten wird, und lange Gandurah) von den Persern; man erkennt sie sofort als Araber.

Nachdem die Reisenden diese stets mit Besuchern gefüllte Vorhalle durchschritten hatten, gelangten sie in einen geräumigen Hof, der von niedrigen, aus ungebranntem Lehm und Palmstämmen erbauten Häusern umgeben war. Rechts waren 30 bis 40 Diener beschäftigt, Gemüse zu verlesen und zu putzen, Fleisch herzurichten und unter freiem Himmel in acht riesigen Töpfen, würdigen Gegenstücken zu der Kaffeekanne am Eingange, zu kochen. Und doch schien ihr Inhalt kaum hinzureichen, um alle die Häuptlinge, welche rauchend unter einer Galerie saßen, die Derwische, welche zu einem Trupp gut bewaffneter Soldaten redeten, und die in allen Ecken herumliegenden Schläfer satt zu machen. Ein alter Aufseher führte die Fremden in ein sehr reinliches Zimmer und wollte sich dann zurückziehen mit den Worten: „Wenn der Scheich von der Jagd zurückkehrt, werde ich ihm melden, daß Allah ihm Gäste gesandt hat." Nun erst

erfuhr Dieulafoy auf seine Frage, ob der Scheich das Empfehlungsschreiben des persischen Gouverneurs nicht erhalten habe, daß derselbe vor zwei Wochen gestorben sei, daß aber sein Sohn Moses nicht verfehlen werde, den Brief zu respektiren. Gegen Sonnenuntergang gerieth das ganze Haus in Bewegung: aus allen Gemächern stürzten Diener heraus und ihnen nach strömten Soldaten, Derwische und Seeleute nach dem Thore und stellten sich dort in zwei Reihen auf, um die Ankommenden zu empfangen. Zuerst erschien ein Mann in den besten Jahren von strengem Gesichtsausdrucke, dann ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren mit zarten, feinen, echt arabischen Zügen; beide trugen lange Gewänder, Abbas und schwarze Turbane ohne jeglichen Schmuck. Es waren Scheich Moses und sein jüngerer Bruder, beide in tiefer Trauer um ihren Vater. Ihnen folgte ein schöner Knabe, der mit der Aufsicht und der Unterhaltung der Wasserpfeife (Kaljan) beauftragt war.

Scheich Moses begab sich sofort zu seinen fränkischen Gästen, eröffnete den Brief des Sahabi Divan, in welchem dieser ihn bat, den Reisenden den Besuch Susianas zu erleichtern, und erklärte, daß er ihnen glücklicher Weise eine Dampfschaluppe zur Verfügung stellen könnte, in welcher



Der Scheich von Gureï.



Kaljan-Träger des Scheich Moses. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

sie auf dem Karun bis zu den noch fünf Märsche von Dizful entfernten Stromschnellen von Awas vorzudringen vermöchten; doch müsse dieselbe zuvor noch in Stand gesetzt werden.

Scheich Moses ist der Häuptling eines der mächtigsten Stämme von Arabistan; in weniger als zwei Wochen kann er 10 000, mit trefflichen amerikanischen Flinten bewaffnete Leute auf die Beine bringen, und er besitzt zwei Dampfer, welche das auf seinen unermeßlichen Feldern gewonnene Getreide nach Indien transportiren. Eigentlich wäre sein älterer Bruder zur Nachfolge berechtigt gewesen; aber der Schah machte von seinem absoluten Rechte Gebrauch und bestätigte Scheich Moses in allen Prärogativen seines Vaters, während der ältere Bruder entfloh. Das Volk schien mit dieser Wendung der Dinge durchaus zufrieden zu sein, und die Züge des jungen Scheichs verrathen in der That eine bedeutende Intelligenz. Dagegen betrübte ihn die Forderung des Schah, daß er seinen jüngeren Bruder





Der jüngste Bruder des Scheich Moses.



Scheich Moses.



Torkan Chanum mit ihrem Panther.



Vorsteher des Klosters der Aleach in Teheran.

zur weiteren Erziehung an den Hof nach Teheran schicken sollte; in Wahrheit wünschte er denselben nur als Unterpfand für das Wohlverhalten des Scheich Moses in Händen zu haben. Die Trennung fiel ihm um so schwerer, als Allah seine zehnfache Ehe mit keinem männlichen Nachkommen gesegnet hatte.

Unter Führung des alten Aufsehers stattete Mme. Dieulafoy dem Harem des Scheichs einen Besuch ab. Nachdem sie eine Reihe ungleich hoher Terrassen und leer stehender Zimmer und Talars durchschritten hatten, gelangten sie in einen kleinen Hof, der von äußerst ärmlichen Zimmern umgeben war. In einem derselben, welches weder geweißt noch mit sonstigen Möbeln und Teppichen ausgestattet war, fanden sie auf einem Bett aus Palmzweigen eine schwarz gekleidete Frau, Torkan Chanum, die Favoritin des verstorbenen Scheichs, die sich zum Zeichen der Trauer aus ihrem luftigen Gemache hierher zurückgezogen hatte. Um ihren Besuch zu ehren, ließ sie den Harem davon benachrichtigen und begab sich mit demselben in den ersten Stock, wo das Empfangszimmer mit Teppichen, Kissen, Bronzeuhren, künstlichen Blumen unter Glasglocken und dergleichen, wie es sich gebührt, ausgestattet war. Bald darauf erschien eine Anzahl schwarz gekleideter Frauen; dieselben küßten Torkan Chanum, die alles mit großer Würde hinnahm, auf die Stirn, wünschten ihr Frieden, Gesundheit und Glück und hockten sich dann eine neben der anderen an den Wänden nieder. Torkan Chanum trug auf dem Kopfe ein Tuch von schwarzer Gaze, welches das Gesicht frei ließ und dann um den Hals geschlungen war; bei den anderen Frauen bedeckte es auch den unteren Theil des Gesichtes. Der Typus der jüngeren Frauen war zierlich; sie sind groß, gut gewachsen und wissen ihre schlechten Kittel mit viel Kunst und Koketterie zu tragen. An Füßen, Händen und Stirn waren sie blau tatuirt und im Nasenflügel hatten sie drei Löcher, in welchen aber jetzt wegen der Trauer die mit Edelsteinen geschmückten Ringe fehlten. Vor allen aber zeichnete sich Torkan Chanum durch ihren eigenthümlichen Typus, die undurchbohrte Nase und die Leichtigkeit, mit welcher sie Mme. Dieulafoy's Worte ins Arabische übersetzte, aus; auch ihre Frage, ob die Französin russisch spreche, fiel derselben auf. Später erfuhr sie, daß Torkan Chanum eine Tscherkessin sei, welche der alte Scheich vor 15 Jahren in Constantinopel gekauft, zu seiner Favoritin gemacht und stets in hohen Ehren gehalten hatte, trotzdem sie ihm keine Kinder geboren. Sie war sehr unterrichtet, hatte in Tiflis Lesen und Schreiben gelernt und sprach persisch, arabisch, türkisch und russisch gleich gut. Im Harem sowohl, wie auch bei dem ganzen Stamme erfreut sie sich eines großen Einflusses, und nichts Wichtiges wird ohne ihren Rath erledigt.

Auffällig und ganz verschieden von den Sitten der Perser arischen Stammes ist es, daß hier männliche Diener den Harem betreten, und daß dessen Insassinnen ihr Gesicht unverschleiert lassen. Noch auffallender aber war die enge Freundschaft, welche die Tscherkessin mit einem prächtigen Panther verband, der frei umherlief, die Tatze darreichte, sich brüllend und die Klauen zeigend auf dem Rücken wälzte, dann wieder Sammetpfötchen gab, seiner Herrin die Hände leckte und sich schließlich neben ihr auf einem Kissen niederließ. Die Bestie, welche ihre Abneigung der Fremden gegenüber nicht verhehlte, führte den seltsamen Namen Uriba (kleine Rose); aber trotzdem das Thier seiner Herrin, die ihm alle möglichen Schmeichelnamen gab und mit ihm wie mit einer Katze tändelte, aufs Wort gehorchte, so fühlte sich Mme. Dieulafoy doch nicht eher beruhigt, als bis sie die Thüren des Andern zwischen sich und dem Panther wußte.

Als die Reisenden am selben Tage dem Dampfboote, welches sie nach Awas bringen sollte, ihren regelmäßigen Besuch abstatteten, fanden sie es in demselben verlassenen Zustande wie früher und fragten deshalb den Scheich, wann er das Boot in Stand setzen zu lassen gedächte. Dieser aber war überrascht, daß seine Gäste ihn schon verlassen wollten, denn er hatte geglaubt, daß ihr Besuch einige Monate dauern würde, und hatte den Maschinenbauer in Basra noch gar nicht bestellt. Sein Erstaunen war nicht geheuchelt; denn er war in der That daran gewöhnt, daß manche Besuche Monate, ja ein ganzes Jahr lang dauern. Dieulafoy aber erklärte, wenn die Reparatur des Dampfers längere Zeit in Anspruch nähme, so zöge er vor, zu Pferde am Karun aufwärts zu reiten; denn das lange Warten war ihm zuwider, obwohl er enge Freundschaft mit einem berühmten Gottesgelehrten geschlossen hatte, nämlich dem Vorsteher der Aleachs von Teheran, welcher schon seit dem vergangenen Winter die Gastfreundschaft des Hauses genoß. Eine Reise zu Lande aber wollte Scheich Moses nicht zugeben aus Furcht vor den räuberischen Nomadenstämmen Arabistans, die ohne Unterschied auf persischem wie türkischem Gebiete plündern und sich nach jedem Ueberfalle sofort über die Grenze in Sicherheit bringen. Darum bat er seine Gäste, sich noch etwas zu gedulden, und schrieb sofort nach Basra; damit waren dann auch die Reisenden einverstanden.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

II. Technik des Reisens.

In Columbien gehen nur die unteren Volksklassen, die unbemittelten Pächter und Tagelöhner, zu Fuß; der erste Luxus, den sich der Columbianer gestattet, ist ein Reitthier, der zweite ein Sattel mit Zaumzeug. Als ich zuerst in das Land kam, hielt ich das wohl für einen Ausfluß columbianischer Trägheit und glaubte, daß ich hier wie in der Heimath die Gegend zu Fuß würde durchwandern können, aber schon bald sah ich ein, daß ich von diesem Vorhaben abstehen müßte. Denn die Steilheit und schlechte Beschaffenheit der Wege, das häufige Naßwerden der Füße bei Bachübergängen, die tropische Wärme und die Kraft der senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen zusammen machen die Anstrengung zu einer so bedeutenden und gefährden zugleich die Gesundheit des ungewöhnten Fußgängers, also besonders des nordischen Fremdlings, so sehr, daß derselbe lieber dem Beispiele der wohlhabenderen Landeskinder folgt

und ein gutes Reitthier besteigt, das ihn nicht nur in der Ebene, sondern auch in gebirgigem Terrain schneller von der Stelle bringt, als seine eigenen Beine vermöchten. Wohin der Mensch treten kann, dahin kann im Allgemeinen auch das Maulthier seinen Fuß setzen. Die wichtigste Ausnahme von dieser Regel bilden die Wälder mit ihrem dichten Unterholz, ihren zahllosen Schlingpflanzen und gefallenen Baumstämmen. Wer nach Chinarinde, Kautschukbäumen oder seltenen Hölzern sucht, wer Gold- und Silberminen im Walde zu entdecken hofft, wer einen Gipfel besteigen will, dessen Abhänge mit Wald bedeckt sind, wer endlich in die unerforschten Urwälder eindringt, um einen Weg anzulegen oder die geographische Kenntniß zu erweitern, der wird seine Reisen zu Fuß unternehmen müssen. Auch der Forscher, der in das Gebiet des ewigen Schnees emporsteigt, muß das Reitthier zurücklassen. Aber wer innerhalb des Bereiches menschlicher Ansiedelungen bleibt, wird fast immer mit dem Maulthiere dahin gelangen können.

Das Maulthier ist das eigentliche Reisethier in Columbien, obgleich auch das Pferd viel mehr benutzt wird, als man oft denkt. Das Pferd hat den Vorzug größerer Schnelligkeit, größeren Feuers und — wenigstens die besseren Thiere — einer außerordentlich sanften, angenehmen Gangart, des sogenannten Paso. Es ist das geeignete Thier zum Spazierenreiten und für Reisen in der Ebene, aber es ist selten ein geschickter Bergsteiger, es hat nicht den sicheren Tritt und die besonnene Vorsicht des Maulthieres. Dabei leiden die Pferde der Hochebene im warmen Klima, und die Pferde aus dem Tieflande bedürfen erst langer Gewöhnung, um im kalten Lande brauchbar zu werden. Für Reisen dienen am besten noch die Pferde aus mittlerer Höhenregion, die aber selten den feinen Gang derjenigen von der Sabana (Hochebene) besitzen. Das Maulthier bleibt in der Ebene hinter dem Pferde zurück und läßt doch den Reiter viel müder werden, es bedarf häufiger des Spornes, aber auch auf den schlechtesten Wegen kann man sich vollkommen auf seinen sicheren Tritt verlassen, wenn man es nur nicht überhetzt, sondern in Ruhe seinen Weg suchen läßt. Der Wechsel des Klimas, die Verschiedenheit des Futters thun seiner Gesundheit keinen Eintrag, und dabei vermag es viel größere Anstrengungen und Entbehrungen als das Pferd zu ertragen. Auf den Hochebenen benutzt man nur dieses, und der Bewohner der Sabana, der kein Maulthier besitzt, macht wohl auch größere Reisen zu Pferde, aber in eigentlich gebirgigen Landestheilen, im Staate Santander oder in Antióquia, weiß man den Vorzug des Maulthieres zu schätzen und würdigt nur besonders schöne und feurige Rosse, die dem Luxus des Spazierenreitens dienen. Selbst in heißen Tiefebenen, wie in den Llanos, hat das Maulthier das Pferd zum großen Theile verdrängt, weil es unter der Hitze und den damit verbundenen thierischen Plagen weniger leidet. Und überall, auch auf den Hochebenen, besitzt es als Packthier größeren Werth. In Antióquia und auf den Wegen, welche über die Centralcordillere führen, gebraucht man als Pack- und mitunter wohl auch als Reitthiere vielfach Ochsen, weil sie zwar langsamer, aber noch sicherer als Maulthiere gehen und durch ihre Kraft dem bodenlosen Morast jener Wege noch besser angepaßt sind. Auf den Hochebenen der Ostcordillere dienen sie zum Ziehen der zweiräderigen Karren, auf welchen man hier die Waaren transportirt, sonst werden sie nur in Haciendas benutzt, um das geschnittene Zuckerrohr zur Mühle zu bringen, um Holz aus dem Walde zu holen und dergleichen. Die Esel dienen zu kleinen Arbeiten in den Städten, aber nur in einem Theile von Boyacá auch als Packthiere auf der Landstraße, was sie aber lediglich ihrem niedrigen Preise, keineswegs hervorragenden Eigenschaften verdanken.

Die Preise der Thiere ändern sich sowohl mit der Zeit wie mit der Gegend. Ein gutes Packmaulthier kostet zwischen 60 und 120 Pesos sencillos [1]) (200 bis 400 Mark); ein gesundes und kräftiges Reitthier 80 bis 100 Pesos (250 bis 320 Mark), aber ein feines, starkes und lebhaftes Thier mit guter Gangart 200 Pesos (640 Mark) oder mehr. Die Pferde sind im Allgemeinen etwas billiger, besonders wenn sie keinen Paso besitzen; ein Pferd mit Paso bekommt man etwa von 80 Pesos an, Luxuspferde erzielen Preise von 200, 300, ja selbst 1000 Pesos.

Die meisten Columbianer haben ihre eigenen Thiere; giebt es doch nur wenige, die nicht auch ein bischen Landwirthe sind, sondern ihr ganzes Leben in den Kontors und Büreaus der Hauptstadt verbringen! Und wird doch selbst der kleinste Ausflug nur beritten gemacht! In den meisten Ortschaften, und besonders auf den Eintrittsrouten zwischen Honda und Bogotá, kann man allerdings auch Thiere miethen, aber meist schwache, schlecht genährte Thiere, welche das Reisen zu einer Qual machen. Alle paar Tage hat man von Neuem die Unannehmlichkeit langwieriger Unterhandlungen, muß, um Aufenthalt zu vermeiden, auf übertriebene Forderungen eingehen und verliert schließlich doch die kostbarste Zeit, weil die gemietheten Thiere nicht, wie versprochen, bei Sonnenaufgang, sondern erst um Mittag eintreffen. Und dabei erhält man jede Woche einen anderen Begleiter, dessen Dienst aus ist, noch ehe er mit den Gewohnheiten und Wünschen des Herrn bekannt geworden ist, dessen Schmutz und Trägheit unendlich, und dessen Intelligenz gleich Null ist. Die ewigen Klagen vieler Reisender entspringen daraus, daß sie sich nicht durch den Ankauf eigener Thiere aus dieser Abhängigkeit befreit haben. Man reist mit eigenen Thieren und einem selbst ausgesuchten Diener nicht nur angenehmer, sondern bei längeren Reisen auch billiger, weil man am Schlusse der Reise die Thiere ja doch wieder, wenn auch mit Verlust, verkaufen kann.

Englische Sättel sind nur bei Spazierritten in der Nähe der Stadt gebräuchlich. Auf Reisen oder zu ländlichen Arbeiten bedient man sich einer Art Bocksättel, die im Lande selbst, besonders in Chocontá, angefertigt werden. Sie sind meist in der Mitte tief eingesenkt und mit einem Lederüberzug versehen, um dem Körper bei den schlechten Wegen einen festeren Halt zu gewähren, oft haben sie einen großen Sattelknopf, an dem der Lasso zum Einfangen der Pferde oder Rinder befestigt wird. In einigen Gegenden sind außer den Schwanzriemen auch noch Vorder- und Hintergeschirr gebräuchlich. Für die Trense sind die columbianischen Thiere zu hartmäulig, man bedient sich auffallend großer und schwerer Kandaren, mit welchen man auch weniger seine Thiere in sanfter Gangart zu halten vermag, welche man aber abnehmen muß, damit das Thier trinken kann. Unter dem Zaum liegt der Halfter, meist aus gebrehter Ochsenhaut, dessen Ende am Sattel befestigt wird. Auch die Zügel sind meist aus gedrehter Haut, mit einem Ansatz, welcher die Peitsche ersetzt. Die schuhförmigen, messingenen Steigbügel schützen den Fuß gegen Regen wie gegen Sträucher und Steine am Wege, aber sind sehr schwer und heiß.

Das Reisekostüm steht für den Columbianer unabänderlich fest. Auch der feine Mann, der in Bogotá nur modernen Pariser Anzug trägt und verächtlich auf die Ruana-

[1]) 1 Peso sencillo (ein einfacher Thaler) hat 8 Realen, ist also dem Normalwerthe nach 3 Mark 20 Pfennig, im Kurs der letzten Jahre ein Viertel weniger.

träger hinabschaut, steigt ohne Ruana, hohen Strohhut und Zamarros nicht zu Pferde. Die Ruana, identisch mit dem peruanischen Poncho, ist ein viereckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch welches man den Kopf hindurchsteckt, im kühleren Klima aus Baumwolle oder Tuch, im warmen Lande aus heller Leinwand gefertigt. Zum Schutze gegen den Regen dient der Encauchado, eine Ruana von größerem Format und aus Kautschuk. Ueber die Beinkleider werden beim Reiten, zum Schutze gegen Regen und Schmutz, die Zamarros gezogen, weite, tief herabhängende Hosen aus Kautschuk oder ungegerbter Ochsenhaut, mitunter auch aus Löwen- oder Tigerfell, die der Kleidung des Reiters einen weibischen Anstrich verleihen und beim Gehen überaus lästig fallen. Die sehr großen Sporen, welche der Columbianer für nöthig hält, werden durch ein Loch in den Zamarros gesteckt. Praktisch sind die hohen, breitrandigen Strohhüte (Jipijapa), welche mit einem weißen Leinwand-, und zum Schutze gegen Regen mit einem Gummiüberzuge versehen werden können.

Die meisten Columbianer führen auf Reisen ihr ganzes Gepäck in den Satteltaschen mit sich. Freilich besteht dasselbe meist nur aus einer Flasche Cognac, einer Zahnbürste und einem Kamm, während Seife als ein unnützes Möbel betrachtet wird. Muß man auf dem kalten Páramo übernachten, so schnallt man eine dicke Decke, in den heißen Llanos dagegen eine Hängematte hinter dem Sattel auf. Der verwöhntere und reinlichere Europäer wird sich auf längeren Reisen nicht ohne ein Carga- (Pack-) Thier behelfen wollen, auf welchem er Wäsche, etwas Proviant, Decken, vielleicht ein Feldbett und, wenn er wissenschaftliche Zwecke verfolgt, Schreibmaterialien und einige Bücher und Instrumente mit sich führt. Statt gewöhnlicher Koffer werden in einigen Landestheilen die sehr praktischen Petacas gebraucht, welche aus zwei Deckeln aus roher, auf leichten Stäben befestigter Ochsenhaut bestehen und daher beliebig kleiner oder geräumiger gemacht werden können, wasserdicht sind und sich sehr bequem aufladen lassen.

Das Aufladen ist gar keine so einfache Kunst; dem Thiere wird zuerst eine Decke oder Strohmatte, der sogenannte Sudadero, aufgelegt, darauf legt man den Packsattel (Enjalma), eine Art Sackzeug, welches mit Stroh gut ausgefüllt ist, und auf diesen kommt die Carga, welche aus zwei möglichst gleichen Stücken bestehen muß und durch Stricke um den Leib des Thieres festgehalten wird. Bis das alles gethan ist, vergehen wenigstens fünf Minuten; bei störrischen Thieren wissen sich die Arrieros, d. h. Maulthiertreiber, dadurch zu helfen, daß sie ein Tuch über seinen Kopf werfen, worauf sich dasselbe bald ruhig alles gefallen läßt. Unterwegs muß die Carga beständig zurechtgerückt, mitunter von neuem aufgeladen werden, wenn das Maulthier dieselbe abgeworfen hatte. Auch bei sorgfältigem Aufladen, beständigem Zurechtrücken und allen möglichen Vorsichtsmaßregeln kann man nicht vermeiden, daß die Carga irgendwo drückt oder scheuert, und die meisten Packthiere sieht man mit großen Wunden auf dem Rücken, den Seiten oder dem Bauche bedeckt. Das Gewicht einer Maulthierlast darf im Allgemeinen nicht 12 Arrobas, d. i. 150 kg, im Inneren des Landes sogar nicht 10 Arrobas oder 125 kg übersteigen; schwerere oder unförmliche Lasten müssen von Menschen transportirt werden, und auch zerbrechliche Gegenstände vertraut man lieber einem Träger an, weil sie auf dem Rücken des Maulthieres leicht zu Schaden kommen.

Fast jeder Mann aus dem Volke, mit Ausnahme der paar städtischen Handwerker, versteht es mehr oder weniger gut, mit Maulthieren umzugehen, die in Columbien eine größere Rolle spielen als Eisenbahnen in den europäischen Kulturländern, und selbstverständlich viel mehr Menschen zu ihrer Besorgung beanspruchen. Aber doch ist es nicht ganz leicht, einen geeigneten Begleiter für größere Reisen zu finden, denn es ist kein leichter Dienst, den man von ihm fordert: den ganzen Tag ist er zu Fuß auf dem Wege (nur in den heißen Tiefebenen muß man ihn reiten lassen), bergauf, bergab, in glühender Hitze, beständig auf die seiner Hut anvertrauten Thiere Obacht gebend, beständig die Carga zurechtrückend, damit das Thier nicht verwundet werde; am Abend müssen die Thiere auf die Weide geführt, vielleicht ihnen auch Futter geschnitten werden, und auch der Herr verlangt noch mancherlei Dienstleistungen. Die Zahl derer ist in Columbien nicht groß, die diesen Dienst immer willig und freundlich verrichten und dabei ehrlich und nicht allzu schmutzig sind. Auf eine Eigenschaft meines Begleiters, welche Manchem vielleicht eine der wichtigsten erscheint, glaubte ich bald verzichten zu dürfen, nämlich auf seine Ortskenntniß. Ich bin Monate lang durch Columbien gezogen, mit einem Diener, der die Gegend ebenso wenig kannte wie ich, und doch habe ich mich höchst selten und gerade dann verirrt, wenn ich einen Führer genommen hatte, der sich als ortskundig ausgab. Die Karte von Codazzi, welche ich immer mit mir führte, ist im Maßstab von 1:810000 gezeichnet, also wenig größer als das Doppelblatt „Südwestdeutschland und die Schweiz" oder das Blatt „Sachsen und Thüringen" im Stieler'schen Handatlas. Eine solche Karte giebt nur die allgemeinsten Direktiven, aber das genügt auch in den meisten Fällen. Die Wege, welche von einer Ortschaft zur anderen führen, heben sich so deutlich wie eine Chaussee von den zahlreichen Seitenwegen ab, deren Ziel abseits gelegene Hütten sind. Meist findet man am Wege einzelne Hütten, bei deren Bewohnern man sich Rath holen kann. Nur auf den Páramos, d. h. den kalten, regnerischen Bergeinöden über der oberen Grenze des Baumwuchses, und in den Grassteppen des heißen Tieflandes, wo sich die Spuren der Wege leicht verwischen und wo man wenigen Wanderern begegnet, oder wenn es sich um die Aufsuchung eines bestimmten Punktes handelt, muß der Reisende einen ortskundigen Führer engagiren.

Natürlich zieht er in den Nachtquartieren möglichst ausführliche Erkundigungen über die Routen der nächsten Tage ein. Es bedarf meist langer Umfrage, um zuverlässige Auskunft zu erhalten. Leute, welche die Tour nie gemacht, geben ihr Urtheil doch mit der größten Sicherheit ab, auf das, was am Wege zu sehen ist, hat Niemand geachtet, in manchen Gegenden werden auch die schlechtesten Wege für gut erklärt, in anderen durchaus erträgliche Wege als das Nonplusultra der Unpassirbarkeit geschildert, vielleicht nur, um dem Fremden durch diese scharfe Kritik zu imponiren. Am unzuverlässigsten sind aber die Angaben der Reisedauer, welche sich auch aus der Karte nicht entnehmen lassen, weil dieselbe Strecke (1 km) in der Ebene vielleicht in 6 Minuten, auf guten Gebirgswegen in 1/4 Stunde, auf schlechten Wegen in 1/2 bis 3/4 Stunden zurückgelegt wird. Die meisten Leute, namentlich diejenigen, welche Anspruch auf Bildung erheben, geben die Entfernungen in Leguas und Cuadras [1]) an, welche an sich rein geometrische Maße, aber im Gebirge ein unklares Mittelding zwischen Entfernungs- und Zeitangabe geworden sind. Aber auch auf die reinen Zeitangaben ist wenig Verlaß, weil die meisten Leute keine Uhren haben und doch auffallend wenig geübt sind, die

[1]) Das alte granadinische Maßsystem war folgendes:

1	Legua	=	5000 m
62 1/2	Cuadra	=	80 m
100	Vara	=	0,8 m

Zeit nach dem Sonnenstande zu schätzen. Der Reisende muß meist mehr Zeit rechnen, als ihm besonders von sogenannten Caballeros angegeben worden ist, weil diese gern mit der Schnelligkeit des Reisens renommiren und mit frischen Pferden nur bis zum nächsten Orte allerdings schneller reiten können als der Reisende, der Wochen lang unterwegs ist. Die Zahl der Stunden wird von den meisten nur ganz ins Blaue hinein angegeben; gewöhnlich erhält man nur eine ganz unbestimmte Auskunft wie: Wenn Sie in A früh am Morgen aufbrechen, können Sie in B frühstücken. Fragt man auf dem Wege einen armen Indianer nach der Entfernung des nächsten Ortes und erhält die Antwort: Pues todavía es léjos (Hm, es ist noch weit), so muß man noch auf wenigstens zwei bis drei Stunden Reitens gefaßt sein; aber auch wenn es heißt: Ya es cerca (es ist nahe) oder cerquita, oder wenn er, mit doppelter Diminutivform und in singendem, gedehntem Tone antwortet: es cerquitica oder es aquinomasito (wörtlich: es ist hier nicht weiterchen) und man bei jeder Ecke hofft, das Dorf zu erblicken, kann es doch noch eine volle Stunde oder länger dauern, ehe man endlich in dasselbe einreitet, aber inzwischen wirkt jene Antwort wie ein Fata Morgana und läßt die Gluth der Sonne, läßt Hunger und Durst doppelt empfinden.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant Garde. (Deutsch von W. Finn.)

II.

Nach Verlauf von zwei Stunden hatte Navfalik alle seine Besitztheile, seine Weiber und Hunde in seinem Frauenboote untergebracht, und vorwärts ging es nun um Kap Discord herum, zu den mit so großer Sehnsucht erwarteten unbekannten Gegenden. In gleichmäßigen Tagesreisen ruderten wir quer über mehrere Fjorde längs der äußersten Küste bis zum 3. Juli, wo wir das an der Mündung eines ziemlich tiefen, eisgefüllten Fjordes belegene Anoritok erreichten. Navfalik meinte, daß wir hier, circa 10 Meilen nördlich von seinem Winterplatze, Eingeborene treffen würden. Es sollte eine Gesellschaft Ostländer sein, welche im Jahre 1883 die Westküste des Handels wegen besucht hatten, und welchen wir auf unserer ersten Reise bei Nunatsuk begegneten. Es war Lieutenant Holm viel daran gelegen, diese Leute wiederzutreffen, denn unter ihnen befanden sich mehrere aus der Gegend von Angmagsalik, der Stelle, wo Lieutenant Holm zu überwintern gedachte. Durch die Gewinnung einiger dieser Leute für die Expedition würde diese auch wesentlich gesichert sein. Als bald darauf von Navfalik's Boot aus gemeldet wurde, daß Hundegeheul vom Lande aus gehört worden sei, zogen wir unsere Flaggen auf, und kurz darauf begann dann auch das jetzt überall in Grönland gebräuchlich gewordene Salutiren mit Gewehrschüssen. Hier waren also Bewohner; es dauerte auch nicht lange, bis wir einige kleine spitze Zelte und sich hin- und herbewegende Gestalten am Lande erblickten. Als wir Navfalik das erste Mal sahen, machte er einen eigenthümlich ehrfurchtgebietenden Eindruck; man merkte, daß man einem „Nälagal" (Herr) gegenüberstand; die Leute bei Anoritok sollten einen ganz anderen Eindruck auf uns machen. Unsere fünf mit Flaggen geschmückten Frauenboote, von nicht weniger als 11 Kajaks (Navfalik's eingerechnet) eskortirt, näherten sich nun der kleinen Insel bei Anoritok, wo die Heiden ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Einige Männer mit langem, glattem, schwarzem Haar und wunderlich ovalen, europäisch aussehenden Gesichtern empfingen uns am Strande. Eine Schaar Weiber hielt sich ängstlich etwas mehr seitwärts, mehrere ihrer Männer waren draußen auf dem Fang. Charakteristisch war die Art und Weise, wie Navfalik und diese Leute sich begrüßten; sie sahen sich einander kaum an, sprachen einige scheinbar gleichgiltige Worte mit einander — ob dieselben Neuigkeiten vom vergangenen Winter enthielten, weiß ich nicht, denn bald waren wir alle emsig mit dem Ausladen unserer Boote beschäftigt. Die Heiden standen etwas genirt seitwärts und sahen zu, während sie dann und wann kleine Thiere in ihren langen Locken fingen; sobald jedoch die Ladung ans Land gebracht, die Zelte aufgeschlagen und alles in Ordnung war, begann ein „pularen" (Visite machen), ein Austausch von Geschenken und ein Fragen, welches, so lange wir mit den Heiden zusammen waren, durchaus nicht abnahm. Hier bei Anoritok standen nur zwei kleine, ziemlich schlechte Zelte. Die Bewohner derselben, 27 Erwachsene und Kinder, zeigten durch ihre zerlumpte Kleidung, daß sie von einer „Handelsreise" kamen. Navfalik, der seit langer Zeit die Westküste nicht besucht hatte, war ganz anders mit allen möglichen grönländischen Kleidern und Artikeln versehen. Alle Bewohner hier bei Anoritok klagten außerdem über den vergangenen Winter; mehrere Male hatten sie sich mit dem Zernagen alter Fellstücke begnügen müssen.

Was also vor allem diese Leute von Navfalik unterschied, war ihre Armuth, demnächst auch ihr Aussehen, die Gesichtsform, die Art und Weise zu sprechen und das ganze Benehmen; namentlich waren diejenigen aus den nördlichsten Gegenden — Angmagsalik und Sermilik — durchaus auffällig verschieden von denen aus den südlicheren. Navfalik's Sprache bestand aus dem schnellen monotonen Herplappern einer Masse von Worten, welche gleichsam aus ihm herausquollen, ohne daß er im Geringsten den Tonfall veränderte, je nachdem seine Gedanken den Gegenstand wechselten. Eine scheinbare Gleichgiltigkeit war über ihn ausgebreitet, wenn er mit einem von uns sich unterhielt — keine Anregung, nicht ein Versuch, Theilnahme oder dergleichen zu erregen — man fühlte, daß man einem Manne gegenüber stand, der da wußte, was er wollte, der nur sagte, was er meinte — ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.

Umerinek (der mit dem ausgerissenen Bart), einer der Häuptlinge der Angmagsaliken, machte einen so vollständig anderen Eindruck, daß, wenn man nicht einem solchen Gedanken gegenüber mit einem guten Theil Mißtrauen bewaffnet wäre, augenblicklich ausrufen würde: „In Dir, mein Freund, ist Europäerblut." Eine leichte, ge-

schmeidige, elegante Gestalt! Eine einschmeichelnd lächelnde Miene, ein paar lebhaft spielende Augen und eine geschliffene Theatersprache — so war das Erscheinen Umerinek's. Man fühlte sich neben einem solchen Manne etwas beunruhigt, es lag etwas Unergründliches, etwas Unaufrichtiges in ihm, und die Unterredungen, welche Lieutenant Holm mit ihm hatte, bestätigten denn auch bald, daß Umerinek den Namen eines Petrus nicht verdiente. Zunächst sollte es durchaus unmögtich sein, Angmagsalik zu erreichen; bei gutem Wetter seien es so viel Tagereisen, als zweimal alle seine Finger und Zehen zusammen. Sobald er aber den bunten Inhalt der Tauschhandelskasse gesehen hatte, verminderten sich die Unmöglichkeiten und er versprach hoch und heilig, daß, wenn nur sein Schwiegervater es erlaube, dessen Boot er benutzte, und der beabsichtigte, bei Umivik ein gut Stück Weges südlich von Angmagsalik zu überwintern, so würde er sehr gerne die Expedition sicher und gut nach letzterem Orte führen und so viele Seehunde für dieselbe fangen — überhaupt im Ganzen genommen so sorgen, wie für sein liebstes Kind. Noch an dem letzten Tage, welchen ich mit Lieutenant Holm verbrachte, konferirte er mit Umerinek, doch ich glaube wohl, daß dessen Rolle so ziemlich ausgespielt war. Die nähere Bekanntschaft mit seinem Reisegenossen hatte Lieutenant Holm gelehrt, daß Umerinek's Schwager und Reisegefährte Angmagainak (der Ausgeschnittene) ein ganz anders verläßliger Mann sei, wenn auch immer noch kein Navfalik.

Da es am 3. Juli Regenwetter war, so blieben wir bei Anoritok liegen und benutzten den Tag zu allerlei Unterhaltung und Besuchen bei den Heiden; diese hatten so vielerlei Sachen zu erzählen und die Betrachtung aller unserer Zaubersachen erregte das Interesse derselben in solchem Grade, daß einige derselben beständig in unseren Zelten waren. Sie waren wie die Katzen; die Zeltthüren wurden von ihnen nicht geöffnet, sondern sie krochen unter der Zeltleinwand hindurch, so daß man oft unvermuthet einen dieser wilden zerlumpten Heiden mit dem langen über dem Gesicht herabhängenden Haar im Zelte neben sich hatte. Ein wunderlich langgezogenes, schwach beginnendes, demnächst an Kraft zunehmendes und endlich plötzlich abgebrochenes: o-ä-ä-ä-ó war der Ausruf, den man bei jeder Gelegenheit zu hören bekam. Sie erzählten, daß sie geglaubt hätten, wir seien gekommen, um sie zu tödten, denn sie hätten gehört, daß ihre Vorväter unsere Vorväter erschlagen hätten; sie würden auch fortgelaufen sein, wenn wir nicht mit unseren Frauenbooten und Kajaks gekommen wären. Mehrere Male hätten sie Schiffe gesehen, sich vor denselben aber stets gefürchtet; sie versprachen jedoch, daß sie sich nun nie wieder vor denselben fürchten wollten. Sie hielten uns alle für „Angakkoken“ (so nennen sie ihre Weisen und Zauberer), wurden aber bald einig darüber, daß wir weit tüchtigere Leute sein müßten als ihre Angakkoken — dies war vielleicht auch der Grund, daß sich keiner von ihnen als Angakkok bezeichnete. Das erste, was Umerinek uns mittheilte, war seine Ueberzeugung, daß er bald sterben müsse, aber doch vorher gern getauft sein wollte — kurze Zeit darauf fragte er, ob wir nicht etwas Pulver übrig hätten. Der schlaue Patron meinte, daß wir ihm als Wiedervergeltung diese kleine Gefälligkeit gern erweisen könnten. Nach Pulver und Blei waren die Heiden überhaupt sehr begierig, denn mehrere von ihnen hatten Büchsen. Als Umerinek uns später einmal den Dienst erweisen sollte, etwas von unserer Ladung in sein Boot zu nehmen, griff er ohne weiteres nach einer Kiste, welche, wie er wußte, Munition enthielt. Diese wollte er lieber als alle anderen Sachen transportiren; hätte er gewußt, daß die Kiste nur Munition für unsere Hinterlader enthielt, dann wäre er vielleicht weniger eifrig gewesen.

Die Weiber dieses Völkchens waren ebenso wie die Männer ihrem Aeußern nach nur wenig eskimoisch. Mehrere derselben hatten blonde Haare, waren überhaupt recht hübsch, vermochten aber doch nicht, unsere Herzen so gefangen zu nehmen, als da wir im Jahre 1883 sie zum ersten Male sahen. Damals erschienen sie uns alle anziehend; so lebhaft wie die Männer sind sie freilich nicht. Außer den Angmagsaliken und Sermiliken lagen auch noch Leute von Umivik, südlich von Angmagsalik und Sermilik, bei Anoritok; diese bildeten gleichsam einen Uebergang zu der Navfalik'schen Rasse. Die ganze Schaar, 27 an der Zahl, entschloß sich, uns zu folgen und versprach, uns, sobald als möglich einzuholen, da sie zur sofortigen Mitreise noch nicht vollständig gerüstet waren. Einige von ihnen sollten die Kajaks noch überziehen, andere die Wurfwaffen in Ordnung bringen u. s. w.; dies wurde nun mit ganzer Kraft in Angriff genommen, denn es war doch zu interessant für sie, mit den „Havdlunaken“ in Gesellschaft zu sein. Außerdem rechneten sie wohl darauf, daß immer ein wenig für sie abfallen würde, sei es ein buntes Taschentuch, ein wenig Tabak oder eine Pfeilspitze.

Am 4. Juli Morgens verließen wir Anoritok und erreichten zur Mittagszeit das an der Südseite der Mündung eines ziemlich großen, eisgefüllten Fjordes belegene Inugsuit. Das Eis lag an diesem Tage ziemlich dicht, aber unser braver Navfalik mit seinem kleinen von Menschen, Hunden, Zelten und anderen Besitzstücken überfüllten Boote war immer an der Spitze und bahnte den Weg. Es war interessant, seine Gestalt jeden Augenblick bei den Durchlässen zwischen den Eisschollen vorbeipassiren zu sehen, wie er hinten in seinem Boote, mit einem großen geschnitzten Knochenschirm vor den Augen, dastand und nach Oeffnungen in dem Eise spähte. Unsere Leute hatten volles Vertrauen zu ihm, das er auch niemals getäuscht hat.

Bei Inugsuit trafen wir wieder Eingeborene; diesmal waren es Leute, welche Navfalik näher standen, sein Schwager Okalnatak (Er, der viel spricht) und ein anderer Mann Namens Kualia. Jeder hatte sein Zelt und sein Frauenboot; zusammen waren es 32 Seelen. Der „Aeltester“ genannte Führer, Okaluatak, war bei unserer Ankunft auf einer Fangreise begriffen. Als uns mitgetheilt wurde, daß bei den Vorgebirgen Kap Rantzau und Kap Adelaer, welche wir jetzt passiren sollten, das Eis ganz auf dem Lande liege, entluden wir unsere Boote und schlugen die Zelte auf. Am Abend kam Okaluatak, ein hoher, breitschulteriger Mann mit etwas barschem Aussehen, großen rollenden Augen, doch im Uebrigen gewiß ganz harmlos, von seinem Fange zurück; ich war unten am Strande, als ihn Navfalik empfing. Wie komisch auch der Empfang wirkte, so war trotzdem doch etwas Imponirendes dabei, und ich hielt mich unwillkürlich in einiger Entfernung, um durch keine Miene diese beiden ostgrönländischen „Patricier“ bei ihrer ceremoniösen Begrüßung zu beleidigen.

Als Okaluatak sein Kajak verlassen hatte, was natürlich geschah, bevor von einem „guten Tag“ die Rede war (welcher Gruß ihnen übrigens gar nicht bekannt ist), wanderte er mit Navfalik zum Zeltlager hinauf, und bevor ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, zogen beide ein mächtiges Schnupftabakshorn hervor; ein gegenseitiger Austausch der Schnupftabakshörner fand statt, und aufgestellt in den denkbar martiatischsten Stellungen und mit dem größesten Ernste, ließen sie die Hörner von dem einen Nasenflügel zum anderen wandern. Diese Vorstellung dauerte so lange, bis diesen stattlichen Fängern die Thränen über die

Wangen rollten. Dann wurden die Hörner wieder zurückgegeben und nun erst begann die Unterhaltung, welche übrigens beiderseits mit nicht besonderer Lebhaftigkeit geführt wurde. Die Grönländer sind im Ganzen genommen wunderliche Menschen; die Ruhe und die Gleichgiltigkeit, womit sie ihre liebsten Verwandten und Freunde begrüßen, ist für uns Europäer geradezu verletzend, denn wenn es auch nicht die Liebe zu einander ist, so giebt doch die Neugierde bei einem solchen Wiedersehen Veranlassung, über eine Menge Dinge zu sprechen, und in diesem Falle, wo sich Navfalik und Okaluatak wiedersahen, war doch eigentlich Grund genug für den letzteren vorhanden, neugierig zu sein, denn es ereignet sich ja nicht jeden Tag, daß Okaluatak von drei Kopenhagenern und einem Norweger empfangen wird, wenn er am Abend vom Fange heimkehrt. Man kann manchmal fast ärgerlich auf die Grönländer werden wegen der außerordentlichen Ruhe, mit welcher sie Alles hinnehmen. Viel davon ist sicher Komödie, aber sie sind von Jugend auf dazu erzogen, ihren Gefühlen so wenig als möglich Ausdruck zu geben.

Nun, Okaluatak wollte auch mit uns reisen. Wir blieben am nächsten Tage noch in Inugsuit, trockneten unsere Boote und ließen das Eis sich noch etwas mehr zerstreuen. Die Anerotoken stießen mit zwei Frauenbooten zu uns und so waren wir nun bei Inugsuit nicht weniger als 119 Personen, welche alle einen und denselben Weg nordwärts verfolgten. Diese 119 Personen vertheilten sich auf 37 Westländer und Europäer und 82 Ostländer. Letztere bestanden wieder aus 17 Männern, 34 Weibern, 11 Knaben und 20 Mädchen, und endlich gehörten zu ihnen noch 10 bis 12 mehr oder weniger bissige, wolfsähnliche Hunde, welche vom Morgen bis zum Abend ein Heulkonzert (bellen können sie nicht) veranstalteten. Diese Hunde wurden von ihren Herren wegen ihrer räuberischen Gewohnheiten mit Steinen und Fußtritten oft recht grausam behandelt. Hansêrâk hielt an diesem Abende einen außerordentlich feierlichen Gottesdienst für alle Heiden ab. Es war wirklich etwas Stimmungsvolles über das Ganze ausgebreitet, das selbst den verstocktesten Sünder ergreifen mußte; die Heiden lauschten denn auch dem Psalmengesange ihrer christlichen Landsleute wie der Rede Hansêrâk's mit einer Andacht und einem Ernste, die nur der begreifen kann, der etwas Aehnliches gesehen hat. Diese Versammlung wilder, wettergebräunter Menschen, welche in täglichem Kampfe mit den Elementen lebten, gewährte einen wunderbaren Anblick, als Hansêrâk seine milden und friedfertigen Worte an sie richtete, und, als er zum Schlusse dieselben fragte, ob sie ihn gerne wieder hören würden, erhielt er von Allen ein einstimmiges Ja. Es ist freilich ein niederdrückender Gedanke für uns Europäer, daß die Lehre, welche diesen Menschen nun zum ersten Male gepredigt wurde, mit die Ursache dazu sein wird, daß die Ostländer ebenso verarmen, wie die Westländer! Denn, werden erst Missionsstationen an der Ostküste eingerichtet, dann folgt jedenfalls auch der Handel — und dieser ruinirt die Leute. Es wäre zu wünschen, daß sich in Dänemark Leute fänden, welche ihre guten Pfründen mit den Klippen Ostgrönlands vertauschen und zugleich einsehen möchten, daß der Verkünder des Christenthums sich dazu bequemen muß, der Handelsboutiquen zu entbehren und sich an Seehundsfleisch und Speck zu gewöhnen.

Am Morgen des 6. Juli verließen wir Inugsuit. Wir hofften noch an demselben Tage den Eisgletscher Puisortok zu passiren, diesen von den Heiden so viel erwähnten „gefährlichen“ Punkt an der Küste. Leider war dies nicht der Wille des Geschicks. Um 12 Uhr erreichten wir die Spitze von Kap Adelaer. Navfalik bestieg das Gebirge, um sich über die Eisverhältnisse zu orientiren; er brachte die Nachricht, daß nördlich vom Kap Adelaer das Eis überall dicht zusammengepackt liege. Diese Kunde kam uns nicht ganz unerwartet, denn je weiter wir vorwärts kamen, desto dichter war das Eis geworden. Um das Kap mußten wir aber herum, denn wo wir uns befanden, war nichts anderes als die steilen Klippen, und auf diesen konnten wir unsere Zelte nicht aufschlagen. Wir erreichten nun einen Platz, Karraakornak, belegen zwischen Kap Rantzau und Kap Adelaer. Die Oertlichkeit hatte eine unheimliche Vergangenheit; an diesem Punkte nämlich war es, wo Graah sich genöthigt sah, die Hälfte seiner Besatzung heimzusenden und als einziger Europäer mit den Grönländern weiter zu gehen, die ihm treu geblieben waren. Dunkle Ahnungen, die zum Theil in Erfüllung gehen sollten, ergriffen uns deshalb, als wir diesen Ort aufsuchen mußten.

Wir schlugen indessen unsere Zelte auf und richteten uns auf unsere alte Weise ein; rund um uns hatten wir alle unsere 82 Heiden placirt. Da sich das Wetter während der 17 Tage, während welcher wir hier festgebannt waren, schön und gut hielt, so benutzten wir unsere Zeit zu Vermessungen und anderen Untersuchungen. Kap Rantzau und Kap Adelaer wurden von den Vermessern und Naturforschern von allen Seiten bestiegen, und das während dieser langen Einsperrung erreichte Resultat wird gewiß zu seinem Rechte kommen, wenn einmal die Arbeiten der Expedition vollständig bearbeitet werden. Die ersten elf Tage verstrichen, ohne daß wir auch nur ein Murren unter unseren Leuten hörten. Am Tage arbeiteten wir, des Abends spielten wir mit den Grönländern und sahen den wunderlichen Tänzen der Heiden zu; auf diese Weise machten wir den Aufenthalt so interessant als möglich. Die Grönländer hatten in alter Zeit einen Gebrauch, der jetzt leider an der Westküste verloren gegangen ist, doch an der Ostküste noch florirt. Wenn Leute nach langer Winterszeit sich im Sommer auf ihren Reisen begegneten und einander durch allerlei Spiele und Sportübungen an den schönen Sommerabenden erheiterten, dann war der „Trommeltanz“ eine der beliebtesten Unterhaltungen. Dieser war (an der Ostküste ist er es noch) indessen nicht nur zur Belustigung allein im Schwange, er repräsentirte auch das einzige eigentliche grönländische „Gerichtsverfahren“. Wenn die Grönländer Zwistigkeiten unter einander hatten, oder wenn der eine sich von dem anderen übervortheilt oder gekränkt fühlte, dann wurde alles im Trommeltanze ausgeglichen und dies auf die Weise, daß der Gegner zum Takte der Trommel (ein Holzring mit einem Felle überspannt) und unter den wunderbarsten Tänzen einander „anfangen“. Die Streitenden verfaßten entweder im Voraus die Schmählieder, welche sie über ihre Gegner zu singen gedachten, oder improvisirten auch solche, und die in einem Kreise um die Streitenden versammelte Menge urtheilte dann, wer Recht habe. Hauptsächlich galt es in dem Schmähliede, alle Schwächen des Gegners hervorzuheben, so daß dieser gründlich lächerlich gemacht wurde; dann war man sicher, das Urtheil der Menge für sich zu gewinnen, denn in den Augen der Grönländer giebt es nichts Schlimmeres, als lächerlich gemacht zu werden. Der Tanz des Singenden ist mit das Wunderlichste, was ich je von einem Menschen habe ausführen sehen. Er wendet und dreht sich, schneidet die furchtbarsten Gesichter, lacht und weint, schnappt nach Luft und seufzt, brüllt wie ein Bär und springt umher, bald aufrecht, bald ganz zusammengekauert, während er fortgesetzt sein Gedicht nach einer monotonen,

näselnden Melodie vorträgt. Die Menge steht oder sitzt still im Kreise und singt einen Refrain „eia eia eia ä“. Hiermit können sie fortfahren bis in die sinkende Nacht, ohne jemals des Spieles überdrüssig zu werden. Nach der Aussage Umerinek's war natürlicher Weise der hier producirte Trommeltanz gar nichts gegen das, was in seiner Heimath Angmagsalik geleistet werde. Lieutenant Holm und Kandidat Knutzen werden hoffentlich berichten können, ob Umerinek übertrieben hat oder nicht. Auch einen anderen Gebrauch unter den den Ostländern eigenthümlichen Ceremonien hatten wir zu beobachten Gelegenheit: die Verheirathung eines jungen Mannes mit einem Mädchen. Die Mädchen dürfen durchaus nicht merken lassen, daß sie sich gern verheirathen wollen. Nach gutem altem Brauche soll das Ganze so aussehen, als wenn das Mädchen vom Manne geraubt werde. Unter ihrem Geschrei und Geheul zieht er mit ihr davon nach seinem Zelte oder seinem Hause. Während mehrerer Tage fühlt sie sich noch höchst unglücklich, nach und nach findet sie sich jedoch in ihr Geschick, bis sie sich endlich ganz wohl befindet. Die Ceremonie besteht also nur darin, daß er sie halb mit Gewalt nach seinem Heim schafft; dann sind sie Mann und Frau. Das so geknüpfte Verhältniß ist aber auch freilich kein besonders festes; so hatte z. B. ein junger Mann unter unseren Reisegenossen seine erste Frau verabschiedet und eine zweite genommen, weil letztere hübscher war. Beide Weiber gehörten zu unserer Besatzung, und zu leugnen war es nicht, daß der junge Mann einen guten Geschmack hatte, denn seine zweite Frau, die kleine Kasianguak, war das feinste und zierlichste Geschöpf, das man sich denken konnte.

Das junge Mädchen in Cambodja.

Es ist für den fremden Beobachter sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich, aus eigener Erfahrung über einen Gegenstand zu berichten, der dem Familienleben eines Volkes so nahe steht, der dem Fremden im Allgemeinen so verborgen gehalten wird, wie der in der Ueberschrift genannte; können doch selbst Eingeborene, welche einer Familie ferne stehen, dem jungen Mädchen nur ausnahmsweise näher treten und sehen dieselben eigentlich nur bei den Festen in der Pagode. Der Reisende sieht sie, wenn er sich Mühe giebt, zur Quelle gehen, ein Tuch über den Kopf geworfen, das ihre Züge halb verdeckt und aus dem kaum ein dunkles Augenpaar hervorleuchtet; aber wenn sie in der Ferne einen Europäer sehen, entfliehen sie in aller Eile und sputen sich, das schützende Dach zu erreichen, um so schnell wie möglich im Innern des Hauses zu verschwinden, von wo sie, so lange der Fremde in der Nähe weilt, Nichts hervorzulocken im Stande wäre.

Das Gesetz und die Sitte schützen und strafen das junge Mädchen zu gleicher Zeit. Uneheliche Kinder sind beinahe unbekannt; allerdings ist der Gebrauch verschiedener Abortiomittel verbreitet, und wenn Verlobte der Zukunft vorgreifen, so kann die Frucht eines solchen Vergessens nicht unehelich genannt werden. Ein gefallenes Mädchen könnte dem Verführer das Leben recht unangenehm machen und ein ländlicher Don Juan wäre hier etwas Undenkbares; wenn er das Mädchen verließe, würde er gezwungen sein, auch das Land zu verlassen.

E. Aymonier („Cochinchine. Excursions et reconnaissances“, Nr. 16), dem wir beim Niederschreiben dieser Zeilen folgen, wurde während seiner längeren Reisen in Cambodja von verschiedenen jungen Männern begleitet, mit denen er durch längeres Zusammensein auf so vertrautem Fuße stand, daß er sie hinsichtlich ihrer Liebesabenteuer befragen konnte. Mit Ausnahme von Siem Réap und von Battambang, wo die Verderbtheit der Sitten durch die starke Anhäufung der Bevölkerung immer größer wird, konnte sich keiner der jungen Leute einer Eroberung rühmen (oder wollte nicht davon sprechen?); nur von wenig anderen Ländern würde man wohl dasselbe sagen können. Uebrigens wird sich aus dem Folgenden ergeben, daß man hier nicht nur an wirkliche Tugend, sondern mehr noch an die seit Jahrhunderten unverändert gebliebenen Sitten und Gewohnheiten zu denken hat, welche starre Schranken um das weibliche Geschlecht hinziehen. Man sollte es wenigstens glauben, wenn man folgende Sprichwörter hört: „Die Sremâ (eine Frucht) ist nie reif, ein junges Mädchen nie aufrichtig, das Steuerruder nie in der Mitte und der Quai nie geräuschlos“; oder: „Vertraue dich nicht dem Himmel, nicht den Sternen an, nicht dem jungen Mädchen, welches sagt, daß sie keinen Liebhaber besitze, nicht der Mutter, welche sich rühmt, daß sie Niemandem etwas schuldig ist.“

Die kleinen Mädchen, welche noch nicht mannbar, werden Prohmacarey genannt; es würde ein Sakrileg sein, ein solches zu mißbrauchen, da man sie als Gattinnen Prah En's (Indra's) betrachtet.

Während der auf diese Periode folgenden Zeit der Zurückgezogenheit (Molop, der Schatten) heißen sie „Gattinnen des Rea“ (Ravana), und auch während dieser Zeit würde es eine große Sünde sein, sie zu verführen. Wenn sie aus dieser Zurückgezogenheit hervortreten, werden sie Frauen von Männern, die dem Menschengeschlecht angehören, und von diesem Augenblick an sind die Fleischessünden wenigstens natürlich.

Von der Mannbarkeit bis zu ihrer Verheirathung (und wenn sie nicht heirathen, bis zum 25. Jahre) werden sie Kremom genannt, später sau ké, ein aus dem Spanischen kommender Ausdruck, der „alte Jungfer“ bedeutet; der Name Kremom bleibt übrigens der Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes.

Von dem Tage an, wo das erste Zeichen der Mannbarkeit erscheint, wird das junge Mädchen also Kremom, sie muß sich zurückziehen, in den Schatten eintreten (chaul molop). An demselben Abend noch befestigen die Eltern Baumwollenfäden um das Handgelenk und bereiten ein vollständiges sam nèn (Opfer) für die Ahnen, bestehend in Speisen, Kerzen, Räucherwerk. Das Ereigniß wird den Verstorbenen förmlich kund gethan: „Unsere Tochter wird mannbar, wir lassen sie in den Schatten eintreten; schenkt ihr eure Gunst.“ An demselben Tage pflanzen sie eine Banane von der unter zwei Namen, chék chvéa oder mahatlan bekannten Sorte, deren Früchte nur für das junge Mädchen bestimmt sind, oder von ihm an die Bonzen geschickt werden.

Die von den Eltern dem Mädchen für die Zeit der Zurückgezogenheit gegebenen Regeln lauten: „Laß dich vor keinem fremden Manne sehen; schau keinen Mann, selbst

nicht verstohlener Weise, an; nimm, ebenso wie die Bonzen, deine Nahrung nur zwischen Sonnenaufgang und Mittag; iß nur Reis, Salz, Kokosnuß, Erbsen, Sesam und Früchte, enthalte dich von Fisch und jeglichem Fleisch. Bade dich nur, wenn die Nacht eingetreten ist, zu einer Stunde, wenn man die Menschen nicht mehr erkennt, damit du von keinem lebenden Wesen gesehen wirst." Ueberhaupt darf das Mädchen nicht allein baden, sie wird von ihren Schwestern oder anderen Verwandten begleitet. Sie arbeitet nur im Hause, geht nirgendwo hin, nicht einmal nach der Pagode.

Je nach der Lebensstellung und dem Vermögen der Familie ist diese Zurückgezogenheit von längerer oder kürzerer Dauer, sie währt einige Monate bis zu mehreren Jahren; arme Leute beobachten sie wenigstens drei bis fünf Tage lang. Diese Zurückgezogenheit wird während der Finsterniß unterbrochen; dann steckt das junge, „im Schatten" befindliche Mädchen ebenso wie die schwangere Frau, ein Betelmesser, den Behälter für den zum Betelkauen nöthigen Kalk in die von den Falten des Languti (Schurz) gebildete Tasche; es zündet Lichter und Räucherkerzen an und geht weg, um Rahu (das Ungeheuer, welches die Finsterniß entstehen läßt, indem es die Sterne zwischen den Zähnen schüttelt) anzubeten, auf daß es sein Flehen um Glück erhöre. Darauf kehrt es wieder „in den Schatten" zurück. Arme Leute, welche keine Mittel besitzen, um Kerzen und Räucherwerk zu bezahlen, lassen das Mädchen, welches hingeht, um Rahu zu verehren, wenigstens die schönsten Kleider anlegen und benutzen diese Gelegenheit, um die Tochter, welche gewissermaßen Rahu zum Herrn annimmt, aus der Zurückgezogenheit hervortreten zu lassen. Wohlgestellte Leute erwarten eine günstige Gelegenheit besonders im Januar, Februar oder Mai, um die Ceremonie des Austritts aus dem Schatten zu begehen. Die Bonzen werden gebeten zu erscheinen und ihre Gebete zu wiederholen; das junge Mädchen wird sich vor ihnen in den Staub werfen. Nachbarn und Freunde werden gebeten, dem Feste beizuwohnen.

Manchmal werden auch die Zähne des Mädchens dabei gefärbt, anstatt damit bis zur Heirath zu warten. Ebenso wird bei den jungen Männern diese Ceremonie entweder bei der Aufnahme in die Religionsgemeinschaft oder bei der Heirath, bei allen jedoch nur einmal vorgenommen. Wenn bei keinem der beiden Gatten die Handlung früher vorgenommen worden ist, findet die doppelte Feierlichkeit in der den Ceremonien des dritten Tages der Hochzeit vorangehenden Nacht statt, in dem eigenen Hause für die Neuvermählte, für den Gatten in dem neben demselben errichteten Schuppen. Das Verfahren, welches hinsichtlich des jungen Mädchens beobachtet wird, ist folgendes:

Ein Achar (ein weiser Mann) breitet ein Stück weißen Baumwollenzeuges aus, legt acht Strohhalme in der Richtung der Himmelsgegenden auf dasselbe, nimmt einen aus einer Kokosnuß verfertigten Napf und ein Weberschiffchen. Dann geht er in die Scheune, nimmt dort ebensoviel Mal Paddie (oder ungedroschenen Reis), als das Mädchen Jahre zählt, und schüttet denselben auf das Zeug; wenn das Mädchen also fünfzehn Jahre zählt, füllt er fünfzehnmal den Napf und fünfzehnmal das Schiffchen. In diesen Haufen Paddie versteckt er den Napf, das Schiffchen, einen Bronzebecher und ein kleines Metallschiff; darüber hin macht er den Paddie gleich und bedeckt ihn mit den Zipfeln des weißen Baumwollenzeuges. Alles dies muß in Abwesenheit des jungen Mädchens geschehen, das danach eingeladen wird, auf diesem gleichgemachten Paddie während der weiteren Dauer der Feierlichkeit Platz zu nehmen.

Der Achar murmelt nun Formeln, die den Zähnen Glück bringen sollen. Ein altes Paar, am liebsten Mann und Frau, stampft Lack in einem kleinen Mörser, während sieben Knaben, welche Bananenzweige mit Früchten in der Hand halten, mit denen sie das Stampfen im Mörser nachahmen, dabei folgende Worte singen: „Großvater Kuhô, Großmutter Kuhô, stampft den Lack gut, damit er an den Zähnen hängen bleibt." Jedesmal, wenn das Wort bok — stampfen — gesungen wird, lassen der Mann und die Frau die Stampfer im Takt niederfallen. Wenn der Gesang so oft, wie die Sitte es will, wiederholt ist, hören die Knaben auf, während die alten Leute mit Stampfen fortfahren; endlich wird der Lack durch ein Stück Musselin gesiebt, um nur das feinste Pulver zu gebrauchen. Man schneidet ein Blatt der Kokospalme nach der Form des menschlichen Gebisses und umgiebt dieses Blatt mit ein wenig ausgefasertem Baumwollenzeug, welches vorher in den Lack eingetaucht ist. Der Ta Kuhô bietet dieses Packet dem jungen Mädchen an, welches es auf die Zähne legt und bis zum Morgen auf denselben liegen läßt. Es darf nur in Pisangblätter spucken, welche in Form eines Spucknapfes zusammengenäht sind. Hierauf fangen die sieben Knaben ihren Umzug aufs Neue an. Um Mitternacht folgt dann die Beschwörung der Waldgeister. Bei dem Hahnenschrei gehen die sieben Theilnehmer an der Procession, welche jetzt mit dem Beinamen Seh (Pferde) bezeichnet werden, nachdem sie vorher noch einige vom Ta Kuhô hergesagte Poesien angehört haben, in die Nachbarschaft, um Jagd auf die Hühner und Enten der Eingeladenen zu machen. Bei Tagesanbruch geht das junge Mädchen aus dem Hause und betet die aufgehende Sonne an, indem es sich dreimal in den Staub wirft. Nach langer und sorgfältiger Vorbereitung macht der Ta Kuhô die Bewegung, als ob er ihr die Zähne mit Hammerschlägen entfernen wollte, und bestreicht sie mit einem an Ort und Stelle bereiteten Ruß.

Das junge Mädchen wirft sich hierauf dreimal vor einem kleinen, in drei Etagen aufgeführten Altar nieder, auf welchem die bei häuslichen Festlichkeiten gewöhnlich gebrauchten Gegenstände aufgestellt sind, und kehrt dann ins Haus zurück. Bei allen diesen Feierlichkeiten muß es mit einem Haarwulst geschmückt sein, und wenn es aus irgend einem Grunde, wie Neuralgie, Kopfschmerzen oder in Folge seiner Geschmacksrichtung für gewöhnlich kurzes Haar trägt, wie dies in Cambodja gebräuchlich ist, muß es sich mit falschen Zöpfen schmücken. Auch hat man in jedem Hause einen oder mehrere Chignons, abgelegte Waare der Bewohner, die man oft nöthig hat.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Besuch der Königreiche Coba und Kabitai.

Im Juniheft der Annalen der Hydrographie wird ein Bericht über den Besuch mitgetheilt, welchen Korvetten-Kapitän Chüden mit der „Ariadne" den in der Ueberschrift genannten Königreichen auf der Westküste von Afrika im December 1884 und Januar 1885 abgestattet hat. Wir entnehmen diesem Aufsatze folgende Notizen: Am 2. Januar wurde der König von Kabitai Alchaly-Bangali in seinem Dorfe Jatia besucht, wo gegen 6 Uhr unter dreimaligem Hoch auf den Kaiser die deutsche Kriegsflagge gehißt wurde. Am Abend wurden große Tänze aufgeführt, bei denen sich ein hier und in der Nachbarschaft berühmter Tänzer Surri Beli besonders auszeichnete. Die jungen Mädchen des Dorfes betheiligten sich zahlreich bei dem Vergnügen. Am 5. Januar kamen drei Abgesandte des Königs von Coba an Bord, welche zu einem Besuche in Taboria, der an der südlichsten Mündung des Rio Ponga nicht weit von der Küste gelegenen Hauptstadt des Landes, einluden. Die Gesandten, mit Büchse und Säbel bewaffnete Leute, hatten einen intelligenten sowohl wie kriegerischen Eindruck gemacht und dem Exerciren mit großem Interesse beigewohnt, namentlich hatte das Abfeuern von zwei Breitseiten seine Wirkung auf sie nicht verfehlt. Am 6. stattete der Kommandant der „Ariadne" seinen Besuch ab; der sandige Strand war mit zahlreichen Oelpalmen bewachsen, etwa zwei Meilen von der Mündung lag Taboria in einem Palmenwalde; hinter dem Dorfe erhoben sich mächtige Baumwollenbäume. An der Landungsstelle wurde Kapitän Chüden von einer großen Volksmenge begrüßt; die Männer waren alle bewaffnet. Der Ausrufer oder Sänger des Königs feierte die Ankunft durch ein laut gesungenes Lied; nach einer Stunde wurde der Besuch zum Könige geleitet, auch auf dem Wege erschallte der Gesang des dem Zuge voranschreitenden Hofsängers. In der Berathungshalle warteten über 100 bewaffnete Häuptlinge und Krieger. Die Thüren wurden geschlossen und darauf trat der König aus dem Inneren der großen Hütte; er war vollständig bekleidet, trug einen Hut auf dem Kopfe, in einer Hand einen Revolver, in der anderen einen Sonnenschirm. Am 7. Januar wurden die gewöhnlichen Geschenke mit dem König ausgetauscht und darauf die Rückreise an Bord angetreten.

Beide Länder haben den Vorzug, daß sie von See aus leicht zugänglich sind; sie beherrschen vor allem die Mündung des Brameya-Flusses und liegen dem ausgedehnten Berglande, welches die Quellen des Senegal und Niger enthält, erheblich näher als irgend eine französische oder englische Kolonie. Nach einer vorsichtigen Schätzung wird die Größe von Coba auf etwa 12, die von Kabitai auf mindestens 30 deutsche Quadratmeilen angegeben. Das Gebiet von Kabitai erhält durch die Höhenzüge des Kakulimah (910 m) und Sumba (520 m) und andere kleine Erhebungen den Charakter eines Gebirgslandes. Die Abhänge sind mit Gummibäumen bewachsen. In den Ebenen führen die Karawanenwege durch 4½ m hohes, schilfartiges Gras, welches ab und zu durch Gruppen von Oelpalmen und dem unserer jungen Eiche täuschend ähnlich sehenden Mene-Baum, welcher auch eine Oelfrucht tragen soll, unterbrochen wird. Die Dörfer liegen gewöhnlich an Wasserläufen, die recht zahlreich zu sein scheinen, und sind stets von Weitem schon durch die Baumwoll- und Mangobäume zu erkennen; Bananen, Papayafrüchte und Orangen wurden überall gezogen.

Das Land scheint für Plantagenbau, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak sehr geeignet; Reis, das Hauptnahrungsmittel, wird nicht genügend im Lande gebaut. Baumwolle, Tabak und Kaffee wurden wildwachsend gefunden. An den Mündungen der Flüsse werden, soweit Ebbe und Fluth merklich sind, alle Europäer vom Fieber belästigt werden, das Innere dagegen scheint gesund, im Nothfall kann man nach den Höhen sich zurückziehen. Die Bevölkerung gehört zum Susustamm, ist gutmüthig und nicht allzu faul; die Religion ist die mohammedanische.

Das Königreich Coba ist durchaus flach und macht den Eindruck eines Palmenhains; die Oelpalmen sind sehr zahlreich. Bei der Landungsstelle in Taboria lag eines der größten, aus einem Stamme bearbeiteten Kanoes, welches Korvetten-Kapitän Chüden je gesehen; es war 11 m lang, 1,4 m breit und 1,2 m tief. Die mit Schießscharten versehene Festung des Königs, die in Lehm ausgeführten Verzierungen an einzelnen Hütten, die Thatsache, daß jeder Mann mit Gewehr und Säbel, sowie mit guter Kleidung versehen ist, dürften zu dem Schlusse führen, daß das hiesige Volk, welches dem Bagas-Stamme angehört, hervorragend kriegerische Neigungen hat und reich ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem zwischen dem Deutschen Reiche und dem Norddeutschen Lloyd in Bremen abgeschlossenen Vertrage verpflichtet sich letzterer auf 15 hinter einander folgende Jahre zur Einrichtung und Unterhaltung folgender Postdampfschiffslinien: A. Für den Verkehr mit Ostasien: 1) Eine Linie von Bremerhaven nach China, und zwar über Vliessingen, Port Said, Suez, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong nach Shanghai; 2) eine Anschlußlinie von Hongkong über Jokohama, Hiogo, einen Hafen auf Korea, dessen Wahl der Genehmigung des Reichskanzlers unterliegt, Nagasaki zurück nach Hongkong. B. Für den Verkehr mit Australien: 1) Eine Linie von Bremerhaven nach dem Festlande von Australien, und zwar über Vliessingen, Port Said, Suez, Aden, Tschagos-Inseln, Adelaide, Melbourne bis Sydney: 2) eine Anschlußlinie von Sydney über die Tonga-Inseln nach Apia (Samoa-Inseln) und zurück nach Sydney. C. Eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria. Die Weiterführung der Linie B. 1 von Sydney bis Brisbane bleibt dem Norddeutschen Lloyd überlassen, welcher eintretenden Falls auch bezüglich dieser Strecke die im gegenwärtigen Vertrage wegen Beförderung der Post übernommenen Verpflichtungen ohne besondere Vergütung zu erfüllen hat. Im Großen und Ganzen sind die Bedingungen äußerst streng; dem Reichskanzler ist überall das Recht der Aufsicht bezüglich der Billigung des Fahrplanes und seiner Abänderungen, der Fahr-

zeit und der Fahrgeschwindigkeit, der Beförderung der Post sowohl in Bezug auf Passagiere als auf Briefe und Packete eingeräumt. Auf den Dampferlinien nach Ostasien und Australien sind jährlich je 13 Fahrten in jeder Richtung in Zeitabständen von je vier Wochen, auf der Mittelmeerlinie jährlich 26 Fahrten in jeder Richtung zum Anschluß an die Linien nach und von Ostasien und Australien auszuführen. Die Fahrten sind auf der ostasiatischen Hauptlinie mit einer Geschwindigkeit von mindestens 12 Knoten, auf der australischen Hauptlinie von mindestens $11\frac{1}{2}$ Knoten, auf der Mittelmeerlinie von mindestens 12 Knoten auszuführen. Ein Zusammenwirken mit der Reichspostverwaltung für die Beförderung zwischen Alexandria und Suez auf dem Eisenbahnwege ist angeordnet und sind dafür genau Maximalfristen festgesetzt. Die regelmäßigen Fahrten müssen spätestens innerhalb 12 Monaten nach Vollziehung des Vertrages beginnen; die Vergütung, welche der Lloyd aus der Reichskasse erhält, beläuft sich auf 4 400 000 Mark jährlich.

— Von den jüngst bei Orell Füßli und Komp. in Zürich erschienenen „Europäischen Wanderbildern“ (Nr. 77 bis 80 Konstantinopel, Nr. 83 Das Nationaldenkmal am Niederwald, Nr. 87 bis 88 Heidelberg, Nr. 89 bis 91 Locarno und Nr. 92 und 93 Bad Driburg) scheint uns dasjenige über „Locarno und seine Thäler“ von J. Hardmeyer ganz besonderes Lob zu verdienen, weniger wegen der 58 Illustrationen, die so vorzüglich sind wie stets, als weil es auf eine Reihe der wundervollsten Landschaften der Südschweiz hinweist, welche dem Besucher im kommenden Herbste oder Frühjahre die mannigfaltigsten Genüsse verheißen. Beim reisenden Publikum genießt diese reizende Sammlung mit Recht große Beliebtheit.

— Die bulgarische Regierung hat für allmähliche Verbesserung und Vergrößerung des Hafens von Küstendsche die Summe von 21 Millionen Franken bewilligt.

Asien.

— Das Comité des Palestine Exploration Fund in London hat kürzlich eine von Herrn G. Schumacher ausgeführte Aufnahme von circa 200 engl. Quadratmeilen östlich des Sees von Tiberias, der antiken Landschaft Gaulanitis (heute Dscholan), nebst einem Memoir, Inschriften, Rissen, Plänen und Photographien merkwürdiger Punkte, wie eines mit mehreren Hunderten von Dolmen bedeckten Feldes, der merkwürdigen unterirdischen Stadt Dera u. s. w., erhalten und will alles binnen drei bis vier Monaten veröffentlichen.

— Przhewalski meldete am 20. Juni aus Kiria in Chotan (Ostturkestan), daß er während des April und Mai die Gegend zwischen dem Lob-nor und Kiria erforscht habe, daß er an letzterem Platze Vorräthe zurücklasse und im Begriff stehe, in die nahen Berge Tibets vorzudringen, von wo er gegen Ende August nach Kiria und dann nach Rußland zurückkehren wolle (vergl. oben S. 28).

Afrika.

— Die portugiesische Regierung hat mit dem Grafen Olsza einen Vertrag geschlossen behufs Legung eines unterseeischen Kabels, der einerseits vom Senegal, andererseits von der Capverdischen Insel S. Vincente ausgehend sämmtliche portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas, Bissao, Bolama, S. Tomé, den Congo, S. Paulo de Loanda, Nuevo Redondo, Benguela und Mossamedes berühren und in Kapstadt endigen soll (vergl. „Globus“, Bd. 46, S. 320). Die Regierung garantirt dem Unternehmer einen jährlichen Ertrag von 42 000 Pfd. St. aus dem telegraphischen Verkehre ihrer Kolonien. Auch England, das Deutsche Reich und Spanien sollen Unterhandlungen behufs Anschluß ihrer westafrikanischen Besitzungen an dieses Kabel begonnen haben.

— Im März d. J. hat Hugo Zöller den bei Klein Batanga (3° 16′ nördl. Br.) im deutschen Kamerun-Gebiete mündenden Batanga- oder Moanja-Fluß etwa 18 Seemeilen stromaufwärts bis zu einem Punkte befahren, wo derselbe über den etwa 10 m hohen Abhang eines terrassenförmigen Plateaus herunterstürzend, aufhört schiffbar zu sein. Seine Beobachtungen nebst Karte veröffentlichte er in Bd. 8, Heft 2 der Deutschen Geographischen Blätter. Es wurde dabei festgestellt, daß der Batanga-Fluß durch den Mevombe-Arm mit dem Edea- oder Molimba-Flusse im Norden, sowie durch den Ndongo-Creek mit dem Lokundie-Flusse im Süden zusammenhänge, daß also das am Südostabhange des Kamerungebirges beginnende Mündungsdelta von Kamerun sich bis zum 3. Grade nördl. Br. erstreckt und demnach außerordentlich viel größer ist, als bisher angenommen wurde. In praktischer Hinsicht andererseits besitzt die Entdeckung einer für Dampfschiffe benutzbaren Wasserstraße, welche in gerader Richtung 18 Seemeilen weit landeinwärts führt, immerhin eine gewisse Bedeutung, was um so mehr ins Gewicht fällt, als von allen sich in das Aestuarium von Kamerun ergießenden Flüssen höchstens noch der Mungo auf eine gleiche oder größere Strecke schiffbar ist. Die Wassermenge des Batanga- (bei den Eingeborenen Moanja-) Flusses dürfte derjenigen des Mungo beinahe gleich kommen, übertrifft dagegen diejenige des Abo oder Wuri ganz bedeutend.

— Durch Vertrag vom 18. April 1885 hat sich der Fürst von Djolof (südöstlich von St. Louis, zu beiden Seiten des 15. Breitengrades) unter französisches Protektorat stellen müssen. Für den Fall, daß Frankreich später seine Bahn St. Louis-Dakar mit dem Posten Bakel am Senegal durch eine Bahn in Verbindung bringen will, verspricht der Burba-Djolof dem allen möglichen Vorschub zu leisten, und willigt darein, seinen ältesten Sohn und Thronfolger in St. Louis erziehen zu lassen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem Telegramme aus Cooktown (Queensland) ist dort der der Neuguinea-Compagnie gehörige Dampfer „Samoa“ angekommen mit Dr. Finsch an Bord, welcher sich nach Europa zurückbegiebt. Die letzte Untersuchungsreise, welche Dr. Finsch vom 5. bis 28. Mai ausführte, erstreckte sich auf den bisher unbekannten Theil der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land von der Astrolabe-Bai bis zur Humboldt-Bai. Es wurden daselbst mehrere gute Häfen und ein schiffbarer Fluß entdeckt. Das Land eignet sich sowohl zum Anbau wie zur Viehzucht. Die Eingeborenen waren freundlich.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXVI.

(Die fünf ersten Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nach zweitägigem Arbeiten des schwarzen Mechanikers war das Dampfboot reisefertig; die Reisenden preßten sich in die enge, niedrige Kajüte, den einzigen Raum des Schiffes, welcher gleichzeitig zum Schlafen, Wohnen und Speisen diente; die Abfahrt wurde auf den Morgen des 25. November festgesetzt, aber erst gegen Sonnenuntergang wurden die Taue gelöst, und es ging rasch stromabwärts nach Mohammerah an der Mündung des Karun, wo die Fluth, welche sich noch mehr als 30 km von da an stromaufwärts fühlbar macht, abgewartet wurde. Die Bemannung bestand aus einem Kapitän, dem Mechaniker, vier gut bewaffneten Soldaten und einem Aufseher. Bald aber sollte es sich zeigen, daß das Dampfschiff seiner Aufgabe nicht gewachsen war: gleich am Morgen des nächsten Tages mußte Halt gemacht und einige schadhafte Stellen am Kessel, welcher in Felich allzu oberflächlich durchgesehen worden war, ausgebessert werden. Ohne Schutz gegen die brennende Mittagssonne lag man an den verlassenen Ufern des Karun da, während die Mannschaft die Gelegenheit benutzte, um rasch trockenes Gestrüpp zu sammeln, daraus Holzkohlen zu bereiten und damit auf flachen Eisenschalen nach bekannter arabischer Weise dünne Brotfladen zu backen. Erst um 8 Uhr Abends setzte sich der Dampfer wieder in Bewegung; aber schon gegen Mitternacht versagte die Wasserpumpe den Dienst; man war gezwungen, das Wasser mit Töpfen zu schöpfen, dann Feuer zu machen und ein Stück vorwärts zu dampfen, bis der niedrige Wasserstand im Kessel von Neuem dazu zwang, anzuhalten und das alte Spiel von vorn zu beginnen. So kam man mit viel Energie und Geduld stoßweise weiter bis zu einem armseligen Dorfe mit einem dürftigen Palmenhaine, wo man beschloß, behufs einer gründlichen Reparatur längeren Aufenthalt zu nehmen. Drei volle Tage lang war man an diesen langweiligen Ort gebannt. Die Ufer des Karun erheben sich senkrecht über dem Wasser, und dann dehnt sich die Ebene aus, so weit das Auge reicht, flach und einförmig, wie eine holländische Landschaft. Nur Spuren alter Bewässerungskanäle zeugen von der früheren Ertragsfähigkeit des Landes, das jetzt nur spärliche Dornsträucher und Ginerium hervorbringt; wo früher zahllose Dörfer von fleißigen Menschen belebt waren, halten sich jetzt nur Pelikane, wilde Enten und Kraniche auf, die sich über Tags im Dickicht verbergen, aber Morgens und Abends sich herumtummeln und im Flusse fischen. Aber selbst die Zerstreuung, welche die Jagd auf diese Vögel hätte bieten können, blieb den Reisenden versagt; denn abgesehen von den Gefahren, welche von Löwen und Panthern drohte, mußte man mit den herumschweifenden Arabern rechnen. Und die Furcht der Begleitmannschaft vor denselben war offenbar keine geheuchelte; denn während des Tages bezogen die vier Soldaten die Wache am Ufer und suchten die nächste Umgegend nach etwaigen Feinden ab, während man Nachts den Dampfer in der Mitte des Stromes verankerte, um zwischen sich und die Räuber eine schwer zu überschreitende Schranke zu bringen. Als man endlich nach drei Tagen den reparirten Dampfkessel wieder an

seine Stelle brachte, war er noch immer nicht im Stande, das Wasser zu halten, und so ertheilte denn Marcel Dieulafoy schweren Herzens den Befehl zur Umkehr. Man wollte sich vom Strome treiben lassen, denn man besaß weder Ruder, noch Segel, noch Taue; auch die Stelle, an welcher man sich befand, kannte man nicht und war also auch ganz im Unklaren darüber, wie lange Zeit man brauchen würde, um wieder nach Mohammerah zu gelangen.

Der 1. December brachte eine kleine Abwechselung: man entdeckte und untersuchte am Ufer des Karun ein interessantes Grabmal, das aber zum Theil verfallen und vollkommen verlassen war. Marcel beschäftigte sich damit, aus einem Leinwandzelt ein Segel herzustellen; als er aber damit fertig war, hatte sich der Wind vollständig gelegt, und zu allem Unglücke gingen nun auch die Lebensmittel zu Ende. Bei Tagesanbruch am 2. December er-



Grabmal am Ufer des Karun.

reichte man endlich Mohammerah, Dank dem glücklichen Umstande, daß der Dampfer von einer mit Getreide beladenen Segelbarke ins Schlepptau genommen wurde. Dort blieb der Dampfer zurück, da es ihm unmöglich war, gegen die Strömung des Tigris aufzukommen, und die Reisenden beschlossen, von der Fahrt auf dem Karun abzustehen, nach Basra und Baghdad zu fahren und von dort aus auf einem anderen Wege nach Susiane zu gelangen. Nun kann man in einem Ruderboote in vier Stunden leicht von Mohammerah aus Basra erreichen; aber dabei ist ein großer Uebelstand zu beachten: unter dem Vorwande, daß in Persien die Pest herrscht, werden alle Reisenden und Provenienzen aus Persien beim Betreten türkischen Gebietes einer zehntägigen Quarantäne unterworfen, und zwar in elenden Strohhütten in sumpfiger Umgebung und bei schlechter Verpflegung, so daß wenige dieses „Lazareth“ ohne Fieber oder sonstige Krankheit verlassen. Dieser Plage wollten die Reisenden natürlich um jeden Preis ent-

gehen, und sie faßten deshalb den Plan, sich am Boden einer kleinen Barke zu verbergen und bei Nacht in den Kanal, der nach Basra hineinführt, einzulaufen, um so den Hafen zu vermeiden, wo die Schiffe sonst ankern, und der mehr als zwei Farsachs von der Stadt entfernt ist. Zwischen Körben voll Datteln und Säcken versteckt, fuhren sie den Schatt-el-Arab hinauf, konnten sich aber dabei doch der reichen Vegetation und der prächtigen Palmenwälder am Ufer erfreuen. Bei jedem Dorfe bemerkten sie Gitterwerk im Flusse; dasselbe ersetzt unsere Fischkästen. Zu gewissen Zeiten des Jahres giebt nämlich der Fischfang hier so reiche Erträge, daß es den Leuten unmöglich ist, alles zu verzehren oder zu verkaufen; sie werfen deshalb die schönsten Exemplare in jene Gitter, wo die Thiere stets frisches Wasser haben und jeden Augenblick zur Verwendung herausgefischt werden können. Wirklich glückte es den Reisenden und ihrem Boote, ungesehen den Sanitätscordon zu durchbrechen, die Gefahr, die von einigen herzukommenden Zollwächtern drohte, durch ein gutes Trinkgeld und kleine Geschenke zu beseitigen und leichteren Herzens in Basra selbst einzufahren. Die Gefahr war vorüber, und nach Herzenslust konnten sie sich bei dem klaren Nachthimmel und hellem Mondscheine an der Fahrt durch die, gewissermaßen an Venedig erinnernde Stadt, an den Gruppen von Palmen, Orangenbäumen, Nil-Akazien und Bananen und den zwischen denselben zerstreuten Häusern erfreuen. Die letzteren erheben sich theils unmittelbar aus dem Wasser, theils sind sie durch einen schmalen Quai von



Innerer Kanal in Basra.

demselben getrennt; vor den Thüren der schönsten Wohnungen schaukeln sich Barken, die noch leichter sind, als die venetianischen Gondeln. Endlich legt das Schiff an; die Reisenden werden über einen, von einer Halle überdeckten Platz geführt, wo große Haufen Getreides von Leuten, die mit Laternen versehen sind, bewacht werden, und finden noch vor Anbruch des Tages im französischen Konsulate gastliche Unterkunft.

Je nachdem man Basra bei Fluth oder bei Ebbe sieht, wähnt man sich in einem Paradiese oder in einem Netze von Kloaken. Als Dieulafoy's am Abende des 4. December ausgingen, lagen die Kanäle trocken; ihr Boden war mit abscheulichem Schlamm und Unrath aller Art bedeckt, auf welchem wie Strandgut die leichten Boote lagen, und ein ekelerregender Gestank stieg gen Himmel und ließ den Reiz der Palmen und Orangen vergessen. Außer diesem Zustande der Kanäle und dem feuchtheißen Klima giebt es noch einen dritten Grund, der die Stadt ungesund macht, und für diesen ist die unverbesserliche Apathie der türkischen Behörden verantwortlich zu machen. Vor etwa 60 Jahren fand oberhalb der Stadt ein Bruch der Tigrisdämme statt, die Gewässer ergossen sich über die Ebene und es entstand ein gewaltiger Sumpf, der alljährlich im Winter durch das Anschwellen des Stromes neuen Zuwachs erhält. Seitdem wüthet das Fieber das ganze Jahr hindurch in Basra und decimirt die Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Dörfer.

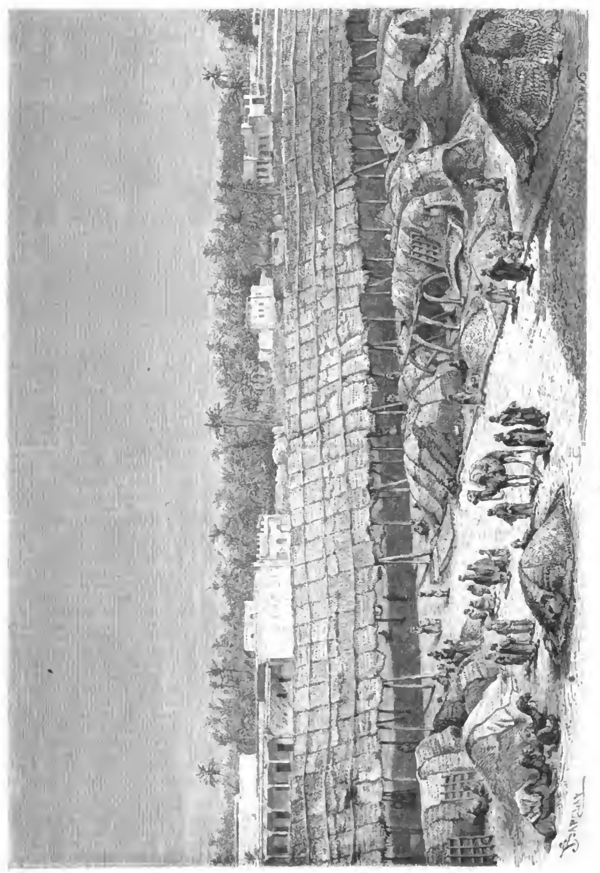
An Alterthümern bietet Basra nichts; aber der Rei-

sende findet reichliche Augenweide in den Bazars, die als Gebäude wenig werth, dafür aber von einer bunt gekleideten Menge belebt sind. Die Türkinnen tragen hier die Izza, ein großes Stück mit Gold oder Silber gestreifter Seide von blauer, hellrother, weißer oder gelber Farbe, darunter ein Gazehemd, das mit großen schweren Metallblumen bestickt ist, eine kleine runde Weste und einen schweren Gürtel, der vorn durch zwei goldene, mit Edelsteinen besetzte Halbkreise geschlossen wird. Fast alle Frauen, namentlich die Christinnen, tragen jetzt Schleppröcke nach europäischer Mode und segen damit die durchweg staubigen Straßen der Stadt. Welcher Religion sie auch angehören mögen, ihr Gesicht bedecken sie auf der Straße stets, sei es mit einem schwarzen Haargeflecht, sei es mit einem buntseidenen Tuche; dafür lassen sie aber mit Stolz ihr blitzendes Geschmeide an Stirn, Brust und Händen sehen. Abscheulich sind ihre blauen oder grünen Schuhe mit kupfernen oder krystallenen Knöpfen, geschmacklose, aber für ihr Ursprungsland charakteristische Erzeugnisse Alt-Englands. Die Männer christlicher Religion haben dagegen die orientalische Tracht vollständig aufgegeben; sie tragen Hosen und kurze Jacken von unbestimmbarer Farbe, die zwischen Gelbgrau und Röthlichviolett schwankt. Wie anders sehen dagegen die Mohammedaner in ihren braunen, mit Gold oder Seide gestreiften Abbas und den großen bunten Kopftüchern aus!

Basra, auf Alluvium von neuer Bildung erbaut, ist keine sehr alte Stadt; sie wurde von Omar kurz nach dem Tode Mohammed's gegründet und erhob sich bald zum Stapelplatze der Produkte von Chaldäa und Mesopotamien. Ihre Geschichte ist zugleich diejenige des Kampfes zwischen der Türkei und Persien; abwechselnd gehörte sie bald dem einen, bald dem anderen Reiche. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fiel sie nach einer dreizehnmonatlichen Belagerung den Persern in die Hände und blieb darin bis zum Ende der Regierung des Wakil. Die Nachfolger Kerim Chan's hatten genug damit zu thun, sich selbst auf dem Throne zu erhalten, und gaben die abgelegene Besitzung ohne Kampf den Osmanen preis. Obwohl sich die Bevölkerung Basras seit jener Zeit um etwa die Hälfte vermindert hat und kaum noch 15 000 Seelen zählt, ist die Stadt dennoch ein wichtiges Handelscentrum geblieben und steht mit Indien in täglichem Verkehre. Zahllose Haufen von Getreide, die unter der Halle des großen Platzes aufgeschüttet sind, zeugen von der Lebhaftigkeit dieses Handels; auch die braunen, süßen, sehr alkoholreichen und sehr geschätzten Datteln bilden einen Hauptreichthum des Landes und werden in sehr biegsamen Körben exportirt, die aus Palmblättern mit Palmbast zusammengenäht werden.

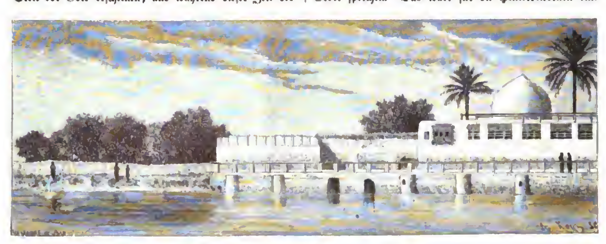

Christin aus Basra.

Zahlreich sind die Religionen, zu denen sich die Bewohner Basras und der Umgebung bekennen, und über welche Dr. Aché, der Arzt des französischen Konsulates, den Reisenden Auskunft gab. Da giebt es Nestorianer, Sunniten, Schiiten, Babis, Wahabiten, Juden, unirte und schismatische Armenier, römische und chaldäische Christen und Subisten, unter denen namentlich letztere, die im Lande selbst Johannes-Christen genannt werden und westlich von Basra sitzen, wegen ihrer Bräuche Interesse erregen. Sie betrachten Johannes den Täufer als den wahren Messias und Jesus Christus nur als dessen Nachfolger, haben weder Tempel noch Altäre und empfangen alle Sakramente, als deren erstes die alljährlich mindestens einmal wiederholte Taufe gilt, im Wasser. Sie haben die Beichte und müssen eine kleine Geldbuße erlegen, ehe sie Absolution empfangen, leben in Monogamie und kennen die Beschneidung nicht. Allwöchentlich segnet der Priester ungesäuertes Brot, bestreut es mit Sesam, verzehrt selbst ein Stück davon und vertheilt den Rest an die Neugetauften. Ihre Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Wesen und Gegenständen scheint bis zur Verrücktheit zu gehen. Die Priester sind verheirathet; aber ihre Frauen dürfen die jenen gehörenden Gegenstände nicht berühren, so daß sie ihre Mahlzeiten selbst bereiten müssen. Kein Gläubiger darf Fleisch vom Ochsen, Büffel, Kameel oder der Ziege, die für unrein gelten, genießen, sondern nur vom männlichen Lamme und Hammel, wenn das Thier vom Priester nach gewissen Regeln geschlachtet ist; alle Vegetabilien müssen sorgfältig gewaschen und dürfen nur in Porcellan- oder Kupfergeschirr aufgetragen werden. Bis ins Kleinste geregelt sind die Reinigungen, die nach der Heirath und der Entbindung vorzunehmen sind. Am größten aber ist ihr Grauen vor einem Leichnam. Um sich nicht durch die



Getreidemarkt in Basra.

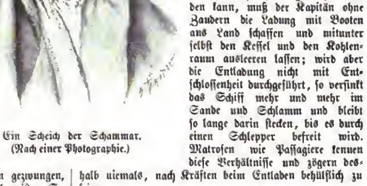
Berührung eines solchen zu verunreinigen, legen sie jeden sterbenden Verwandten, sobald der Todeskampf eintritt, in die Grube, knien um dieselbe nieder und erwarten schluchzend das Ende, worauf sie ein paar Schaufeln voll Erde auf den Todten werfen. Vierzig Tage später muß dessen Seele vor Gott erscheinen, und während dieser Zeit versammeln sich Verwandte und Freunde des Verstorbenen täglich Morgens und Abends im Trauerhause und verzehren dort ein vom Priester gesegnetes Mahl, das aus Lammfleisch, Fischen und Früchten besteht. Zum Beschlusse muß jeder Anwesende für das Seelenheil des Todten ein Gebet sprechen. Das wäre für die Hinterbliebenen eine



Esra's Grab.

theure Sache, wenn sie nicht von den Theilnehmern der Sitte gemäß Geschenke erhielten. — Von jener Barbarei beim Begräbniß abgesehen, sind die Subisten freundlich und human, intelligent und durchaus rechtschaffen; geschickt sind sie besonders im Bearbeiten der Metalle. Den Ueberredungskünsten und klingenden Gründen der Mosuler Karmeliter und der protestantischen Missionare haben sie bis jetzt zähen Widerstand entgegengesetzt.

Die Reisenden entgingen in Basra ihrem Schicksale nicht, sondern mußten mehrere Tage am Fieber darniederliegen; dann aber eilten sie, dem ungesunden Klima zu entfliehen. Zwischen Basra und Baghdad giebt es zwei Packetbootfahrten; auf der einen von der Londoner Firma Linch eingerichteten Linie geht regelmäßig wöchentlich ein Schiff, das so reinlich ist, wie es eben bei Passagieren, die ihr Essen selbst auf Deck zubereiten, nur möglich ist; die andere steht unter der Verwaltung der türkischen Regierung und befördert monatlich zwei Boote. Auf einem der letzteren, dem um volle acht Tage verspäteten „Mosul“, traten die Reisenden am 8. December die Fahrt an. Wie gewöhnlich in der Türkei, werden Officiere und Mannschaften dieser Schiffe sehr unregelmäßig besoldet und sind, um leben zu können, zu kleinen Nebenverdiensten gezwungen, was für die Passagiere nicht immer angenehm ist. So war auf dem „Mosul“ das Deck des ersten Platzes mit Körben voll Hühnern bedeckt, welche die Matrosen in Basra gekauft hatten und die sie in Baghdad mit einem Nutzen von einigen Pfennigen wieder verkaufen wollten; und die Officiere, deren Ehrgeiz höher hinauf ging, mußten dabei wohl die Augen zudrücken, da sie selbst den Schiffsraum mit ihren Waaren vollgestopft hatten. Die Fahrt bis Baghdad dauert gewöhnlich 8 bis 10 Tage; aber verlassen kann man sich darauf nicht, denn der launische Fluß wechselt beständig seine Rinne. Fortwährend ändern in Folge der sehr reißenden Strömungen die Sandbänke ihren Platz, und wo heute das Schiff auffährt, war vielleicht vor acht Tagen noch tiefes Wasser. Meist muß sich der Schiffsführer mit dem Senkblei in der Hand seinen Cours suchen, und namentlich im Sommer bei niedrigem Wasserstande ist die Schiffahrt überaus schwierig; dann gehen ganze Tage damit verloren, daß das Schiff aufläuft, wieder abgebracht wird und von Neuem strandet. Wenn es durch Gegendampf nicht flott gemacht werden kann, muß der Kapitän ohne Zaudern die Ladung mit Booten ans Land schaffen und mitunter selbst den Kessel und den Kohlenraum ausleeren lassen; wird aber die Entladung nicht mit Entschlossenheit durchgeführt, so versinkt das Schiff mehr und mehr im Sande und Schlamm und bleibt so lange darin stecken, bis es durch einen Schlepper befreit wird. Matrosen wie Passagiere kennen diese Verhältnisse und zögern deshalb niemals, nach Kräften beim Entladen behülflich zu sein.



Ein Scheich der Schammar.
(Nach einer Photographie.)

Die Fahrt auf dem Tigris ist überaus langweilig; denn seine Ufer sind so hoch, daß man vom Schiffe aus nur sie, nicht aber die angrenzende Ebene erblickt. Einige Stunden hinter Basra passirte man den Zusammenfluß von Euphrat und Tigris und landete am folgenden Morgen

(9. December) in Amarah, einer Stadt von ganz neuer Gründung, welche ihr Aufblühen den Karawanen verdankt, die von Kermanschah und Schuster Indigo und Getreide bringen. Der Dampfer lud dort Hühner und Datteln aus und nahm dafür andere Hühner und Datteln an Bord, eine merkwürdige und unerklärliche Art des Handelsverkehrs. Am 10. December kam der Dampfer zum angeblichen Grabe Esra's, der die Gefangenschaft der Juden in Babylon theilte und dann sein Volk glücklich von dort nach Jerusalem zurückführte. Das Schiff hielt einige Minuten dort, um einige jüdische Pilger an Bord zu nehmen, und diesen kurzen Aufenthalt konnte Mme. Dieulafoy benutzen, um eine Photographie des Bauwerkes aufzunehmen. Dasselbe, von einer Fayencekuppel im persischen Stile der Zeit des Schah Abbas gekrönt, nimmt wahrscheinlich den Platz eines weit älteren Heiligthumes ein, denn der Tradition zufolge fand hierher schon in sehr alter Zeit eine stark besuchte Wallfahrt statt. Heutigen Tages kommen zur Zeit der großen Feste Juden in Menge hierher. Striche man aus dem Budget der Tigris-Schiffahrtsgesellschaften die Einnahmen aus dem Transporte der Pilgrime jeden Glaubens, die zu Grabmälern von Propheten und Imams reisen, so müßten sie allesammt Bankrott machen. Unweit des Esra-Grabes, aber auf dem rechten Ufer des Stromes, hebt sich von der gelben Ebene ein dunkelgrünes Gehölz ab, das von den Eingeborenen heilig gehalten wird. Kein Baum, kein Ast darf dort geschlagen werden; Wächter, die unter Zelten lagern, behüten den Ort und eine kleine Moschee mit dem Grabe Abu Sidra's. Während des Winters dürfen sie abgefallene Zweige verbrennen; aber einen noch grünen heimlich zu brechen, wagen auch sie nicht. Man hat es hier wahrscheinlich mit einem uralt heidnischen, vormohammedanischen Aberglauben zu thun, einer Erinnerung an jene unverletzlichen Haine, in denen die alten Susier ihre Götter verehrten.

Bald darauf strandete der „Mosul“ wieder einmal, und Dieulafoy's benutzten den Aufenthalt, um einen in der Nähe unter Zelten aus Ziegenhaar lagernden kleinen Araberstamm zu besuchen. Die wild blickenden Männer trugen Hemden von braungelber oder blauer Leinwand und auf dem Kopfe ein Tuch, das von einer Schnur aus Kameelwolle festgehalten wurde; bewaffnet waren sie mit langen Lanzen. Die Weiber mit ihrer gebräunten Haut und dem männlichen Gebahren wären durch Aussehen oder Tracht nicht von ihren Eheherren zu unterscheiden gewesen, hätten sie nicht in der Nase oder um die Handgelenke zahlreiche Ringe von Silber und Kupfer getragen. Sie gehörten zu dem Stamme der Beni Laam, welche viel Pferdezucht treiben. Südlich von Amarah hausen die Beni Abu Muhammed, die mit Büffeln handeln, und bei Baghdad trifft man Schamar, die mächtigsten Nomaden Babyloniens und die unversöhnlichen Feinde der Türken. Alle diese Stämme leben nebenbei von Räuberei und haben in dieser Hinsicht sich einander nichts vorzuwerfen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

III. Quartier und Nahrung.

Nachdem man endlich das Dorf erreicht hat, darf die erste Sorge des Reisenden nicht die eigene Ruhe und Behaglichkeit, sondern muß das Wohl der Thiere sein. Die wichtigste Frage ist: Giebt es einen guten Potrero? und oft muß der Reisende mit einem schlechten Nachtquartier vorlieb nehmen, damit die Thiere in der Nacht sich satt fressen können und am nächsten Tage wieder frisch sind. Nur in wenigen Gegenden ist es Sitte, sie während der Nacht im Stalle zu lassen und ihnen dort Futter vorzuwerfen, meist schickt man sie auf einen eingezäunten Weideplatz (Potrero), wo sie sich nach Herzenslust umherwälzen können und besser von den Strapazen des Weges ausruhen. Hat der Potrero genug Gras, ist er auch nicht zu weit entfernt, und ist er sicher, so daß die Thiere nicht weglaufen können, kann man Futter für dieselben kaufen? das sind die Fragen, welche den Reisenden während der ersten Viertelstunde oder länger beschäftigen. Denn wem an dem guten Zustande seiner Thiere gelegen ist, der giebt ihnen, ehe er sie zur Weide schickt, Gerste und Luzerne, oder Zuckerrohr und Guineagras, je nach dem Klima des Ortes, oder Maiskörner und Kleie zu fressen. Und während sie fressen, sieht man nach, ob sich etwa in den Ohren Garrapatas (Zecken) festgesetzt, oder ob der Sattel oder das Gepäck das Thier irgendwo gedrückt oder wundgerieben haben. Am nächsten Morgen erfordert es immer einen Zeitaufwand von einer halben oder einer ganzen Stunde, bis die Thiere wieder eingefangen und zur Stelle gebracht sind. Man denke sich den Schrecken, wenn es dann plötzlich heißt, sie seien nicht mehr im Potrero. Derselbe war, trotz aller Betheuerungen, doch nicht sicher, und die Thiere, vielleicht mit dem Futter unzufrieden oder auch sich nach der Heimath zurücksehnend, haben den Rückweg angetreten, vielleicht sind sie auch — doch kommt das sehr selten vor — während der Nacht gestohlen worden. Nun gilt es, die Flüchtigen zu verfolgen, und es dauert oft viele Stunden, ja Tage, bis man dieselben wieder eingefangen hat. Aber wenn der Maulthiertreiber sorgsam ist, gehören solche Ereignisse doch zu den Seltenheiten, wenngleich sie nicht ganz zu vermeiden sind, denn an manchen Wegen trifft man überhaupt keine eingehegten Weideplätze an. Auf dem Páramo zwischen Onzaga und Belen hatte ich mir nicht anders helfen können, als daß ich, wie auch schon sonst, eines der Maulthiere an langem Seile anband, damit es dabei doch immer noch grasen könne, und darauf vertraute, daß die anderen bei der Genossin bleiben würden. Am nächsten Morgen waren aber alle drei Thiere verschwunden. Eines wurde bald in geringer Entfernung gefunden, die Staude, an der es angebunden gewesen war und die es gewaltsam ausgerissen hatte, noch nachschleppend. Die beiden anderen hatten diesmal Selbständigkeitsgelüste gehabt; obgleich ich sofort mehrere Leute zum Suchen ausschickte und nach allen Richtungen telegraphirte, wurden sie doch erst nach vier Tagen auf dem höchsten Bergrücken vergnüglich einherspazirend gefunden.

Auch die Pflege des eigenen Körpers bereitet dem Reisenden in Columbien manche Sorge. Eigentliche Hotels giebt es nur in den größeren Städten und an den Hauptrouten, aber freilich darf man sie sich nicht im Stile der deutschen oder schweizerischen Hotelriesen vorstellen, oder glauben, daß man darin auch nur dieselben Bequemlichkeiten fände, wie in einem deutschen Gasthofe dritten Ranges. Ein eigenes kleines Zimmer erhält der Reisende sehr selten, meist giebt es nur ein oder zwei Logirzimmer mit je vier Betten. Im heißen Lande schläft man auf den sogenannten Catres, die wir schon auf dem Magdalenenstrome kennen lernten, und die mutatis mutandis unseren gewöhnlichen Feldstühlen gleichen; im kühlen Klima der höher gelegenen Gegenden schläft man in Holzbetten mit einer dürftigen Matratze und einer Decke, die von Ungeziefer wimmelt. Außer den Betten sind meist ein oder zwei Stühle das einzige Mobiliar. Der Waschtisch, wenn überhaupt einer vorhanden ist, steht im Vorsaale zu allgemeiner Benutzung. Selbst in Bogotá sind die Hotels zwar größer, aber kaum besser, so daß die meisten wohlhabenderen Fremden sich in einem englischen Boardinghause zusammenfinden. Ich glaube auch nicht, daß sich die Anlage eines nach europäischem Muster gut eingerichteten Hotels bezahlt machen würde, denn die große Mehrzahl der Columbianer nimmt an dem Schmutze gar keinen Anstoß und würde sich nicht entschließen, 1 oder 2 Mk. täglich dem Cognac zu entziehen und auf den Besitz eines wohnlichen Zimmers zu verwenden. Oder sie würden sich für Monate häuslich im Hotel einrichten und zum Schlusse die Bezahlung schuldig bleiben, denn vielleicht in keinem Lande der Erde sind das Kaufen und Bezahlen so verschiedene Dinge wie hier.

In den meisten Ortschaften giebt es überhaupt kein eigentliches Wirthshaus, aber eine oder mehrere Familien sind bereit, den wenigen passirenden Caballeros (im Unterschiede von den armen Indianern gebraucht) gegen ein mäßiges Entgelt Unterkunft und Kost zu gewähren. Oft gelingt es dem Reisenden nicht, das nächste Dorf zu erreichen, sondern er muß an der Landstraße in einer der Tiendas zur Nacht bleiben, welche den Maulthiertreibern als Herberge dienen. An beliebten Wegen haben viele Häuser diese Tiendas, in denen den durstigen Passanten die beliebten Nationalgetränke Guarapo oder Chicha und Branntwein verschenkt, Brot, Talglichter, Streichhölzchen, Alpargatas (Strohsandalen), Seile und dergleichen verkauft, unter Umständen auch eine Suppe gereicht wird. Ist ein solches Haus etwas geräumiger und hat es einen guten Potrero (Weideplatz), so wird es gleichzeitig zur Posada oder Herberge, in der den Gästen als Lager freilich oft nur eine Strohmatte (Estera) oder Ochsenhaut auf dem Boden ausgebreitet wird. Selbstverständlich wimmelt es von Flöhen, Wanzen und anderem Ungeziefer, so daß ich, da ich oft in solchen Herbergen zu übernachten hatte, mich bald entschloß, ein leichtes Feldbett mit mir zu führen, denn Hängematten sind nur im warmen Klima, nicht aber in den höheren kühleren Gebirgsregionen zu gebrauchen. An Bequemlichkeiten fehlt es vollständig; ich war froh, wenn ich einen Stuhl und einen Tisch bekam, auf dem ich meine Ausarbeitungen machen konnte. Am schlimmsten ist es mit dem Waschen am Morgen bestellt, einer Ceremonie, die das columbianische Volk nie und auf Reisen auch der gebildete Columbianer selten mit sich vornimmt. Als Waschbecken wurde mir gewöhnlich eine Totuma (Schale einer kürbisartigen Frucht), aus der am Tage Chicha getrunken zu werden pflegte, mitunter auch ein einfacher Suppenteller gereicht, und oft stand eine Schaar von Leuten um mich herum, um das merkwürdige Schauspiel zu betrachten. In den wärmeren Landestheilen hat man öfters angenehme Gelegenheit zum Baden; man bindet das Maulthier im Schatten an und sucht eine Stelle auf, wo der Gebirgsbach in einem Kessel tiefer und ruhiger ist; freilich ist das Wasser, das von großer Höhe herabkommt, oft noch kalt genug, meistens unter 16, oft nur 10 oder 11° C.

Nur selten passirt es dem Reisenden, daß er, wie es von den Hausknechten unserer deutschen Wirthshäuser zu geschehen pflegt, in aufdringlicher Weise zum Eintritt in eine Herberge genöthigt wird. Der Besitzer des Hauses sagt ihm offen, daß er eine halbe Stunde weiter bessere Unterkunft finden werde. Die Aufnahme eines vermögenden Passanten ist, mit Ausnahme der besuchtesten Wege, weniger ein Geschäft, von dem man sich Vortheil verspricht — selten ist die Rechnung übertrieben hoch —, als eine Gefälligkeit, welche man demselben erweist. Selbst in einem Hotel muß man darum als um eine Gunst bitten. Auf einsamen Wegen kommt man mitunter in die Lage, in einer Hacienda oder auch in der Hütte eines armen Indianers um Aufnahme für die Nacht anzusprechen. Wo ich derart durch die Noth gezwungen oder auf Grund von Empfehlungsbriefen die Gastfreundschaft reicher und gebildeter Columbianer direkt in Anspruch nahm, ist sie mir freundlich gewährt worden, aber man findet in Columbien doch nicht dieselbe ausgedehnte Gastfreiheit, von welcher Reisende aus anderen Theilen von Südamerika erzählen. Mit Worten erweist Dir der Columbianer, unaufgefordert und ohne Veranlassung, jeden denkbaren Liebesdienst, stellt Dir hundertmal sein Haus, sein Pferd, seine Familie zur Verfügung, aber wehe dem Fremden, der ein solches Anerbieten auf Treue und Glauben hinnimmt. In Wahrheit viel gastfreundlicher und treuherziger sind die unteren Volksklassen, in welchen das indianische Blut überwiegt. Manche Reisende klagen auch über diese, behaupten, daß man oft nur durch Drohungen die Gewährung von Obdach und Speise erlange. Das ist zum Theil ihre eigene Schuld; wer von vornherein in barschem Tone Quartier und Kost fordert, der wird leicht zurückgewiesen werden. Vielfach lehnt der arme Indianer zunächst aus Scheu die Bitte ab; seine Hütte ist zu dürftig, um dem Fremden, der ihm wie ein Halbgott erscheint, als Obdach zu dienen, er kann demselben keine entsprechende Kost vorsetzen. Sagt man ihm aber, daß man gern mit allem vorlieb nehme, oder daß man Decken und Vorräthe mit sich führe, um Lager und Mahlzeit zu ergänzen, so wird man bald den diensteifrigsten, liebenswürdigsten Wirth in ihm finden. Und wenn man bei der Wegreise nach seiner Schuld fragt, nennt die Hausfrau eine mäßige Summe oder fordert den Fremden verlegen auf, das selbst zu bestimmen, und bittet ihn um Verzeihung für die schlechte Bewirthung. Nur in einigen abgeschlossenen, von Fremden selten durchzogenen Gebirgsgegenden findet auch freundliche Bitte kein Gehör. Mitunter habe ich wohl aus diesem Grunde die Reise bis in die tiefe Dunkelheit fortsetzen müssen, aber nie mußte ich deshalb im Freien übernachten, schließlich fand sich doch immer ein freundliches Herz, das sich unser erbarmte. Nur wo es keine Ansiedelungen giebt, im Urwald oder der Steppe und auf einigen der Wege über die Centralcordillere, wo ein breiter, in einem Tage nicht zu überschreitender Kamm die menschlichen Ansiedelungen trennt, muß der Reisende die Nacht in einer Höhle oder unter freiem Himmel verbringen.

Auch die Kost ist ein trauriges Kapitel columbianischen Reisens. Morgens nimmt man das Desayuno (wörtlich

(Entnüchterung), aus einer Tasse Chokolade und dem Caldo oder Aguasal bestehend, welcher weiter nichts als heißes Wasser mit Fett, Salz und Zwiebeln, mitunter mit einem hart gekochten Ei darin ist. Die Bewohner vieler Gegenden sind steif und fest von den wunderbaren Wirkungen dieses Caldo überzeugt, und es gilt ihnen für die größte Thorheit, auf den Weg zu gehen, ohne seinen Caldo genossen zu haben. Um 10 Uhr ist nach der gewöhnlichen Tagesordnung die Zeit des Frühstücks (almuerzo), bei welchem Suppe, Eier, Fleisch mit Kartoffeln oder Plátanos (Bananen), Yuka (Maniok) und eine Tasse Milchkaffee oder Chokolade gereicht werden. Das Mittagessen ist um 3 oder 4 Uhr und besteht wieder aus Suppe, einem oder zwei Fleischgerichten mit Gemüse, Dulce (d. h. sehr süßem Kompot) und einer Tasse schwarzem Kaffee. Zwischen 7 und 8 Uhr nimmt man noch das Refresco, d. h. etwas Dulce und Chokolade. So sind die Mahlzeiten, welche dem Fremden in den Hotels vorgesetzt werden, dem Anscheine nach ganz gut, wenn nur die Bereitung etwas besser wäre. Das Fleisch ist meistens so hart, daß es kaum zu genießen ist, und alle Speisen sind in widerlichem Schweinefett gekocht oder gebraten. In kleineren Ortschaften und gar in einzelnen Tiendas an der Landstraße muß man natürlich seine Ansprüche noch weit tiefer hinabschrauben. Zunächst dauert es, besonders wenn man erst bei Sonnenuntergang eintrifft, stundenlang, ehe die Mahlzeit bereitet ist, und was einem schließlich geboten wird, ist oft kaum des langen Wartens werth: eine Mazamorra (Suppe aus Maismehl) oder gar nur ein Caldo, einige Kartoffeln oder Plátanos. Der Reisende, der sich lange in abgelegenen Gegenden aufhält, thut daher gut, einige Fleischkonserven, Chokolade u. s. w. mit sich zu führen. Als Fleischkonserven eignen sich nur die Zinnbüchsen der großartigen nordamerikanischen oder australischen Etablissements, die man nur in den größeren Städten Columbiens zu theueren Preisen ersteht und mit denen man daher sparsam umgehen muß; nicht luftdicht abgeschlossenes Fleisch würde schon nach wenigen Tagen verderben. Oft hätte ich gewünscht, etwas kaltes Fleisch oder Wurst mit mir führen zu können, um den langen Frühstücksaufenthalt zu ersparen, aber das läßt sich nur in seltenen Ausnahmefällen einrichten, wenn man am Abend vorher frühzeitig in einer guten Posada eintrifft und sich etwa ein Huhn schlachten oder ein größeres Stück Fleisch braten lassen kann. Besonders in den tieferen Regionen giebt es genug der köstlichsten Früchte, aber die Columbianer essen dieselben nur wenig, und der Fremde muß sich selbst danach umthun. Für einen Quartillo (10 Pfennig), der mehr die Mühe des Abnehmens bezahlt, bekommt man 10 bis 20 treffliche Orangen. Vor manchen anderen Früchten, Mangos, Bananen, Ananas muß er sich, wenigstens in ungesunden Gegenden, der Fieber wegen in Acht nehmen. Im kalten Lande gedeihen Aepfel und Pfirsiche, sind aber im Allgemeinen von so geringer Qualität, daß sie kaum zum Genusse locken.

Jeder macht auf Reisen die Erfahrung, daß die Strapazen des Weges ihn mehr Werth auf Speise und Trank und andere materielle Genüsse legen lassen als zu Hause. Bei einem Marsche in der Mittagshitze denkt man wohl gern an ein kühles Bad oder ein frisches Glas Bier. In Europa kann man meist schon nach wenigen Stunden oder doch nach wenigen Tagen seine Wünsche befriedigen, aber auf der columbianischen Landstraße fehlen alle diese Genüsse für Wochen und Monate. Ich habe auf Reisen eigentlich nur Kaffee und Chokolade mit Vergnügen genossen. Der Wein, der in Columbien importirt wird, ist meist schlecht und theuer, und die Mitführung eigenen Weines würde bei längeren Touren eine zu große Vermehrung des Gepäckes und damit Kostenaufwandes bedingen. Eine kleine Flasche deutschen Exportbieres, das man übrigens auch nur an wenigen Orten antrifft, kostet 5 Realen oder 2 Mark; das einheimische Bier, das an einigen Orten kühleren Klimas gebraut wird und 40 Pfennig pro Flasche kostet, ist sehr dünn und stark kohlensäurehaltig; es ist wohl ein angenehmes Getränk bei der Mahlzeit, aber es ist doch kein deutsches Bier. Die eigentlichen columbianischen Nationalgetränke sind Chicha und Guarapo, jene mehr im kalten, dieser mehr im warmen Lande. Zur Bereitung des Guarapo mischt man den aus dem Zuckerrohre ausgepreßten Saft (miel) oder auch den daraus geformten Rohzucker (panela) mit Wasser und läßt die Mischung gähren; nach einigen Stunden hat man ein etwas süßes, sehr erfrischendes Getränk (Guarapo dulce), das nach längerem Gähren immer mehr essigartig (Guarapo fuerte) wird, dem Volke aber dann erst wirklich zusagt. Bei der Chicha kommt als dritter Bestandtheil fein gestoßenes Maismehl hinzu [1]); sie ist ein schwereres und nahrhafteres Getränk als der Guarapo. Gut bereitete Chicha, namentlich wenn sie erst schwach gegohren hat, ist gar nicht übel; der Reisende, der sie anfangs wegen der unappetitlichen Bereitung und des häßlichen Geruches nur widerwillig betrachtet, wird bei dem Mangel guten Wassers bald lernen müssen, diesen Widerwillen zu überwinden. Die Columbianer selbst können unglaubliche Mengen Chicha vertilgen. Auf der Reise leben wenigstens die Aermeren großentheils von diesem Getränk; alle Stunden etwa wird in einer Tienda vorgesprochen, eine oder zwei Totumas (jede $1/2$ bis $3/4$ Liter zu einem Quartillo = 10 Pfennig) geleert und dann der Weg fortgesetzt. Und Abends drängen sich alle in der Tienda zusammen und schwatzen, indem sie die mit Chicha gefüllte Totuma von Mund zu Mund gehen lassen. Der landesübliche Branntwein ist der Anisado, aus Guarapo unter Zusatz von Anis bereitet, aber daneben wird importirter Cognac von den höheren Ständen in großen Massen konsumirt; eine Flasche Cognac gilt als der nothwendigste Reisebegleiter, obgleich mir derselbe sanitärisch nicht so heilsam und nothwendig zu sein scheint wie bei uns; besonders wenn mehrere zusammenreisen, wird der Flasche so oft zugesprochen, daß das Nachtquartier selten nüchtern erreicht wird.

[1]) So ist die Chicha der östlichen Staaten; die Chicha Antióquias ist noch das altindianische Getränk, das nur aus Mais und Wasser besteht.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant Garde. (Deutsch von W. Finn.)

III. (Schluß.)

Der 17. Juli wurde ein denkwürdiger Tag für uns. Hansêrâk kam mit trauriger Miene und meldete dem Lieutenant Holm, daß zwei von unseren Bootsbesatzungen (welche nach der Abmachung schon früher zurückkehren sollten) erklärt hätten, nicht weiter gehen zu wollen. Sie wollten nach Hause. Lieutenant Holm kannte seine Leute so gut, daß er wohl wußte, wie wenig eine Ueberredung helfen würde; er sagte deshalb nur: „Dann müssen wir versuchen, uns an den Heiden zu halten". Es war der Gedanke an Puisortok in Verbindung mit den vielen vorgekommenen Unterbrechungen, welcher Einzelnen unserer Leute den Muth benommen hatte, und diese hatten wieder auf andere eingewirkt, so daß das Resultat blieb, daß wir am 18. Morgens 15 von unseren Leuten, welche mit einem Frauenboot heimzogen, Lebewohl sagten. Die zurückgebliebenen 13 Leute, außer drei Kajaks, wurden auf die drei anderen Boote vertheilt, so daß sich diese ganze Angelegenheit besser abwickelte, als es ursprünglich den Anschein hatte. Am 23. Juli wurden die Aussichten endlich wieder besser; Navfalik meldete, daß Puisortok passirbar sei, und wir rüsteten uns nun zur Abreise. Die Boote waren indessen wegen der vermehrten Ladung und der verringerten Zahl von Ruderinnen schwer zu rudern, aber mit gutem Willen ging es doch. Von den Heiden erhielten wir eine Menge Vorschriften, damit wir glücklich am Puisortok vorbeikommen könnten. Wir sollten nicht sprechen, nicht lachen, nicht speisen, keinen Tabak rauchen, den Gletscher nicht ansehen, und vor allem nicht das Wort Puisortok aussprechen; thäten wir es dennoch, dann werde der Gletscher ganz gewiß böse werden und uns beim Passiren unter Donner und Krachen eine Ladung Eis aus der Meerestiefe senden, wodurch das Meer in einen solchen Aufruhr kommen werde, daß es um uns und unsere zerbrechlichen Fellboote geschehen sei. Ob jemals hier ein Unglück passirt ist, mag der Himmel wissen; ich glaube es kaum, doch unmöglich ist es ja nicht, daß hier einmal bei einem Eisrutsch vom Gletscher ein Boot vernichtet worden ist, denn den Erzählungen der Grönländer liegt fast immer eine Thatsache zu Grunde. Daß diese Eisrutsche auf eine andere Weise vor sich gegangen sein sollten, als bei jedem anderen Gletscher, zu dieser Annahme liegt nicht der geringste Grund vor, zumal der Puisortok in seinem Aeußeren allen anderen Gletschern an der Ostküste gleicht. Er ist ein ziemlich breiter Gletscher von ca. 3/4 Meilen Ausdehnung, erstreckt sich gerade hinaus ins Meer und ragt mit der Mitte, wie alle anderen, ein gutes Stück über die Küstenlinie hinweg; daß derselbe aber vom Grunde des Meeres aus Eis heraufsenden solle, dazu liegt kein Anhalt vor.

Nun, wir kamen am Puisortok vorbei; freilich hatten wir einige Schwierigkeiten, denn gerade als wir uns vor dem Gletscher befanden, lagerte sich ein dichter Nebel über dem Wasser. Die Heiden wollten eiligst vorbei; sie entfernten sich mit ihren kleinen schnellen Booten von uns, während wir mit unseren schweren Fahrzeugen langsamer vorwärts kamen, wesentlich aus dem Grunde, weil unsere Leute ängstlich waren und weil unsere Steuerleute nicht den Kompaß so viel benutzen wollten. Als wir nach dem Passiren des Gletschers wieder unsere Heiden antrafen, war der Jubel und die Freude überall groß, und Lieutenant Holm vermehrte dieselbe noch dadurch, daß er jedem Grönländer einen Schiffszwieback verehrte. Am Abend dieses Tages erreichten wir, beständig in dichtem Nebel und durch so dicht gepacktes Eis fahrend, daß wir uns häufig mit den Aexten den Weg bahnen mußten, Otto Ruds Insel, wo wir auf dem nackten Felsen, auf dem nicht ein loser Stein zum Befestigen der Zelte zu finden war, eine höchst angenehme Nacht verbrachten. Vom 24. bis zum 29. Juli arbeiteten wir uns nun, zusammen mit unseren Heiden, nordwärts, bis zu dem Heimatsorte Navfalik's, Tingmiarmiut. Je mehr wir uns dieser Stelle näherten, desto größer wurde die von uns beobachtete Veränderung am Lande. Schnee und Eis, welche während langer Zeit längs der Küste durchaus überwiegend gewesen waren, zogen sich nun immer mehr landeinwärts, so daß auf vielen Stellen die Haidekrautvegetation dem Lande ein geradezu lachendes und anheimelndes Aussehen gab. Wir konnten uns nun wieder bei unserem Nachtlager einer einigermaßen weichen Unterlage erfreuen, die nackte Klippe giebt wahrlich kein weiches Unterbett.

Am 27. Nachts um 12 Uhr erreichten wir eine kleine Insel im Tingmiarmiutfjord. Während der Dunkelheit waren wir von den meisten unserer Mitreisenden getrennt worden, und als wir, angelockt von einem Lichte, bei der kleinen Insel landeten, wurden wir etwas enttäuscht, indem wir auf unsere Frage, von wem wir hier empfangen würden, eine unbekannte Stimme antworten hörten: „nanga" (das bin ich). Die Stimme beantwortete unsere Frage, wo die anderen Frauenboote seien, dahin, daß keine anderen Boote gesehen worden seien. Navfalik, der uns gefolgt war, ruderte zu einer anderen Stelle, um sein Nachtlager aufzuschlagen, während wir unsere Boote verankerten, unsere Zelte am Strande aufschlugen und uns alle der so sehr benöthigten Ruhe hingaben.

Am nächsten Morgen verließen wir die kleine Insel und ruderten nach Navfalik's Lagerplatz; erst spät am Abend wurde das letzte der von uns getrennten Boote durch eins der ausgesendeten Kajaks gefunden. Es war den ganzen Tag zwischen den vielen kleinen Inseln, welche im Tingmiarmiutfjord liegen, umhergeirrt; als es nun schließlich ankam, war seine ganze Besatzung so beleidigt darüber, daß wir sie verlassen hatten, daß sie bestimmt erklärte, nicht weiter gehen zu wollen. Es war nämlich die Besatzung desjenigen Bootes, welches nach der Bestimmung, wenn auch nicht gerade schon jetzt, so doch in der allernächsten Zeit zurückkehren sollte, um bei den Untersuchungen der passirten Strecke von Iluilek verwendet zu werden. Lieutenant Holm entschloß sich nun, kurzen Proceß zu machen, da er selbst die Zeit für die Trennung für passend erachtete. Berichte und Briefe für die Heimath und eine Instruktion für mich wurden fertig gemacht. Proviant und Inven-

tarium wurden geordnet, und am 30. Juli des Morgens um 6½ Uhr sagten Kandidat Eberlin und ich dem Lieutenant Holm, Kandidat Kunßen und ihren Begleitern Lebewohl. Der letzte Salutschuß fiel, und unsere Kameraden, mit denen wir seit 1½ Jahren jeden Tag und jede Stunde zusammen verlebt hatten, verschwanden hinter einem Klippenvorsprunge, um weiter zu gehen und den Namen Alt-Dänemarks an der Ostküste von Grönland hochzuhalten.

Die Aufgabe, welche Kandidat Eberlin und ich nunmehr hatten, war, den übrigen Theil des Sommers zu Vermessungen und Untersuchungen der Strecke Tingmiarmiut-Iluilek zu benutzen, namentlich den zahlreichen Fjorden unsere Aufmerksamkeit zu widmen, welche wir auf unserer Nordreise so wenig Gelegenheit gehabt hatten, näher kennen zu lernen. Mit Freuden griffen wir unsere Arbeit an, denn der beste Theil des Sommers in Ostgrönland — Monat August — lag vor uns, und wir wurden auch nicht in unseren Erwartungen getäuscht. Das Packeis, welches den ganzen Vorsommer hindurch dicht am Lande gelegen hatte, ging am 6. August seewärts und belästigte uns den ganzen Sommer hindurch nicht eher als gerade am Ende unserer Reise. Das Wetter hielt sich durchgängig klar und schön, so daß wir dem in Tingmiarmiut entworfenen Reiseplane in allen Einzelheiten folgen konnten. Eine eingehendere Beschreibung der von uns angestellten Untersuchungen würde hier jedoch zu weit führen, die Hauptzüge mögen genügen.

Zwischen Tingmiarmiut und Iluilek befinden sich acht Fjorde mit einer durchschnittlichen Längenausdehnung von vier Meilen. Ein außerordentlicher Reichthum an Eisgletschern, welche von dem Inlandseise in die Fjords hinausragen, charakterisirt dieselben, und oft konnte man Stunden lang längs einer Fjordseite rudern, ohne anderes als Schnee und Eis zu sehen. Außerdem sind die Küsten recht steil, so daß es oft seine Schwierigkeiten hatte, Landungsstellen zu finden; wenn noch dazu die Strömung stark ist, und das aus dem Inneren der Fjorde ausbrechende Gletscher- und Wintereis in großen dichten Massen hinausdrängt, dann kann die Frauenbootsfahrt in den Fjorden Ostgrönlands gefährlich genug sein. Sowohl unsere Kajakleute, wie unsere Ruderinnen glaubten mehrere Male, ihre letzte Stunde sei gekommen; zu leicht verlieren die Grönländer oftmals den Muth. Wenn man ihnen dann vorwirft, daß sie, die uns doch die Eisfahrten lehren sollten, sich ihrer Bangigkeit schämen müßten, so erhält man zur Antwort: „Ja Ihr seid „Kavdlunakken", Ihr könnt wohl, aber wir Grönländer, wir sind nun bange"; was sollte man dann antworten? Durch eine ermunternde Bemerkung ward indeß stets ihr alter Muth wieder hergestellt.

Nur die nördlichsten Fjorde, nämlich Tingmiarmiut-, Amitsuarsuk- und der südlichste Kangerdlugluk-Fjord bilden eine Ausnahme von der Regel; sie sind weniger mit Gletschern angefüllt und die Küsten sind freundlicher. Der Kangerdlugsuatsiak-, Napasorsuak-, Anoritok-, Auarkat- und Ingitait-Fjord sind alle mehr oder minder reich an Eisgletschern, und unter diesen namentlich die drei ersteren, welche in der Nachbarschaft von Puisortok liegen, wo das Inlandseis im Ganzen genommen sich am meisten der Küste näherte. Die Gebirge längs der äußeren Küsten sind nur selten hoch; erst weiter in den Fjorden nehmen die Dimensionen, die Steilheit und Wildheit zu. Gneis, Granit und Gneis-Granit sind die Hauptgesteinsarten, und die Küsten zeichnen sich durch einen großen Reichthum an schönen und seltenen Mineralien aus; auf manchen Stellen weiter im Inlande hinein erheben sich hohe, schöne, röthliche Syenitfelsen über der Eisfläche und geben dem Ganzen einen wilderen Charakter. Von den im vergangenen Sommer vermessenen Gebirgen erreichten die höchsten eine Höhe von ca. 6000 Fuß. Auf unserer Reise bestiegen wir verschiedene Gebirge, welche in unseren Observationsbüchern alle Namen nach unseren alten Helden vom Kapitän Graah erhalten haben. Die Karte zeigt einen für eine „Ostküste" sehr großen Reichthum an Meereseinschnitten; doch giebt es nur wenig vorliegende Inseln, und von Schären, wie an der Westküste, ist gar keine Rede. Trotzdem ist die Landschaft, welche man unter sich ausgebreitet sieht, wenn man nach einer mehrstündigen Wanderung eine Höhe von 2000 bis 3000 Fuß im Gebirge erreicht hat, sehr schön.

Am 1. September Nachts 12 Uhr kamen wir wieder in Iluilek an, in jeder Hinsicht von unserer Reise befriedigt; am Abend ließen wir die Grönländer in unser Zelt kommen und alle erhielten einen Schnaps, die Männer außerdem jeder ein Kleidungsstück und jedes Frauenzimmer ein seidenes Band, indem wir ihnen gleichzeitig für ihren Eifer und ihre Willigkeit unseren Dank sagten. Der Steuermann, der alte Gideon, antwortete: „Ja wir sind willig gewesen, weil Ihr gut gegen uns gewesen seid."

Vom 1. bis zum 26. September hatten wir dann mit Sturm, Regen, Eis und Seegang zu kämpfen. Das Eis war freilich zum größten Theile von der Küste fortgetrieben, aber der durch die andauernden Stürme veranlaßte schwere Seegang setzte das noch vorhandene wenige Eis in so heftige Bewegung, daß die Grönländer sich nicht wenig fürchteten. Dann und wann verließ sie ganz der Humor, aber als wir dann endlich wieder die lieben Sunde um das Kap Farwell erreichten, so war alles Ausgestandene vergessen; und als schließlich die Auszahlung des Guthabens kam, als jede Person zwischen 50 und 100 Kronen erhielt, meldeten sie sich fast alle wieder zur Reise für den Sommer 1885.

Wie bereits früher erwähnt, waren die von uns an der Ostküste gefundenen nicht eskimoischen Ueberreste zwei verfallene, inhaltslose Steinhausen (Varder), eine auf der Spitze von Kap Rantzau in einer Höhe von 1400 bis 1500 Fuß, der andere auf der Spitze der Insel Utlosietit, ungefähr gegen 2000 Fuß hoch belegen. Beide rührten natürlicher Weise von Schiffbrüchigen her. Schließlich sahen wir eine bereits von Kapitän Graah erwähnte Kanone bei Anarkat liegen. Navfalik erzählte uns auf der Hinreise, daß die Grönländer die Kanone auf dem Treibeise gefunden hätten; vier Fangleute hatten ihre Fangblasen an dieselbe angebracht und sie so zu dem Wohnplatze Anarkat geführt, wo sie noch heute liegt. Es ist eine kleine 4 pfündige Schiffskanone, welche nicht das geringste Charakteristische zeigt.

Die südliche Ostküste von Grönland ist eine Strecke, wo bisher nur die Ostländer, einzelne Schiffbrüchige und europäische Reisende sich aufgehalten haben. Ob sich dieselbe jemals regelmäßig besegeln lassen wird, ist eine offene Frage, welche sich nur auf dem Wege des Versuches wird lösen lassen — aber ich stimme mit Dr. Nathorst, der an der Reise Nordenskiöld's theilnahm, überein, daß es den Anschein hat, daß man wohl nur im Herbste jeden Jahres mit Dampfschiffen bis zur Küste vordringen kann. Eine stetige eisfreie Rinne längs dieser giebt es nicht, denn die Eisverhältnisse sind einzig und allein vom Winde abhängig; im Herbste scheint aber der ganze Eisgürtel eine so geringe Ausdehnung zu haben, daß man zu dieser Zeit recht wohl auch mit einem Dampfer die Küste möchte bereisen können. Hier an der Küste Nothhäfen anzulegen, wie von Einzelnen bezüglich Nordenskiöld's „Kong Oscars Havn" vorgeschlagen worden ist, davon kann keine Rede sein. Solche

Anlagen könnten wegen des vielen Eises nicht von großem Nutzen sein, und will man durch die Nothhäfen dem Eise entgehen, so liegt es auf der Hand, daß man die Nothhäfen nur erreichen kann, wenn Eis nicht vorhanden ist.

Wie weit die Nordexpedition gekommen ist, läßt sich unmöglich sagen, denn nirgend ist man den Zufälligkeiten mehr unterworfen, als in einem Frauenboote an der Ostküste von Grönland. Wir müssen uns damit begnügen, zu hoffen, daß diese Expedition ihr eigentliches Ziel erreichen werde, nämlich die eingehende Untersuchung der Strecken, wo die blühende Kolonie unserer Vorfahren „Oesterbygden" gelegen haben soll.

Ende Mai gedenken wir wieder mit zwei Frauenbooten von Nanortalik abzugehen; wir haben uns selbst auf eine fünfmonatliche Reise vorbereitet und nehmen für Lieutenant Holm für zwei Monate Proviant mit. Außer ihm Entsatz zu bringen, ist unser Ziel noch die Untersuchung und die Kartirung der nächstgelegenen Fjorde nördlich von Tingmiarmiut. Wenn Alles gut geht, werden wir Anfangs August Lieutenant Holm in der Gegend des 63. Grades nördl. Br. treffen und wir werden dann gemeinschaftlich die Rückreise antreten, daß wir noch im Herbst mit dem letzten Schiffe von Julianehaab nach Dänemark segeln können. Sollten wir ihn indeß wider Erwarten nicht vor Mitte August antreffen, dann wird bei Tingmiarmiut ein Depot errichtet, in welchem wir für vier bis fünf Monate Proviant hinterlassen werden.

Der Winter ist hier bei Nanortalik milde gewesen; die Mitteltemperatur der drei strengsten Wintermonate betrug nur — 6° C. gegen — 8° C. im vorigen Jahre. Das Minimum hatten wir Mitte Januar mit nur 16° C. Wegen der vielen warmen Föhnwinde im Januar hatten wir im Winter fast gar keinen Schnee, und im Februar war das Wetter so schön milde und still, daß uns die Kopenhagener hätten darum beneiden können. Die vielen Föhnwinde brachten uns jedoch bereits Ende Januar das Großeis, welches bis in den März an der Küste lag; in Folge dessen war der Robbenfang besser, und die Noth geringer, als im vorigen Jahre. Die Grönländer bleiben aber immer die alten, denn schon zur Weihnachtszeit waren die meisten Wintervorräthe verzehrt, so daß viele später in des Wortes eigentlichster Bedeutung von der Hand in den Mund leben mußten, und ein mehrtägiger Sturm auf den meisten Stellen Noth verursachte. Zur Zeit verspeisen die Grönländer schon in Gedanken die Massen von Robben, die sie in der bevorstehenden „guten" Zeit zu fangen hoffen, und das genügt schon, um überall Zufriedenheit und Freude hervorzurufen.

Während unserer Ueberwinterung in Nanortalik haben wir unsere Zeit hauptsächlich mit meteorologischen und magnetischen Untersuchungen zugebracht; die Observationen sind den ganzen Winter hindurch vom 1. November bis zum 1. Mai regelmäßig jede zweite Stunde angestellt worden. Nach Rückkehr der Godthaabsexpedition waren wir durch deren magnetische Variationsinstrumente in diesem Winter in den Stand gesetzt worden, auch die Vertikalintensität untersuchen zu können, während wir uns im vorigen Jahre auf die beiden anderen Komponenten des Erdmagnetismus beschränken mußten. Außer mit diesen Arbeiten waren wir auch mit der Ausarbeitung der im Sommer 1884 aufgenommenen Karte, mit der Ordnung der Sammlungen vom vergangenen Sommer, mit absoluten magnetischen und astronomischen Bestimmungen, Wasserstands- und Nordlichtmessungen beschäftigt. Alles dies hat unsere Zeit so vollständig in Anspruch genommen, daß wir im Laufe des Winters nur eine vorläufige Bearbeitung des meteorologischen Observationsmaterials fertig stellen konnten. Die Bearbeitung des übrigen Materials wird erst nach der Rückkehr der Expedition stattfinden.

Die Fauna des russischen Central-Asien.

Ueber diesen Gegenstand macht Henry Lansdell in „Nature" vom 21. Mai folgende Mittheilungen: Bis vor 30 Jahren ist Turkistan für die Wissenschaft unbekannt geblieben, und was man jetzt über Flora und Fauna dieses Landes festgestellt hat, ist der wissenschaftlichen Welt größtentheils unzugänglich, da es russisch geschrieben ist. Die Zahl der hervorragenden Schriftsteller, welche die zoologischen Verhältnisse des Landes nach eigener Anschauung geschildert haben, ist nicht groß. Sie beträgt nicht ein Dutzend; die bedeutendsten Namen sind: Prshewalski, Alpheraski, Bogdanow, Sewertzow und besonders Fedtschenko. Prshewalski's Routen berühren die meinigen nicht, außer im Kuldscha-Distrikte, wo auch Alpheraski reiste und Schmetterlinge sammelte, wovon er mir ein Verzeichniß zugestellt hat. Bogdanow und Sewertzow bin ich für Mittheilungen Dank schuldig, die in englischer Sprache noch nicht veröffentlicht worden sind, während ich im Zusammenhange mit dem großen Werke, welches Fedtschenko's Namen trägt, die geschätzte Unterstützung von Frau Olga Fedtschenko gehabt habe, die ihren Gatten auf seinen wissenschaftlichen Reisen begleitete und nach dessen beklagenswerthem Tode seine Werke herausgab. Wenn ich hinzufüge, daß ich Nachweisungen über 3000 bis 4000 Arten der Fauna und Flora in etwa 20 Listen mit Einleitungen vor mir habe, so wird der Leser begreifen, daß ich in dem Raume eines kurzen Aufsatzes den Gegenstand nur streifen kann.

Derjenige Theil von Russisch-Centralasien, durch welchen ich kürzlich reiste, und mit dem sich diese Mittheilungen hauptsächlich beschäftigen werden, liegt zwischen Oxus und Irtisch und zwischen 38° und 50° nördl. Br. Dieser Landstrich weist alle Höhen auf, von den Salzebenen, 600 Fuß über dem Meere, bis zum Pamir-Plateau von 15 000 Fuß Höhe. Die Säugethiere sind in mehr als 80 Arten vertreten. Es mögen erwähnt werden: sieben Arten Fledermäuse, der langohrige Igel und der weißfüßige Bär, ferner Dachs, Otter und andere Musteliden, darunter drei Marderarten. Der Wolf findet sich häufig, ebenso ein wilder Hund, drei Arten Füchse, der Tiger, Schnee-Leopard, Tschitah (Gepard) und andere Katzen. Die Salzebenen sind von Zieseln und vielen anderen Nagethieren, darunter das behaartnasige Stachelschwein, bevölkert. Hierzu gesellen sich die Saiga-Antilope, die persische Gazelle, der sibirische Steinbock und der Maralhirsch. In Kuldscha und Taschkent sah ich Schädel und Hörner des Tiön-schan-Schafes, das größer ist als ein Esel. Das

Horn ist mehr als viermal länger als der Schädel, und der vollständige Kopf wiegt bis 80 Pfund. Der Yak wird von den Kara-Kirgisen gezähmt. Auch die Russen haben versuchsweise einige Mischrassen in die Ebenen eingeführt.

Die Vögel Turkistans zählen beinahe 400 Arten; dazu kommen 27, welche den Pamir bewohnen. Die Tagraubvögel, wie Geier, Adler, Falken &c. machen 36 Arten aus; einige davon werden von den Kirgisen zu Jagdzwecken gezüchtet. Von Nachtraubvögeln giebt es 9 Eulenarten. Es finden sich 13 Arten von Krähen und nicht weniger als 40 aus der Familie der Finken, darunter eine neue Sperlingsart. Die Drosseln sind vertreten durch die Amsel, die schwarzkehlige und die Misteldrossel, sowie durch einige andere Drosselarten. Von den eigentlichen Sängern giebt es mehr als 40, von denen viele in Westeuropa bekannt sind, wie Sprosser, Blaukehlchen, Rothschwanz, Rothkehlchen und andere. Man findet ferner acht Meisen, von denen jedoch nur eine auch in England gewöhnlich ist, zwei Taucher, ferner von kleinen Vögeln den europäischen und den nepalischen Zaunkönig, den syrischen Nußhacker und nicht weniger als zehn Formen von Bachstelzen. Von Piepern giebt es sieben, von Lerchen vierzehn Arten. Den Wiedehopf traf ich südlich von Sergiopol und in den Straßen von Wjernoje. Andere Vögel von Turkistan sind der Bienenfresser, der dreizehige Specht, der gemeine Kukuk und das wundervolle Pallas'sche Steppenhuhn, welches vor etwa zwanzig Jahren in so erstaunlicher Menge nach Europa kam. Von Hühnern oder Jagdvögeln finden sich in Turkistan der Auerhahn, das Birkhuhn, vier Arten von Rebhühnern, die Wachtel, der mongolische Fasan, Pfauen und Hühner. Schwäne, Gänse und Enten giebt es 30. Watvögel werden in großer Mannigfaltigkeit angetroffen, unter ihnen ein rothschnäbeliger Brachvogel, den man zuerst für eine neue Art hielt. Er hat rothe Beine und einen merkwürdig langen rothen Schnabel, der am Ende gekrümmt und wohl geeignet ist, Würmer zwischen den Kieselsteinen der Bergströme hervorzuholen.

Die Reptilien sind in 33 Arten von Eidechsen, Schlangen und Schildkröten vertreten. Von diesen letzteren versuchte ich eine Art (Homopus Horsfieldi) für den zoologischen Garten mitzubringen und sie reiste schlafend von Taschkent aus einige hundert Meilen mit mir, aber als wir uns Odessa näherten, fand ich, daß es der Schlaf des Todes war. Fast alle Schlangen sind nicht giftig. Von Amphibien finden sich fünf Arten, z. B. der eßbare Frosch und die grüne Kröte.

Die Fische Turkistans sind zum Theil europäische, zum Theil asiatische Formen. Die ersteren gehören hauptsächlich dem unteren Laufe des Syr-Darja, Amu-Darja und einem Theile des Serafschan an, während einige Gattungen, soweit bekannt, ausschließlich den höheren, gebirgigen Gegenden von Central-Asien angehören. Ihre Gesammtzahl beträgt über 50 Arten; hiervon gehören mindestens 25 zu der Familie der karpfenartigen Fische. Unter anderen findet man: Stör, Forelle, Hecht, Barbe, Orfe (rudd), Rochen, Blicke, Blei, Gründling, Schmerle und Barsch. Die Fische des Serafschan sind besonders merkwürdig. Von 15 Arten, die darin gefunden werden, gehören nicht weniger als fünf zu Gattungen, die man zahlreich in Kabul, Kaschmir, Nepal und dem Himalaya antrifft. Zu einer dieser Gattungen gehört der wegen seiner giftigen Eier bemerkenswerthe Marinka. Der hervorragendste Fund unter der ichthyologischen Fauna von Turkistan ist aber der Scaphirhynchus gewesen, der nicht nur in zoologischer, sondern auch in biologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist, nämlich wegen der außerordentlichen Kleinheit seiner Augen und der rudimentären Ausbildung seiner Schwimmblase.

Wenn wir zu unserem Gebiete noch Kaschgar und Ladakh hinzurechnen, so haben wir in dem so gebildeten „Central-Asien" 93 bis jetzt bekannte Arten Mollusken. Die Landschnecken sind in den öden Ebenen spärlich im Vergleiche mit der größeren Anzahl und den eigenthümlicheren Formen in den Berggegenden. Was die Süßwasser-Mollusken anbetrifft, so ist ein hervorstechender Charakterzug die große Zahl luftathmender Arten, die in stagnirendem Wasser leben, und die fast gänzliche Abwesenheit der in fließendem Wasser lebenden Gattungen. Man hat vermuthet, daß diese Spärlichkeit, wie in der Schweiz, mit der niedrigen Temperatur und dem steinigen Bette der Flüsse in Zusammenhang steht.

Unter den 50 bekannten Krustenthieren Turkistans war lange Zeit kein Flußkrebs aufgeführt; aber Frau Fedtschenko theilt mir mit, daß kürzlich eine neue Varietät der bisher in Rußland bekannten Art entdeckt wurde. Viele der in den süßen Gewässern Central-Asiens gefundenen Crustaceen kommen auch in Westeuropa vor, und die neuen Species sind meist den gewöhnlichsten Arten von Central- und Süd-Europa sehr ähnlich.

Von den 16 europäischen Spinnenfamilien haben alle, außer zwei sehr kleinen Gruppen, ihre Vertreter in Turkistan. Die 146 bekannten Arten vertheilen sich in 55 Gattungen, etwa die Hälfte der Gesammtzahl der europäischen Gattungen. Die Taranteln sind insofern merkwürdig, als man im Serafschanthale Formen findet, welche in Europa weit von einander abliegende Länder bewohnen und als verschiedene Arten betrachtet werden ...

Die Skorpione sind identisch mit denjenigen, die man in Transkaukasien antrifft, und die Vertheilung einer Art (Solpuga intrepida) ist merkwürdig. Zuerst in Spanien gefunden, wurde sie später auf dem Indersk-Gebirge gesehen, dann im Serafschanthale, und außerdem wurden Exemplare in Wjernoje gefunden. Das Thier wird für giftig gehalten, und seinem Bisse folgte in einigen Fällen der Tod; doch ist über seinen Giftapparat noch nichts bekannt.

Die Zahl der turkistanischen Käferarten wird auf 1000 geschätzt. Ich habe ein Verzeichniß von 500 vor mir, von denen einige noch ganz neu sind. Zu den bemerkenswerthesten gehört der Copris tumulus, der $1^3/_4$ Zoll lang wird.

Die Hymenopterenfauna ist noch nicht vollständig durchgearbeitet, doch will ich bemerken, daß von den Mellifera 438 Arten, von den Sphegidae gegen 150 Arten bekannt sind. Was die letzteren anbetrifft, so bieten die Thäler von Ferghana und des Serafschan nicht viele Specialitäten dar. Andererseits ist die Kisil-Kum-Wüste reich an neuen Arten und selbst Gattungen, die von den bekannten Species sowohl durch die Körperform wie durch Schönheit und Größe der Individuen unterschieden sind. Es besteht auch eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Species des Kisil-Kum und denen der ägyptischen Wüsten. Von Scoliidae sind 30 Arten bekannt, während von Mutillidae 18 Arten durch General Radoszkowski beschrieben worden sind; derselbe theilte mir mit, daß der jetzige Militär-Gouverneur von Trans-Kaspien, General Komarow, ganz kürzlich wissenschaftliche Forschungen zwischen Askabad und Merw ausgeführt hat, und daß sich unter den von ihm um Askabad gesammelten Insekten sechs Mutilliden befinden, worunter vier neue Arten und eine neue Gattung. Von 36 in Turkistan gesammelten Ameisenarten waren nur sieben neu. Die Ameisen dieses Landes scheinen denen

von Süd-Europa sehr ähnlich zu sein. Das ist nicht wunderbar, da die mittlere Temperatur eines turkistanischen Sommers von derjenigen in Süd-Europa sich nur wenig unterscheidet; es beweist dieser Fall aufs Neue, daß im Allgemeinen Länder mit gleichartigen Sommern größere Aehnlichkeit bezüglich ihrer Fauna und Flora haben als Länder, die unter denselben Isothermen liegen, aber verschieden warme Sommer haben .... Obgleich der Winter in Turkistan lang und kalt ist, scheint er doch nicht viel Einfluß auf die Ameisen zu haben, welche dagegen geschützt sind. Europäische Arten, die in Bäumen und Wäldern leben, scheinen in Turkistan größtentheils zu fehlen. Von den neuen Arten ist eine (Ischnomyrmex rhaphidiiceps) besonders interessant, da sie nahe verwandt ist mit zwei Arten, welche tropisch-subtropische Länder der südlichen Halbkugel bewohnen .... Ich habe noch der Chrysidifarmes zu erwähnen, von denen 53 Arten gefunden wurden, darunter zwei neue Genera und 15 neue Species.

Ehe wir die Hautflügler verlassen, muß ich noch erwähnen, daß, obwohl Sägewespen im Serafschanthale nicht zahlreich sind, es dort doch eine Selandride giebt, welche insofern merkwürdig ist, als das Weibchen keine Spur von Flügeln besitzt. Im Zusammenhange damit unterliegt auch der Thorax wichtigen Veränderungen; er erscheint stark geschwollen, und die Thiere haben daher das Aussehen kleiner Säcke ....

Eines der ersten Verzeichnisse der Schmetterlinge und Motten Turkistans zählte 367 Arten auf, von welchen 122 Mikrolepidopteren waren. Die große Mehrzahl (284) wurde in den Oasen und hügeligen Bezirken zwischen 750 und 4500 Fuß über dem Meere gefangen; 41 Arten entstammten den Bergen bis zu 8000 Fuß Höhe, und 28 Arten kamen aus Höhen zwischen 8000 und 13 000 Fuß. Herr Alpheraski in Taganrog hat mir im Manuskripte eine Liste von 377 Lepidopterenarten, die von ihm 1879 im Kuldscha-Distrikte und den umgebenden Bergen gesammelt wurden, mitgetheilt. Aber, wie ich höre, geben selbst diese beiden Verzeichnisse zusammen nur eine unvollständige Aufzählung der Schmetterlinge von Turkistan, welches eine große Zahl neuer Formen beherbergt.

Als wir von Taschkent nach Chodschent reisten, waren Wasserjungfern so häufig, daß wir mehrere vom Wagen aus mittelst eines Schmetterlingskäschers fingen. Die Netzflüglerfauna Turkistans ist jedoch nur theilweise bekannt. Herr Mac Lachlan hat etwa 60 Arten behandelt, von denen die meisten europäischen Charakter tragen; doch ist auch eine unbedeutende Beimischung des indischen Elementes zu erkennen.

Das letztere tritt auch bei den Geradflüglern hervor, doch sind die indischen Arten weit seltener als die europäischen. Diese Fauna ist der südrussischen sehr ähnlich und enthält eine große Zahl westeuropäischer Arten. Die nichteuropäischen Species sind aus Südasien, einige auch aus entfernter liegenden Gegenden, besonders aus Afrika. Die Gesammtzahl beträgt 70. Es mögen davon zwei Heuschrecken erwähnt sein, welche große Verwüstungen in der Nachbarschaft von Perowsk angerichtet haben, während eine dritte, „Prus“ genannt, das Serafschanthal heimsucht.

Von Halbflüglern habe ich kein Verzeichniß der Arten, doch sah ich in Taschkent eine schöne Sammlung, die Herr Oschanin angelegt hatte.

Schließlich komme ich zu den Cestoden oder Eingeweide-Würmern. Von den 47 in Turkistan angetroffenen Arten leben zwei im Menschen, je drei im Hunde und Schafe, je zwei in der Katze und Ziege, und je eine im Pferde, Ochsen und Murmelthier; 30 werden in Vögeln gefunden, zwei in Reptilien und eine in Fischen. Von allen Würmern ist die von den Bucharen „Rischta“ genannte Filaria medinensis der interessanteste. Dieser Schmarotzer wird in Buchara und einigen benachbarten Städten in Tümpeln angetroffen, deren Wasser die Eingeborenen trinken. Der Wurm entwickelt sich unter der Haut, indem er in einer Woche etwa um einen Zoll wächst, bis sich ein Geschwür bildet, aus welchem, wie man behauptet, der Parasit den Kopf hervorstreckt. Die Aufgabe ist alsdann, das Thier vollständig herauszuziehen. Eingeborene Sachverständige stecken eine Nadel hinein und ziehen das eine Ende mit den Fingern der rechten Hand heraus, während sie mit denen der linken auf den angrenzenden Theil drücken. Russische Mediciner winden das Thier auf einen Haspel auf, so weit es täglich ohne gewaltsames Ziehen herauskommt, bis das Ganze, gewöhnlich 3 Fuß lang, herausgezogen ist. Wenn der Wurm zerreißt, so werden Tausende von frischen Keimen von dem zerrissenen Theile in Freiheit gesetzt, und die Krankheit dauert Monate lang fort. Ich beobachtete einen unglücklich abgelaufenen Fall in Samarkand und erhielt von dem Doktor einige Stücke der Rischta, welche ich in Spiritus nach London brachte. Der Wurm ist von milchweißer Farbe, gekochten Nudeln ähnlich, und kann wie Gummi ausgezogen werden. Die Untersuchungen von Prof. Fedtschenko brachten einige interessante Thatsachen über die Rischta ans Licht, z. B. daß die Keime des Parasiten nicht in frischem Wasser gedeihen, was im Einklange steht mit der Thatsache, daß er nur an solchen Orten vorkommt, wo die Bewohner gezwungen sind, stehendes Wasser zu benutzen.

Die Rischta ist das letzte Thier der turkistanischen Fauna, welches ich hier erwähnen kann, doch hoffe ich in einigen Wochen ausführlichere Einzelheiten in einem Werke veröffentlichen zu können, welches den Titel führen wird: „Russian Central Asia, including Kuldja, Bokhara, Khiva and Merv, with Appendices on the Fauna, Flora, and Bibliography of Russian Turkistan.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald hat soeben den ersten Theil ihres zweiten Jahresberichtes (1883 bis 1884) herausgegeben, dessen Hauptinhalt eine längere Arbeit von Dr. Ernst Bornhöft über den Greifswalder Bodden (mit einer Tiefenkarte desselben), seine morphologischen und geologischen Verhältnisse, die Veränderungen in seiner Configuration und seine Herausbildung ausmacht. So lückenhaft die Beobachtungen, welche über die Entstehungsgeschichte des Boddens Auskunft geben könnten, zur Zeit noch sind, so geht aus ihnen doch bereits hervor, daß unter dem Vorherrschen eines tieferen Wasserniveaus

dieses Becken dereinst in weit höherem Grade von der Ostsee abgeschlossen war, als dies heutigen Tages der Fall ist, daß die dem Bodden zugeführten Gewässer sich damals einen Abfluß in der Südostecke verschafften, und daß schließlich das eigenartige Relief des Boddengrundes der Einwirkung des fließenden Wassers seine Herausbildung verdankt. Die Veränderungen, welche sich seit dem Eintreten der jetzigen Verhältnisse geltend gemacht haben und noch heutigen Tages zu beobachten sind, bestehen in einem Zurückweichen sowohl der diluvialen als auch der alluvialen Ufer, während andererseits ein Vorschieben des Landes gegen das Meer nur an wenigen Punkten zu verspüren ist. Das vom Ufer weggespülte und durch die Wellen und wenngleich schwachen Strömungen weiter transportirte Gesteinsmaterial findet vornehmlich Verwendung zur Ausgleichung der Unebenheiten des Untergrundes.

— Dr. Richard Lepsius, Die Oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge. (Mit einer Uebersichtskarte des oberrheinischen Gebirgssystems. — Stuttgart, Engelhorn, 1885. 8°. 91 S.) Als zweites Heft des ersten Bandes der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde giebt Lepsius eine Schilderung der Ebene von Basel bis Mainz und ihrer Randgebirge. Das Gebirgssystem hat sich nach ihm erst in der Tertiärzeit gebildet, die ersten Bewegungen zeigten sich im mittleren Oligocän, die bedeutendsten erfolgten aber erst in der jüngsten Tertiärzeit und dauerten in der Diluvialzeit fort, ja sie sind, wie die Erdbeben beweisen, noch nicht zu Ende. Die Rheinebene, sowie an beiden Seiten der stehengebliebenen Gebirgshorste das schwäbisch-fränkische und das lothringische Senkungsfeld verdanken ihre Bildung dem Absinken der gebrochenen Tafeln, das bis jetzt für Trias und Jura mindestens 2500 m beträgt. Der Einbruch des Rheins in die Senkung erfolgte erst in der Diluvialzeit und er hat die Thalfläche ca. 100 m hoch mit Sand und Schotter ausgefüllt. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten verweisen wir unsere Leser auf das Buch selbst. Ko.

Asien.

— Das cyprische Muflon (Ovis ophion) war zur Zeit der Besitznahme der Insel durch England auf eine einzige Herde beschränkt, welche sich in den Waldungen des Troodos erhalten hatte. Nach einer Mittheilung des High Commissioner of Cyprus, Sir Robert Biddulph, an die Londoner Zoologische Gesellschaft hat sich Dank einer schweren Geldstrafe, welche die Regierung auf die Tödtung des Thieres gesetzt hat, der Bestand erheblich gehoben und ist ein Aussterben der interessanten Art nicht mehr zu befürchten.

— Frankreich hat in letzter Zeit eine Reihe von Staatsverträgen in Ostasien abgeschlossen resp. bestätigt, welche seinen dortigen Machtbereich außerordentlich erweitern. So macht der am 17. Juni 1884 in Phnam-Penh zwischen dem Könige von Cambodja und Charles Thomson, dem Gouverneur von Cochinchina, vereinbarte und am 30. Mai 1885 von der französischen Kammer ratificirte Vertrag das Königreich Cambodja fast zu einer französischen Provinz. Der König unterwirft sich z. B. allen Reformen in der Verwaltung, Rechtsprechung, dem Finanzwesen und dem Handelsverkehr, welche Frankreich für nöthig befinden wird; er behält zwar die Regierung und seine Beamten die Verwaltung, aber unter französischer Aufsicht und mit Ausnahme des Steuer- und Zollwesens, der öffentlichen Arbeiten u. s. w., deren Kosten jedoch Cambodja trägt. Die Sklaverei wird abgeschafft und der Grund und Boden, welcher bisher ausschließlich der Krone gehörte, verliert seine Unveräußerlichkeit. In allen Provinzhauptstädten und, wo es sonst nöthig erscheinen wird, nehmen französische Residenten ihren Sitz, ein General-Resident in der Landeshauptstadt. — Am 7. Mai 1885 wurde der (freilich seitdem von Seiten Annams verletzte) Vertrag von Hüë vom 6. Juni 1884 durch die Kammer genehmigt, wodurch Annam das französische Protektorat anerkennt. Thuan-An wird dauernd von Frankreich besetzt, die Befestigungen am Flusse von Hüë geschleift; Zölle, öffentliche Arbeiten etc. werden von Franzosen verwaltet, die Häfen Qui-Nhon, Tourane und Xuan-Day allen Nationen geöffnet und mit französischen Agenten besetzt, während in der Citadelle von Hüë ein General-Resident die auswärtigen Beziehungen Annams überwacht. Die innere Verwaltung bleibt in den Händen der einheimischen Beamten, die aber auf Verlangen Frankreichs eventuell abgesetzt werden müssen. Von Saigon bis Hanoï in Tongking wird ein Telegraph gebaut. Die Gerichtsbarkeit über die Fremden behält sich Frankreich vor; in Tongking und den Freihäfen können dieselben frei cirkuliren, das Innere von Annam aber nur mit Erlaubniß des General-Residenten in Hüë oder des Gouverneurs von Cochinchina betreten u. s. w. — Endlich wurde am 9. Juni d. J. der Vertrag von Tien-tsin abgeschlossen und am 6. Juli genehmigt, in welchem China seinen alten Ansprüchen auf Tongking und Annam endgültig entsagt und Frankreich gewisse Vorrechte für den Handel und Verkehr mit Jünnan, Kwang-si und Kwang-tung einräumt. Die Spitze dieser letzteren Bestimmungen kehrt sich offenbar gegen die englischen Kaufleute, die nun nicht eher ruhen werden, als bis ihre Regierung ihnen gleiche Rechte ausgewirkt haben wird.

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 29. Juni hat eine von der Neu-Guinea-Kompagnie ausgerüstete Expedition, bestehend aus dem Oberförsterkandidaten Richard Mentzel, Fritz Grabowski, Lieutenant R. von Oppen und dem Kunstgärtner Ernst Schallenbruch, Berlin verlassen. Dieselbe gedenkt am 5. August in Batavia einzutreffen. Auf Java soll eine Anzahl malaischer Arbeiter angeworben werden, welche als Träger für die später auszusendenden wissenschaftlichen Forschungsexpeditionen und zur Verrichtung schwererer körperlicher Arbeiten auf den Stationen verwendet werden sollen; außerdem will man sich über die in Java übliche Behandlung des Urwaldes behufs Anlegung von Plantagen informiren und Nutzpflanzen und Nutzvieh, welche zur Einführung in Kaiser-Wilhelms-Land für geeignet erachtet werden, dorthin mitnehmen. — Außerdem hat am 9. Juli der für Rechnung der Neu-Guinea-Kompagnie in Danzig erbaute Schraubendampfer „Papua", geführt von Kapitän Pfeiffer, Hamburg verlassen, um über Batavia und Cooktown nach Kaiser-Wilhelms-Land zu gehen und dort im Dienste der Kompagnie zu bleiben. Das Schiff hat einen Angestellten der Kompagnie, den Oberförsterkandidaten Elle, Material zum Hausbau und Proviant für die Niederlassungen auf Neu-Guinea an Bord. — Ferner enthält das zweite Heft der „Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land etc." einen Auszug aus den Berichten des Dr. Finsch. Derselbe hat mit dem Dampfer der Gesellschaft „Samoa", Kapitän Dallmann, in der Zeit vom 11. September 1884 bis 2. Januar 1885 drei Reisen und neuerdings vom 5. bis 28. Mai eine vierte Reise ausgeführt zum Zweck einer näheren Erforschung des jetzigen deutschen Gebietes, auf demselben mehrere neue Häfen entdeckt und in verschiedenen Theilen des Landes die deutsche Flagge gehißt. Aus den bis jetzt vorliegenden Berichten geht hervor, daß die Schifffahrt sehr vorsichtig betrieben werden muß, da allenthalben Korallenriffe drohen, daß ein großer Theil des Landes von dichtestem Urwalde bestanden ist, daß die Eingeborenen sich offenbar aus Furcht, sie sollten als Arbeiter aufgegriffen werden, durchweg scheu und versteckt hielten, daß sie aber

bald zutraulich wurden, sobald eine Verständigung mit ihnen zu erzielen war. Der neu entdeckte Friedrich-Wilhelms-Hafen, vom dichtesten Urwalde umschlossen und mit einem Gewirr von Inseln durchsetzt, ist wahrscheinlich der beste und sicherste an der ganzen Nordküste von Neu-Guinea. Die größten Panzerschiffe können hier sicher einlaufen und liegen, denn er bildet ein ganz von Land umschlossenes Becken. Die Offiziere der deutschen Kriegsschiffe waren über diese Entdeckung außerordentlich erfreut und erklärten den Hafen für ganz vortrefflich. Eine gewaltige Gebirgskette, weithin sichtbar von Astrolabe-Bai, an 5000 bis 6000 m hoch, die auf keiner Karte steht, wurde „Bismarckkette" genannt. Das Land gegenüber Bili Bili, wo die Bewohner dieser Insel große Pflanzungen haben, ist außerordentlich reich, fruchtbar und fetter Boden; aber alles dichter Urwald. Die Eingeborenen leben hier in Ueberfluß; nur die Kokospalme ist im Ganzen spärlich vertreten. Bei manchen Dörfern fehlt sie gänzlich. Hinter Astrolabe-Bai ändert sich der Charakter vollständig. Vom Kap Rigny bis 60 Meilen weiter südöstlich sanfte Buchten mit niedrigen, von Baumgürteln begrenzten Ufern, keine Korallenriffe, aber das Meer fällt gleich vom Uferrande in große Tiefen; keine Häfen oder Ankerplätze; ausgedehnte Grasflächen oder sanft ansteigende Berge mit Gras, ausgedehntes und ausgezeichnetes Weideland mit verschiedenen Wasserläufen, darunter der Dallmannfluß, Landschaft von ganz europäischem Charakter; wenig Menschen und noch weniger Kokospalmen. Die Terrassen bestehen aus Korallenfels, sind also gehobener Meeresboden. Es sind weite Grasebenen, Flächen und sanft aufsteigende Hänge, die sich bis zum obersten bewaldeten Drittel des Hochgebirges hinaufziehen — ein Land, das sich vortrefflich für Viehzucht, ganz besonders für Schafe eignet, jedenfalls aber auch ausgedehnte Flächen für Kultur bietet. Es ist überall mit Pferden und Lastthieren zugänglich, wodurch Forschungsreisen sehr erleichtert werden. Es hat Wasserreichthum selbst in der trockenen Jahreszeit, 19 größere Flüsse und Flußbetten wurden gezählt. Der Boden, selbst bis auf die dritte Terrasse hinauf, ist sehr gut, das Gras wird je höher hinauf desto feiner. Die Bevölkerung ist äußerst gering, im Ganzen wurden 24 zum Theil sehr kleine Siedelungen gezählt. Um Fortifications-Point sieht man an den Uferbergen da, wo es am steilsten ist, wie dies die Papuas lieben, oft sehr große Pflanzungen von Bananen und Yams, aber weder Menschen noch Dörfer. Erst bei einem späteren Besuche wurden an ein paar Stellen, in den Schluchten versteckt, einige Hütten entdeckt. Die Westseite von Neu-Britannien ist offenbar stark bevölkert. Die Berge gehen hier gleich vom Meeresufer steil bis zu beträchtlicher Höhe; auf ihnen sieht man viele Pflanzungen. Die Leute scheinen Bergbewohner. Kokospalmen sind daselbst bis in die Berge hinauf ziemlich zahlreich, so daß sich hier wohl ein Händler halten könnte. Aber für Kultur eignet sich dieses Land, so schön und reich es ist, schon der Steilheit der Berge wegen nicht. — So weit der Anfang der Finsch'schen Berichte, deren Fortsetzung im nächsten Hefte veröffentlicht wird. (Allg. Ztg.)

— Das interessante Buch von Chalmers und Gill über Neu-Guinea, aus welchem der „Globus" auf S. 45 dieses Bandes einen kurzen Auszug, und über welches er auf S. 60 und 74 eine Besprechung gebracht hat, wird im Herbste bei F. A. Brockhaus in deutscher Uebersetzung erscheinen.

— Im April 1885 wurde in Levuka, der früheren Hauptstadt der Fidschi-Inseln, ein von zahlreichen Kolonisten besuchtes Meeting abgehalten, auf welchem man sich für die Vereinigung der Kolonie mit Neu-Seeland aussprach. Eine Petition an die englische Regierung in diesem Sinne ward beschlossen. Die Kolonie zählt in runder Zahl 2500 Europäer und 150 000 Eingeborene. Die dortigen Verhältnisse scheinen zur Zeit recht traurige zu sein. Die einzigen, schreibt ein Korrespondent, welche gute Geschäfte machen, sind die Advokaten und Auktionatoren. Der Grundbesitz hat in seinem Werthe enorm verloren. Plantagen, welche vor drei Jahren noch 50 000 Pfd. St. werth waren, will jetzt Niemand für 12 000 Pfd. St. haben.

— Die neuseeländische Regierung hat kürzlich mit den Eigenthümern des nach Sydney gehörigen Dampfers „Janet Nicoll" einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese gegen eine jährliche Zahlung von 4200 Pfd. St. sich verpflichten, jährlich sechs Fahrten nach dem östlichen Theile der Südsee zu unternehmen. Der Dampfer soll vom 1. Mai 1885 an von Dunedin aus Lyttelton, Wellington, Napier und Auckland anlaufen, dann nach Tonga, Samoa und Tahiti gehen und darauf direkt nach Auckland und Dunedin zurückkehren. Die Regierung hofft übrigens bald die Mittel vom Parlamente bewilligt zu erhalten, um die zweimonatliche Verbindung mit Samoa in eine einmonatliche verwandeln zu können.

Nordamerika.

— Die vielfach ventilirte Frage nach der Nationalität der Mound-Builders, der Erbauer der eigenthümlichen Hügel in Nordamerika, scheint ihrer Lösung zu nahen. Cyrus Thomas führt in einer vorläufigen Mittheilung den Beweis, daß sich sechs Gruppen von Hügeln unterscheiden lassen, die verschiedenen Nationalitäten angehören. Die in Ost-Arkansas stammen wohl sicher von den Arkansen oder Quapus, welche de Soto und die ersten Franzosen noch dort antrafen. Eine zweite neuerdings genauer untersuchte Gruppe in Missouri scheint den Chickasaws anzugehören, die bis in die neuere Zeit dort wohnten; man hat in ihnen Silberstücke mit dem spanischen Wappen gefunden. — Die meisten Denkmäler in Alabama und Georgia sind den Muskoki zuzuschreiben; doch findet sich in der Südwestecke von Georgia eine Anzahl Hügel von anderem Typus; in dem Gebiete sollen früher die Uchee's gewohnt haben. — Die Denkmäler im westlichen North Carolina und im östlichen Tennessee wurden schon früher den Cherokesen zugeschrieben; eine Anzahl neuerdings gefundener Pfeifen hat diese Ansicht bestätigt. Die Talegwi, welche die Hügel von Süd-Ohio erbauten, gehörten offenbar zu demselben Stamme. — Die Steinkisten, welche man von Süd-Illinois bis zum nordöstlichen Georgia findet, sind das Werk der Shawnees; sie haben auch hier und da in Ohio ihre Spuren hinterlassen. — Ein eigenthümlicher Typus findet sich auch noch in Kentucky und zerstreut im nördlichen Missouri; es hat bis jetzt nicht gelingen wollen, ihre Erbauer zu erkunden. — Die Theorie von Morgan, daß die einst weiter nach Osten verbreiteten Pueblo-Indianer die Mounds erbaut hätten, hat damit den Boden verloren. (Science.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXVII.

(Die fünf letzten Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nicht lange darauf zwang ein neuer Unfall, eine Beschädigung des Steuerruders, den „Mosul" zu einem Aufenthalte von mehreren Stunden, welcher dem Reisenden Muße genug gewährte, um ein am Ufer in Ruinen liegendes Dorf zu skizziren. Am folgenden Mittage näherte man sich der großen, nach Süden gerichteten Schleife des Tigris, auf deren Halse, gegenüber den ebenso spärlichen Trümmern von Seleucia, der einzige Ueberrest des ursprünglich griechischen, dann parthischen und sassanidischen Ktesiphon, der Taki-Kesra oder Bogen des Chosroes, sich erhebt. Da der Dampfer bei der Bergfahrt fast vier Stunden gebraucht, um jene Schleife zu durchfahren, während der Fußgänger den Isthmus in etwa 20 Minuten überschreitet, so ließen sich die Reisenden ans Land setzen, um dem gewaltigen Bauwerke, das sie schon am Morgen desselben Tages in weiter Ferne erblickt hatten, einen eingehenderen Besuch abzustatten. Der Taki-Kesra (s. eine Abbildung der Vorderseite desselben „Globus", Bd. 13, S. 359), welcher ganz aus dicken Ziegelsteinen erbaut ist, besteht aus einer Façade von 91 m Länge und 35 m Höhe, einer ganz gewaltigen Wand, welche in der Mitte von einem gewölbten Saale oder Talar von 25 m Breite durchbrochen wird; derselbe nimmt die ganze jetzige Höhe des Gebäudes ein und hat zu seinem Namen, „Bogen des Chosroes", den Anlaß gegeben. Zu beiden Seiten dieses Mittelschiffes gab es einst Gallerien, welche wahrscheinlich für die königlichen Garden, Schreiber u. dergl. bestimmt waren; als Wohnungen für die Frauen konnten sie nicht dienen; denn diese bemühten sich die sassanidischen Herrscher ebenso eifersüchtig zu verstecken, als heute der strengste Anhänger Mohammed's. Wir haben es also hier mit einem officiellen Palaste zu thun, der für Staatshandlungen bestimmt war, während die Schlösser von Sarvistan und Firuzabad sowohl Birun, als auch Anderun umschließen, d. h. außer für das öffentliche auch für das Familienleben des sie bewohnenden Herrschers oder Gouverneurs bestimmt waren.

Die Seitenräume des Palastes von Ktesiphon sind heute sämmtlich verschwunden; kaum daß man aus den Ansätzen der Scheidewände und den Fundamenten ihre Anordnung und Größe erkennen kann; alles ist zusammengestürzt und bildet niedrige Schutthaufen, in welchen Nachgrabungen nur wenig zu Tage gefördert haben, einige parthische Münzen und Gefäßscherben. Abgesehen von zwei Thüren im Erdgeschosse und dem großen Mittelbogen hat die Façade absolut keine Oeffnung, weder Thor noch Fenster; dafür ist sie aber mit vier Reihen kleiner, durch Bogen verbundener Halbsäulen geschmückt, welche auf den ersten Blick nur eine rein dekorative Rolle zu spielen scheinen, aber in Wahrheit der gewaltigen Façadenmauer so viel Festigkeit verliehen haben, daß dieselbe bis heute allen Stürmen der Zeit und den Erschütterungen der Erdbeben Widerstand hat leisten können. Nach Angabe alter Schriftsteller wären diese Säulchen früher mit silbernen Ueberzügen bekleidet gewesen; wahrscheinlich bestanden sie aber aus versilbertem Kupfer, ähnlich den Metallbekleidungen der Kuppeln von

Kum und von Schah Abdul-Azim. Eine Bekleidung aber haben sie wohl jedenfalls gehabt; denn die Ziegel, aus denen sie bestehen, sind im Gegensatze zu denen der glatten Mauertheile sehr nachlässig gearbeitet. Betritt man den großen Saal, so erstaunt man über die imponirende Majestät des Schiffes und die Kühnheit des Tonnengewölbes; ein Theil desselben ist eingestürzt, angeblich am Tage der Geburt Mohammed's, während der andere vollkommen erhalten und in regelmäßigen Zwischenräumen von Thonröhren durchbrochen ist, die nach der Versicherung der Araber dazu dienten, Lampen im Inneren des Saales aufzuhängen. Im Hintergrunde des Talar befindet sich eine Thür, durch welche der König aus seinen Privatgemächern zu dem Throne gelangte; im selben Augenblicke wurde der untere Theil des vor dem Bogen angebrachten Vorhanges aufgezogen, und nun konnten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne gerade in den Saal fallen, und die Unterthanen eilten zur Audienz herbei. Der Anblick am Morgen, der purpurne Vorhang neben der silberglänzenden Façade, die gewaltigen Teppiche auf dem Boden im Inneren, die feinen Gewebe, die statt eines Getäfels an den Mauern hingen, und im Hintergrunde von seinem zahlreichen Hofstaate umgeben, der König der Könige auf elfenbeinernem Throne — das Alles mußte nicht weniger großartig wirken, als am Abend die Erleuchtung des Talar, wenn von der dunkeln Decke Tausende von Lampen herabhingen und ihren Schein mit dem Flimmern der Sterne mischten. Zeit und Menschen haben gegen das Bauwerk gewüthet, aber Römer,



Dorfruine am Tigris. (Nach einer Zeichnung von Marcel Dieulafoy.)

Araber und Türken haben nur seine nebensächlichen Theile Fetzen für Fetzen losreißen können, das Skelett haben sie müssen stehen lassen. Die Umfassungsmauern, der Hof vor dem Talar, die Seitensäle sind verschwunden; aber die gewaltige Halle zeugt noch heute von der Macht der Könige von Ktesiphon, wenn auch nur noch Nachtvögel und Krähen in ihr hausen.

Am Morgen des 12. December langte der Dampfer in Baghdad an. Als Mme. Dieulafoy mit Tagesanbruch die Thür der Kajüte öffnete, erblickte sie mit Erstaunen auf dem Deck und den Hühnerkörben eine dünne Schicht von Reif, den ersten seit langer Zeit. Aber sonst verändert der Winter in dieser Gegend den Anblick der Landschaft nur wenig; denn Baghdad zeigte sich inmitten immergrüner Bäume. Nach und nach wurden auf dem rechten Ufer der Konak, die Citadelle mit den Kasernen, und die Fayencekuppeln der Moscheen sichtbar, auf denen sich bald zahllose Tauben sammelten, um ihre Flügel an den Strahlen der Morgensonne zu trocknen; dann erschienen zwischen schlanken Palmen noch schlankere Minarets, die Medresse, die schönen Zollgebäude, vor denen sich schon Juden, Armenier und Araber in bunten Trachten durch einander bewegten, und zuletzt, halb versteckt durch die aus dem Strome aufsteigenden Nebel, prächtige Gärten, über denen die britische Flagge wehte.

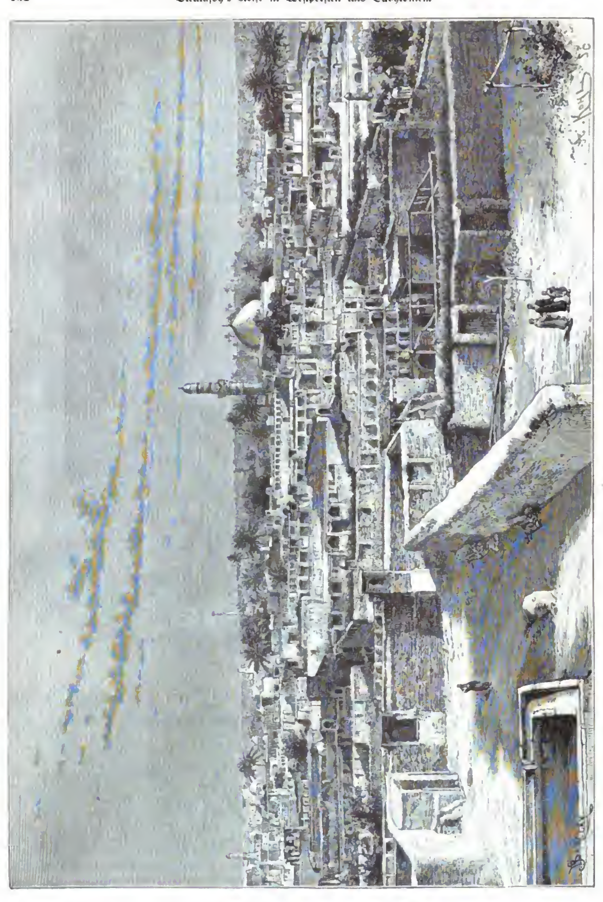
Noch reicher an Grün ist die Landschaft auf dem rechten Ufer, zu deren Landhäusern und schattigen Bäumen der Lärm des Serail und der Bazare nicht hinzureichen scheint.

Eine geländerlose Schiffbrücke von sehr wechselnder Breite und von mehrfachen Krümmungen verbindet beide Ufer, und auf ihr drängt sich eine Menge von Frauen in rothen, blauen oder grünen Izzas, von Männern in gelben und weißen Gewändern und von Karawanen von Kameelen, Eseln und Mauleseln. Baghdad hält zwar mit Konstantinopel, der Tigris mit dem goldenen Horne keinen Vergleich aus; aber niemals wird man auf den Brücken, welche Stambul mit Pera verbinden, eine so bunte, farbenprächtige Menge zu sehen bekommen, wie hier. Nicht weniger belebt, als die Brücke, ist der Hafen von Baghdad oder, besser gesagt, der Fluß durch Fahrzeuge verschiedener Art. Da sind zunächst die Belem, große Segelboote für den Transport von Getreide, aus Palmenholz gezimmert und von außen mit einer dicken Schicht Erdpech bestrichen, sehr leistungsfähig und leicht auszubessern; denn ein Ueberstreichen mit Asphalt genügt, um sie bei einer Havarie wieder in Stand zu setzen. Sie machen weite Reisen, wie zwischen Baghdad und Basra, und sind fast alle unterhalb der Brücke vertaut, während oberhalb derselben die Kelek liegen, welche besonders oberhalb der Stadt verkehren. Wenn nämlich die Schiffer vom oberen Tigris eine Ladung zu transportiren haben, so blasen sie eine Anzahl Lederschläuche auf, befestigen sie in concentrischen Reihen an einander, bedecken sie mit einer Lage von Brettern oder Bauholz, und diese wieder mit einer dicken Schicht Haidekraut, um die darüber aufgestapelte Ladung vor Nässe zu schützen, und lassen sich dann stromabwärts treiben, indem sie ihr Gefährt, den



Hinterseite des Taki-Kesra.

Kelek, mit langen Stangen dirigiren. Mitunter platzen wohl einige Schläuche, aber gewöhnlich geht die Fahrt ohne größeren Unfall von Statten. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, verkaufen die Schiffer Holz und Haidekraut mit Vortheil, lassen die Luft aus den Schläuchen, laden dieselben auf Esel und kehren zu Lande in ihre Heimath zurück, um sofort eine neue Thalfahrt anzutreten. Der Mietpreis für ein Kelek richtet sich nach der Zahl der dazu verwendeten Schläuche, die beim Transport von Personen, für welche eine Hütte oder ein Zelt aufgeschlagen wird, bis 80 Stück beträgt, während 50 genügen, um Hammel oder sonstige Waaren, wie Hühner, Truthühner, Früchte, mühlsteinähnliche Käse oder zerstoßenes Getreide zur Herstellung von Pilaw fortzuschaffen. Der kleine Verkehr zwischen Baghdad und den nächsten Dörfern endlich wird durch eine dritte eigenthümliche Art von Fahrzeugen besorgt, welche den Namen „Kuffeh" oder „Körbe" führen und in der That die Gestalt runder Körbe haben; sie sind aus Palmblättern gemacht, mit Erdpech überzogen und werden von je zwei Männern geführt, die ihnen eine drehende Bewegung geben. Sie bewegen sich nur langsam vorwärts, sind aber sehr dauerhaft und sicher, schlagen nur schwer um und schöpfen niemals Wasser, obwohl manche von ihnen so schwer mit Melonen und Wassermelonen beladen sind, daß ihr Rand kaum 0,15 m über den Wasserspiegel hervorragt. Diese Kuffehs werden auf dem Tigris seit den ältesten Zeiten angewendet; denn es haben sich sowohl assyrische Reliefs mit Darstellungen dieser Boote erhalten, als auch beschreibt



Bagdad.



Baghdader Kufeh.

Herodot, wie sich solche in Babylon im Gebrauche befanden; dieselben scheinen sich nur dadurch von den heutigen unterschieden zu haben, daß sie mit zusammengenähten Fellen überzogen waren.

Im Hause des französischen Konsuls, M. Péretié, fanden die Reisenden Unterkunft und gastliche Verpflegung, wie sie ihnen seit Teheran nicht wieder zu Theil geworden war. Das Konsulatsgebäude, ursprünglich für eine eingeborene Familie und von Baghdadern erbaut, giebt ein getreues Bild aller Häuser der Stadt. An einer sehr engen Straße zieht sich eine lange Mauer hin, in welcher sich keine andere Oeffnung befindet, als ein Thor, kaum hoch genug für einen Reiter. Durch dasselbe betritt man eine knieförmig gebogene Vorhalle, wo sich des Konsuls Kawassen aufhalten, und dann einen weiten Hof, welchen Küche, Ställe, Sattelkammern und andere Wirthschaftsräume umgeben. Eine Thür führt von dort in einen zweiten Hof, um welchen herum die eigentlichen Wohnräume mit ihren Balkonen, ihren mit Holz- und Glasmosaik geschmückten Fenstern und den großen rothweißen Zwillichzelttüchern zum Schutze gegen die Sonne liegen.

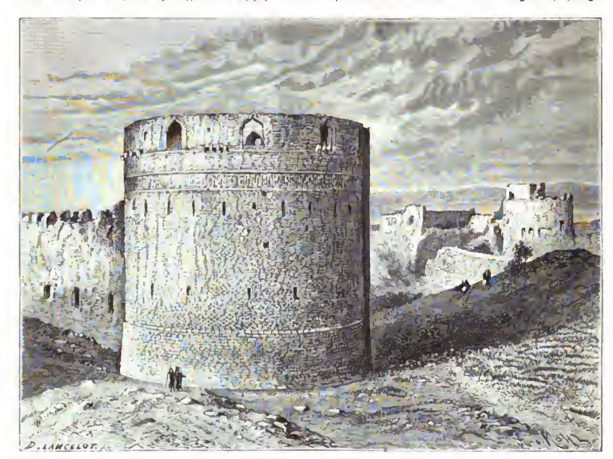


Das vermauerte Thor beim Thurm el-Talisman.

Die große sommerliche Hitze und die strenge Winterkälte zwingen die Bewohner dazu, öfters ihre Wohnräume zu wechseln; deshalb ruhen alle Häuser auf 3 bis 4 m tiefen gewölbten Kellern (serdab), in welche die Bewohner im Frühling hinabziehen, und zwar mit sämmtlichen Möbeln, deren Holz, wenn sie im Erdgeschoß oder ersten Stocke verblieben, von Milben aufgefressen werden würde. Erst gegen Sonnenuntergang verläßt man die Serdabs, um auf den Terrassen die keineswegs sehr abgekühlte Abendluft zu athmen, zu plaudern, zu rauchen und Scherbet zu trinken und um dann bei anbrechender Dämmerung wieder in den schwülen, dumpfigen Keller hinabzutauchen — ein träges, schlaffes Leben. Im Winter friert man trotz helllodernder Kaminfeuer in den Zimmern, und auf den ohnehin schon überaus schmutzigen, jetzt aber in vollständige Kloaken verwandelten Straßen ist es dann unmöglich sich zu ergehen. Daß zu dieser Jahreszeit oft Epidemien ausbrechen, ist kein Wunder. Der Herbst ist die einzige Saison, welche die Bewohner Baghdads für die während des übrigen Jahres ausgestandenen Leiden entschädigt; dann ist das Wetter noch

so schön und es kommen weder Regen noch Stürme vor. Dann schlagen die wohlhabenden Familien ihre Zelte auf den Ebenen um Seleucia und Ktesiphon auf, und während die Männer sich an der nicht ungefährlichen Jagd mittels Lanzen auf Wildschweine vergnügen, schießen die Damen auf die zahlreichen Rebhühner und Wasservögel.

Daß an Baghdads Stelle in ältesten Zeiten schon eine Stadt gestanden hat, beweist die Entdeckung eines Bauwerkes, dessen Ziegel mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt waren. Die Gründung der heutigen Ortschaft aber geschah im Jahre 145 der Hedschra durch den Kalifen Abu Dshafar Abdallah el-Mansur, den zweiten Abbassiden, welcher ihr den Beinamen Dar es-salam (Haus des Friedens) verlieh, dem sie in ihrer späteren Geschichte aber nur wenig entsprochen hat; sie blühte zwar rasch empor, wurde der Mittelpunkt einer weit verbreiteten, einflußreichen Civilisation, während über Europa noch die tiefe Finsterniß der Barbarei lag, und hatte eine so zahlreiche Bewohnerschaft, daß dem Begräbnisse des berühmten Ibn Hambal, des Stifters der einen der vier großen rechtgläubigen Sekten des Islam, beinahe eine Million Menschen angewohnt haben soll. Aber es herrschte ein so aufrührerischer Geist unter den Baghdadern, daß drei Abassiden in dem zehn Stunden entfernten Samara zu residiren vorzogen. Innere Zwistigkeiten brachten auch die Macht der Kalifen zum Sinken. 949 belagerten die Buiden, 1055 die Seldschukiden Baghdad und nahmen es mit Sturm; aber am meisten litt es 1258 bei der Eroberung durch Hulagu,



Der Thurm el-Talisman.

den Enkel Dschengischan's, dessen tatarische und mongolische Horden die Stadt plünderten und 400 000 Einwohner, darunter den letzten Kalifen, über die Klinge springen ließen. 1401 fiel es in die Hände Timurleng's, verlor damals fast alle hervorragenden Gebäude, mit welchen es die Abbassiden geschmückt hatten und erhielt zum Ersatz dafür nur eine kolossale Pyramide, die aus den Schädeln seiner Bewohner aufgethürmt wurde. 1406, beim Tode seines Bezwingers, versuchte es seine Mauern wieder aufzurichten, kam dann aber nach einander in die Gewalt der Fürsten vom Schwarzen und vom Weißen Hammel und des Sofi Schah Ismael, welcher Persien den Mongolen abgenommen hatte. Dann war es lange Zeit zwischen den Persern und Türken streitig, wurde 1534 Hauptstadt einer türkischen Provinz, aber etwa ein Jahrhundert später von dem Aga der aufständischen Janitscharen dem Schah Abbas dem Großen ausgeliefert. Ein wandernder Derwisch kam einige Jahre darauf nach Stambul und feuerte durch seine Schilderungen von dem Treiben der schiitischen Perser in der Kalifenstadt den Sultan Murad zu einem neuen Kriegszuge an. 1638 erschien er vor der Stadt und erzwang nach einer glänzenden Belagerung deren Uebergabe; als aber am folgenden Tage die Einwohner sich weigerten, vor Mittag ihre Häuser zu räumen, fürchtete Murad Verrath und befahl seinen Soldaten, in die Stadt zu dringen und ihre Vertheidiger niederzumetzeln. 30 000 Schiiten verloren dabei ihr Leben. Schließlich kam ein Vertrag zu Stande, worin

die Perser das ganze Gebiet von Baghdad abtraten und zur Entschädigung dafür die Provinz Eriwan erhielten. Die belagernden Türken drangen damals durch ein Thor an der Nordecke der Stadt ein, welches noch heute steht, aber seitdem vermauert und niemals wieder geöffnet worden ist. Eine Inschrift ist über derselben angebracht, welche lautet: „Am 24. December 1638 ist Sultan Murad nach einer vierzigtägigen Belagerung durch das Thor el-Talisman in Baghdad eingezogen.“ Dieses Thor führte in den gleichnamigen Thurm, der einer daran befindlichen Inschrift zufolge im Jahre 1230, und zwar aus Ziegeln erbaut und mit der nahen Ringmauer durch eine befestigte Brücke verbunden ist, welche ihrerseits wieder von zwei Thürmen flankirt wird. Auffallend sind die Aehnlichkeiten zwischen der mittelalterlichen mohammedanischen und der gleichzeitigen französischen Befestigungskunst: wenn man den Thurm el-Talisman betrachtet, wird man sofort an den Donjon von Couci erinnert; Fensteröffnungen, Schießscharten, Escarpen und Contrescarpen u. s. w. sind hier wie dort genau dieselben. Nur der persische Spitzbogen und die arabischen Charaktere der Inschrift erinnern den Beschauer daran, daß er sich im Oriente befindet.

Ein einziger Unterschied besteht indessen zwischen den Militärbauten der Mohammedaner und denen der Christen, und derselbe fällt sehr in die Augen. Sei es, daß die Zeit unter dem orientalischen Himmel geringeren Einfluß auf die Bauwerke ausübt, sei es, daß sich der eigenthümliche Charakter der persischen Architektur seit 800 Jahren nicht geändert hat, so steht doch fest, daß der Thurm el-Talisman, der älter ist, als ähnliche Bauten Frankreichs, so jugendfrisch aussieht, als wäre er erst vorgestern gebaut und gestern bombardirt worden, während die Wälle von Couci, Carcassonne oder Avignon selbst nach der Restauration, welcher man sie unterzogen hat, einer um so viel weiter zurückliegenden Zeit anzugehören scheinen, als unsere Ideen über die Architekturformen und die Bauweise sich seit dem dreizehnten Jahrhundert so vollständig geändert haben.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

IV. Kosten und Gefahren.

Branntwein, Chicha, Guarapo machen für den Columbianer wohl die Hälfte seiner Reisekosten aus; an Speise und Bett stellt er im Allgemeinen geringe Ansprüche; ist er es doch auch zu Hause kaum besser gewohnt. Nur eine gewisse Klasse reicher Jünglinge, welche einige Jahre in Paris zugebracht haben, haben die Bequemlichkeiten europäischen Lebens kennen gelernt, sehen in denselben das Wesen der Civilisation und können nicht hart genug über die primitiven Verhältnisse und Sitten des Vaterlandes aburtheilen; wenn sie überhaupt nothgedrungen eine Reise machen, statten sie sich mit allen möglichen Bequemlichkeiten aus und vergeuden unsinnige Summen zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse. Der Europäer selbst wird sich von derartigen Uebertreibungen fern halten, aber er wird doch meist — wenn wir von italienischen Krämern absehen — höhere Ansprüche an Reinlichkeit und Komfort stellen als die Mehrzahl der Columbianer, ja er muß das thun, um die Anstrengungen des Reisens überhaupt auf die Dauer ertragen zu können. Aber die Folge davon ist natürlich, daß sich seine Reisekosten beträchtlich höher stellen. Er reist für längere Zeit nicht allein, sondern mit Packthier und Diener, und hat daher auch diese zu ernähren. Die einzelnen Preise sind freilich nicht besonders hoch: in den Hotels wird das Frühstück gewöhnlich mit 3, das Mittagessen mit 4, Desayuno und Refresco mit je einem, das Bett mit 2 Realen, der ganze Tag mit einem harten Thaler (Peso fuerte) bezahlt; in den kleineren Herbergen stellen sich die Preise noch billiger und wird namentlich das Quartier gar nicht berechnet. Die Ernährung des Dieners kostet etwa die Hälfte der eigenen, wozu sein Lohn mit weiteren 5 Realen (häufig mehr) täglich kommt. Weide und Futter eines Thieres kommt im Durchschnitt auf 2 bis 3 Realen, für vier Thiere, die ich mit mir führte, also täglich im Mittel auf einen harten Thaler zu stehen. Ein Reisetag, ohne alle Extraausgaben, kann also durchschnittlich auf 3 Pesos fuertes (Normalwerth 12 Mark, Kurswerth 10 Mark) gesetzt werden, kommt also nicht viel theurer als in vielen Theilen von Deutschland für den Fußwanderer allein. Freilich ist dabei der Preis der Thiere noch nicht in Anschlag gebracht, der bei mir, Kaufsumme weniger Verkaufssumme gerechnet, ungefähr 150 Fuertes (Normalwerth 600, Kurswerth 480 Mark) betrug. Das Mieten zweier Thiere würde für den Tag auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuertes kommen, wobei dann freilich das Halten von Reservethieren und das Futter für dieselben in Wegfall käme.

Das Reisen in Columbien ist danach viel billiger als in den meisten anderen fernen Ländern, und zwar deshalb, weil man keiner großen Trägerkolonnen und keiner Schutzmannschaften bedarf. Eine größere Zahl von Begleitern wird nur bei Reisen im Urwalde und bei Stromfahrten, sowohl zur Ueberwindung der natürlichen Schwierigkeiten, wie zur Abwehr wilder Indianerstämme nöthig, wodurch diese Reisen, trotz aller damit verbundenen Entbehrungen, doch viel größere Kosten verursachen. Im Inneren Columbiens ist die Sicherheit des Reisenden im Ganzen nur in Revolutionszeiten gefährdet; nur im Staate Cauca mit seiner Negerbevölkerung sollen auch im Frieden bisweilen räuberische Ueberfälle vorkommen. Das Straßenräuberwesen, wie es im Mutterlande Spanien und in Mexiko blüht, hat in Columbien keinen Boden gefaßt. Die Goldtransporte, welche an bestimmten Tagen und ohne alle Bedeckung durch einsame Gegenden von den Goldminen zum Magdalena gehen, werden nie behelligt; nur einmal hat ein Ueberfall stattgefunden, und zwar durch Yankees. Man kann nicht sagen, daß der Indianer zu ehrlich dazu sei, denn er bringt gern einige Realen unbemerkt bei Seite, aber er entschließt sich schwer zu einer Gewaltthat, und besonders vor dem Fremden, der den Revolver nicht nur mit sich führt, sondern, wie er glaubt, auch zu handhaben versteht, hat er einen heiligen Respekt.

Von der Bevölkerung droht daher dem Reisenden keine eigentliche Gefahr. Auch der Tod durch ein Raubthier oder den Biß einer giftigen Schlange, der Sturz auf einem schlechten Wege, ein unglücklicher Flußübergang sind doch immer nur Ausnahmefälle. Die Gefahr des Reisens liegt vielmehr in den Einwirkungen des Klimas auf den durch Anstrengungen und Entbehrungen geschwächten Körper. In Folge der komplicirten Bodengestaltung Columbiens und der dadurch bedingten innigen Durchdringung heißer Thäler und kühler Gebirgskämme ist jede Reise mit beständigem Klimawechsel verbunden. Es kommt oft vor, daß man im Laufe eines Tages vom heißen Lande zu einem Bergrücken aufsteigt, auf dem ein eisig kalter Wind das hunderttheilige Thermometer auf 5° sinken läßt, und daß man am Abend desselben Tages wieder in heißem Klima übernachtet, oder daß man den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze reitet und in der Nacht das Wasser gefrieren sieht. Die so rasche Aufeinanderfolge entgegengesetzter Temperatureinwirkungen muß auf den menschlichen Organismus schädlich einwirken, muß ihm Fieber geben oder wenigstens seine Empfänglichkeit für die Fieberkeime außerordentlich steigern. Es ist bekannt, daß alle tropischen Klimate reich an denselben sind, und daß es nur des leisesten Anlasses bedarf, um das Fieber zum Ausbruche zu bringen. Columbien macht keine Ausnahme von dieser Regel; nur die höchsten Gebirgsregionen scheinen von klimatischen Fiebern, ebenso wie von der Schwindsucht, immun zu sein. Nur wenige Leute, die länger im Lande reisen und sich nicht auf's Peinlichste schonen können, werden einem Fieberanfalle entgehen. Meistens sind es nur leichte Malariafieber, aber in den Urwäldern des mittleren Magdalena und seiner Nebenflüsse, im Chocó, in den Llanos treten auch schwerere Fieber auf, denen nicht nur der Fremde und der Bewohner kühler Gebirgsregionen, sondern auch das Kind des heißen Tieflandes selbst mitunter schon nach wenigen Stunden erliegt. Neben Fiebern fordern namentlich ruhrartige Krankheiten ihre Opfer. Aber Alles in Allem genommen, scheint Columbien doch auch in klimatischer Beziehung für den Reisenden weniger gefährlich zu sein als das tropische Afrika; es verdankt diesen Vorzug seiner Gebirgsnatur, die zwar die Kontraste häuft und dadurch die Gesundheit des Passanten angreift, aber andererseits viele Quadratmeilen den Bedingungen der Fieber entrückt, und zugleich dem durch die Fieber des Tieflandes geschwächten Körper eine Zufluchtsstätte gewährt, wo er sich wieder kräftigen kann.

Wer ist es denn nun aber, der überhaupt in Columbien reist? Die Columbianer selbst reisen nur, wenn sie müssen, aus geschäftlichen oder politischen Gründen. Zum Vergnügen reisen sie nicht, sondern gehen in eine Sommerfrische, die höchstens eine oder zwei Tagereisen vom Wohnorte entfernt ist, und in welcher angenehme Flußbäder oder auch warme Quellen den Anziehungspunkt bilden. Zu ihrem Bedauern giebt es noch keine andere Möglichkeit, an das Reiseziel zu gelangen, als die Reise zu Pferde oder Maulthier. Man reist möglichst schnell, halb schlafend, ohne auf den Weg zu achten. Was kümmert den Columbianer landschaftliche Schönheit? Wie unserem Bauer ist ihm der gute Weg schön, die Ebene, auf welcher er rasch dahinreiten kann, ist sein Ideal.

Die Fremden, welche in Columbien reisen, sind theils Bergleute, Ingenieure, Lehrer, welche im Inneren des Landes angestellt sind, theils Kaufleute oder Händler, die geschäftliche Verbindungen anknüpfen oder Waaren verkaufen. Ein fremder Forscher oder Tourist ist ein seltenes Ereigniß und wird mit der unerträglichsten Neugier verfolgt. Beständig wurde mein Diener im Nachtquartier oder auf dem Wege, oft in meinem Beisein, über mich ausgefragt, vielfach knüpften „Caballeros" unterwegs ein Gespräch mit mir an, nur um ihre Neugier zu befriedigen. Es ist den Columbianern, und zwar nicht nur den untersten Klassen, vollkommen unverständlich, daß man ihr Land ohne unmittelbare praktische Zwecke besuchen könne. Wenn ich auseinandergesetzt hatte, daß ich wissenschaftlicher Studien halber reiste, wurde ich entweder wegen dieser Thorheit belächelt, oder erhielt das infame „Quien sabe?" (Wer weiß?) zur Antwort, d. h. man glaubte doch, daß ich irgend einen geheimen Zweck verfolgte. In Antióquia wird jeder Fremde zunächst für einen Engländer, in Santander für einen Deutschen, in Boyacá für einen Italiener gehalten, weil im erstgenannten Staate englische Bergleute, im zweiten deutsche Kaufleute überwiegen, in den dritten, ärmsten, aber nur italienische Krämer kommen. Aber da mein Gepäck für einen wandernden Krämer doch zu wenig umfangreich war, aus meinem Feldbette aber einige Stäbe hervorlugten, wurde ich von einem erfinderischen Kopfe für einen Seiltänzer (maromero) erklärt. Gerade solche Episoden beweisen, wie selten hierher Europäer kommen, die um der Wissenschaft oder des Vergnügens willen reisen; diesen wenigen wird ein jahrelanges Andenken bewahrt.

Das Reisen in Columbien ist unleugbar ziemlich anstrengend, worüber wir am ehesten eine klare Vorstellung gewinnen, wenn wir dasselbe mit einer Fußtour in deutschen Gebirgen vergleichen. Der südamerikanische Reisende hat den Vortheil des Reitens, aber das ewige Auf und Ab und die überaus schlechte Beschaffenheit der Wege, sowie die glühende Hitze gleichen diesen Vortheil reichlich aus. Und während den Wanderer bei uns am Abend wenigstens in der Regel ein freundliches Nachtquartier und eine gute Mahlzeit empfängt, muß er dort in schmutziger Hütte schlafen, sich mit unschmackhafter unverdaulicher Kost begnügen. Für einige Tage läßt sich das ertragen, aber Wochen und Monate fortgesetzt muß ein solches Leben ermüden und schwächen. Aber doch sind diese Strapazen nichts, verglichen mit den Mühseligkeiten afrikanischen oder centralasiatischen Reisens. In Columbien giebt es selbst einige Damen, welche zum Vergnügen reisen, welche wenigstens auf zwei, drei Wochen die Anstrengungen und Entbehrungen auf sich nehmen, aus Freude an der Herrlichkeit der Natur.

Forbes' Reise im malayischen Archipel[1]).

Besprochen von **Emil Metzger**.

Das Buch eines zu wissenschaftlichen Untersuchungen befähigten Verfassers, welcher die Gelegenheit gehabt hat, einen großen Theil des malayischen Archipels nicht nur flüchtig zu besuchen, sondern sich einige Jahre im Interesse seiner vielseitigen und ausgedehnten Studien dort aufzuhalten, verdient gewiß Aufmerksamkeit, um so mehr, wenn der Autor sich, wie Herr Forbes, nicht damit begnügt, eine trockene Aufzählung seiner wissenschaftlichen Resultate zu geben, sondern es versteht, dem Leser in verschiedener Richtung willkommene Gaben zu bringen.

Man kann nur eine sonderbare Phrase, höchstens eine sehr weit übertriebene Höflichkeit darin sehen, wenn der Autor im ersten Satze der Vorrede sagt, das Buch von A. R. Wallace über den malayischen Archipel sei so genau und erschöpfend, daß der große Naturforscher für seine Nachfolger in jenem Gebiete nur wenig mehr als Nachlese übrig gelassen habe; sein eigenes Buch beweist das Gegentheil. Jeder, der sich, sei es auch nur in Bezug auf einen einzelnen Zweig des menschlichen Wissens, mit Indonesien, wie Adolf Bastian diesen Theil der Erdoberfläche so passend benannt hat, beschäftigt, weiß aus eigener Erfahrung, wie unvollkommen in vielen Punkten unsere Kenntniß des malayischen Archipels noch ist. Und zwar ist dieselbe nicht nur lückenhaft — und viele dieser Lücken sind so beschaffen, daß es wohl nie gelingen wird, dieselben auszufüllen — sondern Manches, was über dieses Wunderland erzählt und weit und breit geglaubt wird, ist denn doch der Art, daß man kaum begreifen kann, wie es Leute giebt, die in geradezu erstaunenerregender Weise auf die Unkunde ihrer Leser rechnen.

Es mag hingehen, wenn eine junge Frau den geliebten Freundinnen in der Heimath die orientalischen Wunder der Tropenwelt zu schildern sucht, und dabei erzählt, daß sie „auf schwellendem Divan in der Morgenkühle unter Palmen liegt" (was der Kokosnüsse wegen, die herabfallen könnten, etwas unvorsichtig ist!), „in malerischem indischem Kostüm und mit Blumen bekränzt", wenn neben verschiedenem Beiwerk, wie knienden Dienerinnen, silbernen Präsentirtellern, auch freundliche Waldbewohner auf der Bildfläche erscheinen, „kleine Vögelein", von denen es heißt: „zuweilen setzt sich auch so ein niedliches Geschöpfchen, mit glühend rothem Köpfchen und himmelblauen Flügelein — auf meine Hand. Nun, es mag hingehen, wiederhole ich, denn Niemand, der sich nur einigermaßen ernstlich mit Länder- und Völkerkunde beschäftigt, wird glauben, daß Derartiges und Anderes auf dem Gebiete dieser Wissenschaften zu Hause gehört.

Es giebt aber auch andere Bücher, die in sehr ernstem wissenschaftlichem Gewande erscheinen — ich hatte vor einigen Jahren ein solches von 791 Seiten, groß Oktav vor mir, dessen Verfasser in der Vorrede erzählte, er habe sich ein Jahr lang wissenschaftlich zu einer Weltreise vorbereitet — und auch allerlei haarsträubenden Unsinn berichten. So giebt das zuletzt erwähnte Buch auch einige Mittheilungen über Niederländisch-Indien, aus denen ich folgende herausgreife: Aegyptische Völkerschaften siedelten sich hier (d. h. auf Java) an, dann kamen Malayen mit der grünen Fahne ihres Propheten. — Die Tiger sind nicht leicht auszurotten, weil sie beständig aus Indien Nachwuchs erhalten, von wo sie durch Jagden vertrieben, sich auf die Eilande flüchten und von da als gewandte Schwimmer von Insel zu Insel ziehen und durch ihre grausame Invasion Thiere und Menschen in Schrecken setzen. — Die Fauna von Java, namentlich die prächtige Vogelwelt, wird erwähnt und unter den Mitgliedern derselben Paradiesvogel, schwarzer Schwan und Kasuar hervorgehoben! Dies Wenige wird den Lesern des „Globus" gewiß, auch ohne jede weitere Bemerkung, genügen, um zu erkennen, was dem Publikum manchmal zugemuthet wird.

Ich gebe nun zunächst einige trockene Daten über eine beinahe fünfjährige Odyssee, die Hauptabschnitte, an welche Forbes die lebhafte und sehr oft malerische Schilderung seiner Arbeiten angeknüpft hat.

Henry O. Forbes verließ im Jahre 1878 Europa und kam im November zu Batavia an; nach kurzem Aufenthalt daselbst benutzte er eine günstige Gelegenheit, den Keeling-(Kokos-)Inseln einen Besuch zu machen, kam dann nach Java zurück, wo er einzelne Theile der Sundalande, Bantam und die Chinapflanzungen der Preanger Regentschaften, durch längeren Aufenthalt genauer kennen lernte; auch der botanische Garten zu Buitenzorg wurde während einiger Zeit für sein Studium benutzt. Beinahe genau zwei Jahre, nachdem er zuerst den indischen Boden betreten, trat er seine Reise nach Sumatra an, die ihn durch die Lampongs, auf die Grenze von Benkulen durch die Pasumah und längs des Flusses von Palembang, den Musi, nach der Hauptstadt dieser Provinz führte. Am 27. December 1881 traf er wieder in Batavia ein und blieb dort bis zum 15. April 1882, worauf er in Begleitung seiner ihm dort angetrauten Gattin zu weiteren Untersuchungen nach den Molukken reiste und sich zunächst nach Amboina begab. Einem kurzen Ausfluge nach dem Inneren der Insel folgte bald eine größere Reise; am 5. Juli begab sich die Familie Forbes nach Timorlaut, wo sie trotz vieler Schwierigkeiten sich bis zum Oktober aufhielt; am siebenten Tage des genannten Monats war sie wieder in Amboina angekommen. Vom Fieber geschwächt, mußte Frau Forbes dort zurückbleiben, während unser Reisender schon am 7. November sich nach Buru begab, von wo er am 12. December zurückkam. Am 15. desselben Monats brachen beide nach Timor auf; diese Insel, das letzte Feld ihrer Thätigkeit, verließen sie am 1. Juni 1883 und traten über Amboina die Reise nach Batavia an, von wo sie am 9. Juli nach Europa dampften. Am 13. August 1883 waren sie im Vaterlande.

Der Hauptzweck, den Herr Forbes bei seinen Reisen im Auge hatte, war das Studium des Pflanzenreiches und das Anlegen eines Herbariums. Seine Thätigkeit hat sich jedoch durchaus nicht hierauf beschränkt; Zoologie, Anthropologie, Ethnographie und Geographie haben seine Auf-

[1]) A Naturalist's Wanderings in the Eastern Archipelago, A Narrative of Travel and Exploration from 1878—1883 by Henry O. Forbes, F. R. G. S. etc. London, Sampson, Low, Marston Searle and Rivington 1885. 21 S.

merksamkeit gefesselt und als Resultat sind auch auf diesen Gebieten manche interessante und wichtige Mittheilungen verzeichnet. Ich werde gleich Näheres darüber mittheilen, möchte mir jedoch vorher erlauben, zwei Punkte hervorzuheben, die im Interesse der richtigen Beurtheilung des vorliegenden Werkes nicht aus den Augen verloren werden dürfen. Herr Forbes hat im großen Ganzen nur über seine persönlichen Erfahrungen berichtet und demzufolge hat er nicht überall Neues bringen können, sondern mußte Manches wiederholen, was schon lange vor ihm und manchmal wohl auch besser gesagt ist, und ferner hat er, dem Plane seines Werkes gemäß, auch natürlich nicht das ganze Material (welches in Bezug auf einzelne von ihm behandelte Fragen ziemlich reichlich vorhanden war) kritisch verarbeitet. Ferner aber hat er seine eigenen Beobachtungen auch nicht zu einem Ganzen zusammenzustellen gesucht, hat kein Uebersichtsbild des malayischen Archipels, so wie er ihn kennen gelernt, gegeben, sondern seine Mittheilungen immer nur auf jede der einzelnen Gruppen beschränkt, ohne dieselben mit einander in Verbindung zu bringen und ihnen die in einem Gesammtbilde Indonesiens zukommende Stelle anzuweisen. Was das erstere angeht — daß er die vorhandenen Quellen nicht mehr benutzt hat —, kann ihm wohl kein Vorwurf gemacht werden; daß er es unterlassen, ein Uebersichtsbild beizufügen, kann man bedauern, den Verfasser aber darf dafür kein Tadel treffen; allerdings bedeutet die Unterlassung einer solchen Arbeit einen Verlust für die Wissenschaft. Es kommt so selten vor, daß Personen, welche für eine solche Aufgabe genügend vorbereitet sind, Gelegenheit haben, verschiedene Theile eines so weit ausgedehnten Landes zu sehen, und sich lange genug dort aufzuhalten, um mit ihren Forschungen weiter als bis zur Oberfläche zu dringen; solche Personen aber sind es gerade, die so viel dazu beitragen könnten, richtige Ansichten auch über umfassendere Fragen unter Benutzung ihres weiten Gesichtskreises anzubahnen, was sowohl für den, der das ganze Gebiet nur in seinem Studirzimmer, als auch für den, der außerdem nur einzelne Theile desselben, sei es auch gründlich, aus eigener Anschauung kennen gelernt, eigenthümliche und ganz verschiedene Schwierigkeiten bietet. Forbes aber, der gut sieht und scharf urtheilt, wie ich weiter unten nachzuweisen suchen werde, der außerdem, was er gesehen, plastisch hinzustellen versteht, wäre gerade der Mann gewesen, ein, wenn auch noch so flüchtiges, aber doch werthvolles Gesammtbild zu zeichnen.

Schon vor dem Erscheinen des Buches sind Umstände eingetreten, die Veranlassung gegeben haben, daß man demselben nicht nur mit wissenschaftlichem Interesse, sondern auch mit einer gewissen Neugier anderer Natur entgegensah; so unangenehm es mir ist, in einer wissenschaftlichen Wochenschrift diesen Punkt zu berühren, kann ich dies aus Gründen, die sich gleich zeigen werden, doch nicht unterlassen. Zwischen den Herren Forbes und Riedel (dem früheren Residenten von Amboina) nämlich haben sich Streitigkeiten erhoben; ohne auf frühere anonyme Zeitungsartikel irgend welches Gewicht zu legen, will ich nur darauf aufmerksam machen, daß Herr Riedel den Verfasser des vorliegenden Werkes in einem heftigen Artikel (Tijdschrift Aardrijkskundig Genootschap, Verslagen en Aardrijkskundige mededeelingen 1884, p. 721—724) wegen verschiedener, in englischen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze angegriffen hat. Außer den Vorwürfen auf rein wissenschaftlichem Gebiet werden auch andere gemacht, welche die Loyalität und den Charakter des Herrn Forbes stark in Frage stellen und auf seine Thätigkeit als Naturforscher, seine Energie und seinen Takt als wissenschaftlicher Reisender, ein sehr ungünstiges Licht fallen lassen. Dagegen erzählt Herr Forbes wieder in seinem Buche, daß die nicht nur abweisende, sondern geradezu feindliche Haltung des Herrn Riedel als Resident von Amboina, die, wie er mittheilt, durch die Regierung zu Batavia sehr mißbilligt worden ist, es ihm völlig unmöglich gemacht hat, seine Arbeiten auf der genannten Insel fortzusetzen und mit voller Energie thätig zu sein. Was nun die persönlichen Streitigkeiten der beiden Herren betrifft, so will ich auf die Sache nicht weiter eingehen, wiewohl mir dieselbe — ich habe lange genug in Indien gelebt, um solche Verhältnisse beurtheilen zu können — ziemlich klar ist. Auf die wissenschaftlichen Vorwürfe des Herrn Riedel glaube ich um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als man zum großen Theil genöthigt sein wird, die Ansichten beider Herren neben einander zu stellen, da sie sich vielfach auf einem Gebiete bewegen, wo sie die einzigen Quellen über die streitigen Punkte erschlossen haben. Vielleicht jedoch erlauben einige Bemerkungen, hauptsächlich auf zoologischem Gebiete, auch anderen Gelehrten ein Urtheil, und denen sei das Studium des Artikels des Herrn Riedel und des Buches des Herrn Forbes im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft empfohlen.

Es sei mir erlaubt, nach dieser langen Abschweifung zunächst dem persönlichen Eindruck Worte zu geben, den die Lektüre von „A Naturalist's Wanderings“ auf mich gemacht hat, und der natürlich besonders auf der Schilderung solcher Scenen beruht, wo die von Herrn Forbes betretenen Pfade sich mit Wegen gekreuzt haben, die auch ich zurückgelegt habe und auf denen ich durchaus kein Fremder bin. Und die erste Aufzeichnung, die ich über das Buch machte, lautete folgendermaßen: Forbes faßt scharf und prächtig auf und schildert gut, aber da, wo er vom Hörensagen spricht (was er nur selten thut), muß man ihn mit großer Vorsicht anhören, denn er mengt die Sachen auf sonderbare Weise durch einander. Weiter will ich auch jetzt, nach längerem Studium des Buches, nicht gehen, da Herr Forbes sich augenblicklich zu Batavia oder vielleicht in Neu-Guinea befindet; nach seiner Rückkehr hoffe ich jedoch einzelne Punkte näher zu erörtern.

Zur Begründung meiner eben ausgesprochenen Ansicht lasse ich sowohl, was das Pro als das Contra betrifft, einen Auszug aus dem Buche folgen und zwar zunächst (S. 54) hinsichtlich des Pro. Herr Forbes sagt da: „Sobald ich im Stande war, ihren Gesprächen (denen der Eingeborenen) leicht zu folgen, verschaffte mir die tägliche Unterhaltung mit diesen Leuten einen großen Genuß. Ich entdeckte bald, daß sie in Bezug auf alles, was sie umgab, äußerst scharfsinnige Beobachter waren. Nicht einer oder zwei, sondern jeder Einzelne unter ihnen ohne Unterschied schien mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet zu sein. Da war kein einziger Baum, keine einzige Pflanze oder auch nur ein einziger Strauch, für den sie nicht einen Namen hatten und dessen ganze Natur sie nicht beschreiben konnten; kein Ton ließ sich im Walde hören, ohne daß sie wußten, von welchem Geschöpf er ausging. Jedes Thier hat eine Bezeichnung 2c.“

Wenn der freundliche Leser sich die Mühe geben will, hiermit eine Bemerkung zu vergleichen, die ich ganz beiläufig in einem in diesen Blättern (XLIV, S. 174) abgedruckten Aufsatze gemacht habe, so wird er es begreiflich finden, daß ich in Herrn Forbes einen Mann sehe, der zu beobachten versteht und auch wirklich von seinen Fähigkeiten Gebrauch macht, da er im Stande war, sich das eben mitgetheilte Urtheil in verhältnißmäßig kurzer Zeit selbstständig zu bilden.

Und nun das Contra! Forbes erzählt, daß er in Bantam Ueberreste einer vergangenen Zeit entdeckt hat und spricht über die Leute, welche dorthin kommen, um ihre Götter zu verehren. Er erklärt sie für Kalangs, die Angehörigen eines alten, geheimnißvollen Stammes. (Diese ganze Entdeckungs- und weitere Geschichte gehört zu dem, was ich vielleicht, wie ich oben sagte, zum Gegenstande einer späteren Auseinandersetzung machen werde.) Hierauf giebt er nach Raffles (Java) Mittheilungen über diesen Stamm und sagt wörtlich in einer Note unter dem Text (p. 100): For additional information the reader is referred to — d. h. also in Bezug auf weitere Angaben wird der Leser verwiesen auf —, und giebt fünf Stellen — bei dreien sogar die Seite — an; an keiner dieser Stellen wird jedoch über Kalangs gesprochen; die drei ersten beziehen sich (es läßt sich mit Sicherheit sagen, da die Seitenzahl angegeben ist) auf die Baduwis. Bei den beiden letzten Citaten ist dies höchst wahrscheinlich auch der Fall; man kann hier nicht mit Sicherheit sprechen, da man mit Rücksicht darauf, daß Herr Forbes die Seitenzahl nicht angegeben hat, nicht mit Bestimmtheit sagen kann, welchen Aufsatz er im Auge hat; jedenfalls habe ich in beiden Büchern bei wiederholter, sorgfältiger Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses keinen Aufsatz finden können, der sich auf die Kalangs bezieht.

Man wird demnach mein oben ausgesprochenes Urtheil gewiß nicht für zu streng halten; denn wer „A Naturalist's Wanderings“ liest, ohne vorher mit dem Sachverhalte ganz genau bekannt zu sein und sich nicht die Mühe giebt, denselben ernstlich zu untersuchen, wird vor einem dunkeln Räthsel stehen; Herr Forbes aber hätte bei nur einiger Aufmerksamkeit es sehr gut unterlassen können, seinen Lesern ein solches aufzugeben.

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen gehe ich auf einige Abschnitte des Buches näher ein, wobei ich mich im Allgemeinen referirend verhalte. Das erste Feld für seine Thätigkeit bildeten die Keeling-(Kokos-)Inseln. Die Beschreibung derselben, wie sie Forbes hier giebt, ist nicht neu; sie ist in der Hauptsache schon in den „Proceedings R. G. S.“ 1879 veröffentlicht worden. Bekanntlich sind es diese Inseln, welche Darwin vor etwa 50 Jahren besucht hat, und die ihm Veranlassung gegeben haben, seine Theorie der Koralleninseln (The Structure and Distribution of Coral Reefs 1842) aufzustellen; höchst interessant ist es, die Beschreibung, welche Forbes auf Grund seiner ein halbes Jahrhundert später gemachten Beobachtungen giebt, mit der Darwin'schen zu vergleichen. Allerdings hat Forbes, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch mit den Augen Darwin's gesehen; wie er selbst bedauernd sagt, waren ihm neuere Arbeiten über die Korallenbildung zur Zeit seines Besuches noch unbekannt resp. noch nicht erschienen. Interessant, wie wohl nicht neu, sind die Berichte, die er über die Entstehung und die Schicksale der Kolonie erstattet, über welcher seit 1857 die englische Flagge, wiewohl anscheinend in Folge eines Mißverständnisses, weht; denn, wie er mittheilt, wurde die Gruppe 1878 nochmals von Ceylon aus in Besitz genommen. Außer den Menschen leben hier etwa funfzehn Arten Vögel, worunter eine (Nycticorax caledonicus), die hier zum ersten Male westlich von Timor gefunden wird; ziemlich groß ist die Zahl der Pflanzen. Die Säugethiere sind alle importirt; ein Rudel Rehe ist aus einer Kreuzung der Java- und der Sumatra-Rasse entstanden, halbwilde Schweine finden in den Abfällen der Kokosnuß reichliche Nahrung; australische Schafe scheinen gut zu gedeihen. Dasselbe läßt sich zum großen Bedauern der Kolonisten von den Ratten sagen; jedes neu ankommende Schiff bringt neuen Nachschub. Zuweilen erreicht ein fliegender Fuchs die Inseln, stirbt jedoch bald vor Erschöpfung. Es wäre immerhin möglich, daß unter günstigen Umständen sich solche Thiere dort ansiedelten.

Die Menschen, die so entfernt vom Getriebe der Welt da leben, scheinen ein Dasein voll Frieden und Glück zu führen. Herr Roß, der Besitzer der Gruppe, bewohnt ein großes, zwischen zwei Dörfern gelegenes Haus in einem gut angelegten Garten; jede Familie der angesessenen Insulaner besitzt ein eigenes kleines Bretterhaus in einem kleinen Gärtchen und ein oder mehrere Boote, die ihren Stolz ausmachen und die durch das Bestreben der Leute, einander in Schnelligkeit zu übertreffen, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gelangt sind. Die Kulis leben unter strenger Aufsicht, es wird aber gut für sie gesorgt; ihre Kinder werden mit denen der Insulaner erzogen; stirbt das Familienoberhaupt, so werden, wenn die Mutter es wünscht, die Kinder nach Java zurückgeschickt oder aber, sie dürfen auf der Insel bleiben und werden nach einer gewissen Probezeit unter die ständige Bevölkerung aufgenommen.

In seinem Leben in den Wäldern von Bantam fand Herr Forbes Gelegenheit, manche neue, oder wenigstens solche Beobachtungen zu machen, die den meisten Besuchern, welche sich nur mit ihrer speciellen Aufgabe beschäftigten, vielleicht, als zum tropischen Stillleben gehörig, nicht des Aufzeichnens werth schienen.

Da senkt sich die Sonne zum Westen und die Büffel ziehen heim von der Weide; auf dem Nacken des plumpen Führers der Herde sitzt ein nackter brauner Junge, der mit seiner Stimme, die er im Nothfall zu lautem Schreien und Schelten erhebt, die großen Thiere lenkt, welche eine ungemeine Liebe und Anhänglichkeit für den kleinen Hirten zeigen und sich zu seinem und seiner Gespielen Vergnügen wohl gar zu einem Wettrennen verstehen, während sie Gewaltthätigkeit und Schläge durch ihren passiven Widerstand unwirksam machen, und Europäern wohl einmal gefährlich werden; dann bewundert er die Freundschaft der Büffel mit ihrem treuen, gefiederten Begleiter (Sturnopastor calla und S. melanopterus), der auf ihrem Rücken ein ausgebreitetes Feld für seine Thätigkeit und überdies Nahrung findet, sie von ihren Parasiten befreit und sich auch wohl ungenirt auf den braunen Knaben setzt.

Wir finden viele eingestreute Bemerkungen über das Stillleben des Waldes und über die Menschen, die in der Nähe wohnen; er belauscht sie zu Hause und bei der Arbeit; mit einem Wort (und in Bezug auf diese Gegend kann ich aus eigener Erfahrung sprechen), er beobachtet scharf auch das, was nicht eigentlich zu seinem Gebiete gehört. Eine Bemerkung über eingeborene Schmiede giebt ihm Gelegenheit, eine (wohl aus dem Sundan. Wörterb. von Rigg, Verhandelingen Bat. Genootschap XXIX herübergenommene) Notiz einzufügen, die interessant genug scheint, um sie hier zu wiederholen und zu ergänzen. Pandé ist das sundanesische Wort für „Eisenarbeiter“; es kommt aus dem Sanskrit, und bedeutet eigentlich „gelehrt“. Auch die Javanen und Baliers gebrauchen „Hampu“ ebenfalls sowohl für „Schmied“ als für „gelehrten Mann“. (Hampu Rhomadi ist der javanische Vulkan, der im Merapi wohnt.) Ehe die Bewohner von Java mit den Hindus in Berührung kamen, gebrauchten sie Steinwerkzeuge und die Bearbeiter des Eisens wurden als weise Männer betrachtet. Die Steingeräthschaften sind oft mit großer Vollendung und Kunstfertigkeit polirt und bearbeitet. Ueber solche Steinfunde will ich (nach Notulen Batav. Genoots. 1880,

p. 14) eine interessante Bemerkung beifügen. Drei in den Preanger Regentschaften gefundene Steinmeißel waren ganz unbeschädigt, die Frage lag nahe, waren sie zu täglichem Gebrauche oder vielleicht in späterer Zeit nur zum Opfer bestimmt gewesen? Im mineralogischen Museum befand sich eine Steinprobe von Ternate, welche dem größten Meißel (er war von durchscheinendem Chalcedon) ähnlich war. Einem Chefingenieur vom Bergwesen kam es unwahrscheinlich, wiewohl nicht unmöglich vor, daß das Material der gefundenen Waffe aus Java stamme.

Dem Aufenthalte in den China-Pflanzungen danken wir die Mittheilung eines bemerkenswerthen Briefes von Charles Ledger, der zuerst 1881 in einer englischen Zeitung veröffentlicht wurde, in welchem der Verfasser einen Beitrag zur Geschichte der Einführung der China-Kultur in Englisch-Indien giebt (derselbe bildet eine interessante Ergänzung zu Dr. E. Crüger's Aufsatz in den Mittheil. der Geogr. Gesellsch. zu Hamburg für 1880/81, S. 44).

Soweit ich beurtheilen kann, ist der beste Theil des Buches derjenige, welcher sich mit Sumatra beschäftigt; wir begegnen derselben scharfen Beobachtungsgabe, auf die ich schon wiederholt hingewiesen habe, und einem Talent, das, was der Verfasser gesehen, in kurzen kräftigen Zügen zu schildern, welches Jeder, der Indien aus eigener Erfahrung kennt, bewundern muß. Ich gebe hier seine Schilderung des Urwaldes, der natürlich das Ziel der Sehnsucht des Botanikers ist, ziemlich wörtlich wieder (p. 131 und 132). Diese Bäume, heißt es, stammen in gerader Linie von einer Vegetation ab, die bestanden hat, so lange die Insel (Sumatra) in ihrem gegenwärtigen Zustande besteht. Auch im jungfräulichen Walde sind Tod und Verfall gerade so schnell, wie irgend wo anders; einzelne Bäume entfallen den langen Reihen fortwährend, aber ihr Platz wird bald wieder durch jüngere Mitglieder derselben oder einer anderen verwandten Art eingenommen. Wenn aber einmal ein irgendwie bedeutendes Stück dieses Urwaldes niedergelegt ist, sei es durch Natureinflüsse oder die Art des Holzhauers, dann gehören die Bäume, die nun da aufwachsen, zu einer anderen Familie; der neue Wald besteht, auffallend genug, größtentheils aus Arten, die in dem früheren Walde nur selten gefunden wurden.

Ebenso wie in Java verschwindet der Urwald schnell; in jedem Jahre werden ganze Strecken desselben gefällt, um Reisfelder anzulegen, mehr als eigentlich nöthig ist, und viel wird auch muthwillig durch Feuer zerstört. Bäume mit dem schönsten und seltensten Holze werden niedergeschlagen, halb verbrannt und dann dem Verderben überlassen; zwischen ihren umgefallenen Stämmen werden ein Paar Ernten gewonnen, dann wird der Acker verlassen und ist bald von werthlosem, aber schnell wachsendem Walde bedeckt, oder fällt dem unzerstörbaren Alang-Alang zum Opfer. Unsere Urenkel werden vergebens auf ihren Wanderungen sich nach den Waldriesen umsehen, von denen sie gelesen haben, und um ihre Bekanntschaft zu machen, werden sie sich mit dem begnügen müssen, was sie von aufgespeicherten Schätzen in verschiedenen Herbarien finden, welche die einzigen Ueberreste der ausgerotteten Pflanzenfamilien bilden werden.

Herr Forbes erzählt viel von der Anhänglichkeit, welche die Leute eines Distriktes der Pasumah für seine Landsleute zeigten; ich glaube, er legt der Sache zu viel Werth bei; denn Liebe für das, was aus der Fremde kommt, findet man überall und auch in Indonesien; allerdings sind im Allgemeinen die Einwohner einem Fremden gegenüber offener, als gegen einen Holländer, was sich sehr leicht aus den Verhältnissen und aus ihrem Charakter erklärt.

Sehr wichtig sind seine Mittheilungen über die Kubus obwohl beinahe Alles, was er über diesen Stamm sagt, keinen Anspruch auf Neuheit machen kann — namentlich in „Midden Sumatra“, dem Reiseberichte der von der Holländischen Geographischen Gesellschaft veranlaßten Expedition, findet man vollständige Berichte über diesen Stamm von Autochthonen, die beinahe ganz verschwunden resp. mit umliegenden Stämmen verschmolzen sind — wird der Umstand, daß es jetzt wieder in einer weiter verbreiteten Sprache mitgetheilt wird, dazu beitragen, diese Berichte zu einem Gemeingute zu machen. Ich begnüge mich, auf die erwähnten Mittheilungen zu verweisen und nur die osteologischen Untersuchungen, die durch Herrn Garson an den von Herrn Forbes nach Europa mitgebrachten Ueberresten von Kubus vorgenommen wurden, soweit sie von allgemeinerem Interesse sind, hier zu erwähnen, wobei denn auch noch einzelne Resultate der an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen eine Stelle finden mögen.

Die Knochen, welche der Reisende von diesem Stamme mitgebracht hat, bestehen aus einem vollständigen weiblichen Skelette und einem gleichfalls weiblichen Schädel. Die Höhe der Männer hatte er durch Messung an sieben Individuen im Durchschnitte auf 1,596 m bestimmt (im Texte steht 1,569 m, dies scheint mir mit Rücksicht auf das darauf folgende: „beinahe genau dasselbe wie der Durchschnitt von erwachsenen englischen Frauen — 1,592 m —“ ein Druckfehler zu sein); an fünf Frauen fand er eine mittlere Höhe von 1,493 m; eigenthümlich ist die sehr genaue Uebereinstimmung der Form und Abmessungen beider Schädel. Natürlich ist die Zahl der Schädel nicht hinreichend, um Schlüsse aus denselben zu ziehen; wenn sich aber solche Aehnlichkeit bei einer großen Anzahl Individuen zeigte, würde sie auf Reinheit der Rasse oder wenigstens auf einen seit vielen Jahren unvermischten Stamm schließen lassen. Jedoch (Herr Garson ist es, der spricht) scheinen die mitgebrachten Schädel in Verbindung mit den Zeichnungen und anderen Angaben ein Urtheil darüber zu erlauben, ob die Kubus den Negritos oder den Malayen verwandt sind. Diese Frage wird nach sorgfältiger Erwägung dahin beantwortet, daß dieselben entschieden zu den Malayen gerechnet werden müssen. Allerdings geben die Zeichnungen, welche Herr Forbes mitgetheilt hat, (leicht) gekräuseltes Haar (frizzling — das Wort leicht habe ich beigefügt, da es nur den Zeichnungen nach nicht stärker zu sein scheint, als ich es bei Hunderten der Bewohner von Java gesehen habe) und dies muß vielleicht dadurch erklärt werden, daß möglicher Weise eine leichte Vermischung mit den Negritos, als diese südwärts[1]) wanderten, stattgefunden hat. Jedenfalls aber haben wir genügende Beweise, daß sie längere Zeit ganz von den sie umgebenden Bewohnern getrennt gelebt und daher, da keine Vermischung mit fremdem Blute stattgefunden hat, sich nicht verändert und einen scharf ausgeprägten Charakter bewahrt haben.

Der Aufenthalt in den Molukken brachte Herrn und Frau Forbes sehr viel Unannehmlichkeiten; außer mit den oben angedeuteten Schwierigkeiten hatten sie auch mit den Elementen und mit dem Klima zu kämpfen, der größte Theil des auf Timorlaut gesammelten Herbariums wurde durch Feuer vernichtet und von den Beschwerden, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, werde ich gleich noch näher sprechen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben im äußersten Osten wird uns in der Beschreibung von Gessir gegeben, der ich Folgendes entnehme: Es ist eine hufeisenförmige, von Kokospalmen umsäumte Korallen-

[1]) ? (M.)

insel, die ihre Oberfläche östlich von Ceram malerisch aus dem Meere erhebt. Einmal einer der gefürchtetsten und sichersten Zufluchtsorte der Piraten in diesen Meeren, ist sie jetzt einer der belebtesten und sonderbarsten Märkte im äußersten Osten — eine reiche ethnographische Gallerie, die mit Vertretern aller Rassen des Archipels und mit ihren Arbeiten gefüllt war, und wo sich malayische, buginesische und chinesische Gebäude unmittelbar an einander anschlossen. Die Häuser bilden regelmäßige Vierecke, jedes einzelne in einer hohen Umzäunung, die Zugang zu reinlichen, gut unterhaltenen Straßen giebt, welche mit Oellaternen auf angestrichenen Pfosten gut erleuchtet werden — alles sieht aus wie aus dem Ei geschält. Hier finden wir den Versammlungsort der Jäger der Paradiesvögel und anderer Vogelbälge, und der Perlfischer von Aru; hierher wird der Ertrag des Fischfanges, werden die Produkte der unzähligen Inseln gebracht, um sie an die malayischen und chinesischen Händler von Makassar, Singapore und Ternate gegen europäische und indische Gewebe, gegen allerlei Eisenwaaren, Perlen, Glaskugeln, altes Eisen und Brummagem [1] zu vertauschen. Zu Zeiten geht es hier zu wie in einem zoologischen Garten. Da sieht man allerlei Sorten von Paradiesvögeln, Papageien, Lorries, Krontauben, Kasuars, Baum-Kängurus, und andere Thiere, die glücklich bis hierher gebracht worden sind, aber kaum jemals weiter nach Westen kommen.

Auf Timorlaut suchte die Familie Forbes sich einzurichten; ein Haus auf Pfählen wurde erbaut, und während des Baues hatte man Zeit genug, sich mit den Eingeborenen zu beschäftigen und dem Studium der Sprache manchen freien Augenblick zu widmen. Sobald die Eingeborenen bemerkten, daß die Weißen den Namen eines jeden Gegenstandes wiederholten, fühlten sie sich in der Rolle als Lehrer wie zu Hause — wobei das schöne Geschlecht nicht zurückblieb — und ließen die Fremden die Namen aller greifbaren Gegenstände lernen, ja sie machten sogar Versuche, sich über abstrakte Gegenstände zu verständigen, und nach wenigen Tagen brachten sie allerlei Dinge, deren Namen vorher genannt worden waren, herbei und forderten dann die Fremden auf, dieselben zu wiederholen. Die Knöpfe an den Kleidern wurden gebraucht, um das Zählen zu erlernen und, da namentlich Frau Forbes bei ihnen sehr beliebt war, glückte es, recht viel über ihr Leben zu vernehmen. Das Klima scheint sehr ungesund zu sein; länger als 18 oder 20 Tage hatte keiner der Fremden den Miasmen widerstanden. Das Fieber schien großentheils eine Folge des schlechten Wassers und der starken Südostwinde zu sein. Die Körpertemperatur stieg bald auf 103 bis 105° F., der Anfall war von starkem Delirium begleitet; Frau Forbes litt drei Wochen beinahe ohne Unterbrechung an demselben; Chinin, Salicyl, sowie Chloroform erwiesen sich als gute Mittel. Dazu kam Mangel an Lebensmitteln; die Tauschmittel waren erschöpft, Kaffee und Thee und, was noch schlimmer war, die Arzneien gingen auf die Neige, und endlich wurde ein Angriff der „Kaleobar", der Einwohner eines feindlichen Dorfes, befürchtet. Herr Forbes entschloß sich daher, die Insel zu verlassen.

[1] Brummagem, allerlei werthloses Zeug, auch falsches Geld. Abgeleitet von Birmingham.

Ich will es dem Leser überlassen, ihm an der Hand seines Werkes selbst auf den weiteren Reisen zu folgen, und hier nur noch das Ergebniß der von Herrn Garson besorgten Untersuchung der von Timorlaut mitgebrachten elf Schädel, worunter neun von Erwachsenen, kurz anführen, nämlich insofern es sich auf die Rassenfrage bezieht. Es zeigte sich deutlich, daß die Schädel nicht einer und derselben Rasse angehörten, sondern ganz ausgesprochen zwei verschiedene Grundformen zeigten, die brachykephale und dolichokephale; erstere Form überwog. Die Schädeluntersuchung sowohl als auch die Berichte des Herrn Forbes ließen keinen Zweifel darüber, daß das malayische Element stark vorherrschte; zwei der brachykephalen Schädel zeigten den reinen malayischen Typus. Bei den anderen zeigte sich eine mehr oder weniger starke Beimischung. Dagegen zeigen die dolichokephalen Schädel ganz ausgesprochen den Typus der Papuas und stimmen genau mit zwei anderen, 20 Meilen von Port Moresby gefundenen Schädeln überein. Demgemäß, fährt Herr Garson fort, zeigt es sich, daß die Bewohner dieser Inseln keine Ausnahme von Dem machen, was man auf den verschiedenen Inseln des Archipels findet; da die Gruppe so nahe bei Neu-Guinea liegt, hätte man vielleicht ein stärkeres Hervortreten des papuaschen Typus erwarten dürfen.

Hiermit nehme ich Abschied von „A Naturalist's Wanderings" und wünsche dem Buche recht viele Leser, die aber, wie ich hoffe, sich die Mühe nicht verdrießen lassen werden, dies Werk mit den Berichten anderer Personen zu vergleichen. Dann kann es sehr viel beitragen, die Bekanntschaft mit dem Wunderlande Indonesien zu erweitern, wozu es um so mehr geeignet ist, da es außer dem rein wissenschaftlichen Materiale manche feuilletonistische Skizze bringt. Dies ist nicht nur unterhaltend, sondern scheint wirklich nöthig, um denjenigen Lesern, welche keine Gelegenheit hatten, den fernen Osten kennen zu lernen, eine plastische Vorstellung von demselben zu geben.

Kürzere Mittheilungen.

Südaustraliens Lage und die Auswanderung nach Australien.

Unter den australischen Kolonien ist Südaustralien mit einem Flächeninhalte von 42 488 deutschen Quadratmeilen, wovon bis Ende 1884 eben nur 760 in Privatbesitz übergegangen waren, die zweitgrößte. Trotz dieses ihres Umfanges zählte sie am Schlusse des Jahres 1884 erst eine Bevölkerung von 322 954 gegen 304 515 im Vorjahre. Auswanderern empfiehlt sie sich zur Zeit am wenigsten. Handel und Wandel liegen arg darnieder und die Noth und das Elend unter den vielen Leuten, welche vergeblich Arbeit und Verdienst suchen, sind groß. Die Zahl der Bankerotte ist für die geringe Bevölkerung geradezu erschreckend. Jeder Monat liefert im Durchschnitt seine vierzig Bankerotte und selbst darüber. Monstre-Meetings der Unbeschäftigten werden abgehalten, und die Meisten von denen, welche die Mittel dazu aufbringen können, verlassen die Kolonie und schiffen sich gewöhnlich nach Victoria ein. Ein Dampfer beförderte kürzlich 200 Arbeiterfamilien mit Sack und Pack von Port Adelaide nach Melbourne und kehrte dann zurück, um eine gleiche Anzahl nachzuholen. Während der ersten fünf Monate des Jahres 1885 verließen 8141 Personen die Kolonie und nur 5747 trafen ein. Hunderte von Arbeitern belagern das Ministerialgebäude und verlangen Arbeit. Aber die Kolonialkasse ist leer, die Kolonie tief verschuldet. Die

öffentliche Schuld hatte sich durch eine neue Anleihe von 1 560 400 Pfd. Sterl. am 9. Juni 1885 bereits auf 17 087 600 Pfd. Sterl. oder auf 54 Pfd. Sterl. pro Kopf der Bevölkerung gesteigert, zu deren jährlicher Verzinsung über 700 000 Pfd. Sterl. erforderlich sind. Diese Staatsschuld verzinste sich aus ihrer Verwendung nur mit 1 Pfd. Sterl. 9 sh. 8 d. Procent, so daß aus der Besteuerung ein Zuschuß von 2 Pfd. Sterl. 14 sh. 2 d. Procent geleistet werden müßte. Wenn auch der größere Theil (10 859 258 bis Ende Juni 1884) auf Eisenbahnen, welche jedoch ihr Anlagekapital nur mit 2,77 Procent verzinsen, und andere produktive Unternehmungen verausgabt wurde, so war es doch nicht zu rechtfertigen, daß auch ein Theil der Anleihen (4 667 912 Pfd. Sterl. bis Ende Juni 1884) für völlig unrentable Zwecke, wie auf den Bau von Schulgebäuden, Wegen, Straßen und Brücken, auf Wasserbauten, militärische Vertheidigungszwecke, ja selbst für Begleichung von Defizits im Budget u. s. w., verwendet ward. — Man nannte Südaustralien früher die Kupferkolonie, allein damit hat es jetzt sein Ende. Die Kupfererze sind nicht so metallreich, daß sie bei den heutigen sehr niedrigen Kupferpreisen (44 Pfd. St. 15 sh. pro Tonne gegen 105 Pfd. Sterl. in früheren Jahren) noch eine Bearbeitung mit einigem Nutzen zulassen. Auch auf der letzten bisher noch bearbeiteten Stanley-Kupfermine auf Yorke-Peninsula stehen seit Juni 1885 die Werke still. Andere werthvolle Metalle besitzt die Kolonie nicht, denn was an Gold gefunden wird, ist nicht von Belang. Ein eigentliches Goldfeld ist nicht vorhanden. Kohle existirt ebenfalls nicht. — Das Finanzjahr 1884/85, von Juli zu Juli gerechnet, ergab eine Einnahme von nur 2 150 000 Pfd. Sterl. oder 271 000 Pfd. Sterl. weniger als der Finanzminister veranschlagt hatte, und das Jahresbudget schloß trotz eingeführter höherer Besteuerung mit einem Defizit von 700 000 Pfd. Sterl. — Der Hauptbetrieb ist Ackerbau, aber die Grenze, bis wohin der jährlich fallende Regenfall denselben noch zuläßt, ist längst zum Nachtheile der unglücklichen Farmer überschritten worden. Bei den häufigen Dürren sind gute Ernten selten, schlechte und mittelmäßige hingegen das Gewöhnlichere. Die Ernte des Jahres 1884/85 ergab einen durchschnittlichen Ertrag von nur 7½ Bushel Weizen vom Acre, d. i. 204 Kilo von 0,40 Hektar. Weizen ist die Hauptfrucht im südlichen Australien. Wenn die Kolonien mit ihrem eigenen Bedarfe versorgt sind, fehlt es an Märkten für Absatz, und es bleibt nichts Anderes übrig, als den Weizen nach England zu verschiffen. Die damit verbundenen Kosten lassen dem fleißigen Farmer bei einem Preise von nur 3,50 Mark pro Bushel = 27,21 kg sehr wenig Gewinn.

Erst war Südaustralien **die Kolonie**, wohin sich die Auswanderung der Deutschen gern lenkte, — aber das hat aufgehört. — Australien empfiehlt sich überhaupt Auswanderern zur Zeit nicht. Sie werden dort schwerlich die Vortheile finden, welche sie sich versprochen, oder ihnen von bezahlten Agenten versprochen worden sind. Die Einwanderung von Deutschen war im letzten Jahre auch nur eine sehr geringe. Die Regierung der tropisch-heißen Kolonie Queensland sucht jetzt durch Gewährung freier Fahrt europäische Auswanderer für ihre **Zuckerplantagen** im Norden anzuziehen. Eine Auswanderung nach Kamerun halten wir für eben so gut. An beiden Orten eignet sich das Klima für Europäer nicht und räumt mit ihnen schnell auf. — Aus Sydney, Kolonie Neu-Süd-Wales, schreibt man: Es wäre thöricht, sich einzubilden, man brauche nur nach den australischen Kolonien auszuwandern, um seine Lage zu verbessern. Das hieße in sehr vielen Fällen so viel als „jumping out of the frying-pan into the fire" (aus der Bratpfanne ins Feuer springen). — Wie aus der City of Wellington, Hauptstadt von Neu-Seeland, berichtet wird, laufen dort an die Kapitäne der nach England zurückkehrenden Schiffe Gesuche von Eingewanderten in Menge ein, um ihnen gegen alle möglichen Dienstleistungen freie Rückfahrt nach England zu gewähren.

Geologie der niederländischen Besitzungen in Westindien.

Ueber die **Geologie der niederländischen westindischen Besitzungen** macht Prof. **Martin** in der „Révue coloniale internationale" vom Juni einige Mittheilungen nach den Ergebnissen seiner Reise, der wir im Auszuge Folgendes entnehmen:

Die älteste Formation von **Curacao** ist ein vorherrschend aus Schiefer bestehendes Schichtensystem, welches steil aufgerichtet und scharf gefaltet erscheint. Ihr gehört als höchster Berg der Christoffel an, welchem sich eine Reihe niedriger, nur zum Theil auf den Karten vorkommender Berge im nordwestlichen Theile der Insel anschließt; dieselben zeichnen sich durch ihre scharfen Gipfel und Grate vor allen anderen Formationen aus. In dem Schiefer kommt eine Kalkschicht vor, die freilich nur in einer Anzahl kleiner Klippen zu Tage tritt, und die auf Grund der Versteinerungen als palaeozoisch bestimmt worden ist; die Petrefakten sind schlecht erhalten, genauere Mittheilungen über das Alter können deshalb erst nach eingehender Untersuchung derselben gemacht werden.

Die Schieferformation ist von Dioriten durchbrochen (alle gesammelten Proben sind natürlich noch nicht untersucht, doch glaubt Herr M., daß die Mehrzahl, wenn nicht alle, den Dioriten zugezählt werden müssen), welche zahlreiche flache Kuppen bilden. Alle diese älteren Formationen sind von jüngeren Korallenformationen umgeben, welche dem neueren tertiären Zeitalter ihre Entstehung verdanken und durch prächtig entwickelte Uferterrassen die in jüngster Zeit erfolgte Hebung der Insel veranschaulichen. Interessant sind diese Kalke der Erosionserscheinungen halber; ihr Phosphatgehalt verleiht denselben große Wichtigkeit für die Industrie.

An den Ufern der Binnengewässer und in der Ebene, welche sich im Osten zwischen den Kalkklippen befindet, sieht man vielfach Anschwemmungen der heutigen Periode, und auch die Korallenriffe in unmittelbarer Nähe der Stadt gehören derselben an.

Die wesentlichen Züge wiederholen sich in **Aruba**, doch kommen hier noch niedrige Bergrücken und meist kleinere, isolirte Erhebungen aus Syenit hinzu, die mit ihren Verwitterungsprodukten den Hauptantheil an der Formation von Aruba haben. Die von Dioriten durchbrochene Schieferformation ist durch das Bergland zwischen Buschiribana und Fontein vertreten, wobei der ältere Schiefer nur hier und da zu Tage tritt. Im Süden findet die Schieferformation ihr Ende in der Nähe der „spaansche Lagun". Die ausgedehnte Ebene, welche den südöstlichen Theil des Landes bildet, gehört wieder dem Tertiär an und zeigt denselben petrographischen Charakter, wie die entsprechende Schichtenreihe auf Curacao. Endlich lagert längs der Südwestküste ein breiter, aus jungem Korallenkalk bestehender Streifen dem Syenit und dem tertiären Kalkgebirge vor, während die palaeozoischen Kalke auf Aruba fehlen.

Schiefer, Diorit und tertiärer Kalk wurden auch auf der Insel **Bonaire** angetroffen; erstere bilden nur flache Hügel und die Diorite treten sehr gegen ein anderes Eruptivgestein zurück, welches den höchsten Berg der Insel, den Brandaris, aufbaut. Das Küstengebirge gehört dem Tertiär an, es besteht aus demselben Korallenkalk, wie er sich auf Curacao und Aruba findet, welcher außer einem schmalen Kalkgürtel an der nordwestlichen Ecke der Insel ein ausgedehntes Plateau bildet. Der im Süden der Stadt sich ausdehnende Theil der Insel ist völlig flach und dürfte dem quaternären oder jetzigen Zeitalter seine Entstehung zu danken haben.

Ueber **Surinam** wird Folgendes bemerkt:

Auf die alluviale Bildung zu beiden Seiten des Flußlaufes folgt bei der Jodensavanne das erste, an der Ober-

fläche sehr verwitterte, anstehende Gebirge. Bald darauf treten im Flusse Klippen von Granit auf, die sich bis zum Tafelrots verfolgen lassen. Letzterer gehört dem krystallinischen Schiefer an, der weiter aufwärts von Dioriten verdrängt wird, aber bei der oberhalb Brokopondo gelegenen Insel nochmals zu Tage tritt und sich bis Nieuw Starkreek ausdehnt. An der Mündung des Sarakreek, in der Nähe des zuletzt genannten Ortes also, begegnet man Syenitfelsen, die bis hinauf nach Toledo in verschiedenen Varietäten das herrschende Gestein bilden. Nur ein kleiner, unterhalb Toledo gelegener, Moni genannter Berg besteht wieder aus Diorit.

Versteinerungsführende Schichten sind nicht gefunden worden, auch konnte im Kassipurakreek keine Spur von tertiärer Formation, die man dort zu finden gehofft hatte, entdeckt werden. Das ganze, von Professor Martin bereiste Gebiet zeigte große Aehnlichkeit mit dem englischen Guyana.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Struckmann (Jahresber. naturh. Ges. Hannover 1884) weist nach, daß der Löwe noch zur Zeit des Menschen bis zum Südrande des Harzes streifte; über denselben hinaus scheint er aber nicht gegangen zu sein. Es ist gar nicht unmöglich, daß er dort noch mit dem Renthier zusammengetroffen ist, welches zweifellos bis in eine verhältnißmäßig nicht weit zurückliegende Zeit zahlreich am Harze gelebt hat.

— Dr. Albert Trolle, Das italienische Volksthum und seine Abhängigkeit von den Naturbedingungen. Ein anthropo-geographischer Versuch. (Leipzig, Duncker und Humblot 1885. 8°. 147 S.) Eine Frucht von Ratzel's Anthropogeographie, so bezeichnet der Verfasser selbst seine Arbeit. Es ist ein, wie uns scheint, recht gelungener Versuch, Ratzel's Principien auf einen konkreten Fall anzuwenden, und zwar nicht nur auf die physischen, sondern auch auf die psychischen, den Nationalcharakter, die Religion, Kunst und Wissenschaft. Wer Italien kennt, wird manche Anregung und manchen interessanten Gesichtspunkt in dem Werke finden, das auch eine Fülle statistischen Materials enthält. Ko.

— Der österreichische Chef-Geologe Tietze hat (in Jahrb. k. k. Geolog. Reichsanstalt 1884 S. 1) den Bericht über eine in 1881 gemachte geologische Forschungsreise durch Montenegro gegeben, welcher auch in geographischer Hinsicht manches Interessante bietet. Der Reisende ging zunächst die Moratscha aufwärts, dann auf kaum gangbaren Saumpfaden nach der Ljewa rieka, wo im Schiefergebiete auf einmal prachtvolle Waldungen auftreten, dann die Tara hinab und hinüber in das Thal des Lim. Von Andrejewitza aus wurde der majestätische Kom bestiegen, dessen Kalkmassen sich aus prächtigen Alpenwiesen erheben. Durch das Thal der forellenreichen Tara, deren Hänge mit prachtvollen Buchen besetzt sind, ging er wieder zur Moratscha und hinauf zum König Montenegros, dem Dormitor. Hier zeigte sich die Karte als reines Phantasiegebilde; von einem seiner Gipfel sah man vier Alpenseen, die sich noch auf keiner Karte finden. Die obere Tara, deren Lauf die Landesgrenze bildet, fließt in einer schauerlich tiefen, meistens absolut unzugänglichen, in triasischen Kalk eingerissenen Kluft, die eine unbedingt natürliche Grenze bildet. Dieses ganze Gebiet mit seinen Wäldern bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu den dürren Karstflächen, welche den Rest des Landes einnehmen und in welchen außer dem abflußlosen Becken von Nikšitj nur wenige unbedeutende kurze Flußläufe entwickelt sind. Auf der beigegebenen Karte sind namentlich in den oberen Gebieten der Moratscha und der Tara zahlreiche neue Details eingetragen, für welche die Geographie dankbar sein muß.

Asien.

— In der Sitzung der Société de Géographie vom 19. Juni 1885 sprach Herr Dutreuil de Rhins über die Verkehrswege in Cochinchina, wobei er sich auf eine Karte bezog, welche Herr Rueff, der Organisator des Transportwesens in Cochinchina und Cambodja, zusammengestellt hat. 1881, als Herr Rueff die Gesellschaft der Messageries fluviales de Cochinchine gründete, befuhren nur zwei Dampfer den unteren Mekong; jetzt hat sich dieser Verkehr sehr ausgebreitet und infolge dessen sind auch alle schiffbaren Wasserläufe besser bekannt geworden. Letztere sind die eigentlichen und einzigen großen Verkehrswege in Cochinchina und namentlich in Cambodja. Lange Zeit bestanden nur enge Fußpfade, die allerdings den geringen Anforderungen genügten, die in einem Lande, dessen kommercielle Entwickelung so weit zurück war, gestellt werden konnten. Auch jetzt noch giebt es nur eine Eisenbahn von Saigon nach Mytho und, wie Herr Dutreuil de Rhins behauptet, würden weitere Bahnen nur in politischer und militärischer Hinsicht Vortheil versprechen, übrigens die Kosten nicht decken, und vom kommerciellen Standpunkte aus scheinen die Wasserwege auch vollkommen zu genügen. Das Hauptnetz der Wasserwege besteht aus dem Mekong, aus seinen Armen, welche das Delta bilden, und dem Arme, welcher dieselben mit dem großen und kleinen See verbindet und vom Juli bis zum Januar schiffbar ist. Unter den Wasserwegen zweiter Ordnung kann man den Donnai, den Fluß von Saigon, die beiden Vaicos und eine große Anzahl mehr oder weniger schiffbarer Wasserläufe zusammenfassen. Herr Rueff hofft, daß man später, wenn die Hydrographie des Flusses vollkommen bekannt sein wird, im Stande sein wird, den Mekong bis über Samboc wenigstens in der Zeit des hohen Wasserstandes hinaufzufahren, vielleicht sogar bis Bassac, wenn man sich besonders für diesen Zweck erbauter Dampfschiffe bedient. Jetzt besteht die Flotille der Gesellschaft aus neun Schiffen und sechs Schaluppen. Sie bedient sieben Linien, von denen die vier ersten eine Gesammtausdehnung von 1000 Kilometer haben, die drei anderen Linien in Cambodja und Siam sind beinahe ebenso lang. Die Gesellschaft, welche den Postdienst regelmäßig besorgt und die Waaren, die Truppen und Reisenden befördert, hat durch die Sicherheit und Schnelligkeit der Transporte sehr viel zur Entwickelung des französischen Cochinchina beigetragen.

Afrika.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministers bereist jetzt Léon Guiral die afrikanische Westküste im Norden der Corisco-Bai. Im Februar dieses Jahres ging er nach der Errichtung einer Station in Ivava (halbwegs zwischen Dote und dem französischen Posten Bini) am Flusse Eyo oder Benito aufwärts bis zu der Woermann'schen Factorei Sniger, 30 bis 35 km von der Küste, wo der Fluß die Stromschnellen Jobe bildet. Unter dem 5. Mai berichtet Guiral über eine zweite Reise am oberen Benito, welche er zu Fuß unternahm. Vom Dorfe Makike bis Maliko blieb er auf dem rechten Ufer, welches bergig, sehr

waldreich und von klaren, fischreichen Bächen durchschnitten ist; es finden sich dort viele Elephanten und ebenso Gorillas, welche zur Fruchtzeit in den Wäldern bleiben, später aber die Pflanzungen in der Nähe der Dörfer plündern. Beim Dorfe Maliko ging Guiral auf das linke (südliche) Ufer des Evo hinüber, der mit Stromschnellen wie übersäet ist, ebenso wie sein bedeutendster Zufluß, der Lanshe (30 m breit, 0,6 m tief), und erreichte in diesem, noch nie von einem Weißen betretenen Gebiete einen kleinen See, Ediba, von 500 m Länge und 200 m Breite, welcher etwa 140 km vom Meere entfernt ist. Eine Tagereise weiter landeinwärts beginnt schon das Gebiet der Osieba und der menschenfressenden Pahuin, welche mit den Anwohnern des Sees, den Balaninji, im Kriegszustande sich befinden. Von dem See kehrte der Reisende nach der Küste zurück, will aber die Berglandschaften am oberen Benito noch weiter bereisen und hofft dort interessante Sammlungen zu machen.

Australien.

— Das rasche Aussterben der Eingeborenen in den angesiedelten Distrikten Australiens konstatirt wieder der Bericht der Missionsanstalt am Point Pearce auf Yorke's Peninsula (Südaustralien). Im Jahre 1881 lebten auf dieser großen Halbinsel 173 Eingeborene, Ende 1883 nur noch 152. Es waren in dieser Zeit 6 geboren und 27 gestorben.

— Die Bevölkerung der australischen Kolonien am Schlusse des Jahres 1884 war nach officieller Aufstellung folgende: Victoria 961 276 (+ 29 486), Neu-Süd-Wales 921 129 (+ 51 819), Queensland 309 600 (+ 22 125), Südaustralien 311 954 (+ 7439), und Westaustralien 32 958 (+ 1258 gegen das Vorjahr). Dies ergiebt für den australischen Kontinent, ohne die Eingeborenen, eine Gesammtbevölkerung von 2 536 917, gegen 2 424 790 am Schlusse des Jahres 1883, also eine Zunahme von 112 127. Die Einwohnerzahl von Tasmanien war von 126 220 auf 130 541 und die von Neu-Seeland von 540 877 auf 564 304 gestiegen.

— Westaustralien war bis dahin unter den australischen Kolonien die einzige, wo kein Gold gefunden worden war! Es geht jetzt die Nachricht ein, daß die von der Regierung dieser Kolonie ausgeschickten Feldmesser H. F. Johnstone und Nynlassy in der Nähe des Ord-Flusses, welcher in den Cambridge-Golf mündet, Gold entdeckt haben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne unter dem Präsidium von Sir E. Strickland hat jetzt die Vorbereitungen für eine Expedition nach Neu-Guinea vollendet. Der Zweck derselben ist, die physische Beschaffenheit, die geologische Formation, die Thier- und Pflanzenwelt und das Klima dieser größten Insel der Erde, namentlich in dem jetzt zu England gehörigen südwestlichen Theile, zu erforschen. Die Leitung der Expedition ist dem Kapitän H. E. Everill übertragen worden, welchem Godfrey Hemsworth aus Brisbane und R. G. Creagh aus Neu-Süd-Wales zur Seite stehen. Das übrige Personal bilden die Zoologen Dr. Haacke (Holsteiner von Geburt und Schüler des Professor Dr. Häckel in Jena, früher in Neu-Seeland und dann bis vor Kurzem Kurator des Museums in Adelaide) und Foggat aus Melbourne; Dr. Bernays aus Melbourne als Arzt und Geologe; R. Broadbent aus Sydney als Naturaliensammler; E. W. Bauerlen aus Sydney als Botaniker; James H. Shaw aus Sydney als Photograph u. s. w. Die Geographical Society hat den aufs Bequemste eingerichteten kleinen Dampfer „Bonito“ von 77 Tonnen gechartert. Die Ausrüstung mit Lebensmitteln und anderen Vorräthen, mit wissenschaftlichen Instrumenten, Medikamenten, Waffen und Munition ist die vollständigste. Ein größeres Boot (whale boat), ist ebenfalls beigegeben, um damit die Binnen-Gewässer zu befahren. Die nicht unbedeutenden Kosten werden theils von der Geographical Society und aus von ihr veranstalteten Sammlungen, theils aus von den Regierungen der Kolonien Neu-Süd-Wales (2000 Pfd. Sterl.), Victoria (1000 Pfd. Sterl.) und Queensland (1000 Pfd. Sterl.) bewilligten Beiträgen bestritten. Die Kolonie Südaustralien dürfte wahrscheinlich ebenfalls noch mit 1000 Pfd. Sterl. folgen. Die Expedition verließ in Gegenwart vieler Mitglieder der Geographical Society und anderer Freunde am 10. Juni 1885 Sydney. Der vorerwähnte Präsident Sir E. Strickland ermahnte bei der Abfahrt zur äußersten Vorsicht im Verkehr mit den Eingeborenen. Zur Basis der Operation soll womöglich der in 7° 45′ südl. Br. und 144° 15′ östlich von Gr. mündende Aird-Fluß genommen werden.

— Nach dem 1884 vorgenommenen und unlängst veröffentlichten Census haben die Hawaiischen Inseln folgende Bevölkerung: Oahu 28 068, Hawaii 24 991, Maui 15 970, Kaui und Niihau 8935, Molokai und Lanai 2614, zusammen 80 578. Dies ergiebt seit 1878 einen Zuwachs von 23 774 Seelen. Die eingeborene Bevölkerung hat in diesen sechs Jahren um 3905 abgenommen, die fremde dagegen ist um 25 869 (?) gewachsen. (Proc. R. G. S.)

Südamerika.

— Herr Chaffanjon schreibt d. d. 12. Mai an die Pariser geographische Gesellschaft aus Ciudad Bolivar, daß er nach Durchforschung des oberen Orinoko und des Caura dort angekommen sei; schon unter dem 11. März hatte er dem Minister des öffentlichen Unterrichts Bericht erstattet (u. a. über die Entdeckung indianischer Baumwolle) und einen Kartenentwurf zugehen lassen. Seitdem hat er eine Reise ins Innere des Caura gemacht und verschiedene von den Nachbarn ihrer Grausamkeit wegen gefürchteten Indianerstämme (Arebatos, Panares, Inau und Guagnungomos) angetroffen; es glückte ihm jedoch mit zwei Begleitern überall durchzukommen, und von den Häuptlingen merkwürdige und wichtige Mittheilungen über ihre Sitten und Religion zu bekommen. Bei dem Versuche, sich eines Indianerskelettes zu bemächtigen, wurde der Reisende durch Pfeilschüsse gestört und hatte Mühe sich zu retten, während einer seiner Begleiter getödtet wurde. Ein anderer Indianer nahm die Leiche, blies in ihren Mund und legte sein Ohr auf ihren Bauch; nach wenigen Augenblicken richtete er sich lebhaft auf, nahm den Körper auf, legte ihn mit dem Gesicht nach Osten gegen einen Stein und zog dann Chaffanjon mit sich fort. Ein Sumpf, in dem sie sich einige Stunden versteckt hielten, verbarg den Verfolgern ihre Spur.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

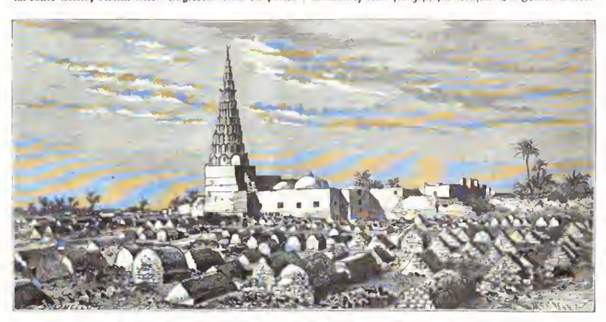
Unmittelbar neben dem Thurme el-Talisman, doch innerhalb der Ringmauer, dehnt sich ein weiter Begräbnißplatz aus, den das Grabmal des Scheichs Omar weit überragt. Dasselbe hat ein spitzes Dach von der Form eines Löschhütchens, und dieses ist außen mit lauter gleichgeformten Vorsprüngen überdeckt, welche den zellenförmigen Vertiefungen des Inneren entsprechen. Wendet man sich von dort der Stadt zu, so gelangt man in eine verhältnißmäßig schöne Straße und zu dem berühmten Grabe des Abd-el-Kader, welches die schiitischen Perser nach 1633 zerstört hatten, und zu dessen Wiederherstellung Sultan Murad bald darauf seinen Kriegszug nach Baghdad unternahm. Eine abgeplattete und von vielen kleinen Oeffnungen durchbrochene Kuppel bedeckt die Moschee; unmittelbar daneben erhebt sich eine zweite, kleinere, aber viel gefälligere Kuppel, welche mit bunten Fayencen im persischen Stile der Periode der Sofi-Könige bekleidet ist; unter dieser liegt der Raum mit dem eigentlichen Grabe. Den großen Hof umgeben Bogengänge, unter welchen Reisende und Derwische kampiren; weiterhin liegt eine Medresse. Diese letzteren Bauten, ebenso wie die beiden Minarets am Eingangsthore sind erst in neuester Zeit hinzugefügt worden. Einige Schritte weiterhin liegt wieder ein Grabmal, dann rechts die Moschee Scheich Jussef und links die Masdsched Abd-er-Rahman und so fort; es wäre ebenso unmöglich, alle hiesigen, dem Kultus geweihten Gebäude aufzuzählen, wie die Kirchen und Kapellen Roms; nur das Hervorragendste hat man zu besuchen Zeit und Lust.

Noch heute giebt es in Chaldäa zahlreiche Wahabiten, die aber streng überwacht werden. Bei den Persern ist das nicht der Fall; aber dennoch ist ihre Lage schlechter, als die irgend eines Ungläubigen. Nichtsdestoweniger bleiben sie im Lande, sei es aus religiösen Gründen, um in der Nähe von Nedschef und Kerbela, wo die so hoch verehrten Nachfolger des Propheten Ali und Hussein ruhen, zu leben, sei es, um von den zahlreich durchpassirenden schiitischen Karawanen Nutzen zu ziehen, Karawanen von Lebendigen, die nach den Gräbern der Imame sich begeben, um dort zu beten, und Karawanen von Leichen, die in deren Nähe in geheiligte Erde gebettet werden sollen. Obwohl die Quartiere am linken (östlichen) Tigrisufer mit der Straße von und nach Persien, auf welcher die meisten jener Züge eintreffen, in direkter Verbindung stehen und also für die Baghdader Perser mehr geeignet wären, so wohnen dieselben doch fast alle in der kleinen Stadt Kadhimein, welche 6 km von Alt-Baghdad auf dem rechten Flußufer sich um das Grabmal des Imam Musa ausdehnt. Ehe die Karawanen demnach diesen Ort, wo sie meist Rast machen, erreichen, müssen sie die ganze, von Sunniten bewohnte Stadt durchziehen, und da ist es eine Hauptbeschäftigung der Kinder, auf ihre Ankunft zu lauern und den armen ermüdeten Schluckern so manchen Possen zu spielen. Namentlich geschieht das auf dem Meidan, dem schönsten und belebtesten Platze Baghdads, an welchem auch die reizende Moschee Ahmed Chiaja liegt. Wenn durch das Ostthor ein langer Zug todter oder lebender Perser hereinzieht,

jene in Teppiche gewickelt und zu je vieren auf einem Maulesel verladen, diese auf den geräumigen Reisetaschen, die all ihr Gepäck enthalten, hockend, dann stürzt sich eine ganze Schaar von Kindern mit wildem Geschrei auf die Nachzügler, um denselben irgend eine schlecht befestigte Decke oder eine draußen hängende Kanne oder eine Wasserpfeife zu stehlen und damit in der Richtung nach dem Bazar oder nach der Kaserne, welche eine ganze Seite des Meidan einnimmt, zu entfliehen. Waren die Pilger vorsichtig und haben sie alle ihre Habe gut befestigt, so suchen die Straßenjungen durch Steinwürfe die Lastthiere scheu zu machen, damit sie das Gepäck abwerfen — und all das müssen sich die Perser ruhig gefallen lassen; denn wollten sie bei den Behörden oder der Polizei klagen, so würden sie obenein von diesen noch verspottet werden.

Am Sonntag, den 17. December, besuchten die Reisenden die Messe in der großen, gut gehaltenen katholischen Kirche, welche von französischen Karmelitern, die schon lange im Lande wirken, bedient wird. Außerdem leiten die Patres eine sehr blühende Schule, die von Knaben sämmtlicher Glaubensbekenntnisse besucht wird; der Unterricht ist natürlich sehr elementar, doch wird das Studium der französischen Sprache mit Nachdruck betrieben. Schwestern vom Orden des Heil. Joseph, damals fünf an der Zahl, unterstützen die Mönche in ihrem civilisatorischen Bemühen; freilich ist der Unterricht, welchen sie jungen Türkinnen ertheilen, noch geringfügiger, als der der Karmeliter, und beschränkt sich hauptsächlich auf das Lehren von Nähen und Stopfen. Außerdem sind die Mittel und Räumlichkeiten der Schwestern beschränkt; während der guten Jahreszeit können sie in den Gängen ihrer Anstalt unterrichten, aber wenn die Regen anfangen, müssen sie viele der Mädchen zu ihren Familien zurückschicken, deren moralischer Einfluß nicht von der besten Art ist.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienste benutzen viele Christen beiderlei Geschlechts den Umstand, daß sie gewählte Kleider tragen, dazu, um Besuche zu machen, und das namentlich beim französischen Konsul. Die Frauen wurden

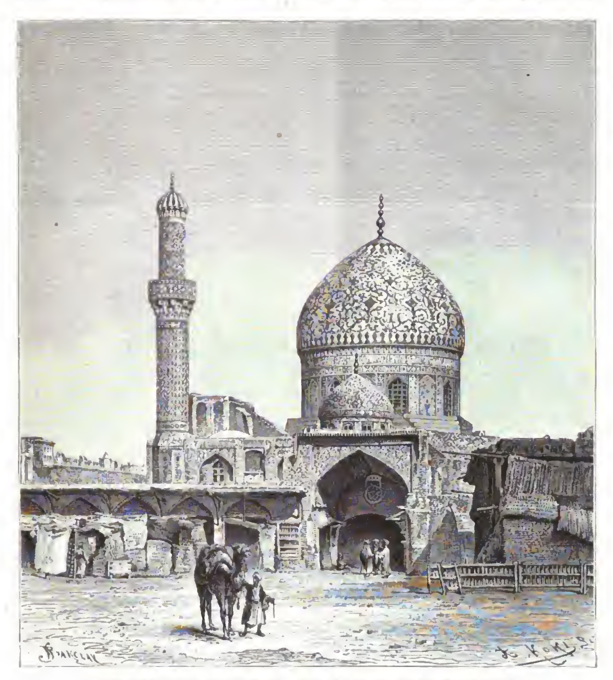


Grabmal des Scheich Omar. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

in das Zimmer der Frau Konsul geführt; beim Ausgehen tragen sie alle weite, mit Gold oder Silber besetzte Izzas von Seide, welche sie von Kopf bis zu Fuß einhüllen und sehr stattlich aussehen würden, wenn nicht die Frauen zu sehr besorgt wären, ihre Prachtkleider zu zeigen. Junge Frauen tragen auf dem Kopfe eine mit Stickerei und einer großen Troddel verzierte Mütze, und an den Wangen herunterhängend schwere, falsche Flechten, die sie arglos am Kopfputze befestigen; ältere Frauen decken über die Mütze ein kleines Tuch, welches über der Stirn in einer Spitze herabhängt. Alle tragen lange, gewöhnliche Seidenröcke, vorn offene Leibchen von Sammet oder Brokat, ein mit massiven Goldstickereien überladenes Gazehemd und eine Unmasse von Schmucksachen, wie Halsbänder, Brochen, Gürtel, Stirnbänder, Ohrgehänge von solcher Schwere, daß sie wie die künstlichen Flechten am Kopfputze angehakt werden müssen, Armringe, Fingerringe u. s. w. Aber die Schönheit Aller, mögen es Christinnen, Mohammedanerinnen oder Jüdinnen sein, hat einen grausamen Feind: keine einzige, welche im Konsulate erschien, war ohne die Narben, welche die sogenannte Baghdad- oder Aleppo-Beule hinterläßt. Dieselbe tritt als ein weißer, harter Punkt von der Größe eines Stecknadelknopfes auf, der drei Monate lang sich gleich bleibt, dann roth wird, anschwillt, eitert und einen dicken Schorf bildet, nach dessen Abfallen das wie von einem Krebse zerfressene rohe Fleisch zu Tage tritt. Ist es eine einzige Beule, so heißt sie männlich; dehnt sie sich aus und theilt sich in zahlreiche Pusteln, so nennt man sie weiblich. Niemand, selbst Katzen und Hunde nicht, bleiben davon verschont, und selbst Durchreisende werden von der Krankheit ergriffen; mancher bleibt Jahre lang davon verschont, ein anderer wird am Tage nach seiner Ankunft davon ergriffen. Man will beobachtet haben, daß Eingeborene die Beulen mehr im Gesichte, Europäer mehr am Leibe bekommen. Bis jetzt kennt man noch kein Heil- oder Präventivmittel; Aetzen, was englische Aerzte früher empfahlen, und erweichende Mittel, zu denen Europäer gern ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, vergrößern nur die inficirte Stelle, während die scharfen Pflaster, deren sich die Baghdader Damen bedienen, um den Schorf rasch zum Abfallen

zu bringen, das Fleisch angreifen und ihm auf lange Zeit einen violetten Ton verleihen. Für europäische Augen sind die Narben, welche diese Beulen hinterlassen, sehr unangenehm; die Eingeborenen selbst sind dagegen so daran gewöhnt, daß sie der Ansicht sind, daß dieselben noch niemals ein hübsches Gesicht entstellt haben.

Am 18. December unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Ausflug nach dem schon genannten Kadhimein auf dem rechten Tigrisufer, wohin Midhat Pascha während seiner kurzen Verwaltung des Wilajet Baghdad eine Pferdebahn hat bauen lassen. Dies war eine vortreffliche Gelegenheit, türkische Wirthschaft zu studiren. Die Fahrt auf der circa 6 km langen Strecke sollte etwa eine halbe Stunde dauern; aber halbwegs wurden die Reisenden ersucht, auszusteigen. Die Bahn beschreibt dort eine starke Kurve und die äußere Schiene hat sich so gesenkt, daß der Wagen entgleisen muß. Das dauerte damals schon 18 Monate, aber den Schaden auszubessern, was in ein paar Stunden möglich wäre, hatte man nicht versucht. Dafür hatte die Gesellschaft einige Lastträger an jener Stelle postirt, welche den entgleisten Wagen mühsam wieder in die Schienen bringen müssen! Da dies etwa eine



Moschee Achmed Chiaja auf dem Meidan. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Viertelstunde dauert, so zieht das Publikum allmählich mehr und mehr vor, zu Fuße zu gehen. Und dabei sind die Baghdader auf ihren 6 km langen Tramway stolzer, als die Franzosen auf die Durchstechung des Isthmus von Suez oder die Nordamerikaner auf die Vollendung der Pacificbahn. Niemals hat ein türkischer Gouverneur so glänzende Reformen geplant und keiner hat einen so volksthümlichen Namen hinterlassen als der intelligente Midhat; aber ihm fehlte bei allem guten Willen zu sehr der praktische Sinn. Als er die Erbauung der Bahn anordnete, lag ihm nur daran, der Provinzialhauptstadt eine absolut gerade Straße zu schaffen. Es ist kaum glaublich, daß er dabei zuerst befahl, den Tigris der Länge nach zu überbrücken und auf dieser Brücke die Schienen zu legen, daß der mit den Vorarbeiten betraute Ingenieur alle Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, daß, da der Tigris auf dieser Strecke große Krümmungen macht, die Bahn um so viel länger ausfallen müßte, und daß der Pascha schließlich nur nachgab, weil er die riesigen Kosten scheute. So wurde denn der Tramway auf dem linken Ufer gebaut, unmittelbar neben einem staubigen Wege, auf welchem starker Verkehr von Fußgängern und Eselsreitern herrscht.

Schon von Baghdad an sieht man die glänzenden Spitzen der vier Minarets, welche das Grab des Imam Musa umgeben, über die Palmen von Kadhimein herüberragen, und wenn man näher kommt, unterscheidet man zwischen den Laubmassen hindurch zwei schöne Kuppeln, welche durch ihre Gestalt und ihre Bekleidung mit gehämmertem Golde an den Dom über dem Grabe der Fatma zu Kum erinnern. Aber von dem eigentlichen Gebäude ist wegen der hohen Umfassungsmauer nichts zu erblicken.

Vor dem Thore von Kadhimein angelangt, begaben sich die Reisenden durch Straßen, welche im Vergleiche zu denen Baghdads reinlich waren, und durch Bazars, in denen, wie im ganzen Orte, schiitische Perser hausten, sofort zur Moschee und erreichten zuletzt einen, ganz mit Bergen von Gemüsen angefüllten Platz, an dessen einer Seite der Eingang zur Moschee sich befindet. Nichts ahnend schritten sie darauf zu in der Ueberzeugung, daß sie hier ebenso leicht Einlaß finden würden, als in den



Chaldäerin aus Baghdad.



Jüdin aus Baghdad.

Heiligthümern Baghdads. Kaum aber hatten die Gemüsehändler das Vorhaben der Fremden begriffen, als sie insgesammt ihre Stände verließen und ihnen den Zutritt verwehrten, anfangs noch in etwas höflicher Form, dann aber immer heftiger und ausfallender werdend. Es blieb ihnen nichts übrig, als vor der stets anwachsenden lärmenden Menge den Rückzug anzutreten und sich in ein enges Gäßchen zu retten. Kaum daß sie durch das offen stehende Thor einen raschen Blick in den, von der Mauer umschlossenen Raum hatten werfen können. Im Hintergrunde eines weiten Hofes erhebt sich die mit emaillirten Ziegeln bekleidete Façade und davor ein Halle auf sehr schlanken Säulen, die mit rautenförmig geschliffenen Spiegeln bedeckt sind, ähnlich wie bei dem Pavillon Tschehil-Situn (vergl. „Globus“, Bd. 45, S. 2), nur daß hier die beiden vergoldeten Kuppeln über den Gräbern des siebenten und zwölften Imam hinzukommen. An den Ecken des Bauwerkes stehen als eine Auszeichnung, der sich nur die gefeiertsten Heiligthümer rühmen können, vier große, mit Fayencen bedeckte Minarets; ihre Spitzen sind vergoldet und in zwei Drittel ihrer Höhe tragen sie durchbrochene Balustraden, von denen die Mollahs zum Gebet rufen. Niedrigere Thürmchen stehen dicht neben den Kuppeln. Außerdem umschließt die Ringmauer auch noch eine Medresse, Karawanseraien und Bäder. Das jetzige Bauwerk — die ursprüngliche Moschee von Kadhimein datirte aus den ersten Zeiten des Islam — ist übrigens kaum vollendet und zeigt schon Spuren des beginnenden Verfalles; der architektonische Geschmack der Perser zeigt sich hier in einem besseren Lichte, als die Zuverlässigkeit ihrer Handwerker und ihres Materials. Später erhielt übrigens Dieulafoy von M. Mongel, dem Ingenieur des Wilajets, eine Photographie der Moschee; derselbe hatte sie betreten dürfen, da die Perser einige Monate vorher ihn ersucht hatten, eine Uhr in derselben aufzustellen, und diese Gelegenheit hatte er benutzt, um von dem Bauwerke verschiedene photographische Ansichten aufzunehmen.

Am folgenden Tage (19. December) wurden die Begräbnißplätze und Grabmäler des linken Ufers, die auf dem verlassenen Grund und Boden Alt-Baghdads angelegt sind, besucht. In diesem Lande der Sonne sind solche Stätten noch viel weniger traurig, als in Stambul oder Skutari; keine moralische oder materielle Schranke erhebt sich hier zwischen den Todten und den Lebenden, und die



Grab des Imam Musa in Kadhimein.

Schatten schrecken Niemanden. Der größte dieser Begräbnißplätze umgiebt eine Moschee, die auf dem Grabe des Bruders Harun el-Raschid's erbaut ist. Eine prächtige Palmenallee führt zu derselben hin, in deren schattigem Laube allerlei gefiederte Sänger ihr munteres Wesen treiben. Ueber jedem Grabe erhebt sich ein rohes, leicht wieder zerfallendes Mauerwerk, das je nach dem Geschlechte des darunter Liegenden, oben flach oder gewölbt ist. Begräbnisse sind natürlich hier häufig, aber es ist keinem Fremden zu rathen, sich an die Leidtragenden heranzudrängen. Unter Wehklagen und mit raschen Schritten naht sich der Zug, der eine weibliche Leiche bringt. Dieselbe liegt auf einer Bahre und ist mit einem großen Kaschmirtuche bedeckt, auf welchem in der Gegend des Kopfes eine Art Krone ruht. Dicht neben einer frisch gemachten Grube wird die Bahre niedergesetzt; die nächsten Verwandten treten hinzu, ergreifen ein langes breites Tuch und halten es rings um das Grab herum, um selbst noch in dem Augenblicke, wo der Leichnam in das Grab gesenkt wird, die Formen des weiblichen Körpers den Umstehenden zu verbergen. Bald ersetzt dann eine Schicht Erde den Schleier, unter dessen Schutz die mohammedanische Frau ihr ganzes Leben zugebracht hat, und die für kurze Zeit nur gestörten Vögel in den Palmzweigen nehmen ihren tröstenden Gesang wieder auf.

Junge Jüdinnen in Baghdad.

Von diesem Begräbnißplatze richteten die Reisenden ihre Schritte nach einem Grabmale, dessen Kuppeln kaum über die einschließende Mauer hinwegragen. Sie klopfen an; in der eisenbeschlagenen Thür öffnet sich ein Schiebefensterchen, ein Wächter streckt die Hand heraus und fordert einen Kran Bakschisch für jede Person, ehe er öffnet. Nothgedrungen bezahlt Dieulafoy und erhält dann Einlaß zum Grabe Josua's. Man gelangt zu einer zweiten Thür, über welcher mit apfelgrüner und blauer Farbe lange Sprüche in hebräischen Charakteren angemalt sind; nochmals ist ein Trinkgeld zu erlegen, ehe sich das Allerheiligste öffnet. Und was sieht man? Einen mit Kalk geweißten Saal und darin einen Klotz ganz roh ausgeführten Mauerwerkes! Und dafür muß man eine halbe Stunde lang mit den Wächtern unterhandeln und etwa sechs Mark an Bakschisch bezahlen! Trotz seiner fast übertriebenen Einfachheit steht aber das Grab bei den Juden in hohem Ansehen; zu gewissen Zeiten des Jahres unternehmen dieselben in großer Menge Pilgerfahrten dorthin, nicht nur von Baghdad, sondern aus ganz Chaldäa. Daß die Juden dieses Kenotaph und dasjenige Esra's (siehe oben S. 118) erbaut haben, zeigt, wie einflußreich und zahlreich sie im Wilajet sind. Im Handel bilden sie eine nicht verächtliche Macht, haben die Finanzgeschäfte der Provinz in Händen und legen bei jeder Gelegenheit eine ungewöhnliche Intelligenz und Thätigkeit an den Tag.

Die Häuser des Judenquartiers unterscheiden sich von denen der Mohammedaner durch ein weniger abstoßendes und weniger klösterliches Aussehen. Fenster in den nach der Straße gehenden Mauern und nach außen vorspringende Muscharabiehs (mit Holzwerk vergitterte Erker) erlauben den Jüdinnen, ohne selbst gesehen zu werden, die vorbeigehenden Leute zu mustern. Alle führen ein sehr zurückgezogenes und anscheinend sehr einfaches Leben; dafür aber schmücken sie sich bei feierlichen Gelegenheiten mit einer Unmenge von edlen Steinen und Perlen, die an sich allein schon ein Vermögen darstellen, das leicht mit fortzunehmen oder zu verbergen ist. Namentlich erzählt man sich in Baghdad viel von der Pracht der sechsfachen Perlenketten, welche die Kinder eines reichen Banquiers tragen, unbeschadet die Armbänder, Spangen, Ringe, Brillantohrgehänge und die kostbar gestickten und mit Edelsteinen übersäeten Käppchen, welche diese Töchter Israels an sich tragen.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

V. In der Ostcordillere.

Ein großer Theil der Vereinigten Staaten von Columbien, der ehemaligen Republik Neu-Granada, wird durch das nördliche Ende der Anden eingenommen, welche hier in vier Ketten gegliedert erscheinen. Zwischen der dritten

und vierten Kette, von Westen gezählt, zwischen der sogenannten Central- und der Ostkordillere, fließt in breitem Thale der Magdalenenstrom, der die Hauptverkehrsader des Landes bildet. Den Reisenden, welcher auf der Rhede von Savanilla oder Salgar gelandet, bringt eine kurze Eisenbahnfahrt nach Barranquilla, der eigentlichen, an einem Seitenarme des Magdalena gelegenen Handelsstadt, und von da führt ihn einer der barocken, nach nordamerikanischem Muster gebauten Flußdampfer stromaufwärts. Savannen, auf welchen Rindvieh weidet, und üppiger tropischer Urwald wechseln am Ufer des Stromes mit einander ab und werden verhältnißmäßig selten durch menschliche Ansiedelungen mit kleinen Anpflanzungen unterbrochen. Das Gebirge sieht man bis auf den letzten Tag der Fahrt nur aus der Ferne. Bei besonders günstigem Wasserstande nach sieben Tagen, oft auch erst nach zwei oder drei Wochen, erreichen wir Honda, wo Stromschnellen die Schiffahrt unterbrechen, und von wo wir die Reise nach der auf einer Hochebene der Ostkordillere gelegenen Landeshauptstadt Bogotá (dem früheren Santafé de Bogotá) auf Maulthieren fortsetzen müssen. Wir brauchen noch zwanzig Stunden im Sattel, also zwei bis drei Tagereisen, um zum westlichen Ende der Hochebene zu gelangen.

Der Weg führt eine kurze Strecke am Magdalenenstrome entlang, überschreitet eine schmale und niedrige, mit unbedeutendem Walde bestandene Bergkette und passirt das Thälchen des Rio Seco, um dann den steilen Anstieg zum Alto de Sarjento zu beginnen, der ersten der beiden hohen Vorketten, welche wir zu überwinden haben, ehe wir zur Hochebene selbst emporklimmen. Der Boden besteht aus rothem Thon und Geröll, die Vegetation ist trockenes Gebüsch, in welchem zahlreiche bunte Schmetterlinge und Kolibris umherschwirren. Dazwischen einzelne Hütten mit kleinen Anpflanzungen und Weideplätzen (Potreros).

In einiger Höhe bieten sich uns außerordentlich hübsche Blicke auf das Magdalenenthal und die dahinter sich erhebende Centralkordillere. Fast unmittelbar am Fuße des Höhenzuges, auf welchem wir uns befinden, schlängelt sich der Strom als ein Silberfaden dahin, dahinter eine niedrige bewaldete Kette, und dann eine Reihe kastellartiger Bildungen, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit den Inselbergen und Sandsteinplateaus der sächsischen Schweiz haben, wie diese durch die Gewässer aus einem zusammenhängenden Plateau herausmodellirt worden sind, aber nicht aus Sandstein der Kreideformation, sondern aus jungen vulkanischen Tuffen bestehen. Während sie vom Strome aus einen recht stattlichen Eindruck machen, erscheinen sie jetzt als Zwerge im Vergleich mit der Kordillere, die sich hinter ihnen erhebt. Uns gegenüber und weiter nördlich bildet dieselbe einen gezackten Felskamm mit kühnen Gipfeln, im Südwesten krönen sie herrliche Schneeberge, rechts die breite Masse des Ruiz, dann einige kleinere Gipfel, und links der außerordentlich regelmäßige, oben abgestumpfte Schneekegel des Tolima. Nur in den Morgenstunden, höchstens bis 9 Uhr, ist die Centralkordillere sichtbar, dann ziehen sich allmählich die Wolken, welche jetzt schon über dem Thale lagern, in die Höhe und verhüllen ihren Kamm.

Etwa nach drei Stunden langen wir auf dem Alto de Sarjento (1343 m, nach Reiß und Stübel) an, von wo wir in das Thal von Guaduas hinab schauen. Dasselbe ist ganz roth gefärbt durch die Blüthen eines Mimosenbaumes, welcher den Kaffeestauden einer großen Anpflanzung Schatten giebt. In der Mitte des Thales, in das wir nun hinabsteigen, liegt das Landstädtchen Guaduas selbst (1036 m). Dahinter erhebt sich eine neue Kette zu etwas größerer Höhe, ebenfalls nur dünn bewachsen und in eingerissenen Schluchten denselben rothen Thon erkennen lassend. Auf dem Kamme ist ein kleines Längsthälchen eingesenkt, welches denselben dadurch in einen Doppelkamm zerlegt. Von dem höheren östlichen Rücken, dem Alto del Trigo (1928 m), erblicken wir vor uns das Thal von Villeta und dahinter viel höhere Berge, als wir bisher überstiegen haben, Berge, die im Ganzen über 3000 m Höhe erreichen.

Wir haben jetzt eine andere geologische Formation, ein Gebiet vorherrschender Schieferthone mit zwischengelagerten harten blauen Kalken und weißlichen Sandsteinen, betreten, welche kühnere Bergformen hervorruft. Zu beiden Seiten des Thales von Villeta steigt der Abhang nicht gleichmäßig an, sondern bildet Stufen, aber diese Stufen sind nicht ebenflächige Terrassen, sondern mehr oder weniger in gleicher Höhe liegende Bergzinken, welche der Schichtung entsprechend nach rückwärts geneigt sind, aber nach vorn eine noch steilere, durch die atmosphärischen Agentien verursachte Böschung haben. Auch die Gipfel des Kammes, auf welchem wir uns befinden, sind solche kühne, durch steil geneigte Schichten gebildete Felszacken, während der höhere, uns gegenüberliegende Kamm aus breiteren Plateaubergen besteht, ja beinahe eine, nur durch einzelne Scharten unterbrochene Mauer bildet, wobei wir schon aus der Ferne erkennen können, daß die Schichten hier fast horizontal lagern.

Obgleich wir Villeta von der Höhe wie zu unseren Füßen liegen sehen, nimmt der Abstieg doch mehrere Stunden in Anspruch. Der Weg führt beständig zwischen Hütten hin, die nur durch geringe Abstände von einander getrennt sind; bei jeder Hütte eine kleine Anpflanzung von Mais, Bananen, Maniokwurzel, Arracacha, Zuckerrohr, vielleicht auch einigen Kaffeestauden, und meist ein mehr oder weniger großer Potrero (Weideplatz). Das Terrain dazwischen ist durch niedriges Gebüsch besetzt, welches aufgesprossen ist, wo man den Wald nur um des Holzes willen zerstört hat, ohne den Boden zu bearbeiten. Im Grunde des Thales liegt das schmutzige, häßliche Landstädtchen Villeta (813 m).

Der Aufstieg auf der anderen Thalseite gewährt fortwährend prachtvolle Rückblicke auf die Kette des Alto del Trigo; sie hat dieselbe herrliche blaue Färbung, welche die Ansicht der Blauen Berge von Jamaika so reizvoll macht. Und als die Dunkelheit hereinbrach, da flackerten auf allen Seiten Feuer auf, mit welchen man Gebüsch oder alte Anpflanzungen niederbrannte, um die neue Aussaat vorzubereiten, und gaben der Landschaft einen magischen Ausdruck. Am schönsten ist die Aussicht von Agua larga, das mehr als 1300 m über Villeta liegt. Das naßkalte Klima, in welches wir jetzt eingetreten sind, die Wolken, die dicht über unseren Köpfen ziehen, bilden einen eigenthümlichen Kontrast mit dem Blick auf die tieferen Gehänge und die Thalebene, wo das helle Grün der Bananen und der Zuckerrohrfelder in uns unwillkürlich die Vorstellung tropischer Wärme erweckt. Ein Anstieg von reichlich 600 m bringt uns zur Paßhöhe des Alto del Roble (2755 m), von wo wir in einer halben Stunde sanften Abstieges die ungefähr 150 m tiefer gelegene Häusergruppe von Los Manzanos erreichen und damit die Hochebene von Bogotá, oder zunächst vielmehr nur eine fast ganz abgeschlossene Bucht derselben betreten; erst hinter der kleinen Landstadt Facatativá tritt man in diese selbst ein.

Aber nur in ostsüdöstlicher Richtung hat man den Anblick einer weit ausgedehnten Ebene; in 40 km Entfernung erheben sich dunstig die Berge von Bogotá mit den beiden Wahrzeichen der Stadt, den Kapellen Monserrate

und Guadalupe. Auf der rechten Seite bleiben fast auf der ganzen Fahrt — denn hier haben wir das Maulthier mit dem Wagen vertauscht — die niedrigen südwestlichen Randhöhen der Ebene in geringer Entfernung, von Norden treten zwei halbinselartig vorgestreckte Bergketten ziemlich nahe heran; erst unter dem Meridian von Bogotá erstreckt sich eine ähnliche lange Bucht nach Norden, mit unserer eine Art Gabel bildend. Die Ebene oder Sabána, wie man sie zu nennen pflegt, wird auf allen Seiten von höheren Bergen umgeben; sie hat eine mittlere Höhe von etwa 2580 m und ist nach der Mitte zu etwas eingesenkt. Im Winter sind hier weite Strecken überschwemmt und bilden zeitweilig Lagunen, deren einige auch den Sommer über nicht austrocknen. Dieselben sind jedenfalls die Ueberreste eines großen Sees, der einst die ganze Ebene eingenommen hat. Das beweisen die Ablagerungen, welche das alte Becken erfüllen, dafür spricht auch die Analogie der nördlich angrenzenden Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá, die noch heute großentheils von einem See eingenommen wird. Baumwuchs fehlt der Sabana großentheils, und nur an den Flüssen und wassergefüllten Gräben finden sich die Weide und der erst kürzlich hier angepflanzte Eukalyptus. Der größte Theil derselben wird nicht von Ackerbau, sondern von Weideplätzen eingenommen, welche meist mit Mauern aus gestampfter Erde umgeben sind, und auf denen Rinder- und Pferdeherden grasen.

Nach vier- bis fünfstündiger Fahrt erreichen wir die Landeshauptstadt Bogotá (früher Santafé). Der untere Theil der Stadt liegt noch in der Ebene, aber der obere ist schon sanft geneigt, und Vororte steigen an den Höhen hinan, die sich unmittelbar hinter der Stadt steil 600 bis 1000 m hoch erheben. Auf diesen Bergen liegen in geringem horizontalem Abstande (ungefähr 1½ km aus einander) die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe, zwischen denen aus tiefer, enger Schlucht (Boqueron) der Rio San Francisco hervorbricht. Die Hänge sind mit einer niedrigen Buschvegetation bekleidet, zwischen der an vielen Stellen der rothe Thonboden hervorschimmert. Bei trübem, regnerischem Wetter sind diese Berge bis zu den oberen Theilen der Stadt selbst in dichten Nebel gehüllt, aber bei heiterem Wetter bieten sie einen wundervollen Anblick dar, zeigen sie immer neue, so tiefe und kräftige Tinten, daß ihre Darstellung dem Maler bei uns leicht den Vorwurf der Unwahrheit zuziehen würde. In den letzten Monaten des Jahres 1882 stand über dem Boqueron ein großer herrlicher Komet und vermehrte die Pracht des Sternenhimmels, der in dieser Höhe, bei dieser Dünne und Durchsichtigkeit der Luft eine Reinheit und einen Glanz besitzt, wie ich es bei uns nie gesehen habe.

Wenn man auch nur wenig an den Hügeln hinansteigt, hat man bald einen hübschen Ueberblick über die Hochebene, die sich in zwei Armen nach Westen und Norden erstreckt. Im Nordwesten steigen treppenförmig über einander inselartige und halbinselartige Höhenzüge und dahinter erst der eigenthümlich gezackte Kamm der eigentlichen Randberge auf. Die Höhen im Westen und Südwesten der Hochebene sind niedrig und kraftlos, nur zwei sargartige Tafelberge bei Facatativá heben sich aus denselben heraus. Aber über einer besonders tiefen Einsenkung sieht man an klaren Morgen die Schneeberge der Centralkordillere, den Tolima und Ruiz, die 150 km oder 20 deutsche Meilen von uns, also so weit wie die Jungfrau vom Feldberge entfernt sind, aber bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre doch noch einen überaus eindrucksvollen und schönen Anblick gewähren. Eines reizenden Schauspieles genoß ich an einem frühen Morgen, als ich noch vor Sonnenaufgang einen Spaziergang auf die Hügel gemacht hatte. Die Ebene war von einem wenig mächtigen, aber sehr dichten und nach oben scharf abgeschnittenen Nebel bedeckt, welcher täuschend einem Seespiegel glich und in dem Geiste das Bild einer geologischen Vergangenheit herzauberte, in welcher ein Andensee die Stelle der Hochebene einnahm. Allmählich ist derselbe von den Flüssen zugeschwemmt worden, im südlichen Zipfel hat der R. Bogotá rückwärts einschneidend die Randhügel durchschnitten und den See abgezapft. Daß das, geologisch gesprochen, erst in junger Zeit geschehen ist, geht aus der Unfertigkeit des Thales hervor; bald jenseits des Durchbruches bildet der Fluß mitten im Urwalde den 146 m hohen (Höhe des Straßburger Münsters) schönen Wasserfall des Tequendama.

Groß-Griechenland[1]).

Von **W. Kobelt.**

VIII. (Schluß.)

Es ist Lenormant leider nicht vergönnt gewesen, den Bericht über seine Reisen in Kalabrien zu Ende zu führen; eine rasch verlaufende Krankheit hat ihn allzu früh der Wissenschaft entrissen. Von der zweiten Abtheilung seines Werkes über Großgriechenland ist darum nur noch ein Fragment erschienen, dem man hier und da ansieht, daß es die letzte Feile von seinem Verfasser nicht mehr erhalten hat. Trotzdem ist der Inhalt hochinteressant.

Die Schilderungen beginnen mit der Fahrt von Catanzaro nach Nicastro in einem jener uraltmodischen unbequemen Marterkästen, die man in diesen Gegenden mit dem Namen Diligence beehrt. Der Kutscher trägt schon nicht mehr den spitzen kalabresischen Räuberhut, denn mit der Linie von Angitola nach Ancinale verschwindet dieser und wird durch eine blaue sackförmige Wollenmütze ersetzt. Die Straße führt über einen schmalen Rücken zwischen zwei Abgründen und bietet einen prächtigen Rückblick auf die romantisch gelegene Hauptstadt Kalabriens; dann geht es in steilen Serpentinen hinunter ins Thal, vorbei an dem prachtvollen Orangenwalde des Paradiso, und wieder hinauf am gegenüberliegenden Abhange, wo man sich noch fünf Stunden in der Luftlinie höchstens 8 km von Catanzaro befindet. Hier öffnet sich das Thal des Corace, des antiken Carcines, und hier im engsten Theile des

[1]) Nach Fr. Lenormant, La Grande Grèce, paysages et Histoire. Tome III, La Calabre. Vergl. „Globus“, Bd. XLVI, Nr. 17, S. 263.

Isthmus war früher die Grenze zwischen dem Lande der Oenotrier und dem eigentlichen Italia, dem Gebiete des Aspromonte, wo die Sikuler sich bis tief in die historische Zeit hinein erhielten. Bis in die Tertiärzeit waren die beiden Granitinseln, Sila und Aspromonte, hier durch eine Meerenge getrennt; heute füllen Tertiärschichten den Zwischenraum und gerade diese, an beiden Seiten an Granitmassen anstoßend, sind von jeher der Schauplatz der furchtbarsten Erderschütterungen gewesen.

Gegenüber hängt über dem steilen Absturze wie ein Adlerhorst das kleine Tiriolo; eine steile Straße führt in unzähligen Windungen hinauf. Aus dem Gebiete der Kaktus und Orangen gelangt man in das des Oelbaumes, aus diesem in die Zone der immergrünen Eiche und der Kastanie; die Bäume sehen kümmerlich aus und sind alle nach einer Richtung gebogen, eine Folge des eisigen Hauches der Sila, die sich, mit düsteren Schwarzkiefern bewachsen, hinter der Hochebene erhebt. Tiriolo liegt schon am Rande der Kiefernzone, an der Stelle, wo die große Heerstraße sich nach Catanzaro und nach Pizzo gabelt; es bietet einen prächtigen Blick auf die beiden Meere und auf den scylacischen Isthmus, hinter welchem sich die nördlichen Ausläufer des Aspromonte erheben; am Horizonte erscheinen die Liparischen Inseln, in ihrer Mitte der ewig rauchende Kegel des Stromboli. Hier lag Teurani und hier wurden die berühmten Bronzetafeln mit dem Edikt gegen die Bacchanalien gefunden, und ein prachtvoller griechischer Bronzehelm, der heute eine Hauptzierde des Museums von Catanzaro ausmacht.

Von Tiriolo geht es in wildem Jagen wieder steil hinab nach dem Tyrrhenischen Meere. In einer halben Stunde ist man in dem olivenumgebenen Marcellinara, wo der berühmte Verde antico di Calabria gebrochen wird; im Palast des Fürsten von San Severino bestehen die Treppenstufen aus diesem kostbaren Steine. Im selben Tempo geht es hinunter zum Lamato, der den alten Namen Lamatos fast rein bewahrt hat; er wird auf einer Brücke, die noch antike Fundamente zeigt, überschritten. Dann folgt ihm die Straße noch eine Strecke weit; wo sie ihn zum zweitenmale überschreitet, zweigt der Weg nach Nicastro ab und führt durch ein dicht bewachsenes Hügelland in die reizende Ebene von Nicastro, die, von einem Halbkreise prachtvoller Berge umgeben, nur im Norden durch eine niedere Einsenkung mit dem Thale des Savuto in Verbindung steht. Auch hier hat die Malaria ihren Einzug gehalten, die breite Küstenzone ist menschenleer und erst in beträchtlicher Höhe liegt das lebhafte, gut gedeihende Nicastro mit seinen großen Töpfereien, und etwas weiterhin das weinberühmte San Biase.

Nicastro verdankt trotz aller Legenden und gefälschten Inschriften, durch welche übereifrige Lokalpatrioten seine Gründung bis ins Alterthum zurückzuführen gesucht, seine Entstehung wie seinen Namen Neocastron den Byzantinern; seine Geschichte beginnt eigentlich erst mit den Normannen; es war immer eine königliche Stadt, keinem Baron unterthan und seine Festung spielte eine wichtige Rolle in den Normannenkriegen wie in den späteren Kämpfen. Auch in den Revolutionskriegen wurde hier die französische Armee unter Reynier von den Engländern und Kalabresen geschlagen und die sämmtlichen Kranken in den Spitälern von den Banden Pane-di-Granos umgebracht; die rückkehrenden Franzosen vergalten die Gräuel dem Lande im reichsten Maße, schonten aber die Stadt, deren gebildete Einwohner ihnen freundlich gewesen waren. Unter den Bourbonen war Nicastro ein Hauptsitz des Carbonarismus.

Die heutige Stadt datirt von dem Erdbeben von 1638, das keinen Stein auf dem anderen ließ. Auf dem Markte fand Lenormant noch die antike Mensa ponderaria im Gebrauche, eine Steinplatte mit dem Datum 1200, auf welcher nicht nur die Längenmaße angebracht sind, sondern auch die Hohlmaße in Gestalt von Vertiefungen, welche durch ein Loch im Boden entleert werden können; Nicastro ist wohl die letzte Stadt, in welcher diese uralte Meßweise sich erhalten hat.

Die Vorgängerin der byzantinischen Stadt war das alte Terina, dessen Münzen zu den schönsten unter den griechischen zählen, eine Kolonie von Kroton, welche den Handel mit den Tyrrhenern ermöglichte; sie erhob sich aber wahrscheinlich an der Stelle einer älteren Niederlassung der Eingeborenen, deren Heiligthum das Grab der Sirene Ligeia war. Zusammen mit dem benachbarten Temesa fiel es zuerst von allen Griechenstädten in die Hände der wilden Bruttier. Von Hannibal am Ende des zweiten punischen Krieges zerstört, blieb es von da an ohne Bedeutung und seine Lage ist nicht einmal genau bekannt; man sucht sie in Nocera, das deshalb officiell Nocera Tirinese heißt, doch ist dies wahrscheinlicher das alte Nukria; auch Mattonate entspricht nicht den Angaben der Alten. Lenormant glaubt mit mehr Recht die alte Stadt in Santa Eufemia antica suchen zu können, das allerdings heute in Folge der Anschwemmungen in einiger Entfernung vom Meere liegt, wo aber noch die Schwefelquelle sprudelt, welche auf den Münzen von Terina eine Rolle spielt. Die Schwesterstadt Temesa oder Tempsa, welche, von den Römern kolonisirt, sich länger erhielt, lag dagegen zweifellos beim heutigen Mattonate.

Von Nicastro ging es am anderen Morgen bei Tagesanbruch weiter nach Pizzo, zunächst zum Lamato zurück, dann ihm entlang und hinauf auf ein welliges Plateau, dessen Olivenwälder von der Felsenfeste Maida beherrscht werden, stets dem Rande der sich verschmälernden Ebene entlang, die an der Mündung des Angitola endet. Außer einigen isolirten „Masserie" (Meierhöfen) trifft man keine menschliche Wohnung; die Dörfer hängen alle hoch oben im Gebirge, außer dem Bereiche der Seeräuber, und die Malaria verhindert ihre Verlegung an die Küste. Der Angitola wird an fast derselben Stelle überschritten, wo die Brücke der antiken Via Popilia stand; dann steigt die Straße am Berghange empor, vorbei am Denkmal der Kalabresen, die in dem Aufstande von 1848 hier fielen. An einer einsamen Quelle wird gerastet, aber eine hungrige Schweineherde überfällt die Reisenden und raubt ihnen den besten Theil des mitgebrachten Frühstücks. Es war das übrigens der einzige Raubanfall, den die Reisenden in dem verrufenen Kalabrien erlitten. Nun beginnt wieder die Kultur; die Straße steigt durch Weinberge und üppige Pflanzungen von Orangen, Karruben, Feigen, Mandeln, Maulbeerbäumen und Oliven eine Stunde lang empor und plötzlich sieht man sich an dem Beginn einer förmlichen Kaskade von Häusern, die steil hinabführt zu einem würfelförmigen Kalkfelsen, der senkrecht abstürzend ins Meer hineintritt. Das ist Pizzo oder richtiger il Pizzo di Calabria. So steil führt seine Hauptstraße hinunter, daß selbst ein kalabresischer Kutscher nicht gradezu hinunter zu fahren wagt; es wird ein Tau um die Hinterräder geschlungen und von einer Anzahl Leute gehalten, aber so kommt man glücklich auf die Terrasse hinab, die gerade vom Meere aufsteigt. Sie bietet eine wunderbare Aussicht über den ganzen Golf, aber Bettler und Ungeziefer machen das Verweilen dort fast unmöglich. Sonst bietet Pizzo, das schwerlich über das dreizehnte Jahrhundert zurückreicht, dem

Touristen fast nichts, aber der blutige Schatten Joachim Murat's, der um die Stadt schwebt, giebt dem Autor Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Trauerspieles von 1815, wobei er die noch ungedruckten Aufzeichnungen des Abbe Masdea, welcher dem unglücklichen König den letzten Beistand leistete, benutzen konnte. Wir können hier nicht weiter auf diesen Gegenstand eingehen, aber wir finden es mit dem Autor unbegreiflich, daß nicht das geringste Denkzeichen hier an den einzigen Herrscher erinnert, unter welchem sich Neapel einigermaßen wohl befand.

IX.

Von Pizzo nach dem 400 m höher liegenden Monteleone sind in gerader Linie nur acht Kilometer, aber die Straße muß gewaltige Umwege machen, immer am Berghange hin den Biegungen folgend. Weinberge decken die Gehänge; man zieht die Reben an Rohrstäben (cannuccie) oder Bäumen durchschnittlich zwei Meter über dem Boden, um sie der ausstrahlenden Hitze einigermaßen zu entziehen. Erst bei voller Dunkelheit erreichen die Reisenden die Stadt und das Albergo dell' Independenza, dessen kalabresischer Comfort mit einer Anschaulichkeit geschildert wird, welche jedem, der in Süditalien gereist ist, ein erinnerungsvolles Jucken in der Haut verursacht. Hier auf der steilen Bergeshöhe, 500 m über dem Meere, war schon ein uralter Kultursitz der Sikuler; ja Steingeräthe deuten an, daß die Stätte schon im Zeitalter der polirten Steinwaffen bewohnt war. Die Griechen von Lokri gründeten hier die Kolonie Hipponion[1]), die ihnen neben dem wenig entfernten Medma die Verbindung mit den Tyrrhenern sicherte. Die Gegend galt den Griechen für eine der schönsten am Mittelmeere; Gelon von Syrakus, der sie eine Zeit lang beherrschte, legte hier einen berühmten Lustgarten an, dessen die Schriftsteller unter dem Namen „Horn der Amalthea" gedenken. Hipponion war eine blühende unabhängige Stadt bis 390, wo Dionys nach der Schlacht von Caulonia sie zerstörte und die Bevölkerung nach Syrakus verpflanzte. Zehn Jahre später stellten die Karthager sie wieder her, in der Hoffnung, Bundesgenossen gegen Dionys zu finden, doch blieb die aufblühende Stadt nicht lange unabhängig, sondern fiel bald in die Hände der Bruttier. Noch einmal wurde sie, durch Agathokles, griechisch, aber nach dessen Niederlage vertrieben die Buttier sogar einen Theil der hellenischen Bevölkerung, und von da an finden wir auf den Münzen den Namen Veipunium, aus dem später Vibo wurde. In den Kämpfen zwischen Römern und Buttiern ging die Stadt zu Grunde, im zweiten punischen Kriege wird sie trotz ihrer strategisch wichtigen Position nicht genannt, aber nach dessen Beendigung führten die Römer in 193 v. Chr. viertausend Kolonisten aus Latium hierher und übergaben ihnen 115 000 Jugera Land. Von da an war es der Exporthafen für das Holz des Silawaldes, wichtig als Schiffsstation und wegen seiner Werften. Vibo Valentia blieb eines jener halb republikanischen Gemeinwesen, welche sich nach der Lex Julia municipalis regierten. In der Völkerwanderung hatte die Stadt viel zu leiden; eine Lombardenkolonie in der Nähe trägt heute noch den Namen Longobardi. Zur Zeit der Neueinwanderung des Griechenthums unter den Byzantinern gewann der Name Bibona, aus dem nach und nach Bibona und Bivona wurden, die Oberhand, wurde aber auf die Hafenstadt beschränkt, während die Akropolis Valenza hieß, bis ein Normannenschloß oben erbaut wurde, das nach dem Wappen seines Besitzers, zwei Löwen zwischen drei Bergen, den Namen Monteleone erhielt.

Die heutige Stadt dankt ihre Erbauung dem Hohenstaufen Friedrich II., aber sie war vorwiegend griechisch bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Erdbeben von 1783 schadete ihr kaum und unter Murat erreichte sie als Hauptstadt Kalabriens ihre Hauptblüthe und eine Einwohnerzahl von 20000. Sie blieb den Muratisten treu ergeben, eine Todfeindin der Bourbonen; wäre Murat hier gelandet, statt in Pizzo, so hätte er einen anderen Empfang gefunden. Zur Strafe wurde bis 1860 kein Bewohner von Monteleone zu einem öffentlichen Amte zugelassen. Am 27. August 1860 erschien Garibaldi in der Stadt, ganz allein mit einem Adjutanten, und die bourbonischen Truppen flohen vor dem einzelnen Manne, dessen Erscheinen freilich hinreichte, um die ganze Bevölkerung in die Waffen zu bringen.

Den gewöhnlichen Angaben zufolge soll Monteleone keine Reste aus dem Alterthume mehr enthalten. Um so angenehmer überrascht war Lenormant, als er die griechischen Ringmauern noch zum größeren Theile wohl erhalten fand; sie sind in der besten Weise aus Quadern ohne Mörtel erbaut und haben am Boden drei Meter Durchmesser. Die Römerstadt nahm nur einen kleinen Theil des Raumes ein, den ihre griechische Vorgängerin bedeckte; das heutige Monteleone zeigt in der Orientirung seiner Straßen noch genau den altrömischen Stadtplan. Reste von Bädern und die Einsenkung eines Theaters sind noch genau erkennbar und versprechen gut geleiteten Nachgrabungen ein lohnendes Resultat.

Ein wunderbares Panorama bietet sich gegen Abend von der griechischen Akropolis aus. Wie durch eine Wolke goldenen Staubes sieht man unter sich die weite Ebene des Poro, die Ebene (la piana) Kalabriens par excellence besäet mit Dörfern und Pflanzungen, nach Süden begrenzt durch das düstere Massiv des Aspromonte mit seinen zerrissenen Abhängen. Dahinter erhebt sich am Horizonte in bläulicher Ferne, alles beherrschend, der Riesenkegel des Aetna, und zu seinen Füßen erkennt man das Bergland der neptunischen Gebirge. Nach Osten hin übersieht man die gebogene Kette des Apennin mit ihren Dörfern und Schluchten, fast orangefarben in den letzten Sonnenstrahlen leuchtend, während zu ihren Füßen das weite Thal des Mesima schon im Schatten verschwindet. Im Norden endlich streckt sich, jenseits des silbernen Bandes der Angitola, die halbkreisförmige Ebene von Santa Eufemia; ihre bebauten Theile erscheinen gelb, die sumpfigen Buschwälder längs der Küste in tiefem Smaragdgrün und dahinter erhebt sich purpurviolett die Mauer des Monte Cocuzzo, an deren Fuße die weißen Häuser von Nicastro leuchten. Noch weiter erkennt man auf seinem spitzen Felsen Amantea, das mit seinen drei Kanonen im Jahre 1807 die französische Armee sechs Wochen lang aufhielt, und noch weiter der Küste entlang die Berge von Paola, von Centraro und Belvedere; am fernsten Horizonte aber erscheint zwischen dem silbernen Azur des Meeres und dem Goldazur des Himmels die Punta della Licosa, welche den Golf von Policastro von dem von Salerno scheidet. Sie ist in gerader Linie über 130 km entfernt, und nur die Refraktion hebt sie überhaupt noch über den Horizont.

Die reichen Reste an Alterthümern, welche das alte Hipponion geliefert, sind in ein paar Lokalsammlungen ver-

[1]) Ist der Gleichklang mit den beiden Hippo in Nordafrika nur zufällig oder handelt es sich vielleicht auch hier um ein phönizisches Ubo? Eine Ableitung von ἵππος ist unwahrscheinlich, denn der Schutzgott war nicht Poseidon-Diomedes, sondern Persephone.

einigt, von denen die bedeutendste, die von Vito Capialbi, leider für den Reisenden momentan nicht zugänglich war. Dagegen konnte er die des Herrn Cordopatri nach Belieben studiren. Sie ist besonders reich an Ziegeln und Töpferarbeiten, und an reizenden Statuetten von Terracotta, die man in den Gräbern findet, und die den berühmten Figuren von Tanagra nicht nachstehen. Man führte aber auch größere Arbeiten in Terracotta aus, wie ein prächtiger Kopf der Persephone beweist, den der Reisende für das Louvre erwarb. Dagegen sind die Gräber auffallend arm an Vasen; was man findet, sind archaistische Arbeiten aus dem siebenten und sechsten Jahrhundert; die Glanzzeit des Hellenenthums ist kaum vertreten.

Von Monteleone aus besuchte der Reisende die gerade unter der Stadt gelegene Marina; nach einer verstümmelten Ariadnestatue, welche heute noch von den Anwohnern als Santa Venere verehrt wird, heißt der Hafen Porto di Santa Venere. Mit Benutzung einer Reihe untermeerischer Riffe hat die italienische Regierung hier einen sicheren Hafen geschaffen, nach dem sich der Verkehr von Pizzo bald genug hinziehen wird. Eine Stunde weiter liegt das verlassene Schloß Bivona, heute nur zu Meer zugänglich; es nimmt die Stätte eines alten Tempels ein und hier im tiefsten Winkel des Busens und ziemlich geschützt vor allen Winden befand sich der Hafen des griechischen Hipponion, der bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein diente; heute ist nur noch eine sumpfige Lagune von ihm übrig.

Ueber Papaglionti, wo sich auch noch bedeutende Römerreste erhalten haben, begab sich der Reisende nach Mileto, dem einstigen Sitze der Normannenherrschaft, wo der große Graf Roger seinen glänzenden Hof hielt und von wo aus er Sicilien unterwarf. Die Geschichte der Eroberung Siciliens wird ausführlich erzählt. Als ein Rest aus der Normannenzeit hat sich Bereitung und Genuß des Apfelweines erhalten, ein Unicum in ganz Italien; fast nur im Aspromontegebiet zwischen Mileto und Monteleone wird der Apfelbaum in größerem Maßstabe gebaut und seine Frucht in dieser Weise verwendet. Auch aus dem Speierling (Sorbus domestica) macht man hier ein berauschendes Getränk. Andere Normannenspuren sind kaum mehr vorhanden. Die Erdbeben haben alles zerstört.

Das heutige Mileto ist ein erbärmliches Nest von ca. 2500 Seelen, von Pfaffen wimmelnd; es nimmt nicht einmal mehr die Stelle der alten Normannenstadt ein, sondern ist nach dem Erdbeben von 1783 ein paar Kilometer davon entfernt wieder aufgebaut worden. Auch antike Erinnerungen fehlen, es ist nur eine Erfindung patriotischer Lokalhistoriker, daß hier eine Kolonie von Milesiern schon im Alterthum gewesen sei. Der Name könnte allerdings von dem kleinasiatischen Milet kommen, aber die Kolonisten von dort, welche die Stadt in Kalabrien gründeten, wurden erst im zehnten Jahrhundert von Manuel Phokas und dem Eunuchen Nicetas herübergeführt. Indeß scheint es glaublicher, daß die neue Stadt ihren Namen zu Ehren des heiligen Nicephorus empfing, des Bischofs von Milet, der mit der Expedition zum Entsatz von Rametta herübergekommen war und nach der Niederlage des Heeres in Kalabrien Zuflucht gesucht hatte.

Mit Mileto brechen die Reiseschilderungen Lenormant's leider ab. Ein eingehender Bericht über das fürchterliche Erdbeben von 1783 füllt den Rest des Bandes. Er bringt zwar manche Einzelheiten, die der Verfasser an Ort und Stelle erkundete, aber doch nichts wesentlich Neues und wir können um so mehr darauf verzichten, als ja in neuerer Zeit verschiedene wissenschaftliche Beobachtungen der Berichte über die kalabresischen Erdbeben erschienen sind. Aus einem angehängten Briefe ersehen wir, daß für den zweiten Band die Schilderungen von Nicotera, Medma, Palmi und Reggio bestimmt waren und wir müssen tief bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sie zu vollenden.

Der Apache-Indianer im Kriege und Frieden.

Von Johann A. Spring in Tucson (Arizona).

I.

Herr Bancroft in seinem neulich erschienenen Buche über „die wilden Indianerstämme“ zählt die Navajoes, Comanches und fast alle anderen, meistens seit Jahren bezähmten und mehr oder weniger civilisirten Indianerstämme von Arizona, Texas, Neumexiko und Sonora unter die Nation der Apachen. Es sei deshalb hier zum Voraus erwähnt, daß meine Beschreibung sich nur innerhalb der Grenzen des wirklichen Apachenstammes, in dessen unmittelbarer Nähe ich seit neunzehn Jahren wohne, bewegen wird.

Dieser Stamm besteht aus den Chiricahuas, Coyoteros, Mescaleros, Tontos und Mohaves oder Mojaves, die alle mit nur unbedeutenden Unterschieden dieselbe Sprache sprechen, jedoch als Stamm keinen Häuptling anerkennen, sondern nach Belieben unter sich einen Führer wählen, wenn sie dessen zu einem gewissen Zwecke bedürfen; so kam es z. B. häufig vor, daß jede der erwähnten Unterabtheilungen aus ihrer Mitte einen durch seine Klugheit und Tapferkeit ausgezeichneten Krieger zum Anführer in einem geplanten Streifzuge erkor, nach dessen Ausführung der gewählte Hauptmann seine zeitweilige Macht wieder abtrat. Es erhellt daraus, daß die politischen Verhältnisse der Apachen ganz demokratischer Natur sind.

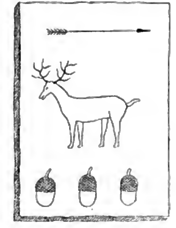
Ausnahmsweise kam es wohl vor, daß ein Häuptling bei einem oder mehreren Ueberfällen sich dermaßen auszeichnete, daß ihm seine Würde längere Zeit verblieb: so z. B. war ein gewisser Cachеese von 1854 bis 1874 der unumschränkte Herrscher oder Diktator der Chiricahua-Apachen und wußte es in letzterem Jahre auch so einzurichten, daß ihm und seinem Stamme eine eigene Reservation zugetheilt wurde, während alle anderen Stämme die San Carlos Reservation beziehen mußten. Von seiner mitten in den Chiracahuabergen und nahe an der Grenze von Mexiko liegenden Felsenfestung unternahm Cacheese mit seinen wilden Kriegern häufige Streifzüge nach allen Richtungen hin, mordete und plünderte nach Herzenslust, bis der Tod ihn im Jahre 1878 abrief; sein Stamm führte dasselbe Leben fort, bis vor zwei Jahren der Regierung der Geduldsfaden riß und General Crook abgesandt wurde, um den Stamm entweder zu unterjochen oder zu vertilgen. Da die angrenzenden mexikanischen Staaten

wenigstens ebensoviel von den genannten Räubereien zu leiden gehabt, wurde ein vorläufiger Vertrag zwischen den beiden Republiken gemacht, in Folge dessen ihre Truppen sich gegenseitig unterstützten, und unseren Truppen erlaubt wurde, mexikanisches Gebiet zu betreten. General Crook drang bis zur Sierra Madre, tief im Inneren des Staates Sonora, vor, verfolgte auf unwegsamen Felsenpfaden die rothen Räuber und brachte dieselben nach Arizona, wo sie auf der allgemeinen Apache-Reservation San Carlos internirt wurden (1883).

Wir müssen jedoch vorerst in die Zeit zurückkehren, da der Apache noch frei und ungehindert seinen wilden Mord- und Raubgelüsten nachging.

Arizona ist ein Land, wo jede Straße, jeder Pfad von einem teuflischen Hinterhalte, von rücklings ermordeten Reisenden, von höllischen Marterqualen der Opfer erzählen kann. Es liegen statistische Beweise vor, daß in diesem spärlich bevölkerten Territorium (jetzt etwa 30000 Seelen) in den Jahren 1854 bis 1875 eintausend Menschen von den Apachen ermordet worden sind; meine Aufzeichnungen für die Jahre 1867 bis 1870, während deren ich häufige Expeditionen gegen die Indianer mitmachte, und in welcher Periode Cacheese auf seinem Höhepunkte stand, ergeben, daß in einem Umkreise von bloß hundert englischen Meilen Durchmesser einhundert und acht Menschen und zwar meistens Chiricahua-Apachen zum Opfer fielen.

Daß die mächtige Regierung der Vereinigten Staaten solches geschehen ließ, hatte zwei Gründe: der erste ist rein politischer Natur und wir haben damit nichts zu thun; der zweite, wohl mächtigere, sind die fast unabsehbaren Schwierigkeiten, die sich in diesem Lande einer erfolgreichen Expedition gegen solche Indianer entgegenstellen. Das Territorium Arizona enthält ungefähr die Hälfte des Flächeninhaltes von Frankreich, wie dieses vor 1870 war; mit Ausnahme einer Ecke im Südwesten, wo die Pimas, Maricopas und Yumas, Erzfeinde der Apachen, wohnen, stand das ganze Land diesen wilden Horden offen. Es besteht aus sandigen Hochebenen, zackigen Bergen und wenigen, spärlich bewässerten, engen Thälern. Die Rancherien oder Wohnplätze der wilden Apachen befanden sich in irgend einem felsigen Schlupfwinkel, von wo aus sie die Aussicht auf die Heerstraßen hatten, ohne selbst sichtbar zu sein. Von weitem sahen sie die müde, durstige Karawane der Auswanderer den sandigen Weg verfolgen, die Herde grasen, die plumpen, mit Mehl und Getreide bepackten Karren der mexikanischen Mischlinge daherschleichen. In günstigem Hinterhalte wurde den Opfern aufgepaßt; ein Schwirren der Pfeile, einige Schüsse von Gewehren, wenige Lanzenstiche und Alles war vorbei.





Irdene Spieltafeln der Chiricahua-Apachen. (Vergl. die nächste Nummer.)

Es ist fast unglaublich, mit welchem Talente der Assimilation von Farben diese Wilden begabt sind. Vermittels grauer Decken, abgeschnittenen Grases, auf ihren Körper gestrichener Erde, dorniger Blätter und Büsche verstehen sie es, sich vollständig das Aussehen eines Felsblockes, einer Staude, eines Busches, einer Yukka oder anderer zweckentsprechender Gegenstände zu geben.

Wenn sie von ihrem felsigen Schlupfwinkel aus das Opfer erkoren, die Zeit und den Ort des Ueberfalls bestimmt haben, begeben sie sich meist in kleinen Abtheilungen von zwei oder drei dahin, treffen ihre Dispositionen und erwarten die Wanderer mit der größten Geduld. Stets lassen sie die zu Ueberfallenden einige Schritte vorbeigehen und fallen ihnen dann in den Rücken. Die Männer werden stets getödtet, die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt; wenn jedoch ein Weib sich heftig wehrt und Gefahr im Anzuge ist, wird auch seiner nicht geschont und eine barmherzige Lanze macht seiner Trangsal auf einmal ein Ende. Wenn die Indianer sich sicher glauben und die Anzahl der Ueberfallenen nur eine geringe ist, nehmen sie auch die männlichen nicht im Augenblicke des Ueberfalls getödteten Opfer gefangen. Wehe ihnen! denn sie sind zu gräßlichen Qualen bestimmt. Ein bei den Apachen beliebter Martertod besteht darin, daß sie die Gefangenen bei den Füßen an einem Baume aufhängen und unter ihren Köpfen ein langsames Feuer unterhalten. Ich fand einmal zwei Soldaten, die sich während des Jagens zu weit vom Fort entfernt, am folgenden Tage in diesem Zustande todt vor; außerdem waren ihnen die Ohren, Nasen und Geschlechtstheile abgeschnitten. Unser Führer Marigildo, der in seiner Jugend sieben Jahre als Gefangener bei dem Stamme des Cacheese gelebt, erzählte mir, daß häufig männliche Gefangene den Apachesquaws zum Zeitvertreib überlassen wurden; diese peitschten sie mit den stacheligen Aesten einer sehr dornigen Yukka-Pflanze und marterten sie auf jede nur mögliche Art zu Tode. Ein einziger Mann ist meines Wissens aus der Gefangenschaft lebendig, aber entmannt, entkommen, und zwar war diese Operation an ihm vollzogen worden, indem die Indianer ihn mit einer langen Nadel in die Gelenke, wo der Schenkel sich an den Bauch anschließt, in der Richtung nach den

Boden tief hinein stachen. Der Mann war, als wir ihn fanden, ganz geistesverwirrt und halbtodt, wurde aber wieder hergestellt.

Es ist kaum glaublich, mit welcher Kraft und Genauigkeit der Apache seinen Bogen handhabt; dieser ist gewöhnlich vier bis fünf Fuß lang, aus Bois d'Arc, Weiden- oder Eschenholz, mit Rehsehnen umwickelt und beklebt; die Sehne ist ebenfalls dem Reh entnommen. Am linken Arme trägt der Apache ein ledernes Gelenkband, um seinen Arm gegen den Anschlag der Bogensehne zu schützen; seine Pfeile sind drei bis vier Fuß lang und bestehen aus zwei Stücken; das erste längere aus halbzölligem Schilfrohr bestehende macht etwa dreiviertel des Pfeiles aus; das zweite in dem Rohre befestigte ist aus schwererem Holze verfertigt und enthält in seinem einen Ende die gewöhnlich aus Eisen verfertigte Pfeilspitze. Vergiftete Pfeile haben die Apachen meines Wissens nie gebraucht; dessen ungeachtet erzeugen sie damit gefährliche und peinliche Wunden, indem der feine Bast, der die Spitze im Holze festhält, durch das Blut des Verwundeten gelockert wird und der Pfeil beim Herausziehen meistens die Spitze in der gewöhnlich sehr tiefen Wunde läßt. Ihre Pfeile tragen die Apachen in einem Köcher aus verschiedenen Thierfellen auf dem Rücken, so zwar, daß die Oeffnung des Köchers mit den befiederten Pfeilenden ihre linke Schulter etwas überragt, so daß sie mit der rechten Hand vornüber langend, den Pfeil gleich in die richtige Lage auf den Bogen bringen können. Auf diese Weise verwundete ein von uns angeschossener Apache, dem die Kugel das Bein zerschmettert hatte, drei Soldaten und zwei Pferde, bevor wir ihn tödten konnten; wir hatten allerdings damals noch keine Hinterlader. Die Pfeilfedern, meistens von Falkenarten, sind in einer Länge von 4 bis 5 Zoll auf drei Seiten angebracht; bloß die Tontos gebrauchen deren vier. Wenn der Köcher aus dem Felle der wilden Katze besteht, wird gewöhnlich deren Schwanz zur Verzierung daran gelassen. Die Kraft der abgeschossenen Pfeile muß Jedermanns Erstaunen erregen; im Jahre 1867 begleitete ich einen Kaufmann, der mit vier Wagen durch das Santa Cruz-Thal reiste; da die Apachen nur höchst selten des Nachts und dann bloß bei hellem Mondscheine einen Ueberfall wagen, reisten wir gewöhnlich während der Nachtstunden und hüteten während des Tages die Zugthiere: in einem sandigen Flußbette angekommen, wo die Thiere nur langsam ziehen konnten, wurden wir plötzlich aus den umstehenden Büschen mit einer Salve begrüßt, theils aus Pfeilen, theils aus Kugeln bestehend; ganz merkwürdiger Weise wurde keiner der neben den Zugthieren gehenden Fuhrleute verletzt; wir hielten sogleich an und feuerten mit den Karabinern in die Büsche und hörten deutlich, wie die Indianer von ihren Felsblöcken hinunter sprangen und sich flüchteten; zwei Zugthiere, starke amerikanische Maulesel, waren schwer verwundet; beiden waren die Pfeile im dicksten Theile des Bauches so tief eingedrungen, daß die Spitzen auf der entgegengesetzten Seite hervorragten. Diejenigen Pfeile, die das Holzwerk der Wagen getroffen, waren über einen Zoll tief eingedrungen; die Distanz mochte etwa fünfzig Meter betragen.

Die Geschwindigkeit dieser Indianer, die meistens zu Fuß sind und stets zu Fuß ihre Ueberfälle machen, ist ebenfalls ganz erstaunenswerth, so wie auch ihre Ausdauer. Wir haben sie oft auf guten Pferden verfolgt, wenn sie gewiß nicht über sechs Stunden Vorsprung hatten und nur selten haben wir sie nach scharfem viertägigem Ritte einholen können. Sie haben unter sich sehr wohl organisirte Signale, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Feuer und besonders eignet sich dazu der Riesen-Kaktus (Cereus giganteus), dessen massenhafte Stacheln eine harzige Substanz enthalten, die auch trotz des ganz frischen und grünen Zustandes der Pflanze sogleich anbrennt und den hohen Stamm im Nu in eine Feuersäule verwandelt. Aber auch durch andere Zeichen wissen diese Wüstensöhne mit einander zu reden; der erwähnte Marigildo hat mir oft erzählt, wie einige auf gewisse Art gelegte Steine auf einem Pfade, einige abgebrochene Aeste und andere Kleinigkeiten, die keinem Menschen auffallen würden, für sie ein ganzes telegraphisches Alphabet enthalten[1]).

[1]) Wenn die Apachen es auf den Raub von grasenden Thieren abgesehen haben, stürzen sie plötzlich aus einer der unzähligen Schluchten hervor, stoßen ein markdurchdringendes Geheul aus und feuern eine Salve auf die wenigen Hüter ab; die überraschten Thiere ergreift ein wilder Schreck; im Nu springen die Indianer auf die Rücken der Pferde und im wilden Galopp saust die ganze Herde davon.

Kürzere Mittheilungen.

Das Wachsthum des Getreides.

Vielleicht nirgends tritt der Einfluß der verschiedenen klimatischen Faktoren auf die Schnelligkeit des Wachsthums so deutlich hervor, wie in der russischen Ebene. W. Kowalewski's sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand sind daher besonderer Beachtung werth. Der Genannte hat die Wachsthumsperioden verschiedener Getreidesorten auf dem Boden Rußlands, von Archangelsk bis zur südlichen Provinz Cherson, mit einander verglichen und ist dabei zu folgendem Ergebniß gelangt. Wenn man die Wachsthumsperioden einer bestimmten Getreideart durch ganz Rußland betrachtet, so findet man im Allgemeinen, daß sie in den höheren Breiten am schnellsten reift. Hafer und Sommerweizen brauchen in Cherson zur Reise 123 Tage, Gerste 110 Tage, während dieselben bei Archangelsk in 98, 88 und 98 Tagen reif werden: der Unterschied zu Gunsten des Nordens beträgt also 25, 35 und 12 Tage. Bei den zwischenliegenden Breiten wird die Differenz stufenweise kleiner. Es ist klar, daß die Temperatur nicht die Ursache dieser Verschiedenheit sein kann, sonst müßte man das entgegengesetzte Resultat erhalten. Außerdem ist der Mangel an Feuchtigkeit in den südlichen Steppen gleichfalls eine der Wachsthumsgeschwindigkeit günstige Bedingung. Wir müssen also in der Besonnung die Ursache der oben geschilderten Differenz suchen. In der That dauert die Insolation in Archangelsk für den Hafer, da derselbe gewöhnlich um den 17. Mai ausgesäet wird und die Ernte um den 1. September stattfindet, 2000 Stunden an 98 Tagen, gar nicht zu rechnen der 240 Stunden in hellen Nächten. In Cherson dagegen währt die Besonnung nur 1850 Stunden an 123 Tagen (vom 1. April bis 1. August). Der Unterschied zu Gunsten von Archangelsk beträgt also 150 Stunden (400 Stunden, wenn die hellen Nächte mitgezählt werden) und hierdurch wird der

Einfluß der Temperatur kompensirt. Was die Intensität des Lichtes betrifft, so zeigen Prof. Famintzin's Untersuchungen, daß dieselbe im Verein mit der großen Durchsichtigkeit der Atmosphäre in Südrußland eher eine Bedingung gegen die Schnelligkeit des Wachsthums ist, indem die Lichtintensität die Grenzen des Maximums der Kohlensäurezersetzung überschreitet. Winterroggen zeigt dieselben Unterschiede wie das Sommergetreide. In Archangelsk braucht derselbe 375 Tage bis zur Reife, nämlich 202 Tage der Winterruhe, 68 Tage des Herbstwachsthums und 105 Tage des Frühlings- und Sommerwachsthums, im Ganzen also 173 Tage des Wachsthums. In Cherson reift der Roggen in 290 Tagen, d. h. 101 Tage der Winterruhe und 189 Tage des produktiven Wachsthums (63 im Herbst und 126 im Sommer). Die Differenz beträgt also 16 Tage zu Gunsten des Nordens, bez. 20 bis 25 Tage, wenn man nur Frühling und Sommer berücksichtigt. Die graphische Darstellung dieser Erscheinungen ist sehr interessant. So korrespondiren die Linien gleichzeitiger Aussaat des Winterroggens von NW nach SO mit den Isochimenen, d. h. den Linien gleicher Wintertemperatur, während die Linien gleichzeitiger Reife der Sommergetreide (Hafer, Getreide, Buchweizen, Weizen) von SW nach NO verlaufen und den Linien gleicher Sommertemperatur (Isotheren) entsprechen. Der hemmende Einfluß des Regens tritt gleichfalls sehr deutlich hervor. („Nature".)

Die Bewohner von Kambodja. (Nach E. Aymonier.)

Den ganzen Tag lang laufen die Kinder ganz nackt umher, die Kleinen unter der Aufsicht der Größeren. Der Kopf ist rasirt mit Ausnahme einer kleinen Locke, die man auf dem Scheitel stehen läßt. Häufig tragen die Kleinen ein Amulett am Halse. Es giebt kleine Mädchen, deren ganze Kleidung in einem herzförmigen Silberschmuck besteht, welcher auf dem Bauche getragen wird. Früh schon werden die Kinder an Körperübungen, an den Gebrauch der Lanze, des Stockes, des Bogens, an Schwimmen und Reiten gewöhnt.

Die Männer sind groß, kräftig, gut gebaut; ihr Typus ist ganz und gar von dem der Annamiten verschieden und nähert sich, namentlich was die Frauen betrifft, dem indischen. Die Leute tragen eine kurze, enge Weste, vorn mit Knöpfen von Gold, Silber oder Glas besetzt, und einen Languti (Schurz) aus einheimischem Gewebe. Diese Stoffe sind manchmal sehr schön und kosten bis zu 80 Franks. Die reichen Leute tragen auch eine seidene Binde um die Taille, die großen Mandarine eine kleine goldkäferfarbige Weste und einen goldenen Gürtel. Bei großen Festlichkeiten fügen sie ihrem Kostüm manchmal eine goldgestickte Mütze hinzu. Alle Leute gehen in Kambodja mit bloßen Füßen und bloßem Kopfe; einzelne sieht man, welche den Schopf nach siamesischer Mode angenommen haben; Frauen und Männer haben den Kopf geschoren, junge Mädchen lassen das Haar wachsen; Frauen verrichten bei beiden Geschlechtern den Dienst des Friseurs.

Die Frauen tragen ein langes, an der Taille zusammengeschnürtes Kleid, welches auf der Brust offen ist. Sie haben ein Languti, wie die Männer; oft lassen sie ihre Arme entblößt und verhüllen sich den Busen mit einem wallenden Seidentuche. Ihre Ohren sind durchbohrt, um in die Oeffnung einen kleinen Cylinder von Elfenbein oder Holz hineinzustecken, in der Form und Größe eines großen Pfropfens. Wenn ihnen dieser Schmuck fehlt, hängt das verlängerte Ohrläppchen in unschöner Weise herunter. Einige begnügen sich mit Ohrringen in Form eines Hakens, der ungefähr die Form eines umgekehrten S hat und das Ohr nicht verletzt. Man trifft selten bei ihnen die Ausschweifungen der annamitischen Frauen. In Abwesenheit des Mannes übt die Frau eine gewisse Autorität aus. Wenn kein Fremder im Hause ist, essen die Frauen mit ihren Männern. Obwohl ihre Religion das Tödten von Thieren als eine Sünde betrachtet, lieben sie die Jagd. Sie fürchten sich nicht, den Tiger und das Rhinoceros anzugreifen, sie erwarten den Hirsch auf dem Anstande und tödten ihn mit ihren schlechten Flinten oder Pfeilen. Sie verfolgen den Kaiman, indem sie ihm auf seinem Wege am Ufer entlang auflauern und ihm den Weg mit Flechtwerk versperren. Sie lassen zwei Oeffnungen, neben denen sich ein laufender Knoten befindet. Wenn das Thier in das Wasser zurückkehrt, sieht es sich in der Falle gefangen. Wenn es im Wasser gejagt wird, schleppen die Jäger den Körper eines Hundes hinter sich, an dem eine Schlinge angebracht ist; im Augenblick, wo der Kaiman nach der Beute schnappt, ist er gefangen und wird von einer Harpune durchbohrt.

Den wilden Elephanten jagen die Kambodjaner zur günstigen Jahreszeit mittels zweier gezähmten weiblichen Elephanten, die durch einen geschickten Kornak, welcher sich hinter ihren Ohren verbirgt, geleitet werden. Einer der gezähmten Elephanten nähert sich dem wilden und bei dieser Annäherung wirft der Kornak dem letzteren eine Schlinge aus Büffelleder um den Fuß, die er stark anzieht. Der Elephant, der sich gefangen sieht, stößt ein klägliches Geschrei aus und sucht kaum zu fliehen. Die beiden weiblichen Elephanten nehmen ihn dann in ihre Mitte und bringen ihn zum Stalle. Ein dressirter Elephant kostet 400 bis 500 Francs.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verkehr Europas mit Canada wurde bisher durch zwölf Dampferlinien besorgt, von denen aber keine einzige nach einem französischen Hafen führte. Von dem kanadischen Importe, welcher sich 1881 auf 521 Millionen Francs, 1882 auf 624 Millionen Francs und 1883 auf 693 Millionen Francs belief, entfallen denn auch nur ungefähr 10 Millionen Francs auf Frankreich. Nun hat am 3. August eine neue, von der canadischen Regierung subventionirte Dampferlinie ihre Fahrten zwischen Havre und Halifax begonnen.

— Unlängst wurden die Resultate der Volkszählung auf Island im Jahre 1880 veröffentlicht. Danach lebten im Südamte 26 503 Einwohner, im Westamte 18 206 und im Nord- und Ostamte 27 716, zusammen 72 445 oder $1\frac{1}{3}$ auf jedem Quadratkilometer. Der Bevölkerungszuwachs betrug in den Jahren 1810 bis 1840 20,9 Proc., 1840 bis 1860 26,9 Proc., 1860 bis 1870 4,1 Proc., und 1870 bis 1880 3,8 Proc. Alle Einwohner sind lutherisch, ausgenommen 3 Mormonen, 1 Katholik, 1 Unitarier, 1 Methodist und 3, die keiner Religion angehörten. Es gab 192 Blinde und 59 Taubstumme; 2424 Personen oder $3\frac{1}{3}$ Proc. der Bevölkerung erhielten öffentliche Unterstützung und 12 saßen im Gefängnisse. In dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 wanderten 2700 Personen aus, davon 2127 aus dem Nord- und Ostamte.

— Der „Politischen Korrespondenz" wird unter dem

25. Juli aus Konstantinopel geschrieben, daß den Ministern die ersten Exemplare des Berichtes über die letzte Volkszählung vorgelegt worden sind. Derselbe beziffert die Bevölkerung der türkischen Hauptstadt Alles in Allem auf 870 000 Seelen, in welcher Zahl alle Vorstädte, auch jene am Bosporus, inbegriffen sind. Die Gesammtzahl der hier wohnhaften Fremden beträgt 112 000 Köpfe. Bezüglich der Konfession gehört die Hälfte der Einwohnerschaft dem Islam, die andere Hälfte anderen Bekenntnissen an. Als besonders bemerkenswerth wird in dem Berichte die Entwickelung des Kreises von Pera hervorgehoben. Die Einwohnerschaft dieses europäischen Stadttheiles beziffert sich auf rund 270 000 Seelen, bildet somit nahezu ein Drittel der Gesammtbevölkerung. Bezüglich der in Konstantinopel ansässigen Fremden ist das Detail interessant, daß drei Viertel derselben Männer und nur ein Viertel Frauen sind. Ferner verdient hervorgehoben zu werden, daß, dem Berichte zufolge, unter den Staatsbeamten (mit Ausschluß der Armee) 23 500 Mohammedaner, 300 Griechen, 450 Armenier, 150 Katholiken, 28 sonstige Angehörige der römischen Kirche und 3 Protestanten sich befinden. Es muß jedoch betont werden, daß der statistische Bericht wohl sehr sorgfältig ausgearbeitet ist, die ihm zur Grundlage dienende Volkszählung von Konstantinopel aber in der primitivsten Weise durchgeführt wurde, so daß dieselbe die Basis einer wissenschaftlichen Bevölkerungsstatistik der türkischen Hauptstadt zu bilden durchaus ungeeignet ist. (Bisher wurde als maßgebend die Berechnung des Konsuls Sax von 1873 angesehen, welcher für den gesammten Stadtbezirk, nämlich Stambul, Pera mit Vorstädten, Skutari, Kadiköi, die Prinzeninseln und beide Seiten des Bosporus, eine Bevölkerung von 600 000 Seelen gefunden hatte.)

Asien.

— Aus Taschkent schreibt man der „Oestlichen Rundschau“: In Kazalinsk giebt es einige endemische Krankheiten. Dazu gehört die Sarten-Krankheit, Machao und der Kropf. — Dasjenige Leiden, welches von den Russen die Sartenkrankheit genannt wird, heißt bei den Eingeborenen Afgan-järä, d. h. Afganisches Geschwür. Auf der Haut des Kranken zeigen sich rundliche Flecke von anfangs blaßrother, dann gelblicher und bläulicher Farbe; die Flecke werden erhaben und gehen in Geschwüre über. Die Geschwüre werden allmählich größer und fließen zusammen, so daß eine ausgedehnte rothe schwärige Fläche sich bildet. Die aus den Geschwüren sickernde Flüssigkeit trocknet allmählich zu dunklem Schorfe zusammen. Unter den Eingeborenen leiden gewöhnlich die Kinder an dieser Krankheit, unter den Fremden werden aber auch Erwachsene davon befallen. Die Geschwüre erscheinen am häufigsten im Gesicht, am Halse, an den Händen und Füßen. Als Ursache der Krankheit wird das zum Waschen angewandte Wasser bezeichnet; das Wasser ist schlecht und faul. Im Juni und Juli, wenn das Wasser den höchsten Grad des Faulseins erreicht, tritt die Krankheit am häufigsten auf. Die Krankheit ist auch ansteckend. Besonders verbreitet war das Leiden zur Zeit der Einnahme Taschkents und Tschemkents durch die Russen, weil die Bevölkerung damals in Folge äußerer Umstände sich in sehr ungünstigen Gesundheitsverhältnissen befand. Jetzt kommt das Leiden seltener vor. Um dasselbe zu heilen, muß die Ausbreitung der Geschwüre begrenzt werden; zu diesem Behufe schneidet man sie aus, oder man wendet starke Pflanzensäure, vor Allem aber Kali causticum an, um die Geschwüre auszuätzen. Die eingeborenen Aerzte kuriren das Leiden mit einer solchen Geschicklichkeit, daß erkrankte Russen es vorziehen, sich von Eingeborenen, statt von ihren eigenen Aerzten, behandeln zu lassen.

Eine andere Krankheit, Machao genannt, ist dem Aussatz (Lepra) sehr ähnlich. Ein von der Krankheit befallenes Individuum fühlt eine große allgemeine Schwäche; an einigen Körperstellen treten milchweiße Flecke auf, welche zu Geschwüren werden, dabei werden einzelne Theile brandig, die Knochen fallen aus, die Extremitäten verkrüppeln, die Nase fällt ein. Das Leiden ist in hohem Grade ansteckend; die Eingeborenen entfernen daher die Erkrankten aus der Stadt und schaffen sie in besondere Ortschaften in der Nähe der großen Städte; in Bujuti ist für die Kranken ein ganzes Quartier aus 500 Häusern bestimmt. Bei Taschkent wohnen in einem besonderen Dorfe (Kischlak) 35, bei Samarkand 160 Kranke. Dieselben leben vorzüglich von den Wohlthaten Anderer und gehen betteln. Kranke Männer leben oft mit kranken Frauen in der Ehe. — Wenn ein reicher Sarte erkrankt, so erkennen die Einwohner der Ortschaft sofort das Leiden und pflegen den Kranken. Derselbe kauft sich durch eine einmalige Zahlung los und verpflichtet sich, dazu einen jährlichen Beitrag von 20 bis 100 Rubel (40 bis 200 Mark) zu erlegen, je nach seinem Vermögen. Die Familie bringt den Kranken aus seinem Hause in ein entferntes Dorf, wo er vollständig von der Welt isolirt lebt.

Das dritte endemische Leiden ist der Kropf (Struma), der im ganzen Turkestan verbreitet ist, vor Allem im Kreise und der Stadt Kokan; hier ist in einzelnen Stadttheilen fast ein Drittheil der Bevölkerung mit einem Kropfe behaftet. Die Ursache davon wird in Miasmen gesucht, welche die Luft und das Wasser beherbergen. Die Eingeborenen heilen den Kropf durch den Gebrauch eines Seegrases (Tang?), welchen sie Tscharym-bara nennen und aus China und Kaschgar beziehen. Die länglichen Blätter der Gewächse sind lederartig und von salzigem Geschmacke, werden in Pulver- oder Pillenform gebraucht, oder es wird ein Aufguß derselben getrunken. Am häufigsten giebt man dem Kranken ein Blatt in den Mund und läßt ihn den Speichel verschlucken; diese Behandlung dauert 40 Tage. — Außerdem werden zerstoßene Korallen mit einer Beimischung von Bernstein angewandt. Auffallend ist, daß nicht nur Menschen, sondern auch Thiere mit Kropf behaftet sind.

Auch das durch Einwanderung des Medina-Wurmes (*Filaria medinensis*) bedingte Leiden muß als ein endemisches bezeichnet werden.

— Alljährlich bringt die „Allgemeine Zeitung“ ausführliche Uebersichten über die Reisen der deutschen Kriegsflotte, welche mancherlei Neues und Interessantes über Handel und Zustände der berührten Städte und Länder enthalten. In Nr. 209 (30. Juli 1885, Beilage) wird der Besuch der Korvette „Leipzig“ in der Sandakan-Bai an der britischen Nordostküste von Borneo geschildert; wir entnehmen dem Folgendes. Der Hafen gehört zu den besten der Erde und übertrifft selbst denjenigen von Hongkong an Größe. Die größten Schiffe können zu jeder Zeit dort ein- und auslaufen und gegen jeden Sturm geschützt in ihm ankern. Siebzehn Flüsse ergießen sich in dieses geräumige Becken und bilden zugleich die Verkehrsadern nach dem Innern, aus welchem die Eingeborenen die Produkte des Waldes: Gummi arabicum, Guttapercha, Damarwachs und die mannigfachen, aus dem reichen Bestande der Bäume der Urwälder gewonnenen Harze, sowie Kokosnüsse, eßbare Vogelnester, Campher und andere Gegenstände auf den Markt nach Sandakan bringen und dort gegen Sarongs und andere Baumwollenzeuge, sowie Seidenstoffe, Bisquits und allerhand Schmucksachen vertauschen. Die an der nordwestlichen Küste der Bai gelegene Stadt Elopura, deren Bevölkerung noch vor etwa drei Jahren 400 bis 500 Seelen betrug, heute aber schon auf 7000 bis 8000 gestiegen ist, ist Sitz der North Borneo Steamship Company Lim., während Hauptstadt der Kolonie und Sitz der Regierung der Nord-Borneo-Gesellschaft Kudat an der Maludu-Bai ist, welches unweit der Nordspitze von Borneo und der großen Straße Singapur-Hongkong näher gelegen ist. Eine weitere bemerkenswerthe Station in dem Territorium der Gesell-

schaft ist Silan an der Ostküste, an der Darvel Bai. In den dort angelegten Versuchsgärten wird Kakao, Cinchona, Kaffee, Kardamom, Thee und Hanf gezogen. Neu ankommenden Pflanzern wird von hier aus bereitwilligst über alle Kultivirungsfragen Auskunft gegeben; ferner können dieselben von dort Saat und junge Pflanzen für ihre Anpflanzungen beziehen. Die Regierung hat davon Abstand genommen, Tabak und Zucker in ihren Gärten zu bauen, da diese Kulturen von den Eingeborenen und den Malaien bereits betrieben werden und auch schon im größeren Maßstabe von Pflanzern in Angriff genommen worden sind, und weil über die Rentabilität dieser Produkte keine Zweifel mehr bestehen. Der Europäer soll in Nord-Borneo sich seitens der Eingeborenen, deren Zahl 150000 beträgt, großer Achtung erfreuen, während diese, im Inneren Dijaks und Dusuns, an den Küsten Malaien und Sulu-Insulaner, die kräftige und gerechte Handhabung der Gesetze gegenüber den Erpressungen ihrer früheren Herrscher, wohl zu würdigen wissen.

Im Februar 1884 hat sich in jenem Territorium eine deutsche Borneo-Kompagnie aufgethan, welche zunächst nur Tabak bauen will und sich des freundlichen Entgegenkommens der englischen Gesellschaft rühmen kann.

Afrika.

— Am 20. Mai ist in Gegenwart eines ägyptischen Paschas und des englischen Konsuls ein neuer Emir in Person des Abdallah-Ali-Abd-el-Schakur in Harrar eingesetzt worden, was unter der Form der Verlesung eines ägyptischen Firmans geschah. Drei Wochen später verließ der englische Konsul die Stadt, in welcher nur noch einige hundert Mann ägyptischer Soldaten stehen, die voraussichtlich auch bald abziehen. Die ägyptische Herrschaft in Harrar hat nur 12 Jahre, von 1873 bis 1885, gedauert.

— Nach telegraphischen Nachrichten aus Kairo und Zanzibar hat der deutsche Afrikareisende Dr. Schnitzler (Emin-Bey), zuletzt Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinzen, in Begleitung eines Europäers, in welchem man den Afrikareisenden Dr. W. Junker (oder Casati) vermuthet, den Versuch gemacht, von Lado aus die im Nordwesten des Victoria-Nyanza-Sees gelegene Landschaft Uganda zu erreichen, um von dort auf einer der Karawanenstraßen die Küste zu gewinnen. Auf dem Marsche nach Uganda wurden die Reisenden von dem Stamme der Bakedis überfallen, deren Angriffe sie jedoch zurückschlugen. Später haben die beiden Herren ein befestigtes Lager im Bakedilande bezogen. — Der König von Uganda ist schon Anfang Juli aufgefordert worden, Dr. Schnitzler nöthigenfalls zur Hilfe zu kommen, so daß auf baldigen Entsatz gehofft werden kann (vergl. oben S. 96).

— Dr. Karl Jühlke und Premierlieutenant Weiß haben für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft das gesammte Kilimandscharo-Gebiet, von Pangani ab nordwestlich bis 2½° südl. Br., insbesondere die Landschaften Usambara, Pare, Aruscha und Tschagga durch neun rechtsgültige Verträge mit neun unabhängigen Sultanen erworben. Bekanntlich sind dies die Gebiete, in welche der Sultan von Zanzibar auch seinerseits Truppen unter seinem General Matthews entsendet hatte (vergl. oben S. 64). Indeß beweist der Jühlke'sche Bericht, daß rechtsgültige Abtretungen an General Matthews nicht erfolgt sind, vielmehr die Sultane es vorgezogen haben, sich an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und an Deutschland anzuschließen.

— Der „Allg. Zeit." wird aus London, 1. August über die Neue Republik (Nieuwe Republic) im Zulu-Lande mitgetheilt, daß deren Errichtungsurkunde vom August 1884 datirt. Laut derselben hat der Zulukönig Dinizulu in Uebereinstimmung mit seinem Rathgeber William Grant und seinen Häuptlingen 1 355 000 Morgen Landes an die Boeren für geleistete Kriegsdienste abgetreten, damit dieselben auf diesem Boden ihren Staat errichten können. Die Ausdehnung desselben wird als von der Ostgrenze der Transvaal Republik bis zu der sogenannten „Zulu Reserve", d. h. dem Umlatusi-Flusse reichend angegeben; südlich von diesem Flusse, zwischen ihm und dem Tugela, liegt das englische Protektorat. In dem Vertrage wird weiter gesagt, daß die Neue Republik die oberste Autorität über das Zulu-Land im Allgemeinen besitzt.

— Der englische Staatssekretär der Kolonien, Oberst Stanley, erklärte am 5. August, er könne das Anerbieten des Häuptlings der östlichen Bamangwato, Chama, sich unter englisches Protektorat zu stellen (vergl. oben S. 32), nicht annehmen.

— Die Regierung des neuen Congo-Staates hat gegen Ende Juli mit der Londoner Gesellschaft „Castle Mail Packets" einen Vertrag abgeschlossen, wonach letztere sich verpflichtet, zwischen Southampton, einem noch zu wählenden Hafen des Festlandes und dem Congo eine regelmäßige Postverbindung herzustellen. Die Schiffe werden Banana, St. Paulo de Loanda, Mossamedes an der Westküste, ferner Port Elisabeth, Durban, Lourenzo Marques und Mozambique an der Ostküste anlaufen.

— Nach der „Gazeta de Madrid" vom 15. Juli d. J. wird durch ein Dekret Sr. Majestät des Königs von Spanien vom 10. Juli d. J. der zwischen dem 20. und 27° nördl. Br. gelegene Theil der westafrikanischen Küste als unter spanischem Protektorat befindlich erklärt.

Australien.

— Zwischen Victoria und Südaustralien besteht seit Jahren eine Grenzstreitigkeit. Die westliche Grenze soll der 141° östl. L. Gr. bilden und derselbe wurde in den Jahren 1847 und 1849 auch durch Marken regulirt. Eine spätere genaue Vermessung in den sechziger Jahren mittels voltaischer Signale ergab, daß Victoria dabei in Besitz eines 1½ engl. Meilen breiten und 242 Meilen langen Striches Landes gesetzt war, welcher eigentlich zu Südaustralien gehören sollte. Sehr viel wurde darüber seit Jahren hin und her gestritten. Jetzt endlich haben sich die beiderseitigen Regierungen dahin geeinigt, die Streitfrage dem Privy Council der Königin von England zur Entscheidung zu unterbreiten. Bis dahin soll dieser ungefähr 17 deutsche Quadratmeilen umfassende Strich verpachtet und die wahrscheinliche Rente von 2500 Pfd. Sterl. daraus auf Vernichtung der vielen dort verwilderten Kaninchen verwendet werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVIII. GLOBUS № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Mme. Jane Dieulafoy.)

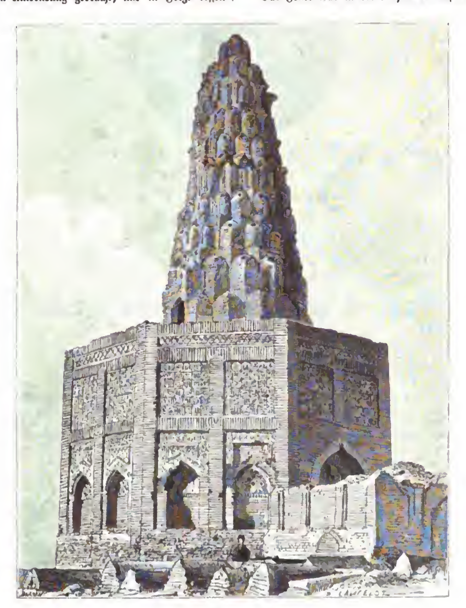
Hat es schon seine großen Schwierigkeiten, das Grab Josua's zu besuchen, so ist es ganz und gar unmöglich, dasjenige der Zobeïde zu betreten, der Lieblingsgemahlin Harun el-Raschid's, jenes Chalifen, der an Karl den Großen die berühmte Gesandtschaft und Geschenke schickte. Das Thor dieses Grabmals ist nämlich vermauert, nicht aus Ehrfurcht vor der Ruhestätte einer Favoritin des mächtigsten Herrschers im Oriente, sondern aus echt türkischer Rücksicht auf die Räuber. In dem Gebäude, welches dicht an den von Baghdad nach Hilleh und Kerbela führenden Karawanenstraßen liegt, hatten nämlich Wegelagerer ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und die für Banditen und Halsabschneider fast stets zärtlich besorgten türkischen Behörden waren durchaus abgeneigt, sie mit Gewaltmitteln von dort zu vertreiben; denn im Oriente kann man nie wissen, wie hoch hinauf die Verbindungen solcher Leute reichen, und welche hochgestellte Beamten durch die Aussagen gefangener Strauchdiebe bloßgestellt werden könnten. Deshalb schickte man eines Morgens, als man wußte, daß die Wegelagerer ausgeflogen waren, anstatt der Soldaten und Gensdarmen einen Trupp friedlicher Maurer, welche alsbald den einzigen Zugang zum Grabmale zumauern mußten. Die aus ihrem Schlupfloche Vertriebenen waren denn auch für die Milde der Behörden erkenntlich und warfen die frische Mauer nicht über den Haufen, sondern sahen sich nach einem anderen Zufluchtsorte um. Dabei haben die Behörden auch noch auf die frommen Leute Rücksicht genommen, indem sie in der Sperrmauer ein viereckiges Loch offen ließen, durch welches man den Kopf stecken und sich das Innere des Bauwerkes ansehen kann. Dasselbe besteht aus einem achteckigen Saale, dessen Mauern nur mit Kalk geweißt und jeden Getäfels oder Bekleidung bar sind; darüber wölbt sich eine spitze, hohe Kuppel, die mit zellenförmigen Vertiefungen, welche sich auch an der Außenseite abheben, geschmückt ist. Uebrigens ruht Zobeïde nicht allein in ihrem Grabe: die Frau eines sehr mächtigen Araberscheichs hat auf ihren Wunsch neben der berühmten Sultanin ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die Gräber beider sind nur mit roh ausgeführten Blöcken Mauerwerks bedeckt.

Das Aeußere des Grabmals entschädigt übrigens durch seine Anmuth und Zierlichkeit für die innere Kahlheit und Aermlichkeit. Freilich ist das Gebäude aus einer sehr viel späteren Zeit, als Sultanin Zobeïde, denn der Bauweise und dem Stile der Ornamente nach gehört es in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Die schönen einfarbigen Mosaiken der Giebelfelder, sowie die mit großer Zartheit ausgearbeiteten Terracotten über den Spitzbogen erinnern nämlich auf das Schlagendste an die Monumente aus der seldschukischen Periode.

20. December. Große Aufregung in Baghdad: im Bazar ist in der letzten Nacht ein Feuer ausgebrochen. Dieser Zufall hätte schwere Folgen haben können; aber das Feuer wurde rasch erstickt, und zwar durch ein sehr sinnreiches Verfahren, welches die Kaufleute in solchen Fällen anwenden, um den Inhalt ihrer Waarenlager vor

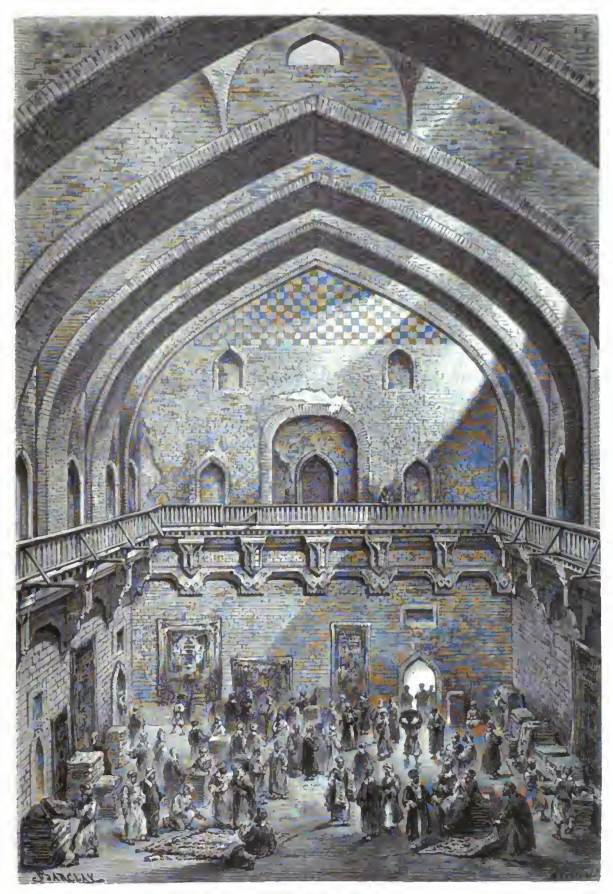
den Flammen und gleichzeitig vor den Löschmannschaften und Dieben zu sichern. Sobald ein Brand gemeldet wird, laufen alle Betheiligten auf die aus Holz und Erde bestehenden Terrassen, welche über den Bazarstraßen errichtet sind, und hauen mit Aexten die Tragebalken durch, so daß das dicke Dach hinabstürzt, das Feuer erstickt und zugleich alle Eingänge verrammelt. Auch diesmal hatte man dieses Verfahren in Anwendung gebracht, und in Folge dessen bot der Bazar an der betreffenden Stelle am anderen Morgen den Anblick einer Ruine dar; aber nach einigen Tagen werden die Kaufleute, welche alsdann nichts mehr von dem etwa wieder ausbrechenden Feuer zu fürchten haben, die Erde entfernen, die Balken wieder an ihre frühere Stelle bringen und unbesorgt ihre unverletzt gebliebenen Läden wieder öffnen.

Das Feuer war in der Nähe des ältesten Theiles des



Grabmal der Zobeïde.

Bazars, unweit des prächtigen Chan Orthma ausgebrochen; hätte es sich bis zu diesem ausgedehnt, so wäre Baghdad jetzt um eines seiner schönsten Bauwerke persischen Stils und eines der bemerkenswerthesten Beispiele dieser Gebäudegattung ärmer. Chan Orthma besteht aus einem rechteckigen, mit eleganten Wölbungen überdeckten Schiffe. Außen angebrachte Strebepfeiler, welche etwa 3 m von einander entfernt sind, tragen die sehr dünnen, über das Schiff geschlagenen Bogen, welche unter einander wieder durch Bogen verbunden sind; in der Mitte dieser letzteren erheben sich durchbrochene Kuppeln. Die eine Seitenwand des Saales hat eine doppelte Reihe von Fenstern, während die beiden Giebelwände an ihrem oberen Ende durchbrochenes Mauerwerk tragen, durch welches gleichfalls einige Lichtstrahlen einfallen. Die einfarbigen Mosaiken, mit welchen alle Wölbungen verziert sind, sind von unvergleichlicher Zierlichkeit und Anmuth. Sich selbst übertroffen hat aber der Baumeister in der Anlage einer Gallerie, welche inwendig



Der Chan Orthma.

um den ganzen Raum herumläuft und die Nebenräume im ersten Stocke mit einander verbindet. Für einen Architekten, welchem nur Ziegel, d. h. Material von kleinen Dimensionen, zur Verfügung stehen, ist es stets sehr schwer, widerstandsfähige Auskragungen herzustellen; die Perser aber sind Meister in dieser Kunst. Ihrem Streben, im Inneren der Räume beträchtliche Vorsprünge zu schaffen, verdankt man jene zierlichen Hängebogen und bienenzellenartigen Ornamente, welche sehr mit Unrecht für Kennzeichen der arabischen Bauweise gelten, während sie den Schmuck der kleinen Ziegelwölbungen, welche ausladendes Mauerwerk steifen und tragen sollen, bilden. Solcher zellenförmiger Putz hätte aber nicht zu dem allgemeinen Charakter des Chan Orthma gepaßt; deshalb hat der Baumeister, indem er die Ziegel allmählich vorkragen ließ, längs der Mauern kleine Bogen geschlagen, welche auf Konsolen ruhen, die in die Mauern eingesetzt sind; auf den Bogenfeldern hat er wiederum Konsolen angebracht und dieselben durch einen gekrümmten Architrav verbunden. Auf solche Weise erzielte er einen Mauervorsprung von etwa 1,30 m Breite, welcher genügend Raum für einen Umgang darbot, und krönte denselben mit einem Gesimse und einem leichten Gitter aus Holz. Die Bandgesimse und Bogenfelder sind mit gestempelten Ziegeln bedeckt, wie sie auch am Grabmale der Zobeïde vorkommen, und welche man in Persien an Bauwerken aus der Seldschukenzeit so häufig findet.

Eine sehr breite und — eine seltene Erscheinung in mohammedanischen Ländern — auch gut angelegte Treppe



Baghdad vom Dache des Chan Orthma aus gesehen.

führt auf das Dach des Gewölbes hinauf, welches einen Gesammtüberblick über die Stadt gewährt; wie in allen orientalischen Städten, so sind auch hier die Minarets, die strahlenden Kuppeln und die Palmen die charakteristischen Züge in der Landschaft. Der Umstand, daß sich in Baghdad ein so rein iranisches Monument, wie der Chan Orthma, findet, steht nicht allein da. So erhebt sich gar nicht weit von demselben noch das prächtige Minaret Suk el-Gazel, welches mit seiner Krönung von zellenförmigen Vertiefungen, die mit kleinen Schuppen verziert sind, alle Kennzeichen iranischer Kunst des zwölften Jahrhunderts aufweist. Ferner ist ein Schulgebäude zu nennen, welches jetzt in ein Zolllagerhaus umgewandelt ist; dasselbe verdankt seinen Ruf nicht nur den Schönheiten seiner Architektur, sondern auch, und das in noch höherem Grade, den prachtvollen Inschriften, vor welchen die Kalligraphen von Beruf Mund und Nase aufreißen. Die zahlreichen Gebäude, welche Baghdad außerdem noch umschließt, haben nicht nur ihren Werth in sich, sondern sie bilden in ihrer Gesammtheit auch eine Art von Museum; man kann an ihnen leichter als in den Städten Persiens die verschiedenen Wandelungen der iranischen Kunst von der Seldschukenzeit an bis herab auf unsere Tage verfolgen und studiren. Hier an den Ufern des Tigris hat der Stil jeder Epoche seine Spuren hinterlassen, während in dem Heimathlande die Baudenkmäler weit zerstreut sind, je nach der Lage der Hauptstadt, welche die betreffende Dynastie, der sie ihren Ursprung verdanken, sich wählte.

Vom Dache des Chan Orthma herabsteigend, begaben sich die Reisenden zu den persischen und türkischen Teppichhändlern und suchten unter einem gewaltigen Haufen von Geweben nach einigen bemerkenswerthen Stücken, fanden aber nur grobe, schlecht gewebte Erzeugnisse der Fabriken von Farahan und dicke Smyrnaer Teppiche. Außerdem findet man im Stoff-Bazar damascenische Seide, weiße mit gelber Seide gestickte Musseline, welche zum Beziehen von Möbeln verwendet werden, mit Goldblättchen belegte Abbas (Mäntel für Männer), Izzas für die Frauen, bunte Pantoffeln, und nicht weit davon mit Leder- oder Tuchmosaik belegte Pferdegeschirre, d. h. den ganzen, gewöhnlichen Luxus des Orients; aber kostbare Waffen, Emailarbeiten oder Brokat, wie in Kaschan, Ispahan und namentlich Stambul, trifft man dort nicht. Und gäbe es solche auch, so würde man sie nicht finden; denn es ist nicht leicht, dort etwas zu suchen, wegen der Masse gewöhnlicher Waaren und der überraschenden Ungefälligkeit der Verkäufer, die nicht gern ihre Vorräthe auskramen und vorlegen.

Die Erzeugnisse der einheimischen Industrie muß man wie in Persien bestellen und gleichzeitig auch bezahlen; vorräthig findet man sie nicht, und in Folge dessen kann ein Fremder, dessen Zeit beschränkt ist, selten etwas derartiges erwerben. Wer kann mehrere Monate vorher bezahlen und dann nach dem vereinbarten Zeitpunkte noch eine unbestimmbare Zeit auf die Ablieferung der bestellten Waare warten? Wenn schon erfahrene Leute und Landeseinwohner unter diesem Geschäftsgebrauche leiden, wie wird es erst dem Fremdlinge ergehen? So besitzt die Gemahlin des französischen Konsuls vier schöne mit Gold durchwirkte Thürvorhänge, bei denen aber in halber Höhe der fleischfarbene Ton der Seide in ein himbeerfarbenes Roth übergeht. Sie hatte den Stoff bei ihrer Ankunft in Baghdad bei einem der besten Weber der Stadt, Hadschi Baba, bestellt, die eine Hälfte des Preises sofort und die andere zwei Monate später, als die Vorhänge halb vollendet waren, bezahlt. Ein halbes Jahr später lieferte Hadschi Baba die fertigen Gewebe ab, wobei der Farbenunterschied entdeckt wurde. Aber auf alle Vorwürfe antwortete der Weber ganz ruhig weiter nichts, als: „Ihr habt mir das Geld zu zwei Malen ausgezahlt, ich habe zwei Mal die Farbe gemischt. Wenn sie nicht beide Male genau gleich ausgefallen ist, so ist es Eure Schuld und nicht meine." Sprachs und verschwand, und Mme. Pérétié mußte wohl oder übel die einmal bezahlten Vorhänge behalten.

Diesen sonderbaren Usus darf man aber keineswegs einem Mangel an Kapitalien zuschreiben. Vielmehr sind die zahlreichen Banquiers stets bereit, den kleinen Handwerkern Kredit zu gewähren, und zuverlässige, fleißige Industrielle finden immer, wenn auch zu einem hohen Zinsfuße, Geld. Außerdem haben sie mannigfache Vortheile, welche ihnen das Geschäft erleichtern. Der Staat erhebt von ihnen keine Auflagen und Gewerbesteuern, sondern nur wenig drückende Eingangszölle, wegen deren sie sich außerdem noch mit den Zollbeamten ins Einvernehmen setzen können. Vorausbezahlung für zu liefernde Waaren fordern sie nur aus zwei Gründen, erstlich, weil sie während der ganzen Arbeitsdauer, deren Länge zu bestimmen in ihrer Hand liegt, die Zinsen von dem bezahlten Gelde einstreichen, und zweitens, weil ihnen von schlechten Kunden schon oft böse mitgespielt worden ist.

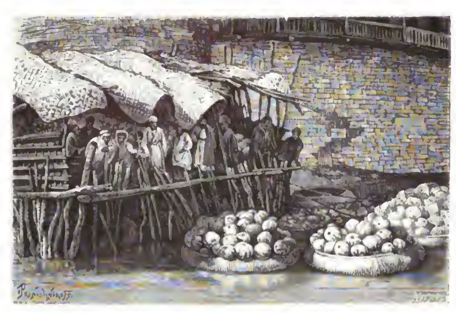
Die reichsten Bazare sind nicht zugleich auch die besuchtesten, vielmehr werden werthvollere Gegenstände den Käufern meist in das Haus gebracht. Dafür ist aber das Leben und Treiben um so bunter an jenen Orten, wo man englisches Baumwollenzeug, russische Kurzwaaren und die prächtigen gläsernen Ringe feil hält, vor denen die Beduinenweiber, welche Hühner, Eier und Gemüse zu Markte



Minaret Suk el-Gazel.

bringen, mit offenem Munde und leuchtenden Augen begehrlich stehen bleiben. Sie alle kommen mit unbedecktem Gesichte zur Stadt, aber sobald sie die Straßen betreten, so ziehen sie einen Zipfel ihres leinenen Kopftuches vor dasselbe, um nach Kräften die Baghdader Sitte nachzuahmen. Wenn man aber will, ist es leicht, ihr Antlitz zu sehen; ihr Typus ist durchaus gewöhnlich und keineswegs so fein, wie bei den Stämmen in der Umgebung von Felich. Sie gehören freilich auch zur niedrigsten und ärmsten Klasse, und auf ihnen ruht alle schwere Arbeit, während ihre Männer nur auf Jagd oder Raub ausziehen.

Zum Beschlusse ihrer Wanderungen durch Baghdad besuchten die Reisenden den Lebensmittelmarkt. Es giebt kein lustigeres und bunteres Schauspiel, als der Anblick der Stände, auf denen alltäglich das Futter für die Tausende von Mündern in der großen Stadt aufgeschichtet wird. Auf unseren nordischen Märkten und in den eisernen Markthallen unserer Städte erfreut nur die warme Färbung des



Landeplatz der Kuffehs in Baghdad.

Gemüses und das Pelzwerk des Wildes das Auge; dort aber im Lande der Sonne und der riesigen Fruchtpyramiden sieht man auf den Märkten ganz andere, lebhaftere, goldigere Töne. In Baghdad besonders sind die Bazare von Tagesanbruch an überreichlich mit Lebensmitteln versehen und Kopf an Kopf mit einer lärmenden, bunt gekleideten, sich drängenden Menschenmenge erfüllt. Das materielle Leben ist, wenn man sich den landesüblichen Speisen anbequemt, in der ganzen Provinz billig. Geflügel und Wild kosten sehr wenig, ein Hammel etwa fünf Mark; Fische giebt es in Menge; Gemüse und namentlich Gurken, welche in Kuffehs aus dem oberen Mesopotamien herbeigeschafft und an einem besonderen Landeplatze aufgehäuft werden, sind lächerlich billig. Man erstaunt, wenn man sieht, welche unglaublichen Massen von Melonen und Wassermelonen jeden Morgen dort zugeführt werden und an jedem Abend bereits von den Bewohnern der großen Stadt verdaut sind. Von hier aus betrachtet scheint Baghdad in der That eine Art Schlaraffenland zu sein; aber es leidet dabei an drei Geißeln: an den türkischen Beamten, an der Pest und an dem nach ihm benannten Geschwüre, und von diesen drei sind die beiden letzten noch die geringeren Uebel.

Reiseskizzen aus Columbien.

Von Dr. Alfred Hettner.

VI. Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Landschaft.

(Schluß.)

Die Aufgabe dieser Skizzen ist es nicht, Columbien im Einzelnen zu beschreiben, sondern an richtig gewählten Beispielen den allgemeinen Charakter columbianischer Landschaft zu zeigen und danach den Genuß des Reisens zu bemessen. Im vorhergehenden Artikel wurde die Reise von Honda nach Bogotá geschildert, um den Ausbau der Ostkordillere aus Parallelketten und die eingeschalteten Hochebenen zur Anschauung zu bringen, in diesem Artikel sollen einige andere merkwürdige Punkte hervorgehoben werden. Zu denselben würde der Wasserfall des Tequendama und die natürliche Brücke von Pandi gehören, wenn dieselben nicht bereits in dieser Zeitschrift (Bd. 34, S. 198 ff. und

S. 213 ff.) ausführlich beschrieben und abgebildet worden wären. Wir können daher von Bogotá aus gleich eine nördliche Richtung einschlagen, um zunächst Pacho zu besuchen.

Wir folgen dem nördlichen Arme der Hochebene, um ungefähr in sechs Stunden nach Zipaquirá zu gelangen, wo sich die großen, von der Regierung durch Monopol ausgebeuteten Steinsalzwerke befinden. Von Zipaquirá steigen wir westlich zum Páramo, d. h. einer jener kalten und regnerischen Bergeinöden, hinauf, und auf der anderen Seite durch Wald nach dem Dorfe Pacho hinab, das in 1800 m Meereshöhe, also 800 m tiefer als die Hochebene von Bogotá, liegt. Pacho ist im ganzen Lande bekannt wegen des wenige Minuten von hier am Flusse gelegenen Eisenwerkes, welches schon in den zwanziger Jahren von dem Engländer Bunch angelegt worden ist und bis vor Kurzem das einzige Eisenwerk im ganzen Lande war. Heute interessirt uns aber nicht dieses, sondern die merkwürdige Ebene, an deren Fuße dasselbe liegt. Mitten in die großartigste Gebirgslandschaft ist eine etwa zwei Stunden lange und im Mittel ungefähr eine halbe Stunde breite Ebene eingeschaltet, welche sanft nach Westen geneigt ist und im Norden und Süden von Flüssen abgeschnitten wird. Aehnliche Ebenen kommen in der Ostkordillere vielfach vor und erreichen mitunter, z. B. bei Fusagasugá, einen ziemlich bedeutenden Umfang. Bald fallen sie, wie die Ebene von Pacho, auf beiden Längsseiten steil zu Flüssen ab, die sich an ihrem unteren Ende vereinigen, bald lehnen sie sich auf der einen Seite an höhere Berge an; am merkwürdigsten aber ist das nach allen Seiten isolirte Plateau, welches der darauf liegenden Stadt la Mesa den Namen gegeben hat (la mesa, der Tisch). Alle diese Ebenen bildeten ursprünglich den Thalboden und sind erst allmählich durch die immer tiefer einschneidenden Flüsse rückenförmig herausgeschält worden. Aber auch an sich sind sie kein Glied des inneren Gebirgsbaues, sondern ein Werk der Flüsse, wie ihre Zusammensetzung aus groben Geröllen beweist; es sind Schotterterrassen, wie sie ja auch in den Alpen vorkommen, und deren Entstehung in mancher Beziehung gerade heute wieder den Gegenstand wissenschaftlicher Kontroversen bildet. Auf ihrer Oberfläche ausgestreut finden sich in den Anden große Sandsteinblöcke, den erratischen Blöcken Norddeutschlands vergleichbar, die aber hier nicht durch Gletscher transportirt sein können, auch nicht, wie columbianische Geognosten gemeint haben, von alten Vulkanen ausgespien worden sind (die in der Ostkordillere ganz fehlen), sondern von den Flüssen bewegt wurden, denn überall in den heutigen Flußbetten findet man ähnliche Felsblöcke angehäuft. Man genießt von der heiteren, baumlosen Ebene von Pacho eine herrliche Aussicht auf die scharf geschnittenen Bergketten, welche sie rings umgeben, theils kahl oder nur mit Graswuchs bekleidet, mit kräftigen, südlichen Farbentönen, theils, nämlich die höheren, von dichtem Walde überzogen, dunkler und matter gefärbt. Nur ungern trennen wir uns daher von dieser Stelle, wo sich die gastliche Aufnahme im Hause des Herrn Bunch, das köstliche Klima und die entzückende Landschaft vereinigten, um sie uns als das Paradies Columbiens erscheinen zu lassen, und kehren zur Hochebene nach Zipaquirá zurück.

Von hier setzen wir die Reise in nördlicher Richtung fort und steigen bald über eine nur wenige hundert Meter höhere Wasserscheide zu der Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá hinüber, welche sich fast in derselben Seehöhe wie jene befindet und im Ganzen denselben Charakter trägt, nur daß ein großer Theil dieser Ebene noch jetzt von einem See, der Lagune von Fúquene, eingenommen wird. Wir passiren Chiquinquirá, in dessen Hauptkirche ein Muttergottesbild alljährlich Tausende von frommen Wallfahrern herbeizieht, und verlassen bald hinter Saboyá, zugleich mit dem Ausflusse des Sees, dem Rio Saravita oder Suárez, die Hochebene, um rasch nach Puente Nacional hinabzusteigen, das nur etwa 1600 m über dem Meere liegt. Von hier an wird die rechte Seite des Thales durch flach westlich, also flußwärts, geneigte Bänke von Kalkstein und Schieferthon zusammengesetzt, welche auf diese Weise ein langgestrecktes Plateau bilden, das von den zahlreichen Nebenflüssen quer durchbrochen wird. Der Weg, der von Puente Nacional oder Moniquirá über Santana, Suaita, Guadalupe, Guapotá, Palmar und Socorro, die Hauptstadt des Staates Santander, nach Sanjil führt, führt daher beständig auf und ab. Aber die tiefste und gewaltigste dieser Querschluchten liegt doch erst zwischen Sanjil und Piédecuesta, und wird von dem Rio Chicamocha oder Sogamoso gebildet, der die Hauptwasserader des ganzen inneren Boyacá ist und sich wenig unterhalb mit dem Rio Suárez vereinigt, um mit demselben dem Magdalena zuzustreben. Das tiefe Durchbruchsthal durch das besprochene Plateau heißt das Thal von Sube (auch der Fluß führt hier den Namen Rio Sube), nach dem kleinen Dörfchen Sube, das am Grunde desselben liegt und wegen seiner enormen Hitze den Beinamen: die Hölle (el infierno) von Santander führt, eben diesem Umstande aber auch seine Benutzung als Kurort verdankt. Dieses Thal ist eines der columbianischen Schaustücke, von welchen dem Reisenden immer und immer wieder erzählt wird. Wer sich von Sanjil aus nähert und vor sich das Dorf Los Santos sieht, ahnt nicht, daß er, um dasselbe zu erreichen, noch diese tiefe Felsschlucht zu überschreiten hat, bis er unmittelbar am Rande derselben steht. Nun ist Los Santos nur 3 bis 4 km von uns entfernt, aber doch brauchen wir vier Stunden bis dahin, weil wir mehr als 800 m, also die Höhe des Inselsberges über Halle hinab und ebensoviel wieder hinaufzusteigen haben. Freilich sind die Wände hier nicht so steil, wie bei der Schlucht von Paudi, weil sie aus weniger hartem Materiale bestehen. In der unteren Hälfte stehen weicher Granit und Porphyr an, die fast von Vegetation entblößt sind und der ganzen Landschaft einen eigenthümlich gelblichrothen Ton geben, und die auch die darüber liegenden härteren Kalksteinschichten zu Falle bringen. Der Blick in dieses Thal ist ein großartiger. Es ist eine Bildung, welche den berühmten Cañons von Colorado verwandt ist.

Etwa in der Hälfte des Weges von Bogotá nach Sube ließen wir andere merkwürdige Bildungen links liegen. Westlich und nördlich von Vélez befindet sich nämlich ein ausgedehntes Kalkgebiet, auf dessen Höhlen, Erdlöcher und andere Karstbildungen ich besonders durch die Reisebeschreibung von Manuel Ancizar, die einzige von einem Einheimischen beschriebene Reise durch Columbien, aufmerksam gemacht worden war. Als besonders zahlreich erwähnt er diese Bildungen in der Nähe des Dorfes Cuevas, an dem Wege, der von Vélez nach dem Carare führt. Aber obgleich ich in Vélez mehrere Leute sprach, die diesen Weg häufig zurückgelegt hatten, wußten doch die meisten gar nichts von diesen Erscheinungen, und in Cuevas selbst wurde ich bei meiner Frage nach Höhlen u. dgl. einfach ausgelacht, der Name des Dorfes — Cuevas bedeutet Höhlen — sei ganz willkürlich gegeben worden; weiter unten würde ich dergleichen Dinge finden. Ich nahm mir diesen Wink zu Herzen und folgte dem hier möglichst schlechten Wege, auf dem große, durch den Regen glatte Kalkblöcke mit tiefem Schlamme abwechseln, weitere drei Stunden; in einer ein-

samen Hütte im Walde, in der ich zur Nacht blieb, erhielt ich endlich die erste bestimmte Auskunft. Am nächsten Morgen führte mich der freundliche Besitzer zu einer großen Höhle, die zwar kaum mehr als 1 km vom Wege entfernt liegt, zu der wir aber doch über eine Stunde brauchten, weil wir uns den Weg mit dem großen Messer (Machete) in der Hand selbst bahnen mußten. In diesem Terrain, das noch von dichtem Urwalde bedeckt ist, sind eben geographisch-geologische Detailstudien noch gar nicht oder nur mit dem größten Zeitaufwande möglich. Daher freute ich mich lebhaft, als mir bei meiner Rückkehr nach Cuevas der Alcalde (Bürgermeister) mittheilte, er hätte inzwischen Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß es in fünf bis zehn Minuten Entfernung in gerodetem Lande eine ganze Reihe von Höhlen und Erdlöchern gäbe. Aber welcher Stumpfsinn des Volkes tritt uns in dem eben erzählten Beispiele entgegen; man hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein dieser in unmittelbarer Nähe befindlichen und doch sicher auffallenden Bildungen, obwohl schon der Name des Dorfes die Aufmerksamkeit darauf hätte lenken sollen. Wenige Tage darauf begegnete mir ein ähnlicher Fall; man hatte mir von einem neu entdeckten, besonders großartigen Erdloche gesprochen, aber an dem bezeichneten Orte konnte mir Niemand auch nur die geringste Auskunft darüber ertheilen.

Wir finden in dieser Gegend alle Erscheinungen zusammen, welche für ein Kalkterrain charakteristisch sind und ihre Entstehung der Löslichkeit des Kalksteines in Wasser verdanken; senkrechte Felsenwände und einzelne Felspfeiler, welche, wo sie kahl und hell aus dichtem Walde aufragen, der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz geben, abflußlose Becken mit Sumpfbildungen, Höhlen, von deren Decken zahlreiche Stalaktiten herabhängen, theils von Bächen durchströmt, die weiter unterhalb wieder das Tageslicht erblicken, theils am Boden mit trockenem Sande bedeckt, aus welchem man nicht nur Salpeter gewonnen, sondern in dem man auch viele altindianische Grabstätten mit Goldschätzen gefunden hat, kreisförmige Löcher im Boden, bald von geringer Tiefe und dann oft von Teichen erfüllt, bald 50 bis 100 m tief und von üppiger Vegetation verdeckt. Der großartigste dieser Erdfälle oder Dollinen, wie sie im Karst genannt werden, ist das hoyo del aire (Loch des Windes), etwa 20 km nord-nordöstlich von Vélez, zwischen den Wegen, die nach La Paz und nach San Benito führen; es ist eine nahezu kreisförmige, etwa 300 m im Durchmesser haltende und 118 m tiefe Oeffnung im Erdboden mit beinahe senkrechten und kahlen Felsenwänden, aber am Boden von reichem Pflanzenwuchse bedeckt. Ein Herabsteigen ist hier unmöglich; der Einzige, der unten war, ein Pfarrer Cuervo, hat sich mit Seilen herabgelassen, die an einem vorspringenden Holzgerüste befestigt worden waren. Eine ähnliche, aber kleinere Bildung ist das hoyo de los pájaros zwischen Saujil und Mogotes, das ich jedoch nicht selbst gesehen habe. Im übrigen Columbien scheinen diese ausgedehnten Kalkbezirke mit Karsterscheinungen großentheils zu fehlen, um erst im nordöstlichen Venezuela wieder aufzutreten.

Wir wenden uns zu dem See von Tota, welcher im südöstlichsten Zipfel des Hochlandes von Boyacá, einige Stunden südlich von Sogamoso liegt. Abgesehen von der ganz im Süden des Landes in einem nur von Indianern bewohnten Urwaldgebiete gelegenen Lagune von Cocha, dem mar dulce, ist es der einzige größere Gebirgssee Columbiens. Kleinere Gebirgsseen sind genug vorhanden und zwar am meisten in der Region des Páramos, worunter man die kalten niedrigen Bergeinöden über der oberen Grenze des Baumwuchses versteht. Es sind kleine Seebecken, die kaum mehr als einen Kilometer im Umfange haben und etwa mit den Meeraugen der Tatra zu vergleichen sind. Die dürftige Vegetation und der meist wolkenbedeckte Himmel verleiht ihnen ein trauriges Aussehen. Andere dieser kleinen Seen, wie der See von Pedropalo, sind rings von üppigem Walde umgeben, oder liegen wenigstens, wie die Lagune von Ubáque, schon in der gemäßigten Region. Die meisten dieser kleinen Seen waren altindianische Kultstätten; die Chronisten erzählen ausführlich die religiösen Ceremonien, welche im See von Guatavita vorgenommen wurden. Das Volk glaubt in ihnen allen große Goldreichthümer begraben, und zwei dieser Seen, den von Guatavita und die Lagune von Siecha (bei Guasca), hat man schon darauf abzulassen begonnen. In der That hat man dabei einzelne, auch ethnologisch werthvolle Goldgegenstände gefunden. Bei beiden ist man auf halbem Wege stehen geblieben, während doch gerade der eigentliche Grund die reichste Ausbeute versprach; im einen Falle gingen die Geldmittel vorzeitig zu Ende, im anderen fanden durch ungeschickte Anlage der Arbeiten der Unternehmer und der Ingenieur ihren Tod. Etwas größer ist der langgestreckte und reichgegliederte See von Suesca, mehrere hundert Meter über dem Niveau der Hochebene von Bogotá gelegen. An ihn reiht sich der See von Fúquene, der den größeren Theil der Hochebene von Ubaté-Chiquinquirá einnimmt und jedenfalls einst die ganze Hochebene bedeckte, wie ja auch die Hochebene von Bogotá einst ein großer See war. Ein großer Theil des Sees von Fúquene ist mit Schilfgras bestanden, welches allmählich zu seiner Versandung beiträgt. Als ich bei einer Befahrung des Sees, in dessen Mitte sich mehrere Inseln erheben, die Tiefe desselben feststellte, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß dieselbe mit Ausnahme einer etwas tieferen Rinne in der Mitte nur 1 bis 3 m beträgt. Die Ufer sind reizlos, da sich die Berge nur wenig höher erheben und sowohl der Kraft der Formen wie einer schönen Vegetation entbehren. Größere Ansprüche in jeder Beziehung erhebt der See von Tota, der, wie gesagt, einige Stunden südlich von Sogamoso gelegen ist. Die Oberfläche des Sees habe ich nach meinen Vermessungen zu ungefähr 45 qkm oder 0,8 Quadratmeilen also etwa gleich der Oberfläche des Ammer- oder Thunersees bestimmt, die größte Tiefe soll aber nur 55 m betragen. Was ihn von den Alpenseen so charakteristisch unterscheidet, ist seine hohe Lage, 3000 m über dem Meere, während unsere größeren Alpenseen doch höchstens 600 m hoch gelegen sind. Daher können auch die Berge nicht mehr so himmelhoch über das Seeufer ansteigen; die höchsten Gipfel in der Nähe des Sees mögen sich 1000 m höher, also zu 4000 m erheben. Aber sie liegen nicht unmittelbar am See, sondern weiter zurück und schließen auch nicht dicht zusammen. Darum fehlt hier, wenn sich auch manche sehr schöne Ansicht darbietet, die Großartigkeit der alpinen Seen, aber doch auch in Folge des düsteren Himmels und der öden Páramovegetation die lachende Freundlichkeit der Ufer des Züricher Sees, oder der hohe Ernst unserer norddeutschen, von dichtem Buchenwalde umgebenen Seespiegel. Am ehesten erinnerte mich der landschaftliche Eindruck noch an einige Eifeler Maare, nur daß diese wie Kinderspielzeug neben dem Andensee erscheinen.

An Reiz der Seen können sich also die Anden nicht mit den Alpen messen, und ebenso fehlen ihnen jene zahlreichen gewaltigen Schneegipfel, welche in den Alpen fast überall sichtbar sind. Die Schneegrenze in Columbien liegt in 4600 m Höhe (in der nördlichen Schweiz in 2700 m), so daß sich nur wenige Gipfel über dieselbe erheben. Wenn

wir im Süden beginnen, so ragen verschiedene Vulkane der Centralkordillere in den Schnee auf, am nördlichsten die Gruppe des kegelförmigen Tolima und des breiten Ruiz. In der Ostkordillere finden wir keine Schneegipfel bis $6^1/_2$° nördl. Br., wo sich die Sierra Nevada von Cocui (unpassend auch von Chita genannt) findet, und dann erst wieder unter 8°, wo wir, schon in Venezuela, die Sierra Nevada von Mérida antreffen. Ein isolirtes Gebirgssystem ist die Sierra Nevada von Santa Marta, welche sich unter 11° unmittelbar an der Küste östlich von der Mündung des Magdalenenstromes erhebt. Während sich die meisten dieser Schneeberge in unseren Lehr- und Handbüchern angegeben finden, werden die Schneeberge von Cocui fast nirgends erwähnt, und deshalb schwebten sie mir, seit ich das Land betrat, als ein Hauptziel meiner Reise vor. Im Juli 1884 konnte ich ihnen endlich den lange geplanten Besuch abstatten. Sie liegen in der Nordostecke von Boyacá, östlich der Stadt Cocui, und haben eine Längserstreckung von ungefähr 25 km in nord-nordwestlicher Richtung bei einer mittleren Breite von 5 km. Die Erhebung der beiden höchsten Gipfel über die Schneelinie schätzte ich auf ungefähr 500 m, so daß die absolute Erhebung 5100 m betragen würde. Der südliche Kulminationspunkt, der Pan de Azucar, ist ein kühner Schneekegel, aus dem nahe dem Gipfel ein quadratischer Felsblock, Púlpito oder Kanzel genannt, aufragt. Die nördlichen Schneegipfel fallen nach Südosten steil, nach Südwesten aber in breiten Schneeflächen ab, welche wenig zerklüftet zu sein scheinen und daher wahrscheinlich einen leichten Zugang gewähren würden. Ich mußte auf einen eigentlichen Besteigungsversuch verzichten, weil die Jahreszeit zu unsicher war — in der That traten dann Schneestürme ein —, weil ich keinen Begleiter fand und die Besteigung unbekannter Schneegegenden allein doch nur für den geübtesten Bergsteiger möglich ist, und weil mir auch die Instrumente fehlten, um aus einer Besteigung den vollen Nutzen zu ziehen. Ich war weit genug vorgedrungen, um einige, wie mir scheint, wichtige Beobachtungen anzustellen: einmal, daß die Schneeberge hier nicht wie in der Centralkordillere vulkanisch sind, sondern aus einem harten, weißen Quarzit bestehen, welcher der Kreideformation angehört und durch die allgemeine Gebirgsfaltung in diese Lage gebracht worden ist, zweitens, daß die Schneegrenze in den letzten Jahrzehnten bedeutend zurückgewichen ist, drittens, daß sich vom Pulpito ein kleiner Hängegletscher herabsenkt und daß sich die alten Moränen desselben, besonders die halbkreisförmigen Endmoränen bis tiefer als 4000 m verfolgen lassen. Einige kleine Seebecken im Thale von Lagunillas sind durch diese Moränen abgedämmt worden. Obgleich mein Besuch in die Regenzeit fiel, gestattete mir das Wetter doch einige wunderschöne Ansichten des Gebirges. Auf einem Hügel über Lagunillas wurde ich lebhaft an den Blick von Mürren auf die Jungfraukette erinnert. Ein Besuch der Schneeberge von Cocui gehört zwar zu den strapazantesten, aber auch durch landschaftliche Schönheit genußreichsten Abschnitten einer Kordillerenreise.

Im Ganzen fehlen den Anden gerade die Hauptreize der Alpen; es fehlen ihnen die vielen schneebedeckten Hochgipfel, es fehlen jene herrlichen Seen, es fehlen auch die grünen Alpenmatten mit den dazwischen verstreuten Sennhütten, welche uns in den Alpen so entzücken. In Columbien habe ich ein ähnliches Bild nur an zwei Stellen, in Duitama und Gámeza gesehen. Ursprünglich war der größere Theil der Abhänge mit Wald bekleidet. Das Gepräge dieses tropischen Urwaldes ist von unserem deutschen Walde durchaus verschieden. Nirgends besteht er aus einer oder zwei Baumarten, sondern viele verschiedene Arten und Gattungen setzen ihn in gleicher Anzahl zusammen, und neben den dicotyledonen Laubbäumen treten die charakteristischen Formen der Palmen und Baumfarren auf. Freilich gehören dieselben selten zu den eigentlichen Baumriesen, sondern bilden, mit gewöhnlichen Laubbäumen zusammen, eine Region mittleren Wuchses, unter welcher sich ein dichtes Unterholz findet, so daß sich dem Blicke von oben bis unten eine ununterbrochene Masse von Grün darbietet. Zahllose Epiphyten und Schmarotzer, darunter die schönsten Orchideen, welche in den Baumkronen sitzen, Schlingpflanzen und Lianen, welche sich an den Stämmen emporranken und von einem Baume zum anderen streben, machen das Gewirr noch undurchdringlicher.

Der Charakter des Waldes bleibt im Ganzen bis zu bedeutender Höhe derselbe, wenn auch andere Arten an seiner Zusammensetzung theilnehmen; am auffallendsten ist, daß die Palmen nach oben verschwinden und durch die Baumfarren ersetzt werden. Ungefähr von 2700 m Höhe an beginnt der Baumwuchs zu verkrüppeln und gewinnt durch dichte Moosbekleidung ein trauriges Ansehen. Bei 3000 m wird seine obere Grenze erreicht; dann finden wir nur noch niedrige Sträucher und kleine Stauden mit holzigen Stengeln und lederartigen Blättern, schließlich bleibt, außer Gräsern, nur der Frailejon (Espeletia Frailejon) übrig, eine Komposite mit großen gelben Blüthenkörben und wolligen, harzigen Blättern in rosettiger Anordnung, deren unterer Theil nach dem Absterben verholzt und so allmählich einen mehrere Meter hohen Stamm bildet. Das ist die Region der Páramos, der kalten, windigen Bergeinöden, welche der Wanderer selten ohne Regen oder Schneefall überschreitet. Darüber folgt dann, ungefähr von 4000 m ab, die Region des ewigen Schnees, in welche nur einzelne Gipfel aufragen.

Von der Hand des Menschen ist ein großer Theil des Waldes zerstört worden, aber nur zum Theil, um Weide und Anpflanzungen an seine Stelle zu setzen, zur anderen Hälfte nur um des Holzbedarfes willen und aus purer Zerstörungswuth. Dann ist an seiner Stelle eine häßliche Gebüschvegetation emporgesprossen, oder es tritt auch der nackte röthliche Schiefer- oder Thonboden zu Tage, auf dem vielleicht hier und da ein Akaziengebüsch oder eine Stacheldistel wächst. Man kann sich an der Ansicht der Berge meist erst in größerer Entfernung erfreuen, wenn die Einzelheiten unter einem duftigen Blau verschwinden und die schönen Konturen zur Geltung kommen. Von Chimbe, Tena, Fusagasugá, Fómeque, Pacho um die Hochebene von Bogotá herum, oder von Guapotá im Thale des R. Suárez und von vielen anderen Punkten genießt der Reisende bei klarem Wetter und besonders am frühen Morgen wunderschöne Bergansichten, welche in ihrem Charakter vielleicht italienischer Landschaft entsprechen, aber dieselbe durch Großartigkeit übertreffen.

Oft und mit Recht ist gesagt worden, daß die tropische Natur etwas Niederdrückendes habe. Man bewundert die Pracht des tropischen Urwaldes, aber man hat kein inneres Verhältniß zu demselben, wie zu unseren ernsten hehren Buchen- und Tannenwäldern. Das Klima des tropischen Tieflandes, die große Wärme, welche auch die Nächte über andauert, beengt den nordischen Fremdling, hemmt den Fluß der Gedanken, die Kraft der Empfindungen. Aber größere Erhebung über den Meeresspiegel ändert die Bedingungen, die Luft wird dünner, die Temperatur niedriger. Noch strahlt die Sonne in den Mittagsstunden brennend heiß, aber Morgen und Abend sind wunderbar schön, gestatten freie Entfaltung der geistigen Kräfte. Wohl denkt man gerade dann der Familie und Freunde, aber nicht

unzufrieden nach ihnen zurück sich sehnend, wie während einer Krankheit, sie vielmehr herbeiwünschend, um mit ihnen die Schönheit der Natur zu genießen. Denn die Ungebundenheit des Lebens, der innige Verkehr mit der Natur, die Masse neuer, wechselvoller Eindrücke, welche mit einer längeren Reise in den columbianischen Anden verknüpft sind, üben einen mächtigen Reiz aus. Oft jubelt Dein Herz vor Entzücken über die herrliche Landschaft laut auf. In der Seele bleibt Dir ein unauslöschlicher Eindruck dieser Stunden; wenn Du längst alle Mühsal des Reisens vergessen hast, denkst Du noch mit Sehnsucht der blauen Berge Columbiens.

Der Apache-Indianer im Kriege und Frieden.

Von **Johann A. Spring** in Tucson (Arizona).

II. (Schluß.)

Von Kriegsschmuck der Apachen habe ich nie etwas gesehen, wenigstens nicht im Kampfe; die von uns (beiläufig gesagt sehr selten) überrumpelten Indianer waren mit Ausnahme eines schmutzigen Hüfttuches, einer meist rothen Kopfbinde, die ihr Haar von den Augen weg hielt, und in seltenen Fällen von kunstlos gearbeiteten Mokassins oder Sandalen, ganz nackt; ihre meist mageren Arme und Beine, schwarzrothe Hautfarbe, im Gesichte von rothen und blauen vertikalen Strichen unterbrochen, ihr zottiges, bis fast auf die Schultern reichendes Haar, hervorstehende Backenknochen und breite Nasen bieten einen höchst widerlichen Anblick dar. Auch geht von ihnen ein ganz unangenehmer Geruch aus, besonders im Sommer; dessen wurde ich zum ersten Male gewahr, als ich im August 1868 fünfzehn derselben im Wachtlokale von Fort Goodwin eingeschlossen hatte. Diese waren wirkliche Hyänen der Wüste; sie hatten einen Raubzug unternommen, mehrere Pferde und Esel erbeutet und dieselben nach ihrer Gewohnheit sammt Eingeweiden verzehrt; bei diesem Schmause, der mit gebranntem Wasser aus der amerikanischen Agave gewürzt wurde, hatten sie unsere Soldaten überrascht und gefangen nach dem Fort gebracht. Der Geruch, den sie in dem engen Gefängnisse verbreiteten, war unausstehlich. Während der Nacht verlangten zwei von ihnen, auf den Abort geführt zu werden; ich schickte vier Mann Wache mit; nach kaum zwei Minuten fielen Schüsse; die Wachen rapportirten, die Gefangenen hätten einen Fluchtversuch gemacht und sie hätten pflichtgemäß gefeuert. Die zwei Ausreißer wurden todt hineingebracht; mit stoischer Ruhe betrachteten die anderen Gefangenen ihre todten Kameraden, die am frühen Morgen begraben wurden; doch beobachtete ich, daß die Ueberlebenden es sorgfältig vermieden, während ihrer Gefangenschaft die Ecke des Gefängnisses zu betreten, wo die Todten gelegen hatten.

Von eigentlichen Gefechten mit Apachen kann wohl kaum die Rede sein, es sei denn, daß man sie unverhofft überrascht und auch dann halten sie bloß Stand, wenn auch der letzte Ausweg abgeschnitten ist [1].

Da sie durch die vielen Mord-, Raub- und Plünderungszüge viele Feuerwaffen an sich brachten, da ihre Wohnplätze oder Rancherias in natürlichen Felsenfestungen sich befanden, Arizona ein sehr wasserarmes Land ist und der Regierung die zu einem solchen Kriege nothwendigen Truppen und Pfadfinder fehlten, ist leicht zu begreifen, daß die Unterjochung dieser Indianer der Regierung lange Zeit und große Summen kosten mußte.

Im Jahre 1874 gelang es General Crook, auf der Reservation San Carlos mehrere Unterstämme zu vereinigen und dadurch, daß er die besten und zuverlässigsten Indianer zu Soldaten machte, um ihre Stammesbrüder zu bekämpfen, errang er große Vortheile; aber erst vor zwei Jahren gelang es den vereinten Anstrengungen der Vereinigten Staaten- und mexikanischen Truppen, die stets wilden Chiricahuas zu besiegen und jetzt sind alle Apachen, einige unbedeutende Banden vielleicht ausgenommen, auf der San Carlos Reservation vereinigt und sollen daselbst civilisirt werden.

Dieses große Indianerlager, das nach der letzten Zählung 5000 Männer, Weiber und Kinder beherbergt, liegt an der nördlichen Seite des Gila-Flusses, im östlichen Theile des Territoriums Arizona, und enthält 4400 englische Quadratmeilen, die von fünf bis sechs kleinen Flüßchen bewässert werden. Es befinden sich auf diesem Gebiete die schönsten Viehweiden Arizonas und etwa 50 000 Morgen des besten Ackerbaulandes. Ein schönes Schulhaus mit Schlafräumen, Badezimmern u. s. w. für dreißig der fähigsten Apachenknaben ist daselbst errichtet worden, um dieselben zu Lehrern der aufwachsenden Jugend heranzubilden. Ein Indianeragent sammt Schreibern, Schmieden, Zimmerleuten, Schlächtern, Fuhrleuten, Dolmetschern und Farmern beaufsichtigt die Leitung der großen Familie, die sich bis jetzt meistens durch große Arbeitsscheu ausgezeichnet hat; denn wenn auch der Apache im Kriege der behendeste Läufer der Erde ist und mit bewundernswürdiger Energie die vielen Strapazen seines Räuberlebens ausgehalten hat, so kann er sich doch nur ganz langsam an friedliche Arbeit gewöhnen. Es-ki-men-zin, ein früher berüchtigter Häuptling, geht seinem Stamme mit gutem Beispiele voran. Er bebaut seit Jahren eine Farm von 160 Morgen und hat es bereits zu einem gewissen Wohlstande gebracht. Die Regierung füttert die Apachen auf der Reservation zum größten Theile noch, und der Rationsaustheilungstag, der alle fünf Tage eintritt, gewährt ein sehr interessantes Bild. Die Regierung

[1] Im Sommer des Jahres 1868 verfolgten wir unter der Führung Marigildo's die frischen Spuren einer Räuberbande, die drei Leute in den Sonoita-Bergen überfallen, getödtet und beraubt hatte. Wir kamen nach fünftägigem Ritte nach einer am Fuße eines steilen Berges liegenden Apache-Rancheria, die aus kleinen Hütten von Baumästen geflochten, bestand. Die Indianer hatten uns von Weitem kommen sehen und begrüßten uns von sicherer Felsenhöhe hinab mit Schüssen und spöttischen Rufen, deren Inhalt zu wiederholen mir das Schamgefühl verbietet. Wir durchstöberten ihre Hütten und Höhlen, fanden viele Rehfelle, mehrere hundert Pfunde getrocknetes Fleisch und gebackene Agaven, einige Lanzen, Bogen und Pfeile, roh gearbeitete irdene Töpfe, primitive Fuß- und Armbänder mit eisernen Schellen, aus rothen Beeren verfertigte Halsbänder und viele — Spielkarten; d. h. es waren dieses irdene Täfelchen mit deutlich eingekratzten Figuren, deren Marigildo sich aus seiner Gefangenschaft sehr wohl erinnerte; alles hatte den eigenthümlichen Indianer-Geruch.

liefert jährlich eine gewisse Anzahl von Rindern, Zugthieren, Wagen und Ackergeräthschaften und hofft mit der Zeit alle Apachen dahin zu bringen, daß sie sich selbst ernähren; bis jetzt sind jedoch kaum 2000 Morgen des schönen Ackerlandes unter Anbau, trotzdem die Vereinigten Staaten den Apachen gute Lehrer im Ackerbau und der künstlichen Bewässerung gewähren. Doch was die Hauptsache ist, wir leben jetzt verhältnißmäßig in Ruhe und Frieden [1]). Sechs Kompagnien stehender Truppen bewachen die Reservation.

Ueber die Religion der Apaches Eingehendes zu berichten, ist mir unmöglich; sie sind in dieser Hinsicht sehr schweigsam; doch ist festgestellt, daß sie an einen großen Geist und an ein zukünftiges Leben glauben; im Uebrigen sind sie sehr abergläubisch und bestimmte Anhänger des Spiritualismus, in welchem sie ihre Medicinmänner bestens bestärken, um sie dadurch leicht zu beherrschen. Jeder Apache hat eine sogenannte „gute Medicin" (Talisman), bestehend in einigen Bärenklauen, einem Büschel Roßhaar, einigen bunten Lappen, einer Schlangenhaut, einem geschnitzten Stöckchen oder einem Thierschwanze.

Auf der Reservation sind diese Indianer meist fett, untersetzt und etwas unter mittlerer Körpergröße; ihre Augen sehen denen der mongolischen Rasse sehr ähnlich, sie sind meist klein und verschmitzt. Die Apachen wohnen in Hütten, die aus Aesten zusammengestellt, mit Gras und nasser Erde bepflastert und oft etwas unter dem Erdboden ausgehöhlt sind; sie sind sehr von Ungeziefer behaftet, weshalb sie oft ihr Haupthaar vollständig mit Koth bekleben, diesen trocknen lassen und nach einigen Wochen auswaschen. Alles am Körper wachsende Haar wird sogleich mit kleinen Zangen ausgezogen; im Sommer badet sich der Apache oft und gern, im Winter jedoch kann nichts ihn bewegen, der Reinlichkeit zu pflegen.

Die Jagd ist das Hauptvergnügen dieser Indianer und sie sind fast durchgehends geschickte, geduldige und deshalb meist erfolgreiche Jäger. Auf der Hirschjagd bedienen sie sich eines getrockneten Hirschkopfes und eines auf dem Rücken mit gelbrother Farbe versehenen Hemdes; so bekleidet nähern sie sich, alle Bewegungen des Wildes nachahmend, dem letzteren bis auf Schußweite und selten entrinnt ein Reh ihrem wohlgezielten Schusse. Ueberdies nähren sie sich von der amerikanischen Aloe, der mexikanischen Agave, den kleinen fetten Nüßchen einer in dortigen Bergen große Wälder bildenden Pinie und den Bohnen des Mesquile-Baumes.

Für gewisse Feste schmücken sie sich mit allerlei Tand, befederten Helmen aus Rehhaut, allerlei bunten Lappen, Schellen und Halsbändern. Ihre Tänze, von der monotonen Musik einer Schilfrohrflöte, einer primitiven Trommel und einer Klapper (ausgehöhlte mit kleinen Steinchen gefüllte Kürbisflasche) und eintönigem Gesange begleitet, haben etwas Plumpes, fast Täppisches an sich; sie bestehen einfach darin, daß sich abwechselnd einer oder mehrere um einen Kreis drehen, halb hüpfend, halb schleichend und mit den Händen auf die Schenkel schlagend; dabei etwa das Folgende singend, und es unzählige Male wiederholend:

Hoia hoia, haia ha, haia hu, hoi, hoi hoia ha, haia, haia hu.

Ein sehr wichtiges Familienfest, wozu alle Familienglieder eingeladen werden, ist dasjenige, welches beim Eintreten der Mannbarkeit eines Mädchens gefeiert wird. Die weiblichen Apachen sind in der Regel vor und nach der Heirath tugendhaft; Ehebruch des Weibes wird von dem Manne mit Abschneiden der Nase und mit Verstoßen der Ehebrecherin aus seinem Hause bestraft. Eigentliche Heirath giebt es nicht; der eine Frau suchende Mann erwirbt dieselbe durch Ankauf von ihren Eltern, und nimmt sie einfach nach seiner Hütte mit, doch wird dazu ein Mädchen nie gezwungen. Im Falle der Untreue fordert der Apache von des Mädchens Eltern das Ankaufsgeld zurück, welches meistens aus Pferden oder Vieh besteht. Bei einer Trennung der Gatten folgen gewöhnlich die vorhandenen Kinder der Mutter. Die Apachenmutter gebärt leicht, hat aber selten eine zahlreiche Familie. Das Kind wird kurz nach der Geburt auf ein Brett befestigt, an dessen Kopfende ein kleiner Schirm gegen die Sonnenstrahlen angebracht ist; die Namengebung der Kinder ist stets mit vielen abergläubischen Ceremonien verbunden, doch wird der dem kleinen Kinde gegebene Name bei einem zweiten Feste, das bei dem Eintreten von dessen Mannbarkeit stattfindet, feierlichst gegen einen anderen vertauscht. Auf dem Ritte trägt die Mutter die Kleinen entweder auf der Hüfte oder in einer am Sattelknopfe befestigten Decke.

Die Knaben werden schon in frühester Jugend gewahr, daß sie dazu bestimmt sind, alles Weibliche zu beherrschen; sie werden in frühester Jugend im Gebrauche der Waffen unterrichtet und nur äußerst selten bestraft.

Wie alle Indianer, sind auch die Apachen dem Feuerwasser, das sie aus der Agave selbst zu bereiten wissen, sehr zugethan und in vielen Fällen, wo sie den Weißen in die Hände fielen, hatten sie ihr Unglück nur dieser Leidenschaft zu verdanken.

Gegen fast alle Krankheiten gebrauchen die Apachen die viel erwähnten und beschriebenen Schwitzbäder und verschiedene meistens von alten Weibern gesammelte und zubereitete Kräuter; gegen den Biß der Klapperschlange machen sie Umschläge von gequetschten Blättern einer hier häufig vorkommenden Art der Euphorbia.

Die Todten werden nicht begraben, sondern im Beisein aller Verwandten unter lautloser Stille verbrannt. Zum Zeichen der Trauer werden den Pferden des gestorbenen Besitzers am Schwanze und an der Mähne einige Büschel Haare abgeschnitten und von den nächsten Verwandten aufbewahrt.

Zum Schluß noch eine wahre Anekdote, die beweist, wie wenig es unseren Truppen gelungen ist, den Apachen den gehörigen Respekt einzuflößen: Als der berühmte General Sherman vor drei Jahren die Reservation in San Carlos besuchte, wurde er immer und immer wieder von bettelnden Apachen belästigt, die ihn um Patronen zum Jagen baten. Ungeduldig sagte endlich der General: „Ihr wollt wohl Patronen, um meine Soldaten todt zu machen?"

„Oh nein", erwiderten die naiven Rothhäute, „Patronen für Cowboys [1]); für Deine Soldaten sind Knüppel gut genug, großer Vater!"

[1]) Doch hat in diesem Sommer wieder ein eben erst beendeter Aufstand der Apachen stattgefunden. (Red.).

[1]) So nennt man hier allgemein die halbwilden, oft die Indianerreservation belästigenden Viehhirten, die allerdings eine gefährliche Klasse Leute sind.

Stanley's neues Buch über den Congo[1]).

II. (Schluß.)

Von Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates“ ist nunmehr bei F. A. Brockhaus in Leipzig auch der zweite Band erschienen, welcher die Geschichte der Expedition und das Wirken des Autors bis zu seiner Rückkehr nach Europa im Juli 1884 und zur Berliner Conferenz fortführt. Auch dieser Theil ist reich illustrirt, mit 30 Abbildungen im Texte und 18 ganzseitigen Bildern, und bringt die große, von John Bolton gezeichnete Karte des Congobeckens in zwei Sektionen, welche angeblich auf 400 astronomische Positionen basirt ist. Da dieselben aber nicht mitgetheilt und diskutirt werden, so bleibt es bei der notorischen Ungenauigkeit Stanley's in dergleichen Dingen Jedem bis auf Weiteres überlassen, ob er der Karte Glauben schenken will oder nicht. Es ist leider nur zu gewiß, daß die Geographie, ebenso wie die Naturwissenschaften (Botanik, Geologie, Zoologie) bei den bisherigen, so überaus kostspieligen Unternehmungen der Association Internationale nicht ganz die ihnen zukommende Beachtung gefunden haben und, namentlich was die Naturwissenschaften anlangt, nur wenig oder gar nicht gefördert worden sind.

Der erste Band hatte mit der Gründung der Station Bolobo abgeschlossen; von dort erfolgte am 28. Mai 1883 die Abfahrt der Stanley'schen Flotille nach dem oberen Congo und schon am 20. Juni wurde unweit der Mündung des Mohindu oder Schwarzen Flusses, der ein Stück aufwärts befahren wurde, die Aequator-Station, 1154 km von der Westküste entfernt, angelegt. Auf der Rückfahrt nach Leopoldville wurde dann der zwischen 0° und 1° südl. Br. am linken Congo-Ufer gelegene Mantumba-See, der in der Regenzeit wahrscheinlich mit dem früher erforschten Leopold-See zusammenhängt, umfahren. Nach Leopoldville zurückgekehrt, fand Stanley Depeschen aus Brüssel vor, infolge deren er beschloß, den Strom noch weitere 900 km bis zu den Stanley-Fällen hinaufzufahren. Vor Bolobo angelangt, hatte er im September mit den dortigen Eingeborenen einen Kampf zu bestehen, und es gelang ihm mit Hilfe einer Krupp'schen Kanone und eines Probeschusses aus ihr, dieselben wieder zur Vernunft und Ordnung zurückzuführen, wie denn überhaupt vielleicht seine hervorstechendste Eigenschaft, seinen Erzählungen nach zu schließen, die Geschicklichkeit im Verkehre mit den Eingeborenen ist. Die Bewohner von Bolobo aber zeichnen sich durch eine ganz besondere Wildheit und Blutgier aus (S. 63 f.). „Eine Messingstange führt zum Kriege; ein Tropfen Bier zu viel veranlaßt ebenfalls einen Krieg; hat Jemand einen bösen Traum, so wird ein anderer Unglücklicher der Zauberei angeklagt und verbrannt oder als Mitschuldiger gehängt; stirbt ein Häuptling an einer Krankheit, so werden 2 bis 50 Menschen an dem Grabe abgeschlachtet. Als der Häuptling von Moje, dem nächsten Dorfe oberhalb unserer Station, starb, wurden 45 Menschen umgebracht, und noch vor ganz kurzer Zeit hatte Ibaka ein hübsches junges Mädchen strangulirt, weil ihr Geliebter erkrankt und gestorben war. Zwei Sklaven Ibaka's zanken sich um ihr Bier; der eine erschießt den anderen und der Bruder des Ermordeten verlangt zwölf Sklaven, zwei Ballen Zeug und 1500 Messingstangen; einer der männlichen Sklaven wird enthauptet, eine Sklavin strangulirt, damit ihre Geister den Verstorbenen auf der traurigen Reise nach dem unbekannten Universum begleiten. Daß wir nicht schon öfter in Schwierigkeiten mit Leuten wie die Bewohner von Bolobo gerathen waren, dankten wir einzig und allein unserer ängstlichen Vorsicht und großen Langmuth.“

Am 22. September folgte die Errichtung der Station Lukolela, etwas südlich von 1° südl. Br., in einer an werthvollen Bauhölzern (Platanen-, Teak-, Mahagoni-, Roth- und Guajakholz) sehr reichen Gegend; Stanley schätzt die Zahl der brauchbaren Bäume in der Umgebung auf 460 000 und meint, daß eine Dampfsägemühle aus diesem einen Walde auf Generationen hinaus alles Holz liefern würde, dessen die Handelsfaktoreien bedürfen. Eine Woche später traf die Dampferflottille nach einer Abwesenheit von 100 Tagen wieder bei der Aequator-Station ein, welche in dieser kurzen Zeit unter der Leitung der Lieutenants Van Gèle und Coquilhat sich prächtig entwickelt hatte und die besten Beziehungen zu den Eingeborenen unterhielt, und am 21. Oktober gelangte man nach Iboko, dem menschen- und dörferreichen Lande der Bangala, welche sechs Jahre vorher den Canoes Stanley's einen so heißen Empfang bereitet hatten, diesmal aber sich so friedlich und entgegenkommend zeigten, daß ihr Häuptling sogar mit Stanley Blutsbrüderschaft schloß. Sieben Stunden lang dampfte man an den am Nordufer des Congo dicht an einander gereihten Ansiedelungen dieses Stammes entlang, und 1877 hatte der Reisende bei langsamem Rudern mit dem Strome $5^1/_2$ Stunden gebraucht, um dieselben zu passiren. Die Bangala sind ein nach unseren Begriffen schöner Menschenschlag, breitschulterig, mit starken Muskeln, hoch gewölbter Brust, zarter Taille und von ziemlich bedeutender Größe, Leute, denen, nach ihrer leichten und gewandten Haltung in den im Allgemeinen sehr leicht kenternden Canoes zu urtheilen, das Leben auf dem Flusse etwas Alltägliches sein muß. Während einige von ihnen eine sehr schwarze Hautfarbe haben, sind die meisten kupferfarbig und einzelne sogar so hell wie Araber.

Am 25. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts fortgesetzt und eine entzückende Waldgegend erreicht (S. 92). „Wer rein tropische Landschaften liebt, der müßte die reichen, grünen Inseln in der Mitte des Congo zwischen Iboko am rechten und Mutembo am linken Ufer sehen, mit den unzähligen verschlungenen und gewundenen Armen des Flusses, in denen üppige Vegetation wie sammetartiger Abglanz der Blätter und Wedel sich im intensiv hellen Sonnenscheine wiederspiegelt. Das Unterholz zeigt die mannigfaltigsten Farben; die buschartigen Spitzen, die schlangenartig emporkletternden Lianen mit dem weinblattähnlichen Laube, alle haben ihre eigene und besondere Farbenschönheit, die eine Beschreibung unmöglich macht. In diesen Breiten kann man meiner Meinung nach zu jeder Zeit die erfrischende Freudigkeit und Kraft der tropischen Natur beobachten. Einige der kleinsten Inselchen scheinen in karmoisinrothem Feuer zu stehen, während die Blüthen der Trichterwinde in purpurner, die Blumen des Jasmins und der Mimose in

[1]) S. oben S. 58.

goldenen und weißen Farben das Auge erfreuen und die Luft mit ihren süßen Düften erfüllen .... Aber nicht nur das Auge erfreuen diese Inseln durch ihre wunderbare Pracht. Die Palmen sind eine ewige Quelle süßen Saftes, welcher in gegohrenem Zustande dem Menschen Vergnügen und Behagen schafft. Die goldigen Nüsse anderer Palmen liefern reiches gelbes Fett, welches frisch selbst für die Küche eines Epikuräers genügen würde, und das an der Küste als ein sehr werthvoller Handelsartikel geschätzt wird. Die üppigen, fast endlos langen Schilfgräser werden zu Matten für Haus und Veranda, zu Sonnendächern für Reisen auf dem Flusse, Schutzwänden für die zeitweilig auf den Uferterrassen sich aufhaltenden Fischer, Netzen und Fallen, Feld- und Marktkörben, und einer Menge anderer nützlicher Dinge verarbeitet, namentlich aber zum Baue der netten und starken Häuser und zum Rahmenwerke der Wände. Dasselbe geschieht mit den starken, strickartigen Schlinggewächsen, die wie Festons aus der Höhe herabhängen oder an den Stämmen der kräftigen Bäume emporranken. Jenes Gewächs mit blaßweißen Blüthen ist die Kautschukpflanze, die vom höchsten Werthe für den Handel ist und in Zukunft von den Eingeborenen von Iboko und Bolombo auf das Eifrigste gesucht werden wird. Der unternehmende Händler findet eine Feigenart mit fleischigen, grünen Blättern, deren Rinde sich vorzüglich zur Anfertigung von einheimischem Zeuge eignet, und deren weiche schwammartige Faser in Zukunft zur Herstellung von Papier von einigem Nutzen sein dürfte. Dann giebt es hier die verschiedensten Arten von Palmen, aus deren gehörig vorbereiteter Fiber die geschickten Hände der Bangala Taue von einer Stärke flechten, wie sie weder heimischer, noch Manilahanf, noch Jute liefern, und die sich von gewöhnlichen Tauen unterscheiden, wie die Seide von der Baumwolle. Dort das weiche blaßgrüne Moos, welches die Baumspitzen wie ein Schleier umhüllt, ist die Orseilleflechte, aus welcher ein geschätzter Farbstoff extrahirt wird. Auch die Wälder dürfen nicht vergessen werden, die dem Blicke überall am Ufer und auf den Inseln begegnen und scheinbar endlos sind. Tagtäglich verbrennen wir die verschiedensten Holzarten, und oft bewundern die Maschinisten die Farbe und das Geader derselben oder athmen mit Genuß den wundervollen Duft des Harzes ein. Wir zehren von Ansichten und Gerüchen, von denen wenige Menschen sich einen Begriff zu machen vermögen ...."

Auf der weiteren Fahrt erforschte Stanley den Unterlauf des Bijerre-Flusses, welchen er früher fälschlich Aruwimi genannt hatte und den er der Namensähnlichkeit halber für identisch mit dem Uerre hält, passirte dann eine weite, von arabischen Sklavenhändlern entsetzlich verwüstete Landschaft und warf am 1. December an seinem Ziele Anker, dicht vor dem ersten der sogenannten Stanley-Fälle, der sieben Katarakte, die, in verschiedenen Zwischenräumen einander folgend, auf einer Strecke von 90 km der weiteren Beschiffung des großen Stromes ein nicht zu überwältigendes Hinderniß entgegensetzen. Zwei Tage später wurde hier die am weitesten vorgeschobene Station der Association gegründet. Die Schilderung von Stanley's Rückfahrt nach Bivi und von da nach Europa schließt den Bericht über sein sechsjähriges Wirken am Congo.

Es folgen aber noch mehrere Kapitel, die zum Theil heftigen Widerspruch erregen werden, nämlich eins, „Europäer in Afrika" betitelt, worin der Verfasser seiner spöttischen Tadelsucht seinen Mitarbeitern und Untergebenen gegenüber alle Zügel schießen läßt, und das darum geradezu abstoßend wirkt; ferner zwei über das Klima, welches gewiß manche gute Rathschläge enthält, aber entschieden die Verhältnisse viel zu rosenfarben malt. Kein Monat vergeht mehr, ohne daß die empfindlichsten Verluste an Menschenleben vom Congo gemeldet werden; aber allen Thatsachen zum Trotze und entgegen der besseren Einsicht eines Fachmannes, wie Dr. G. A. Fischer, wird fortgesetzt die wahre Sachlage verschleiert und beschönigt! Immerhin enthalten die beiden Kapitel über das Klima Winke, die sich Jeder, der nach Afrika geht, zu Herzen nehmen möge; für das Gefährlichste erklärt Stanley Erkältung, Genuß hitziger Getränke während des Tages und die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen.

Das nächste Kapitel, „Der Kern des Ganzen", ist eine „oratio pro domo" in bester Form, bestimmt, den Kapitalisten Muth zu machen, daß sie ihr Geld zunächst für die Congo-Eisenbahn hergeben. Ob dieselbe sich je besser rentiren würde, als z. B. die Andes-Bahnen in Peru, ist wohl mehr als fraglich; gewiß ist nur, daß die von Stanley angeführten Zahlen, welche ihre Ertragsfähigkeit beweisen sollen, kein Vertrauen verdienen, wie dies z. B. für die Elfenbeinausfuhr in „Petermann's Mittheilungen" (1885, August, S. 307) nachgewiesen wird. Natürlich gießt Stanley schon im Voraus die Schale seines Zornes über Jeden aus, der an seinen Aufstellungen zu zweifeln wagt. „Ich beabsichtige nicht — heißt es S. 390 — den Versuch zu machen, die gänzlich schwachmüthigen, unentschlossenen und greisenhaften Leute, welche Skepticismus vorschützen und denselben wie einen Schild vor sich halten, um die eigene Feigheit vor der allgemeinen Beobachtung zu verbergen, für Afrika zu interessiren. Unter den 325 Millionen Menschen in Europa giebt es sicherlich einige, denen das durch Vermittelung von acht Sprachen in diesem Buche gepredigte Evangelium (!) des Unternehmens ein paar Thatsachen darbieten wird, welche sie für werth erachten, im Gedächtniß zu behalten, und die sie zu einem gewissen Handeln anregen." Daraus mag also Jeder, der vorsichtiger Weise keine Aktien der Congobahn zeichnet, erfahren, daß er sich für „gänzlich schwachmüthig, unentschlossen und greisenhaft" zu halten hat. Ein Kapitel über die Berliner Conferenz macht den Beschluß des Buches, aus welchem vielleicht „Der Kern des Ganzen" und vielerlei Persönliches besser weggeblieben wäre, während anderes, wie Beobachtungen wissenschaftlicher Natur, Aufnahme hätte finden sollen. Nichtsdestoweniger müssen wir es mit Dank anerkennen, daß uns in den beiden stattlichen Bänden mannigfache Belehrung und Unterhaltung geboten wird; der Anfang zur vollständigen Erforschung Inner-Afrikas, und mehr als das, ist in großartiger Weise gemacht, die Arbeiter zur Fortsetzung des Werkes fehlen nicht, und mag aus dem Congo-Staate werden, was da wolle, der Geographie können die bisherigen Errungenschaften nicht wieder verloren gehen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Etwas spät, aber doch sehr erwünscht, ist eben Heft 2 der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882/83“ erschienen und bringt uns die von L. Friederichsen bearbeitete Originalkarte der G. A. Fischer'schen Reise ins Masai-Land, Begleitworte zu derselben, eine generelle Uebersicht der wissenschaftlichen Sammlungen desselben Reisenden und drei Tafeln ethnographischer Abbildungen — das Ganze ein sehr werthvoller Beitrag zur Kunde Ostafrikas und eine sehr nöthige Ergänzung zu Thomson's Arbeiten im selben Gebiete. — Der gleichzeitig erschienene Jahrgang 1884 derselben Zeitschrift, die zu den inhaltreichsten unter den Publikationen der deutschen geographischen Gesellschaften zählt, enthält außer H. Töppen's „Hundert Tage in Paraguay“ (s. oben S. 46) und Friederichsen's „Karte des westlichen Theiles der Südsee“ (s. oben S. 47) namentlich einen Reisebericht des Dr. W. Sievers über Venezuela.

— Unter den Beweisen für die Zunahme der Kälte im Norden figurirt neben der Vereisung Ostgrönlands gewöhnlich auch die Beobachtung, daß auf Island von der Zeit der ersten Besiedelung im Jahre 870 bis etwa gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Erfolg Gerste gebaut wurde, seitdem aber nicht mehr. Es ist darum von großem Interesse, daß auf Anregung von Prof. Schübeler die isländische Regierung neuerdings wieder Versuche in größerem Maßstabe unternommen hat; die Resultate waren seither recht günstig. Gerste vom Altenfjord in Norwegen, also allerdings von der Nordgrenze ihres Vorkommens (70° nördl. Br.), konnte 89 Tage nach der Aussaat geschnitten werden und gab recht guten Ertrag. Die Aufgabe des Gerstenbaues in Island war also nicht Folge einer Verschlechterung des Klimas, sondern hing nur davon ab, daß die Viehzucht besser rentirte. — Auch mit anderen Pflanzen werden eben bei Reikjavik Versuche in größerem Maßstabe ausgeführt; man hat einen botanischen Garten angelegt, welcher unter der Leitung des Regierungsarztes Dr. Schierbeck steht, und hat in demselben die Samen von 382 Pflanzenarten ausgesäet, die um Christiana in Norwegen vorkommen; es wird wohl gelingen, der spärlichen Gartenflora Islands manches neue Element zuzufügen. Ko.

— Man schreibt der „Presse“ aus Athen: „Die Vollendung des thessalischen Eisenbahnnetzes macht erfreuliche Fortschritte. Vor Kurzem ist wieder ein Theil der Bahn Velestino-Trikkala-Landesgrenze, die Strecke Pharsala-Sophades, welche eine Länge von rund 35 km hat, vollendet worden. Die Fortsetzung dieser Strecke, nämlich Sophades-Trikkala-Landesgrenze, soll noch im Laufe dieses Herbstes hergestellt sein, so daß die ganze Linie Velestino-Landesgrenze, welche mit schmaler Spurweite gebaut wird, bis zum Herbste dem Verkehr wird übergeben werden können. Die Bahnlinie Volo-Velestino-Larissa ist schon seit einiger Zeit im Betriebe.“

Asien.

— In Band 46, Nr. 16 war in dem Artikel „Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien XV“ die Rede von einem „Harfner“, der nebst seinem einsaitigen Instrumente auf S. 245 abgebildet war. Mit Bezug darauf schreibt uns Hr. Dr. C. Sandreczki in Passau:

„Auf meinen Wanderungen (im Orient) sah ich wohl alle Gewerbe der Eingeborenen und auch deren musikalische Instrumente, auf einen Harfner aber war ich nie gestoßen. Und doch ist Mr. Dieulafoy's Beschreibung und Bild ganz richtig, ja naturgetreu, bis auf den einen Umstand, daß der einsaitige Bogen keine Harfe, der Künstler mit seinem Hammer kein Harfenspieler war. Wer auch nur die Küsten Kleinasiens oder Syriens berührt, kann in den für die Gewerbe bestimmten Straßen der Städte einen solchen einen riesigen Fiedelbogen mit einem Schlägel bearbeitenden Mann auffinden und den surrenden Klang der einen Saite vernehmen und hat dann einen Krämpler und sein Werkzeug vor sich, der eine Hand voll Wolle oder Baumwolle auf die Saite legt und diese dann mit dem Schlägel in Schwingungen setzt, wodurch die Wolle zertheilt auffliegt, gekrämpelt wird. Diese Arbeit, tagelang fortgesetzt, kann dann wohl dem Arbeiter zu einer Gewohnheit werden, die ihn auch in den Mußestunden einer Reise beherrscht und ihm das Surren der Saite zu einem Ohrenschmause machte. Der Araber nennt diese Maschine (Kardätsche) den Schlägel mit inbegriffen, Mindef und beschreibt das Verfahren als Schlagen mit dem Mindef (so daß vom Schlägel eigentlich die Benennung herrührt), d. h. dem Holze des Krämplers chaschabetu'l neddâf. Der Türke gebraucht für Krämpler ein Wort, das dem englischen „wool-comber“ (Wollkämmer) entspricht. Das Verfahren nennt er Kämmen oder Werfen.“

— Colquhoun, der unermüdliche Reisende in Hinter-Indien, der nächstens in Europa zurückerwartet wird, hat seine Rückreise durch Englisch-Indien gemacht, wo er die Handelskammern zu überzeugen suchte, daß im Interesse des englischen Handels alles Mögliche geschehen müsse, um demselben einen Weg über Land von Hinterindien nach China zu eröffnen. Auf diesen Punkt wollen wir nach Allem, was darüber gesagt ist, nicht weiter eingehen; wohl aber scheinen seine Mittheilungen über chinesische Zustände wichtig genug, um dieselben hier zu berühren. Als bedeutendste Wirkung des chinesisch-französischen Krieges kommt es ihm vor, als ob durch die Ereignisse der kriegerische Geist bei den Söhnen des himmlischen Reiches wieder erweckt ist; demzufolge, glaubt er, wird nichts in der Welt die Chinesen zurückhalten können, eine furchtbare Macht in Asien zu werden. Sie sind nun im Begriff, auf industriellem und kommerciellem Gebiete Fortschritte zu machen und für ihre Vertheidigung zu sorgen; demzufolge ist für England der geeignete Augenblick gekommen, dort Entschädigung für die an anderen Orten begangenen Fehler zu suchen, wozu China gern die Hand bieten würde. — Auch von anderer Seite werden über ein englisch-chinesisches Bündniß Andeutungen gemacht.

— Die niederländisch-indische Regierung hat auf Ansuchen des Batav. Genootsch. für Künste und Wissenschaften eine Maßregel getroffen, die Beifall verdient, und der wir den größten Erfolg wünschen; sie hat nämlich 50 Exemplare von dem ausgezeichneten Werke Professor de Hollander's Handleiding bij de beoefening der Land- en Volkenkunde von Nederl. Oost Indie an geeignete Beamte in allen Theilen der Kolonien vertheilen lassen und dieselben aufgefordert, ihre eigenen Beobachtungen mit den Angaben des Buches zu vergleichen und über das Ergebniß zu berichten.

— Laut einer Proklamation des D. Emilio Terrero, Generalcapitäns der Philippinen, haben die Spanier aus

den Carolinen eine Provinz des Generalcapitanats und zwar das „Gobierno politico-militar del Archipiélago de las Carolinas" gebildet. Residenz des Gobernadors ist die Isle de Yap (Eap). (Die angebliche Aufhissung der deutschen Flagge auf den Carolinen ist bis jetzt (23. August) weder officiell noch officiös bestätigt worden.)

— Die erste Lieferung des „Romaji Zasshi" ist am 10. Juni in Tokio erschienen; es ist dies eine neue Zeitschrift, in welcher Japanisch mit lateinischen Buchstaben gedruckt wird. Die Gesellschaft Romaji-Kai, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Einführung der lateinischen Schriftzeichen zu befördern, zählte am 6. Juni 2906 Mitglieder, worunter 2734 Japaner und 172 Fremde.

Afrika.

— In der Sitzung der Société de Géographie am 17. Juli erstattete Herr de Lesseps über die in Tunis unternommenen Arbeiten Bericht, welche unter der Leitung des Majors Landas, Nachfolgers des verstorbenen Oberst Roudaire, ausgeführt worden sind. Es ist bekannt, daß de Lesseps, nachdem er das Terrain untersucht hatte, zu der Ansicht gekommen war, daß ein Binnenmeer in der Sahara möglich sei. Die erste Aufgabe war, in der Nähe einen Hafen anzulegen; es zeigte sich, daß der kleine Fluß Ued-Melah zu diesem Zwecke geeignet sei; man findet 1200 m von seiner Mündung süßes Wasser, jedoch ist dies kein Quellwasser. Jetzt hat man ungefähr einen Kilometer vom Flußufer entfernt gebohrt und in der Tiefe von 91 m eine Quelle gefunden, welche mit solcher Gewalt emporsprudelte, daß sie Steine von 12 kg Gewicht mit fortriß und sie 6 m hoch empor schleuderte. Jetzt liefert dieselbe 6000 l Wasser in der Minute, was ein sehr ansehnliches Resultat ist und die besten Hoffnungen für die Zukunft giebt. Wie erfahrene Personen mittheilen, hat noch nie die Bohrung eines artesischen Brunnen ein solches Resultat gehabt und dasselbe hat unter der eingeborenen Bevölkerung die größte Verwunderung erweckt. Major Landas hat sich sofort ein 1500 ha großes Terrain in der Nähe von der Regierung abtreten lassen und hofft da 60000 Palmbäume pflanzen und Strauße züchten zu können. Somit hat man eine solide Grundlage für das Unternehmen der Hafenanlage, welches in den Augen von de Lesseps sehr hoffnungsvoll ist.

— Der Bischof von Aequatorial-Afrika, Dr. Hannington und Mr. Taylor sind in Gesellschaft einer Suaheli-Karawane zu Anfang Juni aufgebrochen, um über Tschagga und das Massai-Land die Ostküste des Victoria Nianza zu erreichen, aber auf einem ganz anderen Wege als kürzlich Joseph Thomson. Der Bischof ist der Ansicht, daß, wenn diese Route erst einmal eröffnet ist, alle Karawanen von Mombaso in das Innere derselben wegen der großen Ersparniß an Zeit und Entfernung folgen werden. Dr. Hannington, kein Neuling auf ostafrikanischem Boden, hofft über den Naiwascha-See den Ort Sendega in Unter-Kawirondo (unter ca. 20' s. Br. am Ostufer des Victoria Nianza) zu erreichen.

— Allen beschönigenden Declamationen Stanley's und Dr. Allard's zum Trotz fährt das Congo-Land fort, zahlreiche Opfer an Menschenleben zu fordern. Jetzt wird aus Brüssel gemeldet, daß am 14. Mai Casman, der Vorsteher der Aequatorstation, welcher im November 1883 nach Afrika abging, und am 3. Juli Marquis Buonfanti in Mossabe, beide am Fieber, gestorben seien. Letzterer hat sich noch gegen die Beschuldigung G. A. Krause's, daß seine Reise von Tripoli nach Lagos geschwindelt sei (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 208), in einem Schreiben vom 6. Mai d. J. aus Banana vertheidigt, worin er seine Reise als authentisch erklärt und schriftliche Beweise bei seiner Rückkehr nach Europa vorzulegen verspricht. — Der Dampfer „Ville d'Anvers", welcher den Verkehr auf dem unteren Congo zwischen Boma und Vivi besorgte, ist bei letzterer Station gescheitert und vollständig verloren. Eine Abbildung des Schiffes ist in Stanley's „Der Congo und die Gründung des Congostaates", Bd. II, S. 231 enthalten; dort nennt der Autor dasselbe „ein vorzügliches kleines Boot und außerordentlich fest".

— Henri Marchand theilte der Pariser Geographischen Gesellschaft mit, daß er in Kurzem nach der Sklavenküste aufbrechen werde, um von dort in die unbekannten Gegenden längs des Niger, nach Benin und Joruba, vorzudringen und dieselben vom geographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Standpunkte aus zu erforschen. Namentlich aber wünscht er sich Auskunft darüber zu verschaffen, in wie weit diese Gegenden für die Handelsbeziehungen der französischen Besitzungen zu Porto-Novo und Assinie wichtig werden könnten.

— Dieselbe Telegraphengesellschaft, welche kürzlich die Legung eines Kabels nach den portugiesischen Besitzungen an der westafrikanischen Küste übernommen (s. oben S. 112) und bereits den Kabel nach dem Senegal gelegt hat, hat am 10. Juli auch mit der französischen Regierung einen Vertrag geschlossen, wodurch sie sich verpflichtet, die französischen Besitzungen Rio Nunez, Groß Bassam, Porto Novo und Gabun mit jenem Kabel in Verbindung zu bringen. Eine derselben muß von dem Hauptkabel berührt werden, die anderen können durch Seitenlinien an denselben angeschlossen werden.

— Die Eisenbahn zwischen Dakar und Saint-Louis (Senegal) ist am 6. Juli dem Verkehr übergeben worden, wobei es natürlich nicht an Festlichkeiten fehlte, da man, und wohl mit Recht, hierin ein für die Kolonie wichtiges Ereigniß sieht. Am folgenden Morgen erschien die erste Nummer einer Zeitung, der ersten, welche in der Kolonie veröffentlicht worden ist.

Nordamerika.

— Verpflanzung eßbarer Muscheln. Die Fisch-Commission der Vereinigten Staaten bemüht sich schon seit einigen Jahren, die eßbaren Mollusken des Atlantischen Oceans in den Stillen zu verpflanzen und umgekehrt. Versuche mit Ansiedelung der Auster in Kalifornien sind bis jetzt stets mißlungen; obschon die mit der Bahn massenhaft nach San Francisco importirten Austern sich in den Gewässern der Bai sehr gut erhalten und mästen lassen, pflanzen sie sich nicht fort. — Die Soft Clam (Mya arenaria L.) hat sich dagegen sehr rasch im Stillen Ocean eingebürgert und ist nun stellenweise recht häufig. In diesem Jahre hat man den Versuch mit der pacifischen Tapes staminea Conr. gemacht. 4- bis 5000 Stück wurden am Puget Sound, wo die Art massenhaft in seichtem Wasser lebt, gesammelt und in einem der Fisch-Transportwagen der U. S. Fish-Commission gepackt, anfangs zwischen Sand, der zweimal täglich mit Seewasser begossen wurde; die Sterblichkeit war hier sehr gering, höchstens 50 Stück starben innerhalb der ersten vier Tage. Dann stellte man sie mit dem Bauchrande auf Kies und bedeckte sie mit feucht gehaltenem Seetang; das erwies sich aber als unpraktisch und es ging eine solche Menge zu Grunde, daß man die überlebenden in Kannen mit Seewasser brachte. In diesen kamen 768 Stück lebend auf der Station der U. S. Fish-Commission in Woods Holl Mass. an und wurden in einer geeigneten Boi mit Sandboden ausgesetzt, wo sie sich alsbald eingruben. Ob sie sich fortpflanzen werden, bleibt abzuwarten.

— Den Vulkan am Feather Lake in Kalifornien, den letzten noch wirklich thätigen im Gebiet der Vereinigten Staaten, hat Dutton neuerdings besucht und berichtet darüber in „Science" Nr. 128. Er liegt in dem vulkanischen Gebiete, dessen Mittelpunkt Lassens Peak bildet und besteht aus einem Kegel von ungefähr 600 Fuß Höhe und 3300 Fuß

Durchmesser; ein gewaltiger Lavastrom von 100 bis 150 Fuß Mächtigkeit ist bei dem letzten Ausbruche von ihm ausgegangen und hat beinahe den ganzen ehemaligen See ausgefüllt. Der ganze Berg besteht aus Asche und Rapilli, die Oberfläche aus vulkanischem Sande, der ihr eine ganz ungewöhnliche Glätte verleiht. Bis jetzt sind noch keine Spuren von Erosion zu bemerken; die ganze Vegetation beschränkt sich auf einen Grasbüschel nahe dem Gipfel. Die Zeit des Ausbruches kann nicht genauer bestimmt werden; als im Jahre 1852 die ersten Emigrantenzüge hier vorüberkamen, war die Lava noch heiß und rauchte noch; die Eruption kann also nicht lange vor 1850 stattgefunden haben. Als noch thätig werden auch einige Gebiete in Oregon, in Washington Territory und in Süd-Kalifornien genannt, doch sind für keins derselben vulkanische Ausbrüche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nachgewiesen.

— Einem Berichte von Gardiner in „Science" entnehmen wir die Schilderung einer interessanten Naturbrücke in Arizona, welche ungefähr zwanzig Miles von der Stelle sich befindet, wo die Atlantic and Pacific Eisenbahn die Grenze zwischen Arizona und Neumexiko überschreitet. Eine Anzahl Wildbäche kommen hier von einem Felsrücken herab und eines der Bachbetten wird an seinem Ausgange von einer Felsplatte überspannt, welche 62 Fuß lang und an der schmalsten Stelle 15 Fuß breit ist. Sie besteht aus grobem Conglomeratsandstein (grit) und hängt mit den Schichten zu beiden Seiten ununterbrochen zusammen. Diese werden von weicherem Sandstein unterlagert, und die Brücke ist offenbar in der Weise gebildet worden, daß durch eine Kluft des Conglomerates das Wasser die weicheren Schichten erreichen konnte und unter der härteren Lage herausspülte.

Polargebiete.

— Die dänische Regierung bereitet für nächstes Jahr wieder eine größere Expedition nach der Ostküste von Grönland vor, welche Lieut. Hovgaard leiten wird. Herr August Gamel, der Eigenthümer des erprobten Dampfers „Djimphna", hat sein Schiff dafür zur Verfügung gestellt.

— Verschiedene norwegische Dampfer, welche zum Robbenfange nach Grönland geschickt worden waren, berichten, daß kein Schiff wegen der enormen Eismassen an der östlichen und südlichen Küste irgend welche Robben erbeutet hat. Der Zustand des Eises scheint in diesem Sommer gerade das Gegentheil von demjenigen im letzten Jahre zu sein, wo die Küste ungewöhnlich eisfrei war.

— Den „Proceedings" der Royal Geographical Society zufolge sollen für das nächste Jahr nicht weniger als vier Polarexpeditionen geplant werden, zwei in Portugal und je eine in Holland und Dänemark. Alle wollen sie die zu Rußland gehörigen Inseln im Eismeere besuchen, während die dänische Expedition speciell das Karische Meer und die Nordküste Sibiriens erforschen will, um, wenn möglich, das unbekannte Land, das man im Nordosten von Nowaja Zemlja vermuthet, zu finden.

Vermischtes.

— Schiaparelli (il movimento dei poli di rotazione sulla superficie del globo, in Bollet. Club alpino ital. vol. 16, p. 9) macht vorläufige Mittheilungen über eine Untersuchung, deren Resultat für die physikalische Geographie von unendlicher Wichtigkeit sein wird. Der berühmte Astronom hält nämlich eine Veränderung der Erdachse und also der Pole nicht nur für nicht unmöglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich. Erhebliche Veränderungen in der Massenvertheilung der Erdrinde, besonders wenn sie rasch eintreten, müssen eine Lagenveränderung der Pole bedingen; würde die kolossale Bodenanschwellung Centralasiens heute plötzlich gebildet, so würde sie den Nordpol zwingen, sich in einem weiten Kreise durch den Stillen und Indischen Ocean, durch Afrika und Europa um sie herum zu bewegen und diese Bewegung würde sich wiederholen, so lange ihr nicht Veränderungen an anderen Stellen der Erdoberfläche Einhalt geböten. So könnten nach und nach alle Theile der Erde an den Vortheilen der tropischen Lage Antheil nehmen und die fossilen Palmen und Cycadeen Spitzbergens würden sich erklären lassen, ohne daß man eine ehemals stärkere Ausstrahlung des glühenden Erdinneren anzunehmen braucht; man käme damit auch über die Schwierigkeit hinweg, welche das Gedeihen von Tropenpflanzen in der Polarnacht selbst bei genügend hoher Temperatur bietet. Es wird nun Sache der Geologen sein, zu prüfen, inwiefern sich die beobachteten Thatsachen mit dieser Theorie in Einklang bringen lassen; jedenfalls eröffnet sie eine Reihe hochinteressanter neuer Gesichtspunkte. Ko.

— Von Dr. Oskar Schneider's „Typen-Atlas" (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne), welchen der „Globus" in Bd. 38, S. 384 ausführlicher besprochen hat, ist jetzt die 3. Auflage erschienen, mehrfach verbessert und namentlich vermehrt um eine Erdkarte, welche die Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen darstellt. Auch im Auslande hat das praktische und billige Heft Verbreitung gewonnen und seinem Zwecke, der Hebung und Belebung des geographischen Unterrichtes, entsprochen.

— Zum Kapitel der Steinkocherei (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 16, 144, 320) erhalten wir von einem alten Freunde des „Globus", Herrn Dr. C. Sandreczki in Passau, folgende dankenswerthe Mittheilung.

„Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß diese Kochweise (das Sieden mit heißen oder glühenden Steinen) auch dem Araber bekannt ist. Wie in allem ist seine Sprache auch hierin nicht auf einen allgemeinen Ausdruck beschränkt. Die Milch so zum Sieden bringen, wird durch die Zeitwörter radafe, waghghare oder aughare bezeichnet; in Bezug auf das Verfahren heißt es: „man wirft heiße (erhitzte) Steine (hidschâre muhmât) hinein. Die so zubereitete Milch heißt waghir oder waghire. Die heißen Steine heißen auch radf (collectiv), ein einzelner radfe und auch mirdafe, und die Milch dann radif oder radife. Auf solchen Steinen wird aber auch Fleisch gebraten oder geröstet, das man lahm mardûf nennt. Ich sah die Samaritaner auf dem Garizim ihre Paschalämmer so in Gruben zubereiten. Wasser auf diese Weise heiß machen heißt: nedschere 'l mâ bi 'l radfe, und dann heißt der Stein nedschire oder mindschere. Daher der Ausdruck „ma musächehen bi'l mindschere", „Wasser erwärmt mit dem heißen Steine".

Ob noch andere besondere Ausdrücke, je nach den Dialekten, sich vorfinden, weiß ich nicht. Möglich wäre es; ich gebe eben nur das mir Bekannte."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

I.

(Die Abbildungen nach Zeichnungen von F. Régamey.)

Guimet verfolgte bei seinen Reisen besonders den Zweck, die Religionsverhältnisse der ostasiatischen Völker zu studiren; seine Schilderungen führen uns daher vorzugsweise das hierauf Bezügliche, die Art der Götterverehrung, die dazu dienenden Bau- und Kunstwerke u. A. vor Augen, flößen aber dadurch das höchste Interesse ein, daß wir gerade aus solchen Schilderungen die Großartigkeit und märchenhafte Pracht Indiens ermessen lernen, welches seinen Reichthum mit Vorliebe in den seinen Göttern geweihten Menschenwerken zur Geltung brachte. Guimet selbst ist ein reicher Lyoner, der in seiner Vaterstadt am Boulevard du Nord ein prächtiges Museum für orientalische Religionen und Religionsgeschichte gebaut hat, welches jetzt nach Paris übersiedeln soll. Daneben beabsichtigt er eine Art orientalischer theologischer Facultät zu errichten, wo Bonzen, Panditen und andere orientalische Priester die Lehrstühle erhalten sollen.

Wir treffen Guimet auf der Reise von Ceylon nach der Südküste Vorder-Indiens, und sehen ihn hier in Tuticorin landen.

Von einem eigentlichen Hafen ist bei Tuticorin nicht die Rede; sechs Seemeilen von der Stadt entfernt ging das Schiff vor Anker und war bald darauf von einer wahren Flotte von Segelbarken umringt, in welchen die aus den Kaffeeplantagen auf Ceylon nach ihrer Heimath an der Küste von Malabar zurückkehrenden Tamulen ans Land ausgeschifft werden sollten. Dieselben ziehen alljährlich in großen Schaaren nach Ceylon hinüber, um hier als Arbeiter in den Kaffeeplantagen zu dienen. Nach viermonatlicher Arbeit haben sie sich dort so viel verdient, daß sie, in die Heimath zurückgekehrt, vier Monate von den Ersparnissen gut leben können, nach deren Verbrauch aber eine ebenso lange Periode des Hungers und der Entbehrungen für sie beginnt, die erst beim Wiederbeginn der Plantagenarbeit ein Ende nimmt. Während die Tamulen ausgeschifft wurden, warteten die Reisenden schmerzlich auf die bestellte Schaluppe, um auch das Schiff verlassen zu können, denn für sie als Gentlemen würde es nicht schicklich gewesen sein, in denselben Booten mit den Tamulen an Land zu gehen. Endlich traf das erwartete Schiff ein und da durch die Verzögerung der nach Madura abgehende Zug doch einmal versäumt war, so bot sich Gelegenheit, bis zum anderen Morgen die Stadt anzusehen. Es ist überhaupt eine sonderbare Erscheinung, daß der Engländer, der in London immer so sehr pressirt ist, es in den Kolonien mit der Zeit nicht so genau nimmt.

An Land angekommen, wurden die Reisenden zunächst in einen öffentlichen „Bungalow" gewiesen; es sind dies große, an den Landstraßen Indiens von den Engländern errichtete Gebäude, welche von einem Eingeborenen beaufsichtigt werden und zur Verfügung europäischer Reisender stehen. Im Inneren enthalten sie nichts, weder Bett,

noch Tisch oder Stuhl, noch Eßvorräthe; nichtsdestoweniger haben diese Unterkunftsräume in früheren Zeiten den in Indien reisenden englischen Familien große Dienste geleistet, welche mit einer Armee von Bedienten in gigantischen Kisten und Kasten allen Comfort und alles zur Befriedigung ihrer herkömmlichen Lebensgewohnheiten Nöthige mit sich führten. Diese Karawanen machten in solch einem Bungalow Station, dann wurden die Matratzen, die Feldstühle, Klapptische, Kinderwagen, Conserven, der Thee, Brandy, die Romane von Walter Scott, die Apotheke und das Schachspiel abgeladen, um anderen Morgens wieder verpackt auf Kameelen, Elephanten oder mit Hilfe von Kulis bis zum nächsten Bungalow transportirt zu werden, — ein wahres Nomadenleben, wobei nur das Zelt durch ein Haus ersetzt ist. Wenn auch die Anlage der Eisenbahnen in dieser Beziehung vieles ändern wird und bereits geändert hat, so sollen doch besonders englische Damen, die mit vielen Bequemlichkeiten zu reisen wünschen, sich gerne der Bungalows bedienen.

In dieser glücklichen Lage sahen sich die Reisenden aber deshalb nicht, weil sie in ihren Mantelsäcken nichts mit sich führten, wodurch sie das an der Ausstattung und Einrichtung der Räume Fehlende nur einigermaßen hätten ersetzen können. Mit Vergnügen verzichteten sie daher auf das ihnen von der Regierung gebotene Unterkommen, und suchten ein portugiesisches Hotel auf, welches allerdings auch nur durch ein bescheidenes Häuschen mit drei Räumen, dem Vorsaal, Eßzimmer und Schlafzimmer, dargestellt wurde; seine sonstige Einrichtung, besonders die Betten, war dem entsprechend gleichfalls äußerst mangelhaft. Bei dem Versuche des Wirthes, auch etwas zu essen vorzusetzen, schien dieser sich vervielfältigen zu wollen; aufs Gerathewohl



Ruhende Ochsenkarawane.

öffnete er mehrere Conservebüchsen, entkorkte etliche Flaschen mit englischen Saucen und mischte alles mit einer gewissen Behendigkeit ungefähr in der Weise, wie der Maler seine Farben, zusammen. Das Produkt dieser Mischung war natürlich ein völlig ungenießbares und ekelerregendes Etwas. Glücklicher Weise fand sich als Ersatz dafür ein, wenn auch ungesalzenes und halb verbranntes, so doch einigermaßen genießbares Huhn, und zum würdigen Abschluß des Schmauses wurde mit einer gewissen Feierlichkeit eine schwärzliche fette Masse hereingebracht mit der Versicherung, daß auch dieses etwas Eßbares sei. Etwas zaghaft beschlossen die Reisenden das anscheinend einheimische Gericht wenigstens zu kosten, gegen die letztere Bezeichnung aber legte der Wirth Protest ein und bezeichnete das Ding ausdrücklich als ein englisches Gericht. Nach einer nicht ohne Muth ausgeführten Analyse kamen sie zu der Erkenntniß, daß man ihnen den allerdings total verunglückten Versuch eines Puddings hatte vorsetzen wollen.

Am anderen Morgen erhoben sich die Reisenden frierend schon früh von ihrem unbequemen Lager und Guimet trat den Weg in die noch in tiefem Schlummer liegende Stadt an. Unter hohen Bäumen gelagert fand er eine Karawane kleiner indischer Ochsen mit zierlichen Hörnern und einem Höcker in der Form einer phrygischen Mütze über den Schultern. Ihre Treiber liegen schlafend in den erzwungensten und verschrobensten Körperhaltungen dabei, mit ihren mageren Gliedern und der pechschwarzen Haut einbalsamirten Leichnamen gleichend. Man könnte glauben, die Opfer des Vesuv in der Körperhaltung, wie sie ihnen die Verzweiflung aufgezwungen, schon seit Jahrhunderten unter der erstarrten Asche begraben, vor sich zu sehen, oder eine Collection peruanischer Mumien noch ungeordnet wie

im Momente ihrer Auffindung umherliegend, und noch bedeckt mit den weißen Leichentüchern, in die man sie gehüllt hatte.

Die Mumien bewegen sich, öffnen gähnend die Augen, strecken sich niesend und gleichsam die auf ihnen lastenden



Façade der Kirche in Tuticorin.



Straße in Tuticorin.

Jahrhunderte abschüttelnd, erheben sich endlich, hüllen sich fröstelnd besser in ihre Leichentücher ein und kauern dann im Sonnenscheine nieder, damit dessen Wärme das Werk der Auferstehung vollende. Am Rande des Weges steht

eines der rohen Steingerüste, die sich die indischen Straßen entlang vielfach finden und meist dazu dienen, die Last vom Kopfe des Trägers darauf zu legen, so lange letzterer ausruht; wohl mancher Archäologe wird sich durch diese Triumphbogen haben irre leiten lassen und sie mit Denkmälern aus der prähistorischen Zeit verwechselt haben!

Inzwischen gelangte Guimet an der katholischen Kirche an; es giebt nämlich in Tuticorin, welches nach einander im Besitz der Portugiesen, der Holländer und der Engländer war, eine große Anzahl Christen, und außer ihnen nur noch Brahma-Gläubige, keine Buddhisten. Der blendend weiße, häufig erneuerte Kalkbewurf läßt die Kirche äußerlich wie mit Schnee bedeckt erscheinen, läßt aber auch die Formen der zahlreichen Skulpturen fast verschwinden, so daß nur die Umrisse der größeren Figuren noch erkennbar sind, welche in der beliebten indischen Manier tanzende Götter darzustellen scheinen. Der dem 18. Jahrhundert angehörende Styl ist ein Kompromiß zwischen spanischen und portugiesischen Eigenthümlichkeiten mit gewissen, den Hindutempeln entnommenen Details; zu letzteren gehört die Anordnung von Kapellen rings um den Hof herum und, um die Aehnlichkeit zu vermehren, findet sich in einer Ecke des Hofes ein massiv hölzerner Wagen mit schwerfälligen Rädern und in der Form einer umgekehrten Pyramide, völlig den an der Pforte der indischen Tempel stehenden Wagen gleichend, auf welchen die Bildnisse von Kâli und Wischnu durch die Stadt gefahren werden. In ähnlicher Weise dient der erwähnte Wagen des christlichen Tempels dazu, beim Frohnleichnamsfeste das heilige Sakrament in der Prozession zu tragen. Diese Aehnlichkeit von katholischen und brahmanischen Bräuchen mag auch die Ursache gewesen sein, daß Vasco de Gama Christen vor sich zu haben glaubte, als er in Indien anlangend zum ersten Male einen Hindu-Tempel betrat; mußte ihm doch in den Grundzügen der brahmanischen Religion, in der Einrichtung der Tempel, der Tracht der Priester, dem Ritus, der Bezeichnung der Gottheit, eine gewisse Aehnlichkeit mit der christlichen Religion auffallen.

Beim Eintritt in die Kirche fand Guimet den Vergleich noch mehr berechtigt; ihr düsteres Innere, kaum erhellt durch das von den offenen Thüren aus eindringende Tageslicht, gleicht den dunkelen Tiefen indischer Heiligthümer; der Boden ist mit feinem Sande bedeckt, auf welchem die Eingeborenen, in weiße Stoffe gehüllt, kauernd ihre Andacht verrichten; aus dem Dunkel des Hintergrundes leuchtet der vergoldete Altar hervor mit dem eigenartigen Glanze, welchen auch der Heiligenschein um die Häupter der indischen Dreifaltigkeit ausstrahlt. Hier und da sieht man im Sande spielende Kinder, einzelne davon ein silbernes „Heiliges Herz Jesu“ am Unterleibe tragend; Kühe, die man mit den indischen heiligen Rindern verwechseln könnte, und Ziegen gehen dreist ein und aus, ohne im Mindesten die Betenden in ihrer Andacht zu stören. Neben dem Beichtstuhle warten einige christliche Frauen aus dem Volke, ihrer Erscheinung nach den indischen Bajaderen gleichend, auf den Priester, der eben eintritt, bekleidet mit einem weißen Gewande wie ein Anbeter des heiligen Feuers.

Um Einiges über Land und Leute zu erfahren, suchte Guimet das Pfarrhaus auf und wurde hier von einem jungen Priester der Mission zu Goa empfangen. Obgleich sich als Portugiese gerirend, war er offenbar Nubier, mit regelmäßigen Zügen, prächtigen Augen und ebenholzfarbenem, durch die Weiße seines baumwollenen Gewandes noch mehr hervorgehobenem Teint. Bemerkenswerth ist, daß die portugiesischen Mestizen dunkelfarbiger sind, als die Indier des Dekhan, eine Thatsache, die sich daraus erklärt, daß die Portugiesen nach der Besitznahme der Küste von Malabar nur wenig Beziehung zu der rein indischen Rasse im Inneren der Halbinsel unterhielten; nur hier hat sich deshalb jene rein erhalten, während die Stämme an der Küste zunächst durch afrikanische (?) Völker verdrängt, oder absorbirt, dann von den Muselmännern unterjocht und schließlich durch Vermengung mit Portugiesen mehr oder weniger freiwillig verändert wurden. Aus demselben Grunde begegnet man auch den prächtigen Brahmanentempeln nur noch im Dekhan selbst, da die fremden Eroberer entlang der Küste alle religiösen Bauwerke alten Glaubens zerstörten. Noch bevor der Schrecken der Inquisition von Lissabon nach Goa gelangte, um die Indier durch dasselbe entsetzliche Verfahren wie vordem die Juden in Portugal dem Christenthume zuzuführen, war der Brahmanismus in den unterworfenen Provinzen schon vernichtet: Souza ließ alle Pagoden an der Küste von Malabar zerstören und erwürgte die, welche weinend auf den Trümmern ihrer Tempel saßen; Nuno da Cunha ließ alle Bewohner der Insel Damam über die Klinge springen. Das Volk Ceylons wurde mit gräßlicher Grausamkeit behandelt und nur die Schwierigkeit des weiteren Vordringens hat die Bewohner des inneren Indiens vor dem Schicksal ihrer Landsleute bewahrt.


Kleines Mädchen aus Tuticorin.

Die Belehrungen seitens des jungen Priesters waren nur sehr mangelhaft, da dieser nichts als die Landessprache verstand; dagegen erfuhr Guimet von einem italienischen Missionar, der von einer jahrelangen Thätigkeit unter den Rothhäuten Amerikas über Indien heimkehrte, Einiges von lokalem Interesse, nämlich die Geschichte eines religiösen Propheten, der nach Begründung einer Sekte 1848 starb. Mit Namen Muttukutti, wohnte dieser nahe dem Cap Comorin im Gouvernement Travancore, dessen Radschah nebenbei gesagt



Frauen am Brunnen (Tuticorin).

der Diebeskaste angehört; sich für die personificirte Gottheit ausgebend, setzte er seine Religion aus etwas Geisterkultus, etwas Brahmanismus und ein wenig Christenthum zusammen. Durch Vollbringung von Wundern sammelte er Reichthümer, hatte zahlreiche Schüler und sechs Frauen; noch jetzt besteht sein Kultus in Form gewisser Gesänge und Tänze in einigen Ortschaften fort. Eine Specialität von ihm war die Heilung der Cholera durch religiöse Tänze, ein Heilmittel, welches er öfter mit Erfolg angewendet haben soll. Nichts fehlte zur Vermehrung seines Ruhmes, — er wurde sogar öfter ins Gefängniß geworfen.

Sich von dem Missionar verabschiedend, begab sich Guimet in die Stadt oder vielmehr in die sandigen, von geraden Hüttenreihen gebildeten Straßen. Die aus Erde aufgeführten Wohnungen sind weiß oder gelb getüncht und mit Blättern der Fächerpalme gedeckt, die bald wie Ziegel über einander gelegt, bald zu dichten Bündeln unter einander verbunden werden. Einzelnen dürftigen Palmengärten



Bettelmönche in Tuticorin.

gelingt es nicht, die trostlose Landschaft etwas zu beleben, und an jedem Straßenende glaubt man den Anfang der Wüste zu erblicken. Auch die Bewohner, nur dürftig bekleidet, machen keinen freundlichen Eindruck, die Männer mit ihren grimmigen Mienen, die Kinder mit aufgetriebenem Leibe und kränklichem Aussehen; nur die Frauen in ihren malerisch drapirten Gewändern dürfen auf wahre Schönheit Anspruch machen.

Da zieht ein Stadttheil mit senkrecht roth und weiß gestreiften Häusern die Aufmerksamkeit auf sich, es ist die heilige Vorstadt, wo die Wohnungen der Brahminen und ihrer Familien und die Tempel stehen; aber es ist nicht leicht, letztere als solche zu erkennen. Eine große, gleichmäßig roth und weiß gestreifte Scheune stellt zunächst den Tempel des Siva dar, der daneben stehende, etwas luxuriösere ist dem Pulnar (der populäre Name für den einen Elephantenkopf tragenden Ganesa) geweiht. Dieser Gott zweiter Ordnung ist entschieden der Günstling der Hindu; sein

sorgsam mit Oel benetztes Bildniß findet sich an allen Kreuzwegen und seine Kapellen sind zahlreicher als die anderer Gottheiten vertreten. Trotzdem ist es schwer, die Mythe von Ganesa richtig zu deuten, der Zweck seines Daseins soll der sein, Weisheit zu verleihen und demgemäß Handels- und Ackerbau-Unternehmungen gelingen zu lassen. Vom Eingange aus waren noch einige Götzenbilder mit Vogel- und Affenköpfen sichtbar, aber ein weiteres Eintreten in den Tempel wurde dem Reisenden streng verwehrt und von einigen Hitzköpfen sogar mit dem Tode bedroht. Unter solchen Umständen wäre es unklug gewesen, den Eingeborenen zu trotzen, die ja sonst keinem Europäer etwas zu Leide thun, wenn er nur ihren Glauben respektirt. Ein letzter Blick auf die als Tempel dienenden langen Gebäude hin zeigte Guimet noch die über deren Mitte sich emporwölbenden reich ornamentirten Kuppeln.

Nach dem Scheitern seiner Forschungsversuche auf dem Gebiete des Brahmanismus beschloß Guimet, sich mehr auf den Buddhismus zu verlegen und begab sich in das Polizeigebäude, auf dessen Hofe man der Erzählung nach ein prächtiges steinernes Exemplar eines Buddha bewundern konnte. Aber in dem Hofe waren statt der erwarteten Buddhastatue auf einem Sockel nur die leeren Käfige zu sehen, in denen man die Verbrecher den Augen des Publikums bloßstellt. Dem herantretenden, englisch redenden Polizei-Kommissär erklärte Guimet den Zweck seines Besuches, worauf jener lächelnd mit den Worten „der Buddha thut hier Buße“ auf einen dunkelen Winkel wies, wo gleich neben einem Düngerhaufen ein prachtvoller Granitblock mit den herrlichsten Skulpturen lag. „Dieser Gott ist ein Uebelthäter, setzte er hinzu, er stiftete Zwietracht und Aufruhr an, deshalb ist er hierher geschafft worden. Als man ihn 6 Meilen von hier auffand, glaubte man, daß er einen hübschen Schmuck eines der Plätze von Tuticorin bilden werde, und errichtete ihm deshalb im katholischen Viertel ein schönes Piedestal. Aber die christlichen Priester widersetzten sich der Aufstellung eines indischen Götzenbildes und so oft es auch aufgerichtet wurde, so oft fand man es anderen Morgens wieder umgestürzt. Um das Volk zu beruhigen, wurde der Sockel wieder entfernt und die Statue in das Brahmanenviertel herübergebracht, wo es ihr aber eben so schlimm erging, weil die Verehrer Pulnar's sich gleichfalls gegen die Aufstellung derselben auflehnten. Da blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Buddha hierherzubringen, von wo ihn die Archäologen von Madras reklamirt haben, um ihm demnächst ein Plätzchen in einem großartigen Museum anzuweisen.“

Es wurde inzwischen Zeit, an die Abreise zu denken; bei der Rückkehr in das Hotel traf Guimet seinen Reisegefährten Régamey wieder, der seine Zeit mit der Anfertigung einiger Zeichnungen verbracht hatte: die eine stellte indische Frauen am Brunnen Wasser schöpfend dar, die andere eingeborene Bettelmönche; die Frauen sind wundervoll, die Mönche erschrecklich. Erstere, von regelmäßigem schönem Typus, in Gewänder gehüllt, gleich antiken Statuen, mit Kleinodien bedeckt, gießen in eherne Krüge das aus dem Brunnen geschöpfte Wasser; die Bettelmönche, in der Hand eine mit Vorhängeschloß und Heiligenbild versehene Almosenbüchse tragend, gehen unsicheren Schrittes einher, denn einer von ihnen ist blind; ihr Ansehen wie Heulderwische steht nicht mit ihrem weißen Gewande und dem Bischofsmäntelchen im Einklange: ein seltsamer Kontrast, diese als Priester verkleideten Fakire und jene Frauen mit den reinen Formen!

Auf dem Bahnhofe wartete der Zug nur noch auf unsere Reisenden, deren Mitfahrt man aus dem vorausgesandten Gepäck geschlossen hatte. Mit dem feierlichen Schritte von Hohenpriestern, die Gepäckstücke auf dem Kopfe tragend, gingen die Beamten die ganze Länge des Zuges entlang von einem Ende zum anderen und wieder zurück, um ein unbesetztes Coupé zu finden, ein Gepäckwagen existirt eben nicht. Endlich wurde ihren Wanderungen dadurch ein Ziel gesetzt, daß das für die Reisenden reservirte Coupé aufgefunden wurde, worin sie es sich mit allem ihrem Gepäcke bequem zu machen suchten.

Sitten und Bräuche der Ilocanen (Luzón).

Nach J. de los Reyes, Ando und J. Javier (Folk-Lore ilocano) von F. Blumentritt.

I.

Herr Isabel de los Reyes, selbst ein ilocanischer Malaye, veröffentlicht seit einiger Zeit in den Journalen Manilas, speciell in der „Oceania española“ alle Sagen, Sitten und abergläubischen Gebräuche seiner Landsleute. Dies ist um so höher anzuschlagen, als die Ilocanen, ebenso wie die anderen farbigen Eingeborenen des Archipels, dem Weißen gegenüber nur höchst ungern, vielleicht gar nicht etwas von ihren eigenthümlichen Anschauungen &c. verrathen, weil sie besonders vor dem Lächerlichwerden eine große Furcht besitzen, andererseits aber Scheu tragen, durch Ausplaudern ihrer aus der heidnischen Zeit stammenden Bräuche und Mythen mit dem Pfarrer in Konflikt zu gerathen. Die Ilocanen sind nämlich, wie alle Küstenmalayen Luzóns, schon seit den Tagen der Conquista katholische Christen, was aber freilich nicht verhindert, daß noch heute sich heimlich Reste ihres alten Glaubens erhalten haben, was kein Wunder ist, denn wir Deutsche haben nach mehr als elf Jahrhunderten noch immer in unseren Bauernfesten &c. genug von der Religion der Altvorderen konservirt. Da naturgemäß die Pfarrer bemüht sind, die Erinnerung an die alten Kulte vergessen zu machen, da ferner die Indier (d. h. die christlichen Malayen der Philippinen) seit Jahrhunderten gewohnt sind, in dem Pfarrer ihren einzigen und fast allmächtigen Beschützer vor den Chicanen gewissenloser Beamten zu sehen, so ist es kein Wunder, daß dieselben ihre Geheimnisse dem fragenden Weißen nicht mittheilen wollen. Es ist daher ein wahres Glück, daß die Ilocanen in Don Isabel de los Reyes einen ebenso hochgebildeten, wie vertrauenswürdigen Interpreten ihrer Mythen und Volksbräuche gefunden haben; ein Glück ist es zu nennen, denn der lebhafte Aufschwung, den die Philippinen seit einer Reihe von Jahren genommen

haben, läßt mit Sicherheit ein rasches Schwinden der Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten der einzelnen Stämme des Archipels voraussagen.

Bemerkenswerth ist vor allem Anderen die Notiz, welche ein Landsmann des Dr. Reyes, ein gewisser Ando, über die Religion der Ilocanen in den Zeiten vor der Conquista demselben einschickt. Ando schreibt: „Unsere Bauern bezeichnen mit Apo (d. h. Herr) und mit dem Gott oder dem Attribut heilig den Mond, die Sonne, die Erde, den Reis, das Salz, überhaupt alles, was dem Menschen sich als nützlich erweist. Daraus ziehe ich den Schluß, daß die alten Ilocanen nicht das Idol Anito anbeteten, welches nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber in der Zeit der Ankunft der Spanier sich göttlicher Verehrung erfreute. Die Ilocanen der niedersten Altersstufe, welche unbeeinflußt von jeglicher Civilisation mitten in ihren Reispflanzungen für sich leben, nennen Anito jene abergläubischen Vorstellungen der Chinesen (Ahnengeister?), welche ihnen selbst als außerordentlich komisch und lächerlich erscheinen. Daraus ist zu ersehen, daß die alten Ilocanen eine andere Vorstellung von der übernatürlichen Welt besaßen, als es der Anitokultus mit sich bringt."

Die Irrthümer und falschen Schlüsse des Sr. Ando lassen sich leicht zurückweisen oder ad absurdum führen. Es ist vor allem unrichtig, daß die alten Chronisten von der Verehrung eines Anito erzählen. Dann ist ja eben der Apo, wie der Apu der Igorroten doch nichts anderes als der oberste der Anitos oder der Stammheros; der Apu der Igorroten ist ja der Herr der Ani-anis (d. h. Anitos oder Manen), durch deren Vermittelung er mit den Menschen in Verkehr tritt [1]). Daß die Ilocanen unter der tagalischen Bezeichnung Anito etwas anderes verstehen, als die Tagalen selbst, ist nicht auffällig, ebensowenig wie dies mit dem Vergessen des Ahnenkultus bei den modernen Ilocanen der Fall ist. Jedenfalls ist Herr Ando, wenngleich selbst ein Ilocane, doch durch mangelnde Vorbildung und Gelegenheit nicht vermögend, die Angaben der alten als verläßlich erprobten Chronisten über den Haufen zu werfen, zumal er sich auch sonst starke Blößen giebt, indem er den Ilocanen eine ganz eigenartige Stellung und besondere Abkunft vor allen anderen Stämmen Luzóns zu vindiciren sucht, eine Ansicht, die zuerst von Dr. Isabelo de los Reyes vielleicht aus nationaler Eitelkeit mit Begeisterung acceptirt wurde, von welcher er aber jetzt nach ruhigerer Erwägung und Studium der diesbezüglichen Litteratur nichts wissen will. Die leider etwas vagen und unbestimmten Andeutungen Ando's über die „Heiligsprechung (wenn ich mich so ausdrücken darf)" der Reisfelder &c. erinnert an M. Uhle's anregende Abhandlung: Proserpinen im Malayischen Archipel (Ausland 1884, S. 34), und wer übrigens Dr. G. A. Wilken's so überaus interessante Memoiren über den Ahnenkultus gelesen hat, wird gewiß, wenn auch die Angaben der alten Chronisten nicht existiren, die Ueberzeugung gewinnen, daß bei der nahen Verwandtschaft der Ilocanen mit allen dem Seelenkultus huldigenden Bruderstämmen eine andere Religionsform als diese in Ilócos kaum existirt haben dürfte, daher kein Grund zu einer Abweichung von der allgemein im philippinischen Archipel herrschenden Kultform ersichtlich zu machen wäre. Sr. Ando vergißt auch zu sagen, was er und seine Landsleute unter jenem Gott und heilig verstünden; denn ich kann ja auch den Anito einen Gott nennen, der von den übrigen „Göttern" sich nur dadurch unterscheidet, daß seine Abstammung vom Menschen mehr oder minder genau bekannt ist. Mit seiner Ansicht wird Sr. Ando daher kein Glück haben; ich führe sie hier nur an, weil es interessant ist zu erfahren, was die heutigen Ilocanen sich von der Religion der Altvorderen bewahrt haben. Man sieht aus jener, nach meiner Ansicht etwas zu mageren Notiz, daß nur dürftige Ueberreste jenes Glaubens sich erhielten, doch werden wir im weiteren Verlaufe dieses Artikels Gelegenheit haben, aus den Mittheilungen des Herrn De los Reyes eine Anzahl von Belegen anzuführen, welche das, was sein Landsmann Ando behauptet, als nichtig erweisen.

Ehe ich aber hierzu übergehe, erlaube ich mir eine Bemerkung, welche eigentlich, streng genommen, nicht hierher gehört. Sr. Ando begleitet seine Notiz über die ilocanische Religion mit einem Ausfalle gegen die Chronisten der Conquista, obwohl er nur wenige derselben gelesen zu haben scheint. Diese Gereiztheit gegen die alten spanischen Geschichtsschreiber ist mir schon einige Male beim Lesen von Schriften philippinischer Farbiger, ja mitunter auch der Kreolen aufgefallen, so daß man es nicht mit einem einzelnen Falle, sondern einer allgemeinen Erscheinung zu thun hat. Ich kann mir diese Animosität nur in der Weise erklären, daß die Indier und Mestizen, in naivem Chauvinismus befangen, den alten Chronisten es nachtragen, daß sie ihre Altvorderen als unverbesserliche Piraten und Sklavenjäger schildern und von deren laxer Moral uns ein so wenig erbauliches Bild hinterlassen haben; hinc illae lacrimae. Es haben eben wenige Völker jene, von unseren eigenen Chauvinisten uns mit Unrecht vorgeworfene Objektivität, mit welcher wir Deutsche die Nachrichten über die Händelsucht und Beutelust unserer Ahnen acceptiren; da haben die Franzosen es besser verstanden, alle Flecken an dem Bilde des alten Galliers zu überkleistern, während die Slaven, speciell die Czechen die „Taubennatur" ihrer Vorfahren derart in den Himmel erheben, daß die anmuthige Dichtung beinahe zur Selbstironie wird. Wenn dies bei uns Europäern angeht, warum sollten die philippinischen Indier und Mestizen anders denken? Sie acceptiren bereitwillig alles Schmeichelhafte, was die Chronisten von den Indiern [1]) der Conquista erzählen, die Kehrseite der Medaille wird aber als falsche Münze angesehen und zurückgewiesen. Viel mag zu diesem Vorgehen die heimliche [2]) Lektüre der Schriften Rousseau's beigetragen haben. Es ließe sich über dieses Thema noch Einiges sagen, doch will ich mich für heute mit dieser Andeutung begnügen.

Die ilocanischen Bauern, mitunter auch die niederen Klassen der Städtebewohner glauben an die Existenz von gewissen Wesen, welche von ihnen Caibaan genannt werden. Dieselben sehen wie Menschen aus, besitzen Weiber und Kinder. Bald leben sie in abgesonderten Gemeinschaften unter sich, bald verstreut unter den übrigen Menschen. Um sich nach Wunsch und Bedarf unsichtbar machen zu können, bedienen sie sich eines Zaubermantels, also einer Art Tarnkappe. Diese kann von den Caibaanen (oder Quibaanen) auch gewöhnlichen Sterblichen verliehen werden, was besonders geschieht, wenn ein Caibaan sich in

[1]) Man vergl. meine Abhandlung: Der Ahnenkultus und die religiösen Anschauungen der Malayen des Philippinen-Archipels (Mitth. d. Wiener geogr. Ges. 1882), S. 161. Nebenbei bemerkt, heißt in einigen philippinischen Dialekten Apo oder Apu soviel als Großvater oder Ahne.

[1]) Die Spanier nannten anfangs alle, nicht dem Islam zugethanen Eingeborenen der Philippinen Indier; heute versteht man im Allgemeinen unter diesem Namen die christlichen Malayen.

[2]) Auf den Philippinen existirt noch die unter der Oberaufsicht der Geistlichkeit stehende Präventiv-Censur.

ein irdisches Weib verliebt und bei demselben Erhörung findet. Sie sind große Künstler auf allen Musikinstrumenten, insbesondere auf der Violine und dann auch auf der Harfe. Durch Ausübung ihrer Kunst suchen sie sich die Zuneigung der Menschen zu gewinnen, insbesondere des weiblichen Geschlechts. Zu letzterem Zwecke bedienen sie sich auch ihrer eigenen körperlichen Reize, zu welchen ihre Zähne zu zählen sind, welche ein eigenthümliches Licht ausstrahlen, das die Frauen bezaubert. Damit dieses wunderbare Gebiß besser zur Geltung käme, hat die Natur sie mit stark aufgestülpten Lippen, ihrem besonderen Erkennungszeichen, versehen, welche nicht zusammenschließen. Wer mit der Freundschaft eines Caibaan beglückt ist, muß stillschweigen, wenn bei den Besuchen seines unheimlichen Gastes ihm Sachen verloren gehen, noch darf er danach suchen, sonst streut der Caibaan ein Pulver in die Hütte, das seinen Bewohnern Krankheiten zuzieht, die durch keine menschliche Kunst wieder geheilt werden können. In einem solchen Falle bleibt den Erkrankten nichts anderes übrig, als durch das Gebet Pacaoaoanennac cadi apo (Verzeihe mir, o Herr!) Rettung zu erflehen. Wie aus dieser Formel zu ersehen ist, erfreuen sich die Caibaanen des Attributs Apo, d. h. nach Sr. Audo so viel als Gott. Die ganze heutige Gestaltung der Sage erschwert eine sichere Deutung, die Verdunkelung der ursprünglichen Mythe ist eben zu stark, doch läßt jene gewiß uralte Anrufungsformel den Schluß zu, daß die Caibaanes (welche jetzt auf den von den Spaniern erst eingeführten Violinen spielen!) einst zu den Gottheiten der Ilocanen gehört haben. Ich will eine nähere Erörterung der Caibaansage deshalb unterlassen, weil ich hoffe, noch weitere Notizen hierüber zu erhalten, und werde mich deshalb referirend verhalten. Ich habe schon berichtet, daß die Caibaanen sich in irdische Weiber verlieben; solche Frauen haben es sehr gut und führen ein sorgenloses Leben: in ihre Tarnkappe gehüllt, stehlen sie unbemerkt alles, was sie wünschen und brauchen. Stirbt so ein Caibaan (denn sie sterben ebenso wie andere Menschen), so trauert die Wittwe, indem sie ein Gefäß mit Salz gefüllt mit sich trägt. Als Erbe erhält sie von den Anverwandten des dahingeschiedenen Caibaan alle seine Güter zum Eigenthum. Der Glaube an die Caibaanes ist besonders in der Provinz Ilócos Norte verbreitet.

Wie bei allen Küstenmalayen Luzóns und der Bisayas-Inseln sind auch die Ilocanen große Freunde des Hahnenkampf-Sports; kein Wunder daher, daß in ihrem Aberglauben der Hahn eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Wenn in der Nacht die Hähne sich rühren oder gar krähen, dann darf Niemand es wagen, sich nach dem Hühnerstalle zu begeben, um dort nach der Ursache der Unruhe zu forschen, denn es erscheinen da böse Unholde, die sogenannten Sangcabaguies, um das Geflügel sich zu holen. Es wird erzählt, daß einmal ein armer Bauer, als er vom Hühnerstalle her das Krähen der Hähne vernahm, sich aufmachte, um einen etwaigen Dieb zu ertappen; kaum aber hatte er sich von seinem Lager erhoben, als der Unglückliche zu Boden sank. So rächten sich die Sangcabaguies für die Störung ihres nächtlichen Treibens [1]). Ueber diese hier erwähnten Unholde Sangcabaguies werde ich des Näheren berichten, sobald die mir zugesicherten, eingehenden Berichte eingetroffen sein werden. Wenn mit dem Eintritte der Dämmerung das Hühnervolk sich auf seine Bäume und Steige zur Ruhe begiebt, pflegen die Hähne zu krähen, was natürlich bei der Eifersucht dieser Vögel zu einem großen Concerte Anlaß giebt. Geschieht es aber, daß hierbei nur ein einziger Hahn kräht, ohne daß ein anderer ihm antwortet, dann glauben die Bewohner der Provinz Ilócos Norte, der Hahn verfluche seinen Herrn; er wird deshalb sofort abgeschlachtet, damit der Fluch nicht in Erfüllung geht. In derselben Provinz herrscht der Glaube, daß der Hahn, welcher mit zu Boden gesenktem Kopfe ein heiseres Geschrei ausstößt, ebenfalls seinem Herrn Unheil aufkrähe; in diesem Falle verschont man aber das Leben des Unglücksvogels, man begnügt sich damit, ihn mit einem Stocke oder durch einen Steinwurf aus seiner Stellung zu scheuchen, wodurch die Wirkung des Fluches aufgehoben wird Wenn die Henne ihre Eier ausgebrütet hat, nimmt man sie mit ihren Küchlein und trägt sie mit dem Brutneste herum, wobei man die Henne alle anwesenden Personen zwicken oder wenigstens berühren läßt, damit sie es lernt, ihre Küchlein zu vertheidigen. Unterläßt man diese Ceremonie, so wird die Henne feig, läßt ihre Küchlein im Stiche oder kümmert sich gar nicht um dieselben.

Der Schweinekauf liegt den alten Frauen ob. Wenn diese sich auf den Markt begeben, vermeiden sie es, Tabak zu rauchen oder Betel zu kauen, denn dieser Verzicht auf den gewohnten Genuß ist unerläßlich, weil sonst das Schwein die Hofhühner auffressen würde. Mit dem gekauften Borstenvieh zu Hause angelangt, bereiten die Frauen ein üppiges Mahl und sprechen den vorgesetzten Speisen und Getränken wacker zu, damit das Schwein jederzeit einen guten Appetit behalte und recht fett werde. Eben so wenig darf geraucht oder Betel gekaut werden, wenn eine Katze gekauft wird. Es liegt dann der Bäuerin ob, vor den Augen der neuerworbenen Katze auf einen Baum zu klettern, damit die Katze ebenfalls eine gute Kletterin wird und alles schädliche Gethier erfolgreich jagen kann. Auch beim Kuhkauf darf nicht geraucht werden, damit nicht das Thier sich vom Halfterbande losreißt und in die Wildniß entläuft. Dasselbe Verbot des Rauchens gilt, wenn man einen Hund kaufen will, der die Hühner in Ruhe läßt und sie nicht beständig von ihren Brutnestern aufscheucht. Ein solcher Hund wird denn mit der Schnauze gegen die Hühner gestoßen, ebenso an alle Bewohner des Hauses; dies soll auch bezwecken, daß der Hund nicht unaufhörlich belle und knurre. Doch existiren gerade über die Wirkung dieser Ceremonie die verschiedensten, ja diametral entgegengesetzten Ansichten nicht nur in Ilócos Norte, sondern auch in den anderen Theilen Luzóns, wo Ilocanen wohnen. Von dem Schweine sagen sie ferner, daß es die Macht besäße, seinem Besitzer Unheil und Unglück zu bringen. Zum Glück kann man bei sorgfältiger Hut der Thiere alle Gefahr hintanhalten, denn nur dann kann das Schwein seinem Herrn Verderben an den Hals schaffen, wenn es sich vor die Leiter des Hauses legt. Die Hütten der Ilocanen stehen nämlich auf Pfählen, um das Eindringen der Bodenfeuchtigkeit in das Innere der Behausung zu verhindern, man gelangt also nur mittels einer Leiter in das Innere der Hütte. Findet man nun ein Schwein in jener ominösen Position vor, dann muß man es wegtreiben und noch tüchtig herumjagen, mit welcher Procedur der böse Zauber schwindet. Von der Zähigkeit des Katzenlebens wissen die Ilocanen ebenso gut zu erzählen, wie die anderen Völker der Erde; sie behaupten, die Katze hätte neun Leben. Soll die Katze in ein anderes Haus übertragen werden, so steckt

[1]) In Vigan, der Hauptstadt der Provinz Ilócos-Sur, hat man eine andere Anschauung über das nächtliche Krähen der Hähne. Hier sagt man, daß ein solches Ereigniß mit dem Todesfalle eines Verwandten oder Freundes zusammenhinge. Don Alejandro Guichot y Sierra bemerkt, daß die Portugiesen Aehnliches glauben. In Portugal nämlich sagt man, daß, wenn ein Hahn viermal vor Mitternacht krähe, Jemand aus der Verwandtschaft bald sterben würde.

man sie in einen dichten Sack, um zu verhindern, daß sie nach ihrer früheren Heimstätte zurückkehre. In Ilócos Sur werden die Jungen einer Hündin, die zum ersten Male geworfen hat, im nächsten Wasserlaufe ertränkt, weil sie buisit, d. h. unheilbringend, wären; im nördlichen Ilócos dagegen widmet man dem ersten Wurfe eine besondere Aufmerksamkeit. Sobald die Hündchen fressen können, wird ihnen Speise vorgesetzt; während sie sich atzen, wird auf Trommeln höllisch gewirbelt, auf diese Weise werden sie einst wachsame, jederzeit bellende Hunde werden. Angeblich läßt man sie auch in einen Skorpion hineinbeißen oder denselben im Maule herumtragen, um sie zu muthigen Thieren heranzuziehen.

Als Unglücksvogel gilt die Eule; ihr Gekrächze kündigt Krankheiten an, weshalb die Ilocanen in große Angst gerathen, wenn in der Umgebung ihrer Hütte sich ein solcher Vogel hören läßt. Aber auch andere Vogelarten können dem Menschen unter Umständen ein Augurium bringen. So wird es Niemand wagen, einen Vogel, der sich in das Innere eines Hauses verirrt hat, zu haschen, weil er sonst in Krankheit und Ungemach verfallen könnte. Man begnügt sich damit, mit dem Auge ängstlich den Weg zu verfolgen, den der Vogel durch die Gemächer der Hütte nimmt; geht der Flug über die Lagerstatt eines der Bewohner des Hauses oder in ein Zimmer, das nur von einer Person eingenommen wird, so muß der Betreffende bald sterben. Je kleiner der Vogel ist, desto größer die Gefahr. Vielleicht ist dies ein Ueberbleibsel jenes alten Glaubens, der den kleinen Vogel Tic-tic als Begleiter böser Dämonen erscheinen ließ, welche es aber nicht auf alle Menschen, sondern nur auf kreisende Frauen und neugeborene Kinder abgesehen hatten. Das Vogel-Augurium ist überhaupt im östlichen Theile des indischen Archipels verbreitet, auf Mindanao z. B. ist es eine Taube (Limocon), die Glück oder Unglück verkündet; doch wird im Allgemeinen mehr auf das Geschrei, weniger auf die Flugrichtung Rücksicht genommen.

Die Furcht vor dem Tode läßt den Ilocanen keine Ruhe; sie spähen deshalb nach Anzeichen, welche ihnen den Eintritt jenes schrecklichen Ereignisses prophezeien. Einige solche „Zeichen" haben wir bereits kennen gelernt, es giebt aber deren noch viel mehr. Ein Kranker ist dem Tode nahe, sobald er sich die Nägel putzt (bei den Spaniern gilt jeder Schwerkranke für unrettbar verloren, welcher den Wunsch ausdrückt, sich anzukleiden). Ebenso wird jener bald sterben, der sich todt stellt. Man darf sich auch nicht bei Tische auf die Arme stützen und hierbei den Kopf auf den Händen ruhen lassen, sonst bringt man den älteren Frauen des Hauses baldigen Tod; in anderen Gegenden bedroht man durch diese Körperstellung sein eigenes Leben. Wer in der Nacht sich die Haare kämmt, wird die Mutter bald verlieren. Wenn der Chacon (Platydactylus guttatus Cuv.) sein Geschrei ausstößt, so gebe man gut Acht, denn so viel Schreie er ausstößt, so viel Jahre hat man noch zu leben; verbreiteter aber ist die Ansicht, der Chacon zeige durch die Zahl seiner Schreie an, wie alt er selbst wäre.

Land und Leute im Damara- und Namaqua-Gebiete.

Von Lieutenant **Siegmund Israël.**

I.

Unsere Expedition wurde bekanntlich im vergangenen Sommer mit der deutschen Korvette „Elisabeth" zunächst nach Angra Pequena gebracht, wo dieselbe am 6. August eintraf und am folgenden Tage in Gegenwart der Mannschaften des genannten Schiffes und der Korvette „Leipzig" die Proklamirung des deutschen Protektorates stattfand. Die Mitglieder der Expedition hatten auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Angra Pequena gerechnet, den sie zu einer Untersuchung der Umgegend verwenden wollten; allein schon am 10. August langte das Kanonenboot „Wolf" daselbst an, mit welchem die Herren die Fahrt nach Sandwich Harbour und Walfisch Bay fortsetzen mußten, weil sich ihnen keine andere Reisegelegenheit bot. Die Abreise erfolgte so schnell, daß die Expeditionsmitglieder nicht einmal ihre sämmtlichen Koffer mitnehmen konnten. Am nächsten Nachmittage traf die Expedition, welche den Chemiker Belck in Angra Pequena zurückgelassen hatte, da derselbe den Weg über Bethanien nach dem Damaralande einschlagen wollte, in Sandwich Harbour ein, wo den dort anwesenden Vertretern zweier Kapstädter Fischereigesellschaften die Absicht, am folgenden Morgen die deutsche Flagge dort aufhissen zu wollen, mitgetheilt wurde. Nach Beendigung der Ceremonien blieb der „Wolf" noch 24 Stunden im Hafen, um dann mit den Herren Dr. Höpfner und August Lüderitz nach Walfisch Bay abzudampfen, während ich den Weg zu Lande zurücklegen sollte und Herr Wegener, theils in geschäftlichen Interessen der Bremer Firma, theils um etwa in Sandwich Harbour eintreffenden englischen Kriegsschiffen Mittheilung von der Uebernahme des deutschen Protektorates zu machen, dort zurückblieb. Von Walfisch Bay segelte der „Wolf" dann nach dem Zwakop-Flusse, um an der Grenze der Bay den deutschen Flaggenmast aufzustellen, was, da dies in der Mitte des Flusses mißlang, am rechten, nördlichen Ufer geschehen mußte, und schließlich nach Kap Frio, um auch am nördlichsten Punkte die deutsche Flagge zu entfalten.

Die Expedition traf mittlerweile in Walfisch Bay ihre Vorbereitungen für den Marsch nach dem Inneren; es wurden Wagen, Ochsen und Treiber engagirt und außer den Eingeborenen ein praktischer Bergbau-Ingenieur, Namens Spengler, und ein früherer bayerischer Unterofficier, Namens Wiesel, der längere Zeit als eine Art Beamter der Kap-Regierung in Walfisch Bay fungirt hatte, bewogen, den Zug nach dem Damaralande mitzumachen.

Nach einigen Tagen konnte die Reise angetreten werden, zunächst nach Otyimbingue, eine Entfernung von etwa 120 englischen Meilen in der Luftlinie, die in zehn Tagen zurückgelegt wurde, und dann nach dem noch 40 Meilen weiter belegenen Okahandhya, dem Wohnsitze des wichtigsten Häuptlinges der Damara, Kapitän Kamaherero, wie er gewöhnlich genannt wird. Nach dem üblichen Austausche von Geschenken, die seitens der Expedition aus Tabak,

Kaffee, Zucker und einigen Waffen bestanden, wurden alsbald die Verhandlungen angeknüpft, die jedoch vollständig resultatlos verliefen, da Kamaherero zwar den Deutschen gegenüber die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zeigte, sich zu bindenden Zusagen jedoch nicht herbeilassen wollte. Auch als bald darauf die Expedition des Herrn Dr. Pechuel-Lösche, von Süden kommend, in Okahandhya anlangte, und die Führer beider Gesellschaften den alten schlauen Häuptling zu überreden suchten, ihnen wenigstens die Koncession zur Ausbeutung der Minen zu überlassen, war das Resultat dasselbe, obgleich Kamaherero den Reisenden gegenüber die Freundlichkeit selbst war und Herrn Dr. Pechuel-Lösche sogar einen der königlichen Ochsen, der sich durch seine prachtvollen Hörner auszeichnete und das Wohlgefallen des Gelehrten erweckt hatte, zum Geschenk machte, was früher noch nie vorgekommen sein soll. Allerdings schien der Ochse seinen Herrn auf irgend eine Weise beleidigt zu haben, sonst hätte dieser sich von dem Thiere wohl nicht so leicht getrennt. Die Missionare verhielten sich bei den Verhandlungen vollständig neutral, und so mußten diese schließlich abgebrochen werden, worauf die Expeditionen nach der Küste zurückkehrten.

Wie schon erwähnt, haben die Herren die Zeit ihres Aufenthaltes dazu benutzt, Land und Leute kennen zu lernen, und sie wissen daher viel Interessantes über sie mitzutheilen. Die Bevölkerung des Hinterlandes von Sandwich Harbour und Walfisch Bay zählt etwa 150 000 bis 160 000 Seelen, von denen 12 000 bis 18 000 den Stämmen der Namaquas und Bastarde angehören, 85 000 bis 95 000 Herero oder Damara und 45 000 bis 50 000 Berg-Damara sind. Letztere sind gewissermaßen als die Sklaven der Herero zu betrachten, leben in den Bergen und beschäftigen sich namentlich mit Viehraub. Die Namaqua, Topnaar oder Hottentotten, bevölkern einen etwa 80 englische Meilen breiten Küstenstrich; östlich von diesem leben die Damara und südlich von diesen die Bastards, deren Hauptorte Windhoek und Rehoboth sind. Die Topnaar sind ganz außerordentlich träge und schmutzig; sie arbeiten nur, um das Allernothwendigste zu verdienen, damit sie nicht verhungern, insbesondere zur Sommerzeit, der sogenannten Narrow-Saison, in welcher die Narrow (gesprochen Narra), eine melonenartige Frucht, reift und ihnen ein billiges, wohlschmeckendes Nahrungsmittel liefert. Die Narrowpflanze ist ein am Boden kriechendes Gewächs, welches außer durch seine Früchte von großer Wichtigkeit für das Land noch dadurch ist, daß die Sanddünen und Berge, dort, wo die Pflanze sich befindet, festliegen und nicht verweht werden. Die Frucht reift in der Zeit von Ende December bis Ende Februar und enthält ein saftiges, angenehm säuerlich schmeckendes Fleisch, sowie eine größere Anzahl Kerne, die getrocknet und ebenfalls gegessen werden. Sie führen den Namen „Narrow bits" und dienen theils den Namaqua zur Nahrung, theils werden sie, soweit diese ihrer nicht für den eigenen Lebensunterhalt bedürfen, in Walfisch Bay an die Kaufleute und in Sandwich Harbour an die Fischer verkauft, die sie mit 3 bis 4 Pence per Pfund bezahlen und nach Kapstadt senden, wo sie früher zu 6 Pence per Pfund wieder verkauft wurden, in den letzten paar Jahren aber nur schwer Abnehmer gefunden haben. Die Narrow bits haben einen der Mandel ähnlichen Geschmack, nur sind sie weniger ölig als diese.

In den Monaten März bis December leben die Topnaar zum größten Theile von Fischen und dem Erlöse der Narrowfrucht. Sie sind, wie sich aus den vielen Jagdtrophäen schließen läßt, ganz vorzügliche Jäger, doch haben sie jetzt nur sehr selten Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu beweisen, da es in dem von ihnen bewohnten Gebiete wenig oder gar kein Wild mehr giebt; nur in vereinzelten Fällen verirrt sich ein Schakal oder eine Hyäne, noch seltener ein Strauß auf die ungeheueren Sandflächen hinter Walfisch Bay, auf denen vor einigen Jahren sich oft auch Springböcke gezeigt haben sollen. Die Hottentotten sind im Allgemeinen arm, ja in Folge ihrer Faulheit so arm, daß viele von ihnen während der schlechten Jahreszeit, von März bis December, verhungern. Die Zahl dieser Unglücklichen würde übrigens noch erheblich größer sein, wenn die Missionsstationen nicht ihr Möglichstes thäten, um das Elend zu lindern. Dasselbe ganz zu beseitigen, steht leider nicht in ihrer Macht, da ihnen dazu die erforderlichen Mittel fehlen. Insbesondere zeichnet sich der der Rheinischen Missionsgesellschaft angehörende Missionar Dr. Böhme in Walfisch Bay durch seine hervorragende Mildthätigkeit aus.

Die Namaqua besitzen so gut wie gar keine Industrie und fertigen sich daher auch ihre Kleidungsstücke nicht selbst an, sondern tragen, soweit sie überhaupt im Stande sind, solche zu bezahlen, europäische Kleider, Flanellhemden, Beinkleider, Röcke und große graue Filzhüte. Ihre Wohnungen sind dreierlei Art; die Häuser der reichen Leute sind aus Steinen, welche aus im Flußbette des Kuisip gegrabenem Lehm geformt und in der Sonne gebrannt sind, gebaut, aber weder mit Cement, Kalk, noch einer sonstigen Tünche überzogen, die nicht erforderlich ist, weil es hier nur sehr selten regnet; die Dächer sind aus Rohr und Reisig hergestellt. Die Mittelklasse, oder besser gesagt, die mehr arbeitsamen Leute, bauen ihre Hütten, die wie die Steinhäuser rund sind und einen Durchmesser und eine Höhe von je zehn Fuß haben, aus Rohr, das runde Dach aus Reisig, während die Faulen sich einfach ein Schutzdach oder eine Schutzwand aus den Ranken der Narrowpflanze anfertigen, hinter welcher sie schlafen und sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das Feuer brennt bei den Namaqua Tag und Nacht, da dieselben sich zum Schlafen gern in der Nähe des Feuerherdes niederlegen, oft in gefährlichster Nähe desselben und mit den Füßen fast die Kohlen berührend. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß während der Anwesenheit der Expedition in Sandfontein, drei englische Meilen von Walfisch Bay, Kinder im Beisein ihrer Eltern Nachts in das Feuer gerollt und elendiglich verbrannt sind.

Eine der größten Untugenden der Namaqua ist ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit. Die Leute wimmeln geradezu von Ungeziefer, da sie es nur höchst selten für nothwendig halten sich zu waschen, und dann in Folge ihrer Armuth nicht einmal Seife zu diesem Processe gebrauchen. Allerdings geben sich die Missionen viele Mühe, um hierin Wandel zu schaffen, ohne aber mit ihren Bemühungen großen Erfolg zu erzielen. Die Namaqua besitzen so gut wie gar kein Vieh; nur in Rooibank und Haykamkop findet man einige Rinder, die jedoch den dort lebenden Bastards oder den Kaufleuten in Walfisch Bay gehören, sowie ein paar kleine Herden in Nunudas am Zwakop und in Frederiksdam zwischen Sandwich Harbour und Walfisch Bay. Das an letzterem Orte gehaltene Vieh ist jedoch höchst mager und schwächlich, da dort nur das sogenannte Quickgras wächst, das salzig ist, und von den Rindern daher zwar ganz gern gefressen wird, aber wenig Nahrungsstoff enthält.

Eine Industrie besitzen die Topnaar fast gar nicht; in dieser Beziehung ist nur zu erwähnen, daß sie aus Steinen in höchst kunstvoller Weise Pfeifen meißeln oder eigentlich kratzen, sowie daß sie sehr dauerhafte Lederarbeiten, wie Feldschuhe, Stränge u. s. w. anfertigen. Auch sind sie

ziemlich geschickt in der Herstellung einheimischer Waffen, wie Keulen, Speere, Bogen und Pfeile; ein anderes Handwerk kennen sie nicht. Vereinzelt findet man auch gute europäische Gewehre bei ihnen, jedoch nicht in der Zahl wie bei den reicheren Damara. Ihre Hauptkonsumartikel sind Kaffee, Zucker, Thee und Tabak, welche Waaren sie von den weißen Kaufleuten für Geld entnehmen, das sie sich durch jenen geleistete Dienste erwerben. Wagen hat dieser den Küstenstrich bewohnende Stamm nicht, mit Ausnahme eines einzigen, der sich im Besitze des Häuptlings Piet Haibib befinden soll.

Der bedeutendste Häuptling der weiter im Innern an der Grenze des Damaralandes lebenden Hottentotten oder Namaquas ist Jan Jonker Afrikander, ein alter Mann von 60 Jahren, der ein ganz hervorragendes Feldherrntalent besitzt, und trotzdem er nur eine Armee von 150 bis 200 allerdings gut bewaffneten Leuten hat, doch die benachbarten Damara oder Herero in Furcht und Schrecken zu halten weiß und beständig mit ihnen im Kriege lebt. Er betrachtet die Damara gewissermaßen als seine Sklaven und rühmt sich bei seinen Streifzügen, daß er nur die Viehposten seiner Knechte besuchen wolle. Uebrigens ist der Mann, der einzige im Lande, der ein beschädigtes Gewehr zu repariren weiß, auch Blecharbeiten anfertigen und einen Wagen bauen kann, jetzt fast vollständig erblindet, so daß anzunehmen ist, daß er schließlich seinen Feinden unterliegen wird. Auf seinen Raubzügen überfällt er unerwartet die Viehposten der Herero und treibt deren Vieh weg, zum größten Theile nach Walfisch Bay, wo die Europäer gewöhnlich das beste Geschäft mit den Ochsen machen, da Jan Jonker dieselben um jeden Preis verkaufen muß, weil es an der Küste an Futter mangelt. Am liebsten würde er für das Vieh Pulver, Gewehre und Blei von den Europäern eintauschen, allein nach den Gesetzen der Kapkolonie ist es letzteren nicht gestattet, den Hottentotten Munition und dergleichen zu verkaufen. Wie billig das geraubte Vieh verkauft wird, geht aus der Thatsache hervor, daß Herr Spengler vor einiger Zeit Gelegenheit hatte, für einige wenige Stücke Tabak ein Pferd zu erwerben.

Jan Jonker's Leute sind mit den modernsten Waffen ausgestattet und besitzen nicht nur Snider- und Henry-Martini-Gewehre, sondern auch Mauser-Büchsen, die Herr Schildweiler im Auftrage des Herrn Hasenclever in Düsseldorf ihnen für die Koncession zur Ausbeutung einiger Minen überlassen hat. (Beiläufig erwähnt erhält auch Piet Haibib aus demselben Grunde jährlich 5 Pfd. St. von Herrn Hasenclever.) Auch die Firmen Wilmer und Eversen in Kapstadt sind im Besitze von Minenkoncessionen. Von den bis jetzt aufgefundenen Minen sind die Ebony-Mine am Zwakop und die Hope-Mine am Kuisip beide ertragsfähig; allein der Transport nach der Küste stellt sich, wenn nicht eine Eisenbahn angelegt wird — vorausgesetzt, daß der Bau überhaupt möglich ist — so theuer, daß das Kupfer sich nicht verwerthen läßt.

Von der Küste führen überhaupt nur zwei Verkehrsstraßen in das Innere des Landes, und zwar gehen beide von Walfisch Bay aus, die eine dem Strande entlang bis zum Zwakop-Flusse und dann dem nördlichen Ufer desselben entlang, die andere über Sandfontein am Kuisip entlang nach Haykamkop am Zwakop, wo sie in die erstere Straße einbiegt. Beide Wege sind nichts weniger als leicht, und die zahlreichen, im Sande halb vergrabenen Gerippe der Zugthiere beweisen, daß hier schon manches Gespann zu Schaden gekommen ist. Zu den Fahrten nach dem Inneren sind überhaupt nur gut trainirte Ochsen zu gebrauchen, da die Thiere, nachdem sie Sandfontein verlassen haben, 50 Stunden lang ohne Wasser und Futter zubringen müssen und nur die an diese Entbehrungen gewöhnten Ochsen den Marsch durch den tiefen Sand aushalten können. Das Futter des Viehes ist selbstverständlich sehr schwer zu beschaffen und theuer, da ein Theil desselben von Kapstadt importirt und dieses Heu mit 1 Pfd. St. per 100 Pfund bezahlt wird. Jedes Gespann besteht aus 16 großen Ochsen, die je einen Werth von durchschnittlich 6 Pfd. St. haben und zusammen außer dem Wagen ein Gewicht von 4000 Pfund ziehen müssen. Die Wagen sind hochräderig, offen und nur mit einem Zeltdache aus Segeltuch versehen; sie werden größtentheils in Kapstadt gebaut und haben einen Werth von 75 bis 80 Pfd. St.; in neuerer Zeit hat sich jedoch auch ein in Otjimbingue ansässiger Deutscher, ein früherer Missionskolonist Hellbig, mit der Anfertigung von Wagen beschäftigt, die aber theurer, weil besser sind, da das Holz zu denselben im Lande getrocknet ist, so daß die Radreifen nicht nach einigem Gebrauche der Wagen verengert zu werden brauchen, wie es bei den Fuhrwerken vom Kap der Fall ist. Die deutsche Expedition mußte Hellbig für einen solchen Wagen die Summe von 160 Pfd. St. bezahlen.

Zu jedem Wagen gehört ein Treiber, ein Lenker und ein Führer. Der letztere geht dem Gespanne voran und giebt den vordersten Trekochsen, an deren Hörnern ein Tau befestigt ist, die Richtung an; der Treiber geht zur Seite und ist mit einer 18 Fuß langen Peitsche mit 30 Fuß langer Schnur bewaffnet, die er in geschicktester Weise zu handhaben weiß, und der Lenker sitzt auf dem Bocke und ist gewöhnlich der Eigenthümer des Wagens und Gespannes. Jeder Wagen ist außerdem von einer Anzahl Stücke kleinen Schlachtviehes begleitet, und zwar werden für die Fahrt von Walfisch Bay nach Otjimbingue, die 12 bis 16 Tage in Anspruch nimmt, 6 bis 8 fette Schafe außer den üblichen Rationen an Kaffee, Zucker und Tabak mitgenommen. Die Leute würden die Fahrt wohl ohne Kaffee und Zucker, jedoch niemals ohne Tabak antreten. Gewöhnlich fahren die Wagen einzeln, seltener zu zweien, weil es an den Haltestellen an Futter und namentlich an Wasser fehlt. Viel Zeit geht auf der Reise damit verloren, daß die Ochsen nach dem Ausspannen noch einen weiten Marsch nach der dürftigen Weide machen und am nächsten Morgen zurückgeholt werden müssen, obwohl die Thiere, deren jedes seinen Namen hat, beim Anspannen selbst ins Joch gehen und jenes daher nicht viel Zeit in Anspruch nimmt. Außer den Trek- oder Zugochsen giebt es noch Pack- und Reitochsen, die ebenfalls großen Werth (8 bis 9 Pfd. St.) haben, namentlich letztere, die fast ebenso schnell wie ein Pferd sind, dabei aber größere Ausdauer besitzen als dieses. Falls Weiße den Wagen begleiten, schlafen dieselben Nachts im Inneren des Fuhrwerkes auf einer Matratze, die auf einem in Lederriemen hängenden Rahmen über der Ladung ruht, welch letztere nie den ganzen Wagen füllt, weil dieser sonst auf der unebenen Straße leicht das Uebergewicht bekommen und umwerfen würde, was ohnehin oft genug geschieht; die das Gespann begleitenden Leute schlafen auf Schaf- und Ziegenfellen.

Einen ziemlich unappetitlichen Eindruck bieten die Leute beim Essen; dieselben verschlingen das in einem Topfe gekochte Fleisch in der gierigsten Weise, indem sie es in den Mund schieben und einen möglichst großen Bissen vor dem Munde abschneiden. Im Gegensatze zu den Angehörigen der Congovölker, die verhältnißmäßig reinlich sind, starren sie von Schmutz und Ungeziefer; letzteres besteht hauptsächlich aus einer Art Laus, welche große Aehnlichkeit mit einer Wanze hat, von derselben Größe wie diese ist und

sich in die Haut hineinfrißt, um dort ihre Eier zu legen. Selbst in den Missionshäusern ist man vor dieser Plage nicht sicher. Vor Allem zeichnen die Bewohner von Sandwich Harbour sich durch ihre Unreinlichkeit aus; sie sind an und für sich durch das Fischräuchern geschwärzt, reiben sich außerdem aber noch mit Thran ein, so daß von ihrer gelblichen Hautfarbe nichts mehr zu sehen ist. Die Mitglieder der Expedition schenkten den Leuten, die so ärmlich wohnen, wie außer den Berg-Damara vielleicht kein anderer Stamm in Afrika, etwas Seife, damit sie sich einmal gründlich reinigen könnten, allein schon nach wenigen Tagen sahen sie ebenso schmutzig aus wie vorher.

Sandwich Harbour (südlich von Walfisch Bay) ist ganz außerordentlich reich an Fischen, leider wird aber die Fischerei von zwei Kapstädter Firmen, welche das ganze Jahr beschäftigt sind, in einer Weise betrieben, daß der Fang bald abnehmen wird. Es wird hauptsächlich der Haifisch gefangen, dessen Thran früher in Kapstadt mit 40, jetzt aber nur noch mit 20 Pfd. St. per Tonne bezahlt wird. Bei dem Raubsystem der Fischer giebt es keine Schonzeit und dadurch wird besonders zur Zeit des Laichens, in den Monaten August bis Oktober, großer Schaden angerichtet. Da die jungen Haifische bei herannahender Gefahr in den Leib der Mutter schlüpfen, so werden Tausende von Fischen nutzlos getödtet und fortgeworfen. Vom Haifisch ist nur die Leber zu gebrauchen, die in großen Kesseln ausgekocht wird, worauf der Thran in Fässer gefüllt und versandt, die Ueberbleibsel aber ins Meer geworfen werden. Auch der Kabliau wird in großen Mengen gefangen und getrocknet oder gesalzen versandt, zum größten Theile über Kapstadt nach Mauritius. Feinere Fische in Sandwich Harbour sind Brassen, Elf, Harder, Zungen und der besonders wohlschmeckende Butterfisch, der diesen Namen erhalten hat, weil er in seinem eigenen Fette gebraten oder gebacken wird. Die sämmtlichen Bewohner von Sandwich Harbour sind in der einen oder anderen Weise mit der Fischerei beschäftigt und leben während der sogenannten schlechten Jahreszeit, d. h. so lange die Narrow-Frucht ihnen keine Nahrung bietet, von Fischerei; den eigentlichen Fang betreiben jedoch nur die beiden Kapstädter Fischereigesellschaften, während im Gebiete der Walfisch Bay sich auch die Eingeborenen mit demselben beschäftigen.

Es ist das Fischen dort eine höchst beschwerliche Arbeit. Sobald die Ebbe eingetreten ist, bilden die Schwarzen vor der Lagune, etwa eine Seemeile von der Rhede entfernt, eine lange Kette, um die Fische vom tiefen Wasser abzuschneiden, und werfen dieselben mit Speeren. Die Eingeborenen sind hierbei so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Vier bis fünf Stunden täglich dauert der Fang, bei dem die Leute in drei Fuß tiefem Wasser stehen, das sehr klar ist und auf dem weißen Sandboden jeden Gegenstand erkennen läßt. Es werden dort Brassen bis zu zwanzig und sogar dreißig Pfund schwer gefangen.

Unter den Hottentotten wohnen auch einige Berg-Damara, die von jenen als Sklaven betrachtet werden und ihre Pontaks oder Hütten stets in einiger Entfernung von denen der Namaquas haben müssen. Die Berg-Damara, welche für letztere allerlei Arbeiten zu verrichten haben, unterscheiden sich von ihren Herren nur durch ihre Hautfarbe, die schwarz ist und ihnen das Ansehen von Negern giebt, während die Hottentotten gelb sind. Was Essen und Trinken anlangt, so hat kein anderer Stamm in Afrika so wenig Bedürfnisse als gerade die Berg-Damara.

Der Pflanzenreichthum ist im ganzen Küstengebiete ein geringer und der Reisende freut sich daher, wenn er auf dem Wege von Walfisch Bay nach dem Inneren das am Kuisip gelegene Rooibank erreicht, wo er den ersten Baum und das erste Grün erblickt. Es leben dort einige Bastards, die unter Anleitung des Missionars Kloote im Bette des Flusses etwas Land urbar gemacht haben und dort Grünzeug und Gemüse bauen. Leider herrscht dort aber beständig großer Wassermangel, sonst würde das Erträgniß ein noch größeres sein; der Fluß ist dort nur acht Zoll breit und einen Zoll tief, so daß es ziemlich mühevolle Arbeit ist, das Wasser auszuschöpfen und auf das zu bebauende Land zu bringen. Ist die Ernte fast reif, dann wird sie oft auch von Vögeln und vierfüßigen Thieren, insbesondere Schafen, die auf dem Wege zur Weide vorbeigetrieben werden, verwüstet. Rooibank besteht aus einer Anzahl Rohrhütten der Bastards, ist aber im Besitze einer kleinen Kirche und eines hübschen Wohngebäudes für den Missionar.

In Namaqualand und an der Küste ist die Luft größtentheils trocken und der Himmel klar und blau. Die Regenzeit beginnt Anfang Januar und dauert etwa einen Monat, doch regnet es während dieser Zeit nur drei- oder viermal, dann allerdings so heftig, daß die Flüsse sich auf kurze Zeit mit Wasser anfüllen. In Walfisch Bay kommen zu dieser Zeit häufig Gewitter vor, selbstverständlich aber halten sich dieselben stets innerhalb der Bai und ziehen nie nach der See hinaus oder über das Land. Die Temperatur ist dort im Großen und Ganzen nicht so heiß wie am Congo, doch ist der Wechsel der Wärme bei Tag und bei Nacht ein ganz enormer, beispielsweise zeigte das Thermometer am 26. September 1884 um 7 Morgens 7°, um 2 Uhr Nachmittags 22°, um 9 Uhr Abends 13° R. Der vorherrschende Wind ist gewöhnlich Südwest, der sehr stark weht, trotzdem aber manchmal bei vollständig klarer Luft in Zeit von zehn Minuten rund um den Kompaß herumläuft, um dann wieder aus der gewöhnlichen Richtung zu wehen.

Kürzere Mittheilungen.

Das Kloster Solowetzk und seine Mönche[1].

Das auf der Insel Solowetzk im Weißen Meere gelegene Kloster wird nur von Männern bewohnt, welche ursprünglich dem bäuerlichen Stande angehörten; der Tradition nach darf kein Weib im Kloster leben. Die Bevölkerung des Klosters zerfällt in zwei Kategorien, in beständige Bewohner, die Mönche, und in zeitweilige Bewohner, die Pilger. Die letzten sind entweder sogenannte dreitägige Pilger, welche ins Kloster kommen, um den Heiligen ihre Ehrfurcht zu bezeugen und die Merkwürdigkeiten zu betrachten, oder es sind Arbeiter-Pilger, d. h. es sind Leute, welche ins Kloster kommen, um daselbst zu arbeiten; mit

[1] Nach dem Russischen; nach einem Vortrage des Dr. Fedorow in St. Petersburg auszugsweise mitgetheilt in der „Nowosti" 1885, Nr. 121.

diesen verkehren die eigentlichen Mönche sehr von oben herab, wie Herren mit ihren Dienern. Sehr viele dieser Arbeiter-Pilger kommen als kleine Knaben ins Kloster; erst nachdem sie 20 bis 25 Jahre „gearbeitet" haben, werden sie eingekleidet und als vollberechtigte Mitglieder in die Brüderschaft der Mönche aufgenommen. So rekrutiren sich die Mönche aus Leuten, welche von der frühesten Jugend an bereits an das mönchische Leben gewöhnt sind, welche alle Ueberlieferungen, alle klösterlichen Anschauungen conserviren. Das Kloster nimmt nur solche Personen zu seinen Gliedern auf, welche lange „arbeiteten" und der ganzen Brüderschaft bekannt sind; irgendwie gebildete und entwickelte Personen werden nicht aufgenommen, sondern sehr gefürchtet. Das Kloster von Solowezk ist sehr reich: es hat bis 100000 Rb. (200000 Mark) jährliche Einkünfte; jeder Mönch erhält alles vom Kloster: Nahrung, Kleider u. s. w., außerdem zu seiner persönlichen Verfügung jährlich 1 bis 100 Rb. (2 bis 200 Mark) in baarem Gelde, je nach seinem dem Kloster geleisteten Dienste und nach dem Willen des Klosterchefs. Die Mönche kennen daher nicht die Sorge um das tägliche Brot, nicht den Kampf ums Dasein. Ihre Nahrung ist sehr roh, grob und einförmig: alle essen zu Mittag und zum Abend gemeinschaftlich; das Essen besteht an gewöhnlichen Tagen hauptsächlich aus gesalzenem Stockfisch, an Festtagen, deren es etwa 100 im Jahre giebt, aus Kohl, Pilzen, Erbsen und irgend einer mit Fastenöl bereiteten Grütze. Der von den Mönchen genossene Stockfisch ist so übelriechend, daß ein daran nicht gewöhnter Mensch den Geruch nicht ertragen kann. Die Speisen der Mönche werden mit allerlei scharfen Substanzen angerichtet, vorherrschend mit Pfeffer und Zwiebeln; sie sind in solchem Grade grob und roh, daß man einen Wolfsmagen haben muß, um sie zu verdauen. Die Räume im Kloster werden sehr schlecht ventilirt, die Luft ist deshalb sehr verdorben, besonders im Sommer während des großen Zusammenflusses der Pilger. Die Disciplin im Kloster ist sehr streng, jeder im Kloster Wohnende muß irgend etwas arbeiten, irgend einen Dienst thun. Der Tag ist für die Mönche in folgender Weise eingetheilt: um 3 Uhr Morgens Frühmesse, dann das Hochamt; unmittelbar nach Beendigung des Hochamtes gehen alle Mönche mit den Archimandriten unter dem Absingen von Psalmen zum Mittagessen; nachdem alle gegessen haben, wird etwas gelesen, gewöhnlich aus dem Leben der Heiligen; dann wird schlafen gegangen; später trinkt jeder Mönch in seiner Zelle seinen Thee. Um 4 Uhr Nachmittags ist Abendmesse, dann folgt das Abendessen, ein Gebet und alles geht zur Ruhe. So geht das Leben dahin, Tag für Tag, Jahrzehnte hindurch. Die Mehrzahl der Mönche ist wenig unterrichtet, sehr ungebildet; ihre religiösen Begriffe sind wirr, beschränkt und roh. Hierauf kann man auch aus einigen Bildern schließen, welche im Kloster sich befinden, z. B. ein Bild, welches den Teufel in Gestalt eines Stutzers mit Hörnern darstellt, darunter steht „Das ist der Teufel, er sieht, wenn er verschlinge". Sehr verbreitete Bücher im Kloster sind: das Leben des Jefrem Sirin und die „Leiter des Paradieses" u. a., doch versteht die Mehrzahl der Mönche das Gelesene gar nicht. Das neue Testament wird ebenso wenig gelesen, wie das alte; kaum daß einer ein neues Testament besitzt. In Betreff der Bibel herrscht der Aberglaube, das Lesen sei gefährlich; wer die Bibel durchlese, der verliere den Verstand. Es ist den Mönchen verboten, ohne Erlaubniß der Archimandriten die Klostermauern zu verlassen, besonders im Sommer, wenn viel Pilger da sind, ebenso sich zur Unterhaltung zu versammeln u. s. w. Diese Lebensweise, zusammen mit den klimatischen Verhältnissen, wirkt äußerst verderblich auf die Gesundheit der Mönche. Trunksucht ist sehr verbreitet, ungeachtet dessen, daß sie streng geahndet wird. Besonders verbreitet sind psychische Krankheiten, Geistesschwäche, Verfolgungswahn, Größenwahn. Die ungünstigen Bedingungen der Lebensweise und der Nahrung geben sich auch in physischen Leiden kund: selten daß ein Mönch vollkommen gesund ist. Meist leiden sie an Krankheiten des Darmkanales, Magenschmerzen, Verstopfung; dann besonders an Venenerweiterung an den unteren Extremitäten, an Geschwüren und Aehnlichem.

Steinbearbeitung und Gottesdienst bei den Makusi-Indianern.

Der „Globus" hat bereits über Everard Im Thurn's Reise in Guiana und die Besteigung des Berges Roraima wiederholt berichtet (s. Bd. XLVII, S. 192 und 320). Heute lassen wir einige Mittheilungen über die Makusi-Indianer folgen, welche wir dem im Augusthefte der „Proceedings R. G. S." veröffentlichten, von Im Thurn's Begleiter, Herrn H. J. Perkins, verfaßten Berichte entnehmen. Er sagt unter Anderem:

In der Nähe des Ireng-Flusses (südöstlich vom Roraima) fanden wir Stücke von einem dunkelen Gestein, einer Art Serpentin von purpurrother Farbe, welches von den Eingeborenen yarowah genannt wurde; sie und unter ihnen besonders die Verwandten Lonk's (des Häuptlings von Konkarmo, des Ortes, wo man sich befand) verarbeiteten diesen Stein zu Aexten und allerlei Spielzeug, wie Pfeifen, Insektenlarven, Flaschen, Thieren &c. Heutzutage verwenden sie diese Steingegenstände nicht für häuslichen Gebrauch, da sie sich eisernes Geräthe von den portugiesischen Händlern am Rio Branca und weiterhin leicht verschaffen. Diese Beschäftigung scheint sich seit undenklichen Zeiten in der Familie Lonk's erhalten zu haben; auf die Frage, wie er die Fabrikation von Steinäxten gelernt habe, sagte er, daß er seinen Vater damit beschäftigt gesehen und von ihm die Kunst gelernt habe, der aber habe es wieder von seinem Vater gelernt und so sei es seit vielen Geschlechtern gewesen.

Soweit die Reisenden bemerken konnten, wurde bei der Fabrikation der Steinsachen folgendes Verfahren beobachtet: Es wird zunächst ein Stein ausgesucht, der schon im unbearbeiteten Zustande eine, der des gewünschten Gegenstandes ähnliche Form hat, und wenn es nicht glückt, einen solchen zu finden, wird der Stein zunächst mit einem Messer oder Hirschfänger in eine geeignete Form gebracht; im Nothfalle dient zu dieser Arbeit auch ein harter Stein. Nachdem der zu bearbeitende Stein einigermaßen die gewünschte Größe und eine passende Form bekommen hat, wird er auf einem härteren Steine so lange gerieben, bis die rauhe Oberfläche sich in große Dreiecke und längliche Flächen umgewandelt hat, deren Kanten wieder abgeschliffen werden, bis neue kleinere Facetten sich gebildet haben, und dies Verfahren wird so lange wiederholt, bis der Stein die richtige Form und Größe bekommen hat; die dann noch übrig bleibenden Kanten werden durch ein feineres Poliren entfernt, so daß endlich der Gegenstand ganz platt wird, und damit seine Bearbeitung beendet ist.

Lonk verfertigte für Herrn Im Thurn eine Streitaxt, eine Pfeife und zwei Modelle, eins von einem Fisch und eins von einer Flasche, auch eine gute Nachahmung einer Larve; damit aber war seine Dienstfertigkeit vorläufig erschöpft, er wollte die Reisenden nicht zum Ireng begleiten, weil es Sonntag war und er Gottesdienst in seiner Kirche abhalten mußte. Es ist dies ein hübsches Gebäude von Holz auf massiven Pfeilern, etwa drei Fuß über dem Boden, erbaut. Der Flur besteht aus geschlagener Baumrinde und sieht recht reinlich aus, das Dach ist mit Eta-Palmblättern gedeckt. Die Kirche ist etwa 60 Fuß lang und 25 Fuß breit, besitzt Bänke, welche aus ganzen Baumstämmen gemacht sind, und einen Altar, zu dem man auf zwei oder drei Stufen hinansteigt; an beiden Eingängen befinden sich große Baumstämme, aus welchen man Stufen ausgesägt hat. In diesem Gebäude hielt Lonk täglich drei- bis sechsmal Gottesdienst, wie es ihm gerade einfiel; die Feierlichkeit wurde durch Blasen auf einem Kuhhorne angekündigt, das von einem brasilianischen Heerdenbesitzer erworben worden war. Bei

dem Gottesdienste wurde das Gebet des Herrn, der Glaube und die zehn Gebote durch Lauk laut vorgelesen, worauf alle Zuhörer sie in der Makusi-Sprache nachsprachen, insoweit sie dieselben durch häufiges Zuhören auswendig gelernt hatten.

Lonk hatte sich seine Kenntnisse wahrscheinlich in der Missian Potara erwarben und durch dieselben seinen Einfluß unter seinen Landsleuten sehr vermehrt; man würde jedoch Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er mache Mißbrauch van demselben. Der Gottesdienst wurde so häufig abgehalten, daß es manchmal schwer war, Leute für die Arbeit zu bekommen, namentlich wenn die Reisenden einen Jäger nöthig hatten, der ihnen frisches Fleisch besorgen sollte; nach unangenehmer war es, daß die Indianer manchmal ihre Gebete bis um zwei Uhr in der Nacht hersagten, wo dann jede Aussicht auf Schlaf verloren war.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 6. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich" (1885) bringt außer den seitherigen Uebersichten über die neuesten Daten einige neue Rubriken, wie Nachweisungen über die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reiche, über Zahl und Flächen der Landwirthschaftsbetriebe, die Hauptergebnisse der Erhebung über die Bodenbenutzung vom Jahre 1883, eine vergleichende Uebersicht der Einfuhr und Ausfuhr in den 12 Jahren 1872 bis 1883 nach Menge und Werth, den Bestand der Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe am 1. Januar 1883 u. s. w. Die kartographischen Beigaben bringen diesmal die Bergwerks-, Salz- und Hüttenpraductian zur Anschauung. Die Zahlen über die Deutschen im Auslande, um Einzelnes hervarzuheben, sind naturgemäß van sehr ungleichem Werthe, und aus vielen Ländern fehlt es überhaupt an Angaben. Ermittelt sind 346,255 Reichsangehörige und außerdem 2 162 252 im Deutschen Reiche Geborene, die ihren Aufenthalt im Auslande haben, van letzterer Kategarie allein 1 966 742 in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Ausländer im Deutschen Reiche betrug 1880 im Ganzen 276 057, davon allein 117 997 Oesterreicher, 28 241 Schweizer, 25 047 Dänen, 17 598 Niederländer, 17 273 Franzosen, 15 097 Russen, 10 465 Großbritannier ꝛc. Unter unseren außereuropäischen Gästen stehen die Bürger der Vereinigten Staaten mit 9046 Seelen abenan.

— Der niederländische Minister der öffentlichen Arbeiten hat dem Ingenieur Linse zu S'Gravenhage die varläufige Kancession zur Abdämmung und Trackenlegung eines Theiles des Zuyder-Sees bis zum 31. December 1886 verliehen. Diese vorläufige Koncession sall definitiv werden, wenn 1) bis zum genannten Datum ihm alle mit den verschiedenen Gemeinden und Palder-Verwaltungen abgeschlossenen Verträge vorgelegt sind, aus denen sich ergeben muß, daß die Interessen der Schiffahrt und der Entwässerung der Palder berücksichtigt sind; 2) das nöthige Kapital varhanden ist, und 3) eine durch den Minister festzusetzende Summe als Garantiefonds depanirt ist. Die Trockenlegung sall sich auf die sogenannte „Goudzee", den westlichsten Theil der Zuyderzee, beschränken, sich von der Nek (nordöstlich von Schellinkhout) bis zum Nes, südöstlich van Mannikendam, erstrecken und die Insel Marken einschließen. Hoorn und Edam liegen hinter diesem Abschlusse, durch dessen Trackenlegung man 12 000 Hektaren Landes zu gewinnen hofft.

Asien.

— Oberst Waodtharpe hat kürzlich eine interessante Reise im Lande der Singpho (Ostgrenze von Assam) ausgeführt. Im Januar brach er van Sadija auf und zog längs des Dehing nach Südosten, passirte zwei große wahlbekannte Singpho-Dörfer Bhsa und Kumki und überschritt in einem 8000 Fuß hohen Passe das Schneegebirge, welches die Wasserscheide zwischen Dehing und Irawadi bildet. Diese Gegend war sehr schwer zu bereisen und fast unbewohnt. Mit verringerter Begleitmannschaft stieg Waadtharpe in das Gebiet der Bar Champtis am nördlichen Irawadi hinab, wo, so viel man weiß, seit Lieut. Wilcox im Jahre 1828 kein Reisender gewesen ist. Das Land sall gut bebaut sein und besanders Opium hervarbringen; nordöstlich van der Hauptstadt Pedan liegen Silberminen, welche van einem niedrigeren und halb unterwarfenen Stamme, Channng mit Namen, bearbeitet werden. Pedan wurde van Waodthorpe besucht; er wurde dort sehr freundlich empfangen und mit Lebensmitteln beschenkt, mußte aber eilen zurückzukehren, um nicht durch das Anschwellen des Flusses abgeschnitten zu werden. Weiter südlich scheint es aber noch einen leichteren Weg zu geben, welcher den Irawadi bei Mung Lung, etwa 100 englische Meilen südlich van Pedan, erreicht, wo der Fluß schan schiffbar ist (was bei Pedan nicht der Fall ist); diese Route hat außerdem den Vartheil, daß der Paß, in welchem sie die Wasserscheide überschreitet, nur 4000 Fuß hoch ist.

— Die Zahl aller Hindu im Britisch-Indischen Kaiserreiche beläuft sich nach dem Census van 1881 auf 188 121 772 Seelen, welche der officielle Bericht in drei graßen Abtheilungen bringt: Brahmanen 13 730 045, Radschputen 7 107 828 und andere Kasten 167 283 899 Seelen. Die Zahl dieser anderen Kasten ist 272, van welchen 207 über und 65 weniger als 100 000 Angehörige haben. Die größten dieser Kasten sind die Dschamas mit 10 583 425, die Kunli mit 8 175 342, die Abir mit 4 649 387, die Gwalla mit 4 005 980, die Teli mit 3 420 127, die Parayen mit 3 290 038, die Vanianen mit 3 275 921, die Dschat mit 2 643 109 Seelen und 27 weitere, alle über 1 Million stark. Mehrere dieser Kasten lassen sich aber combiniren, da sie eigentlich nur eine einzige ausmachen, und die Verschiedenheit ihrer Namen nur aus ihrer Zerstreuung über weit aus einander liegende Wohnplätze herrührt. So bilden die zuerst genannten Dschamas mit den Dschambhar und Chalpa die Kaste der Lederarbeiter, die als solche 10 583 425 Seelen stark ist; die Abir bilden mit den Gwalla, Garli und Golla die 8 964 155 Köpfe zählende Kaste der Hirten, die Ackerbauer Central- und Westindiens; die Kunbi mit den Kunbilewa, Kunbi Maratha und Kunbikadwa zählen 8 175 342 Seelen; unter die Klasse der Straßenreiniger und Feger fallen die Bhangi, Chuhra, Dher, Dhed, Mahar, Mang und Mehter 4 996 948 stark. Darauf falgen die 4 546 892 Händler, die Banianen, Wanianen, Settie und Mahajan, dann die Oelbereiter, welche die Teli des Nardens, die Ghandhi des Westens und Centralindiens, die Wanianen des Südens umfassen und 3 759 263 zählen, die Töpfer, 2 655 123 Seelen, welche die Kumhar und Kuhsavan einschließen, die Barbiere, welche als Nai, Nhavi, Napit, Hajjam und Ambattan 2 630 872 zählen, die 2 588 842 Schmiede, welche als Lohar im Norden, Westen und Centralindien, als Kummalen im Süden wahnen, die Waschmänner, die unter den Namen

Thobi, Parit und Pannor oder Pannan 2 159 569 zählen, endlich die Kasten der Zimmerleute, die als Sutor, Barhoi, Paroi, Torkhan und Katoni 1 616 759 Köpfe stark sind.

— Anfangs November wird die französische Kommission zur Bestimmung der Grenzen Tonkings ihre Arbeiten, welche sicher noch eine zweite Kompagne hindurch dauern werden, bei dem kleinen Hafen Pakhoi in der chinesischen Provinz Kwangtung beginnen und von da nach Westen und Nordwesten vorrücken. Ein Arzt und zwei Lieutenants vom topographischen Dienste werden die Mission begleiten, von welcher die Geographie wichtige Förderung erwarten darf.

— Wieder einmal wird gemeldet, daß die chinesische Regierung sich zum Baue von Eisenbahnen entschlossen und mit einer Gesellschaft in Manchester einen Vertrag über den Bau der leicht herzustellenden Strecke von Taku nach Tung-tschou (wenig östlich von Peking) abgeschlossen habe. Diese Bahn längs des Pei-ho wäre namentlich für das dem fremden Handel geöffnete Tientsin von Bedeutung, da diese Stadt dann eine dauernde Verbindung mit dem Meere erhielte, während sie jetzt im Winter durch das Gefrieren der Flüsse und Kanäle von der Außenwelt abgeschlossen wird. Die Bestätigung der Nachricht bleibt indessen abzuwarten.

Afrika.

— Die Insulae purpurariae des Plinius. Im fünften Bande seiner römischen Geschichte (S. 653) sagt Mommsen, daß mit den Inseln, auf denen König Juba die Purpurfärbereien anlegte, welche den gätulischen Purpur lieferten, nur Madeira gemeint sein könne. Nun sind aber meines Wissens von dieser Insel bis jetzt weder Murex trunculus noch Murex brandaris nachgewiesen, und wenn sie dort vorkommen sollten, sind sie jedenfalls nicht in genügender Menge vorhanden, um die Anlage von Purpurfärbereien zu ermöglichen. Die von Mommsen citirte Stelle des Plinius („Hist. nat.“ 6, 31, 201): paucas (Maure — taniae insulas) constat esse ex adverso Autololum a Juba repertas, in quibus Gaetulicam purpuram tinguere instituerat, dürfte sich viel ungezwungener auf kleine Inseln dicht an der Küste beziehen, welche seitdem durch das Vordringen des Landes landfest geworden sein mögen, denn der Küste entlang finden sich die beiden Purpurschnecken bis zur Breite der Kanaren. Ko.

— Als Begleitworte zu einer Kartenskizze von Süd-Afrika macht das „Scottish Geographical Magazine“ vom August folgende Mittheilungen über den dortigen englischen Besitz. Die älteste Kolonie ist die Kap-Kolonie, welche 1806 den Holländern abgenommen wurde und 1815 definitiv in englischen Besitz überging. Damals wurde die Kolonie durch den Büffelfluß (südlich vom Oranje-Fluß) und den Großen Fisch-Fluß auf der Ostseite begrenzt; vermuthlich betrug ihre Oberfläche 120000 engl. Quadratmeilen. Hieran schließt sich Natal, welches 1843 unter englische Autorität kam, mit 21 150 engl. Quadratmeilen. Hierauf folgt 1846 nach dem Kaffernkriege die Ausbreitung der Kolonie bis zum Oranje und dem Keiskommafluß; die Ostküste vom Keiskomma bis zum Kei erhielt den Namen Britisch Kaffraria (letzteres im Jahre 1865 in die Kap-Kolonie einverleibt). Das Gebiet wurde dadurch um 80 000 engl. Quadratmeilen vergrößert. 1871 wurde Basutoland (10 300 engl. Quadratmeilen) von Kaffraria weggenommen und in die Kolonie einverleibt; dasselbe geschah 1871 mit Griqualand-West, nördlich vom Oranje-Fluß (17 800 engl. Quadratmeilen). Darauf folgten die Annexionen einander sehr schnell: 1876 bis 1879 drei Distrikte vom eigentlichen Kaffraria (Fingoland, die Idutywa-Reserve und Romansland), dann 1881 Tembuland, Emigrant Tambookieland, Bomwanaland und Gealekaland und 1884 Pondoland, zusammen mit einer Oberfläche von 15 000 engl. Quadratmeilen, endlich 1885 die noch unentschiedenen Erwerbungen von Betschuanaland (40 000 engl. Quadratmeilen) und einem Theile der Kalahari-Wüste mit zusammen etwa 150 000 engl. Quadratmeilen. Das ganze Gebiet umfaßt 414 250 engl. Quadratmeilen. Wenn man von Betschuanaland und den neugewonnenen Distrikten absieht, hat die Kap-Kolonie etwa 1 500 000, Natal 416 000 Einwohner; alles zusammengenommen kann man ihre Zahl auf etwa 2 Millionen Seelen schätzen. Von diesen sind etwa 300 000 europäischen Ursprungs, hauptsächlich Holländer, Engländer, Franzosen und Deutsche; der Rest besteht aus Kaffern, Fingos und Betschuanas, Hottentotten und Griquas (Bastarde), Malaien und Buschmänner.

— Hausthiere sind am Congo selten und Lastthiere fehlen ganz. Rindvieh ist dort gar nicht einheimisch und muß von Mossamedes eingeführt werden. Die Rasse ist groß, meist braun und erinnert durch ihre schönen Hörner an ungarisches Rindvieh. Jede Faktorei besitzt eine kleinere oder größere Heerde, welche unglücklicher Weise am Ende der trockenen Jahreszeit sehr viel Verluste zu erleiden hat; dadurch verschwinden oft ganze Heerden; man wird eben zunächst in der Nähe der Stationen Wiesen anlegen und dieselben gut bewässern müssen, wenn man auf die Dauer Unterhalt für die Heerden finden will.

Nordamerika.

— Die Forschungen an der Hudsonsbai im Jahre 1884 haben an vielen Punkten gehobene Strecken nachgewiesen, an einzelnen Stellen bis zu 400 Fuß, namentlich an der Hudsonsstraße. Die Niveauveränderungen müssen in relativ neuerer Zeit stattgefunden haben, denn Dr. Bell fand auf den gehobenen Stellen Eskimobauten, die gewiß ursprünglich nicht in solcher Höhe über dem Meeresspiegel angelegt waren. Die Hudsonsstraße zeigt unzweifelhafte Spuren eines ehemaligen Gletschers, der sich nach Osten hin bewegte; heute sind nur noch wenige schwache Reste am Beginn vom Fox-Kanal übrig. Früher erhielt der große Gletscher anscheinend Verstärkungen von Süden her, sowohl aus der Hudsonsbai, welche in der Diluvialzeit ein förmliches Eisreservoir gebildet zu haben scheint, wie aus dem Thale des Koksok-Flusses, und entlud seinen Ueberschuß jenseits Kap Chudleigh in den Atlantischen Ocean. — Die Hoffnungen, welche man für die Erschließung der Hudsonsbailänder und selbst Manitobas auf die Schiffbarkeit der Bai und ihrer Eingänge gesetzt hatte, sind arg herabgestimmt worden durch den Mißerfolg des „Alert“, der in diesem Jahre die Stationen verproviantiren sollte, aber heimkehren mußte, ohne die Einfahrt passiren zu können. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

II.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

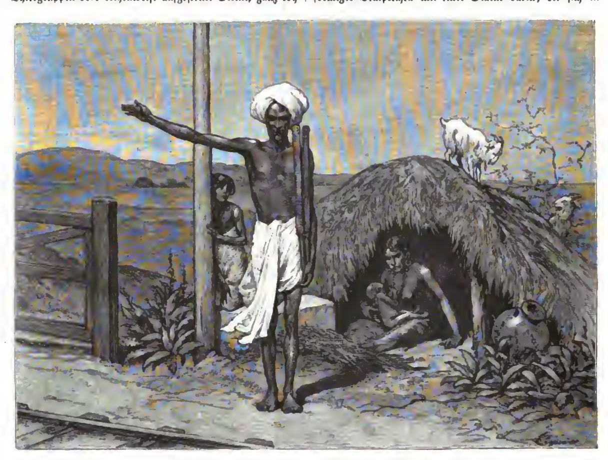
Die durchreiste Landschaft erschien im Anfange sehr wüst; nur wenige verkümmerte, vom Seewinde gleichsam geschorene Bäume waren auf den endlosen öden Flächen sichtbar. Allmählich nahm die Gegend einen mehr und mehr kultivirten Charakter an und glich schließlich an Pflanzenreichthum der Provence, nur waren deren Olivenbäume durch Gummibäume, der Weizen durch Sorgho, der Klee durch Baumwollenstauden ersetzt.

Auf den Stationen sah Guimet öfter Frauen mit gelber Färbung der Haut, was ihn um so mehr interessirte, als er bis dahin vergeblich Vertreter der von den Anthropologen so genannten gelben Rasse gesucht hatte; er sah die weißen oder gebräunten Japanesen, die bleichen oder grünlich aussehenden Chinesen, die Malayen mit sepiafarbenem Teint, die braunen Singalesen, die schwarzen Bewohner von Malabar, die bronzefarbenen Indier; endlich sah er hier gelb gefärbte Menschen — gelb gefärbt durch Schminke in der Farbe des Safrans: man sieht, es ist ungefähr jeder Geschmack in der Welt vertreten!

Hier und da bemerkt man seltsame Monumente, meist im Schatten von Bäumen stehend: es waren förmliche Alleen von Elephanten, Tigern, Pferden aus Thon, in Lebensgröße hergestellt. Weiterhin konnte man die peinliche Gewissenhaftigkeit und Achtsamkeit der Bahnwärter bewundern. In diesem Lande, wo jeder Erwerbszweig eine Kaste repräsentirt, wo man, um Beamte für die Bankhäuser zu bekommen, die Kaste der Buchhalter und die der Kassirer schaffen mußte, jede an dem besonderen Kopfputze ihrer Mitglieder kenntlich, in diesem Lande mußte man, um die Eisenbahnen in Betrieb setzen zu können, die Kaste der Bahnwärter mit einem Lohne von ca. $2^1/_2$ Mark täglich erfinden. Diese neue religiose Kaste mußte sich als Patron irgend eine Gottheit des Olymps, etwa Wischnu Waganon auf einem feurigen Wagen, auswählen, und der Eisenbahnwärter kommt dem diesem gebührenden Ritus nach mit der Ueberzeugung, der stummen Hingabe eines Priesters, der durch Buße zur Erkenntniß gekommen und nun seine Gottheit bei sich vorüberziehen sieht. Die Toilette ist der Feierlichkeit des Augenblickes entsprechend sorgfältig geordnet, der Turban liegt in würdigen, tadellosen Falten, der „Schenti“ um die Hüften endigt vorschriftsmäßig vorn in zwei langen Zipfeln, die sich vor dem Hauche des Wesens von Eisen und Feuer hin- und herbewegen werden. Die beiden symbolischen Flaggen, die eine weiß, mit der Bedeutung „Achtung“, die andere roth, ein „Halt“ gebietend, werden sorgfältig aufgerollt in der linken Hand senkrecht gehalten. Denn die Gottheit rief schon aus der Ferne, um bald darauf mit Pfeilesgeschwindigkeit heranzuschießen. Nun nimmt der Mann am Fuße der Signalstange Stellung und streckt den rechten Arm vor dem Schreckensgotte von sich, der dann donnernd vorbeibraust. Das Ceremoniell ist erfüllt: Dank dieser inhaltsschweren Geste hat das ganze Volk, welches der Gott

in seinen Flanken birgt, die Strecke passirt und eilt unbekannten Regionen zu. Das ist eins der Beispiele davon, wessen auch die niedrigste Kreatur fähig ist; welches Gefühl muß diesen Mann beseelen in dem Augenblicke, wo er sich seiner Macht bewußt wird, wo er auf sich die Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe des ganzen Olymps lasten fühlt! Sein in der Hütte hockendes Weib betrachtet alles dieses nicht ohne Schaudern und auch seine Kinder versuchen dem sonderbaren Schauspiele einiges Verständniß abzugewinnen.

Die Landschaft wird belebter, die Saatfelder mehren sich und immer mehr heilige Haine mit ihren Götzenbildern treten auf; hier und da sind ungeheure Bildsäulen, thönerne Thiergruppen oder reihenweise aufgestellte Steine, ganz roh oder grob bearbeitet, sichtbar. Am Horizont erheben sich aus dem Nebel die zackigen Umrisse von Hügelketten. Je mehr man sich Madura nähert, desto waldiger erscheint das Land; hier prächtige Palmengruppen, dort riesige Kokos- und Feigenbäume, und zwischen ihnen zerstreut kleine, blendend weiße, jonische Tempel, heilige Altäre und von Oel glänzende Götzenbilder. Flüsse durchfließen die reiche, üppige, heilige Gegend. Man fühlt es, daß die Götter selbst öfter zu dieser Stätte herniedersteigen, wie sie einst das alte Griechenland besuchten. In Tiruparangundram finden sich zahlreiche Steinbaldachine mit Säulen von schwarzem Marmor oder Granit; inmitten eines von Marmorstufen eingefaßten heiligen Sees steht ein quadratförmiges Tempelchen mit einer Statue darin, die sich in



Bahnwärter mit Familie zwischen Tuticorin und Madura.

den klaren Fluthen spiegelt. Die Götter sind hier allenthalben, jeder Schritt führt den Wanderer einem Heiligthume zu.

Endlich erscheinen die die Kokosbäume überragenden heiligen Thürme von Madura. Auch hier giebt es kein Hotel, und da die Reisenden auf den Bungalow nicht reflektirten, so speisten sie auf dem Bahnhofe und nächtigten in einem Eisenbahnwagen, den sie aber am anderen Morgen sehr früh verlassen mußten, um nicht wider Willen über alle Berge entführt zu werden. Durch eine stattliche Feigenbaumallee wanderten sie der Stadt zu, die entzückend mitten in einem Walde von Kokospalmen liegt, und sahen unterwegs am Kreuzwege das Bildniß des elephantenköpfigen Ganesa, der unter Anderem der Schützer der Grenzen und der Gott der Stadtthore, der Janus der Indier ist. Das von Guimet hier gefundene Exemplar war aus Granit und glänzte von dem vor Sonnenaufgang darüber gegossenen Oele wie dunkle und leuchtende Lichteffekte entsendende Bronze.

Beim Eintritte in die Stadt glaubt man sich plötzlich nach Athen oder einer anderen Stadt des alten Griechenlands versetzt; alle Häuser, von hohen Bäumen beschattet, haben an der Front eine Halle mit zierlichen, jonischen Säulen; die weiß gekleideten Männer, die in dunkle, harmonisch gefaltete Gewänder gehüllten Frauen sind mit glitzernden Kleinodien geschmückt. Eine Gruppe junger Mädchen mit reichem Geschmeide hat sich um einen Brunnen versammelt; ihre Augen, Zähne, die Ohrringe, die in den

Nasenflügeln befestigten Edelsteine, die ihr glänzendes Haar schmückenden Blumen, das rieselnde Wasser, alles blitzt aus dem von dunkler Haut und dunklen Gewändern gebildeten Grunde heraus.

Ein junger christlicher Eingeborener, der Englisch sprach, und in etwas ostensibler Weise ein Skapulier auf der nackten Brust trug, wurde als Führer gewonnen und geleitete die Reisenden zunächst zu dem alten Palaste der Radschahs von Madura, einer gewaltigen Ruine, wovon ein Theil zur Benutzung für Verwaltungsbehörden restaurirt worden ist. Die englische Regierung hatte die Absicht, diese kolossalen Mauerreste, welche mehrmals Aufständischen und Feinden als Zufluchtsstätte und Barrikaden gedient hatten, dem Erdboden gleich zu machen, aber auf Bitten der Eingeborenen unterblieb es und letztere steuerten selbst ihr Scherflein für die nöthigen Reparaturen bei. Das mehr arabischen als indischen Stil zeigende Gebäude soll der Sage nach von italienischen, vielleicht venetianischen Architekten errichtet worden sein; im Gegensatze zu den Angaben früherer Reisenden ist es aber Guimet unmöglich, auch nur den geringsten Anklang an europäische Skulptur herauszufinden.

In dem von wundervollen Säulengängen umgebenen Haupthofe wurde er von einem betäubenden Konzerte grüner Papageien begrüßt; dann die breiten Terrassen des Bauwerkes hinansteigend, hatte er ein eigenartiges Schauspiel. Die zahlreichen, die Hallen krönenden Kuppeln machen den Eindruck einer Stadt mit sonderbaren Gebäuden; die Dächer gleichen Plätzen und Straßen und an der Grenze dieser hängenden Stadt beginnt die endlose Reihe von Ruinen, Mauern, Thürmen, offen daliegenden Hallen und Säulengängen mit gähnenden Gewölben, das Ganze umgeben von grünender malerischer Landschaft, hohen Bäumen und Bergen.

Nach der Großartigkeit der noch vorhandenen Reste zu schließen, muß der ursprüngliche Palast eine ganz beträchtliche Ausdehnung gehabt haben; es war ein wahres Labyrinth von Sälen, Kolonnaden, Teichen, Parks, Kapellen, und allenthalben zerstreuten Pavillons; dann sieht man noch die Cirkus für die Gladiatoren-, Tiger- und Elephantenkämpfe, angrenzend an die Gemächer der Radschahs, von denen aus sie dem blutigen Schauspiele zusahen. Die hohen Thürme gestatteten die Processionen mit dem Auge zu verfolgen, welche an religiösen Festen durch die Stadt dahinzogen, begleitet von den gleich wandernden Tempeln emporragenden heiligen Wagen.



Pfeiler im Tschultry (Spring Hall) zu Madura. (Nach einer Photographie.)

In früheren Zeiten war das Schloß nur von Eunuchen und mehreren Tausenden indischer Schönheiten bewohnt. Als aber der Hof der Radschahs nach Tritschinapali verlegt wurde, blieb es nicht nur unbenutzt liegen, sondern es wurden sogar alle werthvolleren Theile desselben, die Säulen, Statuen, Basaltpfeiler ꝛc., daraus entfernt, und während man damit die neue Residenz ausschmückte, ließ man in Madura die geschilderten imposanten Ruinen zurück.

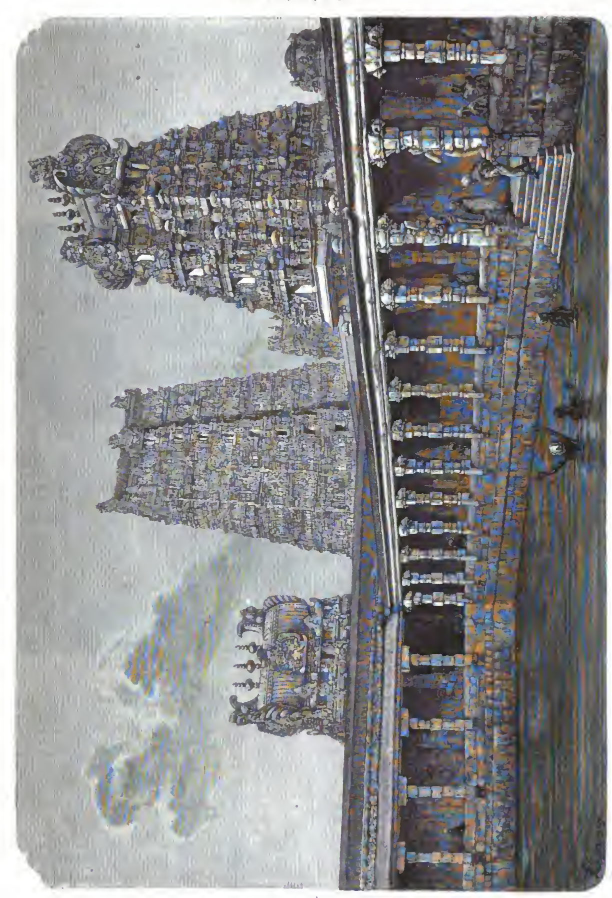
Auf einem mit zwei kleinen gehöckerten Rindern bespannten Wagen fuhren die Reisenden im Galopp durch die Stadt, um sich die Bajaderen, die geweihten Tänzerinnen, anzusehen, und zwar durch die Vermittelung eines Brahminen, an welchen sie einen Empfehlungsbrief in Händen hatten. Sie fanden jenen in seinem Atrium, einem von oben her erhellten Vorhofe, wo er, in einer Ecke sitzend und die Reisenden kaum eines Blickes würdigend, sich mit



Großer Hof des Tempels in Madura mit heiligen Elephanten. (Nach einer Photographie.)

einigen anderen Brahminen unterhielt, die in den heiligen auf Blättern der Fächerpalme geschriebenen Büchern blätterten. Von dem Führer über den Zweck des Kommens belehrt, legte er den ihm überreichten Empfehlungsbrief ungelesen bei Seite und fuhr in seiner Unterhaltung fort, indem er den Fremden mit einer Handbewegung andeutete, daß sie auf einer Art Schaukel, eigentlich einem von der Decke herabhängenden Sopha, Platz nehmen möchten; letzteres gerieth bei jeder Bewegung in Schwingungen und verursachte dadurch das willkommene Gefühl der Abkühlung.

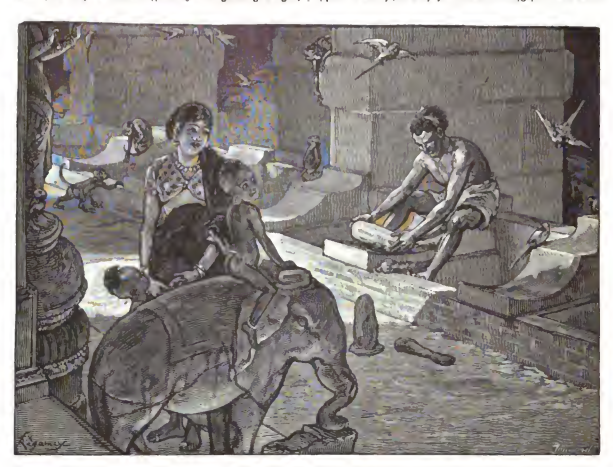
Wenn man frühere Reiseschilderungen aus Indien liest, so könnte man meinen, daß man auf jedem Schritt die eigenthümlichen indischen Tänze und die Tänzerinnen anträfe, welche durch graziöse Bewegungen den Ruhm Brahma's oder Wischnu's feiern. Doch ist es nicht mehr so; seitdem neugierige und dabei allzu freigebige Touristen



Badeteich im Tempel zu Madura. (Nach einer Photographie.)

den Erdball überschwemmen, seitdem hält man auch die Tänzerinnen verborgen und gestattet den Zutritt nur gegen Goldeswerth, und das überall, in Algier, Cairo, in Indien. Hat man schließlich ein Vermögen geboten, um einen eleganten Pas zu sehen, so zeigt man eine Tänzerin, die aber nicht einmal tanzt. Nach langem Warten erklärten die Priester den Reisenden, daß sie die Bajaderen gegen Abend tanzen lassen würden, daß aber das Zusehen eine nach Guimet's Ansicht übertrieben hohe Summe kosten würde. Die Reisenden baten sich Bedenkzeit aus und verabschiedeten sich einstweilen.

Nach mehreren anderen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen endlich durch Vermittelung des englischen Richters der Stadt, der ihnen einen Officier zur Begleitung mitgab, einen Schritt weiter zu kommen. Der letztere veranlaßte den Oberpriester des Tempels, so bald wie möglich Musik und Tänzerinnen zur Stelle zu schaffen, und da diese ihre Toilette nicht vor drei Stunden beendet haben konnten, so bot sich Gelegenheit, bis dahin das Bauwerk selbst zu betrachten. Vor dem Tempel steht ein sehr schönes berühmtes Monument, der Tschultry oder von den Engländern die „Spring Hall" von Madura genannt; es stellt einen ungeheuren Saal mit vier Säulenreihen dar, welche mit großartigen Reliefs von übernatürlicher Größe ausgeschmückt sind. Die Säulen am Eingange zeigen auf sich bäumenden Rossen sitzende Reiter, die eine prächtige Façade bilden. Bei der Einrichtung dieses Baues wurden zuerst alle Pfeiler als rohe, 7 m hohe Steinblöcke aufgestellt und dann



Maurer im Tempel zu Madura.

erst an diesen die Skulpturen ausgeführt. Letztere zeigen ferner die Bildnisse der Radschahs von Madura und deren Lieblingsgötter.

Zur Zeit ist dieses Bauwerk ein Bazar und von Kaufläden angefüllt. Als die Reisenden in einem derselben einige niedliche Kupfergefäße in näheren Augenschein nehmen wollten, wurde ihnen ängstlich bedeutet, daß jede Berührung der Gegenstände durch einen Europäer dieselben unrein und für jeden Indier unbrauchbar machen würde. Der Kaufmann kann in solchem Falle seine ganze Waare nicht mehr los werden, ebenso wenig, wie wenn ein Europäer vor seinem Laden auch nur geniest hätte. Daraus erkennt man den Kern der Religion dieses in Aberglauben fast erstickenden Volkes; der Fremde kann ohne besonders schlimme Folgen seine heiligen Bücher vernichten, seine Götzenbilder umstürzen, aber berührt man nur seine Küchengeschirre, so ist alles verloren. Ein Missionar hatte ein in seinem Zimmer stehendes Götzenbild auf die Erde geworfen und ein Kruzifix an dessen Stelle gesetzt; letzterem brachte der Brahmine, der bis dahin täglich das Götzenbild mit Oel benetzt und mit Blumen geschmückt hatte, nunmehr seine Opfer dar, ohne sich im mindesten durch seinen am Boden liegenden Gott beunruhigen zu lassen. Seiner Religion war ja völlig Genüge gethan und der aufrecht stehende Gott mußte doch dem gestürzten überlegen sein. Derselbe in dieser Hinsicht so gefügige Brahmine aber konnte sich nie dazu entschließen, seinen Reis in Gegenwart des fremden Priesters zu sich zu nehmen.

Wenn man den Tschultry in seiner ganzen Länge durchschritten hat, sieht man sich dem Eingange des eigentlichen Tempels gegenüber, der nach Guimet's Ansicht ursprünglich zu Ehren der Minatschi aman, der Göttin des Himmels und Gattin des Sokker, des Himmels, errichtet worden ist. Durch den völlig dunkeln Flur eines gewaltigen Thurmes mitten zwischen Kaufläden hindurch gelangt man in den großen Hof, wo ein zierliches Häuschen einem heiligen Elephanten, der Fremde nicht leiden kann und auch die Reisenden mit wüthendem Geschrei und heftigsten Geberden begrüßte, als Aufenthalt dient; man steht dann vor einem zweiten Thurme oder Gopuram, der bis oben hinauf mit Skulpturen bedeckt ist, welche Legenden aus dem Mahabharata und Ramayana darstellen. Diese Bildwerke sind aber nicht, wie frühere Archäologen behaupteten, in den Stein selbst ausgehauen, sondern in Stuck auf das Ziegelsteingemäuer aufgelegt. Unter den mit den Göttern zusammen abgebildeten phantastischen Thieren fingen einige bei Annäherung der Reisenden an lebendig zu werden, und in tollen Sprüngen bis auf die Spitze des ungeheuren Thurmes zu klettern; es waren die heiligen Affen des Tempels, die sich einmal so vermehrt hatten, daß man eine Menge derselben auf Wagen gefesselt in die Wälder schaffen mußte.

Vom Hofe aus hat man den besten Ueberblick auf den ersten Gopuram, eine 50 m hohe und 14 Etagen enthaltende Pyramide, völlig mit Säulen und Bildnissen in Stuck ausgeschmückt. Diese kolossale Höhe hatte den Zweck, den Frieden unter den Brahminen aufrecht zu erhalten; wenn nämlich unter ihnen erhebliche Zwistigkeiten ausgebrochen waren, so bestieg einer derselben den Thurm mit der Drohung, sich herabzustürzen, wenn sie nicht Frieden schlössen. In der Regel genügte diese Drohung, man wurde wieder einig, um nicht das Blut des Gefährten auf dem Gewissen zu haben; aber es kam auch vor, daß erst der freiwillige Tod des letzteren die Versöhnung herbeiführte.

Diese Art, Andere durch die Drohung, sich selbst ein Leid anzuthun, zu schrecken, erinnert sehr an die Sitte des freiwilligen „jus talionis“, welche unter den Angehörigen der Diebeskaste sehr üblich ist und von dem Jesuitenpater Martin in einem 1709 von Marava aus geschriebenen Briefe folgendermaßen geschildert wird: „Man nimmt hier auf Reisen ein Mitglied der Diebeskaste als Begleiter mit; ein unantastbares Gesetz verbietet den Räubern, diejenigen anzugreifen, die sich unter der Führung eines der Ihren befinden. Als trotzdem einmal solche Reisende von Räubern überfallen wurden, schnitt sich ihr Führer ohne Zaudern beide Ohren ab mit der Drohung, daß er sich tödten würde, wenn jene ihre Gewaltthaten fortsetzten. Die Räuber mußten der Landessitte gemäß sich gleichfalls beide Ohren abschneiden, baten aber dringend den Führer, sich nicht etwa auch das Leben zu nehmen, da sich ja sonst einer von ihnen auch den Tod geben müsse. Bricht unter den Dieben selbst ein Streit aus, und beraubt sich einer von ihnen freiwillig eines Auges oder auch des Lebens, so bleibt dem anderen nichts übrig, als dasselbe zu thun. Diese Grausamkeit dehnen sie aber auch auf ihre Kinder aus; es ist nicht so lange her, daß der eine von zwei in Streit gerathenen Männern sein vierjähriges Kind herbeiholte, und ihm in Gegenwart seines Gegners den Kopf zwischen zwei Steinen zermalmte. Dieser stieß mit größter Seelenruhe seinem neunjährigen Töchterchen den Dolch in die Brust mit den Worten: „Dein Kind war nur vier, das meinige neun Jahre alt, bringe mir noch ein Opfer, um den Unterschied auszugleichen“. Der Gegner tödtete darauf seinen ältesten, vor der Verheirathung stehenden Sohn und außerdem auch seine eigene Frau, um den anderen zu verpflichten, in gleicher Weise sein Weib zu morden. Demselben Streite fielen noch ein kleines Mädchen und ein Säugling zum Opfer.“

Der innere Tempelhof ist völlig eingenommen von einem riesigen Wasserbassin, welches von Säulengallerien und Stufen eingefaßt ist. In diesem verrichten eben zahlreiche Pilger ihre Waschungen, indem sie theils entkleidet, theils in vollem Anzuge in das entsetzlich schmutzige und übelriechende Wasser hineinsteigen.

In einem großen dunkelen, magazinartigen Raume sah Guimet phantastische Thiere, Löwen und Tiger von übernatürlicher Größe, auf hölzernen Rollen hineingeschafft werden; ein Geschenk für die Göttin Minatschi, waren sie aus getriebenem Silber gearbeitet und sind die Götzenbilder, welche bei Processionen auf großen Wagen herumgefahren werden. Das Heiligthum dieser Göttin steht in einer Ecke des Hofes, gekrönt von einem ganz mit Goldplatten ausgekleideten Thurme. Die Erzählungen von goldenen Thürmen zu Madura sind sehr verschieden; die einen wollen solche gesehen haben, andere nicht. Guimet überzeugte sich von deren Vorhandensein und erklärt die verschiedenartigen Berichte darüber so, daß nach jeder Einnahme der Stadt durch fremde Eroberer diese natürlich das Gold raubten, und erst in Zeiten der Ruhe die frommen Gläubigen die Vergoldung zu Ehren der Göttin wieder herstellen ließen. Je nachdem also ein Reisender in Friedens- oder Kriegszeiten ankam, fand er vergoldete oder nicht vergoldete Thürme vor.

Beim Weitergehen wurde Guimet und seine Begleiter von einem großen Affen belästigt, der ihnen den Weg zu versperren suchte und schließlich wüthend davon rannte, als die Reisenden sich nicht an ihn kehrten; andere Affen trieben während dessen auf den Götzenbildnissen ihre Possen. Vor dem Heiligthume des Gottes steht eine hohe massiv goldene Säule, an welcher oben an einem Querstück eine Glocke hängt; jedesmal, wenn man sich an den Gott wenden will, muß man die Glocke läuten lassen und zwar für eine tüchtige Geldsumme.

In einer Ecke des Baues sind Maurer bei der Arbeit und werden dabei von reizenden jungen Mädchen, mit glänzendem Schmuck und elegant gekleidet, unterstützt, welche graziös auf dem Kopfe das Baumaterial herbeitragen. Gegenüber sitzen Kinder rittlings auf den am Fuße der Säulenreihen aufgestellten steinernen Elephanten.

Sitten und Bräuche der Ilocanen (Luzón).

Nach J. de los Reyes, Ando und J. Javier (Folk-Lore ilocano) von **F. Blumentritt.**

II. (Schluß.)

Stirbt ein Ilocane, so wird seine Leiche 24 Stunden hindurch aufgebahrt, und zwar bei Vornehmen in der Kirche, bei den Armen und Niedrigen im Sterbehause selbst. Die Freunde und Verwandten schicken passende Geschenke, als Trauergewänder, Bahrtuchzeug ꝛc. ins Haus, oder bringen sie selbst mit. Beim eigentlichen Leichenzuge theilen sich die Leidtragenden nach dem Geschlechte und die weiblichen Verwandten des Verstorbenen tragen Mäntel, welche durch ihre Stickerei den Grad ihrer Verwandtschaft andeuten. Bei den niederen Volksklassen pflegen auch die Männer solche Mäntel um sich zu schlagen, wenn sie durch den Todesfall Wittwer oder Waisen geworden sind. Wenn der Verstorbene eine Wittwe hinterläßt, so geht diese, den Kopf in einen Mantel (Lambong) gehüllt, laut weinend und klagend hinter dem Frauenzuge als die letzte einher. In den ersten Monaten nach dem Tode des Gatten muß die Wittwe überall in diesem Mantel erscheinen, später braucht sie ihn nur zum Kirchgange zu nehmen; die Trauer für nahe Verwandte dauert ein Jahr. Demnach fehlen den Ilocanen Begräbnißfeierlichkeiten, welche aus den Zeiten des Heidenthums bei anderen christlichen Stämmen der Philippinen sich erhalten haben. In entlegenen Dörfern mögen sich noch solche Bräuche vorfinden; vielleicht wird Herr de los Reyes später mehr über diesen Punkt berichten können.

Die Spanier und Portugiesen glauben errathen zu können, welchem Geschlechte das zu erhoffende Kind einer Schwangeren angehören wird, indem sie Acht geben, ob die Frau mit dem rechten oder linken Fuße den ersten Absatz der Treppe betritt. Geschieht es mit dem rechten Fuße, so ist ein Mädchen zu erwarten, geschieht es mit dem linken, so wird ein Knabe geboren werden. Aehnliches treffen wir in Ilócos; nur heißt es da, wenn die Schwangere mit dem rechten Fuße beim Verlassen des Bettes zuerst auftritt, sie mit einem Knaben niederkommen wird, berührt aber zuerst ihr linker Fuß die Erde, dann ist ein Mädchen in Aussicht. Hat die Schwangere besondere und sich auf einen und denselben Gegenstand gerichtete Gelüste, so wird ihr Kind entweder in der Gestalt oder in seiner Hautfarbe an jenes Objekt erinnern. Wenn neugeborene Kinder zur Zimmerdecke aufblickend lächeln, so erblicken sie ihren Schutzengel; dies ist jedenfalls eine durch Vermittelung der Mönche aus Andalusien überkommene Anschauung und kein christlich gefärbtes Rudiment eines heidnischen Glaubens, denn die Andalusier sagen von solchen Kindern, wie Guichot erzählt, daß sie die Engel spielen sähen. Kommt ein Kind mit den Füßen voran aus dem Mutterleibe heraus, so gilt dies für ein gutes Zeichen, denn nie wird es an einer Fischgräte ersticken, sondern selbe durch einfaches Räuspern wieder entfernen, wenn ja eine solche ihm im Schlunde stecken bliebe. Ueber kleine Kinder darf man nicht hinüberschreiten, weil sie sonst unglücklich würden, auch ist es nicht gut, ihre Körperlänge zu messen, weil sie dann im Wachsthume zurückbleiben. Vernünftig ist die Anschauung, daß Kopfnüsse und Ohrfeigen die Kinder blöde machen oder Wahnsinn erzeugen. Um eine schmalrückige Nase zu erzielen, wird bei den Sprößlingen der böhmischen Aristokratie jener Gesichtstheil von der Amme oder Kindsfrau zwischen den Fingern von oben nach unten gestrichen; denselben Effekt glauben die Ilocanen zu erreichen, indem sie den Gaumen mit dem Finger berühren oder kitzeln.

Knaben, deren Haar von zwei Wirbeln her ausstrahlt, werden tapfere muthige Männer werden; besitzen sie aber nur einen, aber recht auffälligen und vollkommen regelrecht liegenden Wirbel, dann ist es ein sicheres Anzeichen, daß der Junge einmal in den Priesterstand eintritt. Wenn die Zähne locker werden, so reißt man sie mit einem Baumwollfaden heraus und versteckt sie im Dachstuhle des Abortes oder sonst wo, auf daß die Ratten den Zahn verschleppen. Damit die Zähne gut nachwachsen, muß man Sorge tragen, nicht in dem Augenblicke zu lachen, wo man mit dem Antlitze gegen den Berg Gosing[1]) zugewendet steht.

Wer im Schlafe auffällig schnarcht oder zischend athmet, der wird rachitisch, wie die Bewohner der Provinz Ilócos Norte behaupten; dagegen herrscht in Vigan der Glaube, daß solche Schläfer die „bösen Geister" der ganzen Umgebung herbeilocken. Wer im Schlafe mit dem Haupte gegen Süden oder Osten zu liegt, kann nur schwer wach werden, obwohl das Frühaufstehen sehr gesund ist, „weil der Papst da die Erde segnet". Beim Aufstehen hat man die Matte, auf welcher die ilocanischen Landleute die Nacht zubringen, wegzuräumen und aufzubewahren, sonst bedroht den Säumigen Siechthum. Wenn man genöthigt ist, zur Nachtzeit seine Messer zu schleifen, dann muß man den Salacot (Hut) sich aufsetzen; nur auf diese Weise entgeht man einem Leibschaden.

Eine schlimme Zukunft steht jenem Unglücklichen bevor, der in der Küche vom Schlafe übermannt wurde, denn dieser wird sicher ein altes Weib heirathen. In Spanien glaubt man, daß von zwei Gatten jener zuerst sterben müßte, der kleinere Ohren besäße; auch die Ilocanen schließen aus der Größe der Ohren auf die Lebensdauer der Individuen. Wenn man im Schlafe sich streckt, so wächst man, wenn die schlafende Person ein Kind ist; thut es aber ein schlummernder Mann oder ein Weib, so wird ihr Körperumfang zunehmen. Den künftigen Mörder erkennt man an einem gewissen Merkzeichen seines Augapfels.

Wie bei den Europäern die Mißachtung des Brotes, als des Hauptnahrungsmittels, für ein schweres Vergehen angesehen wird, so heißt es auch in Ilócos, daß jener, der die Morisqueta (in Wasser gekochten Reis) mißachtet, einst vor Hunger zu Grunde gehen wird. Mit Mai-Regenwasser heilen sie den Hitzausschlag, das „Schlucken" oder Aufstoßen durch Trinken vielen Wassers. Das Ausziehen der grauen Haare halten die Ilocanen für ein den Haarwuchs förderndes Mittel, dagegen darf man am Freitage sich nicht die Nägel schneiden. Wenn ein Ilocane gähnt, so schlägt

[1]) Dieser Berg liegt in der Provinz Ilócos Sur und dürfte einst der Sitz eines heidnischen Kultus gewesen sein.

er das Kreuzzeichen vor dem Munde, damit nicht durch die geöffneten Lippen die Cholera in den Leib eindringe, wie denn nach dem Volksglauben der Ilocanen das Gähnen zu Cholerazeiten todtbringend ist.

Wem es glückt, die Blüthe der (vielleicht nicht blühenden?) Pflanze Pacó zu pflücken, der wird in Reichthümern schwelgen, auch sein Glück bei den Weibern wird unermeßlich sein. Wer ferner an einem Tamarindenbaum Canonong-Blüthen wachsen sieht, kann ohne jede Furcht sich in den Kampf oder in jede Prügelei mengen, denn die Kugeln werden ihn nicht treffen und jeder gegen ihn erhobene Arm gelähmt werden.

Liebestränke spielen in Ilócos eine große Rolle. Die Kräuter, aus denen sie zusammengebraut werden, führen den Sammelnamen Taguiroot; sie gelten aber nur dann als heilkräftig, wenn sie am Charfreitag gepflückt worden sind. Zu diesem Behufe geht man in den Busch und sucht nach einer Stelle, wo die Aeste verschiedener Bäume wirr durch einander kreuzen, hier giebt man nun scharf Acht, bis man in dem Blatt- und Zweiglabyrinth eine Blüthe bemerkt. Wuchert nun senkrecht unter dieser eine niedrige Krautpflanze aus der Erde empor, so ist dies ein Taguiroot. Zu dieser werden noch zwei verschiedenfarbige Blüthen unter ähnlichen Verhältnissen gesucht und die vertikal darunter wuchernden Bodenkräuter (oder in gewissen Fällen deren Wurzeln) gesammelt. Die so gefundenen Kräuter werden in Kokosöl eingelegt. Den größten Effekt ruft das Taguiroot-Kraut Aribobo hervor, denn selbst das anständigste Mädchen trägt sich dem glücklichen Besitzer jenes Zaubers aus freien Stücken an.

Als Don Isabel de los Reyes ein halbwüchsiger Junge war, erfreute er sich der Zuneigung des Tinguianen-Häuptlings Aquino, der einst wegen der Vergiftung vieler Kinder eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Der zahm gewordene alte Tiger bot dem jungen Freunde eine Anzahl trockener Wurzeln an, welche dem Haare der Negritos sehr ähnelten. Zur Erklärung fügte er hinzu: „Lege diese Wurzeln in ein mit Kokosöl gefülltes Gefäß, weil sie sonst „sterben“ würden. Willst du um ein Weib minnen, dann nimm diese Wurzeln, berühre sie mit deiner Zunge und dann lege es dem Gegenstande deiner Sehnsucht an. Gieb nur Acht, daß nicht ein anderer Speichel als der deine mit den Wurzeln in Berührung komme, dann verrathe keinem Fremden dein Geheimniß, sonst ist der Effekt beim Teufel.“ Reyes bewahrte aber nicht das Stillschweigen, sondern erzählte es den Dienern seines Vaters, welche ihm anriethen, das Zeug wegzuwerfen, weil vielleicht Aquino wieder der alten Mordwuth fröhnen wollte. Reyes ließ sich aber nichts sagen, sondern theilte die Gabe des Häuptlings mit seinen gleichalterigen Genossen. Diese beschlossen die Wirkung zu erproben und zwar an einer Verkäuferin von Leckerbissen; das resolute Weib roch aber den Braten und regalirte die grünen Jungen mit kräftigen Ohrfeigen. Jenes Loch, welches die Kokosnuß an ihrem oberen Ende besitzt, wird von den Ilocanen „das Auge der Kokosnuß“ genannt, häufig besitzt die Nuß mehrere „Augen“, doch ist eine „einäugige“ werthvoller, denn wenn man mit dem Oele einer solchen eine Cigarre oder Cigarette fein bespritzt, so wird der Rauch, auf ein Babbalesau (d. i. junges Mädchen) geblasen, die Wirkung eines Liebeszaubers ausüben.

Die Ilocanen wissen überhaupt die weibliche Schönheit zu würdigen und verfügen über zahlreiche Phrasen der Galanterie. Sobald ein junger Stutzer (Don guial) ein lediges Mädchen (balasang) erblickt, stößt er den Ruf: Jem, ejem! (sprich: Khem, ekhem) aus, um die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich zu lenken, dann ruft er: Nagpintas quet ni cabsaten! (Wie schön bist du, meine Schwester!) Findet der Jüngling Erhörung, so antwortet das Mädchen, als ob es zu sich selbst spräche: „O wie hübsch ist der da!“, worauf der braune Dandy erwidert: „Du aber bist noch tausendmal hübscher.“ Hat der junge Mann die Absicht, sich nicht mit diesen galanten Phrasen zu begnügen, hegt er im Gegentheil die Absicht, mit dem Mädchen näher bekannt zu werden, dann fügt er der zuletzt erwähnten Redensart die Frage hinzu: „Ist es wahr, daß du heirathest?“, worauf die Schöne mit „Nein“ antwortet. Mit der Gegenerwiderung des Jünglings: „Ah, wohlan, da ist ein Platz für mich frei!“ beginnt dann die eigentliche Anknüpfung eines Gespräches, das die Liebeserklärung enthält. Galant ist der Ilocane aller Stände, selbst der Wasserträger ruft: Macagatco man la coma dediay butoy ni adi! (O könnt ich in die Waden meiner Angebeteten beißen!), wenn er die Mädchen mit bis zu den Knien aufgeschürzten Kleidern (Saya) im Wasser waten sieht, wenn selbe Wasser holen oder Wäsche im Flusse waschen. Auch bei den Tänzen (Walzer, Polka, Habanera) findet der Ilocane genug Gelegenheit, den Tänzerinnen Schmeicheleien in schwülstigen Phrasen vorzusagen.

Wenn der Gecko bei Tage seinen Ruf hören läßt, ist Besuch zu erwarten; damit aber dieser nicht zu lange im Hause verbleibt, werden die Sessel mit Salz bestreut.

Wenn Jemand sein Kleid, ohne es auszuziehen, flickt, wird es schwer vom Leibe heruntergehen. Um Diebe zu entdecken, werden verschiedene Mittel angewendet; das einfachste besteht darin, daß man den Verdächtigen Reis zu kauen giebt, den sie wieder ausspucken müssen. Derjenige, dessen Reis nach dem Kauen gelb gefärbt ist, wird als der Dieb angesehen. Eine andere Methode verlangt, daß man die Namen der Verdächtigen jeden auf ein besonderes Zettelchen aufschreibt und selbe dann in einen Topf kochenden Wassers wirft. Hierauf wird eine geweihte Kerze angezündet und mehrere Credos gebetet, nach Beendigung dieser Ceremonie werden die Zettel gezogen, von denen alle Namen, mit Ausnahme jenes des Diebes, vermischt sind. In Vigan sind diese sowie andere Weisen, einen Dieb zu ermitteln, durch die Energie des verstorbenen, eingeborenen Pfarrers Velasquez unterdrückt worden. Dieser wackere Priester beseitigte manchen frommen Betrug. In Ilócos leben nämlich viele Bildschnitzer, welche für die Kirchen Heiligenbilder, Ornamente &c. liefern. Mit einem Male verbreitete sich das Gerücht bei einigem dieser Schnitzer gäbe es wunderbare Heiligenstatuen, die ihr Antlitz zu verändern im Stande wären; einen besonderen Ruf genoß ein gekreuzigter Heiland, den ein gewisser Severino in Au-aunam, einem zum Pueblo Bantay gehörigen Weiler, geschnitzt hatte und nun den massenhaft zuströmenden Leute zeigte. Das Antlitz des Heilandes trug jeden Tag einen anderen Ausdruck zur Schau. Der Padre Velasquez sah sich das angebliche Wunder auch an, fand aber bald heraus, daß Severino durch neue Schnitte in das Antlitz der übrigens nach chinesischer Manier grotesk geschnitzten Statue jenes angebliche Wunder hervorrief. Velasquez ließ nun nicht nur diese, sondern auch andere ähnliche Bildsäulen verbrennen, wofür ihm die Herrgottschnitzer einen baldigen Tod anwünschten, welcher Fluch sich leider bald erfüllte; der arme Padre starb am Aussatze in den besten Jahren der Manneskraft.

Wie die Spanier, so glauben auch die Ilocanen, daß die Regenwolken ihr Wasser aus dem Meere sich holen, zu welchem sie sich niedersenken. Die Sternschnuppen und Meteore (größere heißen layap) sind Sterne, welche ihren

Platz ändern. Wenn ein Meteor fällt, dann soll man in ein Zeug einen Knoten machen; wird der Knoten fertig, ehe noch das Metor verschwunden ist, so birgt es die ganze übernatürliche Kraft des layap und man kann mit ihm Weiber fangen, wie Fische mit der Angel.

Das St. Elmsfeuer bringt die Wanderer von dem rechten Wege ab. Sieht man es zur Nachtzeit, dann bleibt nichts anderes übrig, als das Hemd auszuziehen und es umzukehren, und es so wieder anzukleiden, damit ist aller Zauber gebrochen. Diese Sage erscheint mir aus dem Grunde sehr interessant, weil bei den Tagalen und Bisayern der böse Dämon Patianac dadurch in Schach gehalten wird, daß man sich nackt auszieht, da dieser vor allem entblößten Fleische eine Abneigung besitzt. Es scheint mir gar nicht gewagt, anzunehmen, daß die Ilocanen auch einen dem Patianac ähnlichen Dämon besaßen, der in Gestalt des St. Elmsfeuers oder der Irrlichter sich offenbarte.

Wenn in den Höhlungen, Rissen rc. der Heiligenbilder Ratten, Mäuse, Schaben oder sonst ein Ungeziefer gefunden wird, so vertreibt man diese Thiere ohne sie zu tödten, denn nach der Ansicht der gemeinen Leute sind es Spielzeuge Gottes. Vor einem Wasser, in welchem Froschlaich sich befindet, hegen sie, die sonst nicht sehr empfindlich sind, einen heftigen Abscheu; sie trinken auch nicht etwas hiervon, weil, wie sie sagen, der Froschlaich das Wasser vergifte.

Eine besondere Reihe von Ceremonien wird beim Pflanzen oder Säen der Nutzpflanzen beobachtet, um eine reichliche Ernte oder Fruchtertrag sich zu sichern. Wenn Bananen zu pflanzen sind, wird zunächst darauf geachtet, den Kopf nicht zu hoch zu tragen, weil sonst die Pflanze nicht recht fortkommen könnte; ferner wird mit jedem Samenkorne auch Palay (Reis in der Hülse) mit in die Erde gesenkt, das soll tausendfältige Frucht bewirken; überdies trägt der Säemann ein kleines Kind auf der Schulter, weil sonst die Bananen keine Früchte bringen würden. Die Ilocanen dulden nicht, daß man mit dem Finger nach den Fruchtkeimen der Kürbisse weist, weil sie sonst nicht weiter wüchsen oder gar gänzlich verdorrten. Gleich den Tagalen pflegen sie, um möglichst runde Früchte zu erzielen, sogenannte „weiße Kürbisse" und rundbauchige Gefäße an dem Spalier zu befestigen, an welchem die Kürbisse gezogen werden.

Wenn die Samen der Carica Papaya ausgestreut werden, nimmt man sie aus einem Sacke, der aus einer Saya (Weiberrock, Sarong) verfertigt ist, damit nur weibliche Bäume wachsen, denn die männlichen und weiblichen Blüthen kommen nicht auf demselben Baume vor. Beim Anbaue des Amargoso kauen die Bauern Zucker, damit nicht die Frucht zu herbe wird; geraucht darf hierbei nicht werden, sonst wird die Frucht so herbe, daß man sie kaum genießen kann.

Beim Säen der Baumwolle wird reine Baumwolle an verschiedenen Stellen des Ackers niedergelegt, um eine feine Sorte zu erzielen. Wenn die Manga (Mangifera indica, Bl., Terebinthaceae) reichliche Früchte liefert, so ist eine schlechte Reisernte in Aussicht.

Eine Anzahl von meist katholisch gefärbten Bräuchen, welche mit spanischen Sitten übereinstimmen, übergehe ich, da sie den Ilocanen erst von den Spaniern überbracht worden sind.

Land und Leute im Damara- und Namaqua-Gebiete.

Von Lieutenant Siegmund Israël.

II. (Schluß.)

Die wichtigste Charaktereigenschaft, welche der Reisende in diesen Gegenden besitzen muß, ist Geduld, denn die Eingeborenen würden ihn sonst bald zur Verzweiflung bringen, da sie aus den allerunbedeutendsten Sachen eine wichtige Staatsaffaire machen, jede Discussion möglichst in die Länge zu ziehen suchen und über die geringsten Sachen Tage lang disputiren, immer wieder von vorn anfangend und nie zum Schlusse kommend. Alle Streitigkeiten, welche unter den Eingeborenen oder zwischen diesen und Europäern entstehen, werden von einem Rathe, der von jenen gebildet wird und daher meistentheils zu Ungunsten der Weißen entscheidet, geschlichtet, wobei es gewöhnlich sehr laut und erregt zugeht. Spirituosen können die Hottentotten nicht vertragen, sie sollten daher solche nicht bei sich führen. Die Leute stehen moralisch auf einer sehr niedrigen Stufe; insbesondere ist ihnen, von denjenigen, die in den Missionarhäusern leben oder erzogen sind, ausgenommen, die Heiligkeit der Ehe vollständig fremd, im Uebrigen sind sie aber sehr gutmüthig und theilen auch mit den Europäern das letzte, was sie haben, wie Herr Dr. Höpfner auf seiner ersten Reise wiederholt erfahren hat. Sowohl die Namaqua als auch die Damara sind große Spitzbuben und Diebe, und würden sogar dem Häuptling Kamaherero zwei von den drei Beinkleidern, welche derselbe besitzt, stehlen, wenn er dieselben der Vorsicht halber nicht beständig trüge. Erwischt man einen der Eingeborenen beim Diebstahl, so thut man am besten, dem Missethäter sofort eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen, da eine andere Strafe wenig oder gar keine Wirkung bei ihnen ausübt.

Den Werth ihrer Exportartikel kennen die Hottentotten sehr gut, so daß man dieselben selten billig von ihnen einkaufen kann; auch die dort ansässigen Kaufleute und Trader müssen für die Straußfedern die geforderten Preise bezahlen, suchen aber dann ihren Schaden in der Weise wieder gut zu machen, daß sie ihre eigenen Waaren den Eingeborenen wieder so theuer wie möglich verkaufen, so daß sie bei dem Geschäfte immer noch einen kleinen Nutzen haben. Das Pfund Kaffee wird in Walfisch Bay mit 2 s. 6 d. bis 3 s., das Pfund Busch-Thee, der in der Nähe von Kapstadt wächst und dort $1^1/_2$ bis 3 d. kostet, mit 1 s., das Pfund Mehl mit 1 s., die Flasche Genever, nach der jüngst vorgenommenen Erhöhung der Steuer auf Spirituosen, mit 10 s. bezahlt.

Die Vegetation ist, wie schon erwähnt, an der Küste sehr karg, nur in den Flußbetten des Kuisip und des Zwakop findet sich etwas Ebenholz, sowie eine Art Tabakstaude, deren Blätter jedoch nur im größten Nothfalle von den Eingeborenen geraucht werden, die, wenn sie auch diese

nicht haben, sogar Kuhdünger nicht verschmähen. Gewöhnlich wird die Tabakstaude als Feuerungsmaterial verbraucht. Bei Beerdigungen wird senkrecht ein vier Fuß tiefes Loch gegraben, in diesem seitwärts eine Höhle von zwei Fuß Tiefe hergestellt und dort hinein der Todte, mit den besten Kleidern angethan, wenn er solche überhaupt besitzt, gelegt; alsdann wird die Höhle mit Stäben und Steinen verrammelt und das Loch wieder zugeworfen, so daß die Hyänen und Schakale nicht an die Leiche kommen können. Den Frauen wird, wie erzählt wird, nach dem Tode ein Filzschuh über den linken Fuß gezogen.

Die Namaquas eignen sich ganz vorzüglich für den Postdienst, da sie mehrere Tage hungern und dürsten können, was in den ausgedehnten Sandwüsten von größter Wichtigkeit ist. Die Postbeförderung, die von den Missionaren eingerichtet ist, ist eine sehr regelmäßige und zuverlässige. Zu dem Marsche von Walfisch Bay nach Otjimbingue gebrauchen die von jenen besoldeten Boten, die weder von den Damara, noch Namaqua je angegriffen werden — ein Beweis für das Ansehen, welches die Missionare genießen — etwa vier oder fünf Tage.

Die Damara (und die weiter nördlich sitzenden Owambu) haben ziemlich die gleichen Sitten wie die Namaqua, dagegen wissen sie feinere Arbeiten herzustellen und insbesondere auch vorzüglichere Speere anzufertigen. Ferner werden in Owambu Perlen in Rosettenform geschliffen und andere Schmucksachen aus Eisen hergestellt, an denen selbst europäische Damen ihre Freude haben würden. Außerdem kaufen sie aber auch große Quantitäten bunter europäischer Perlen von bestimmten Mustern. Die Owambu und Damara besitzen auch große Geschicklichkeit in Flechtarbeiten und fertigen sie insbesondere aus Rohr und Gras Körbe an, welche vollständig wasserdicht sind; ihre Kleidung machen sie zum größten Theile aus Leder.

Je weiter man ins Land hineinkommt, desto unzugänglicher werden die Leute und es passirt im Inneren nicht selten, daß den Tradern die Waaren fortgenommen werden; ein Einzelner kann daher dort nur wenig oder gar nichts ausrichten. Früher beabsichtigte die Kapregierung sogar, eine Licenz für die Händler einzuführen, allein es ist bei einem Versuche geblieben, denn als die Trader für das gezahlte Geld nun auch Schutz verlangten, sah die Regierung sich hierzu nicht im Stande und mußte auf erhobene Reclamation hin das Geld zurückerstatten. Wie an der Küste, so herrscht auch in Damara und Owambu große Trockenheit, mit deren Hülfe das sogenannte Biltong bereitet wird, in Streifen geschnittenes Fleisch, welches leicht gesalzen und an der Sonne getrocknet wird, wodurch es so hart wird, daß man es nur mit einem scharfen Messer in Scheiben schneiden kann, die von den Reisenden als Delikatesse betrachtet werden. Die Damara sind bedeutende Viehzüchter und besitzen große Rinderheerden; ihr Häuptling Kamaherero zählt seine Ochsen nach Tausenden. Der Sicherheit wegen hat er für das von Mossamedes und Owambu, wo eine Art Lungenseuche herrscht, kommende Vieh eine Quarantaine eingerichtet, die sehr streng gehandhabt wird, und der sich sogar die Eingeborenen unterwerfen müssen, die längere Zeit in einem eingefriedigten Raume zuzubringen haben und deren Kleider, Schüsseln u. s. w. später verbrannt werden. Die Weißen haben in Damaraland viel von einer schmerzhaften Augenkrankheit zu leiden, die als Entzündung der Sehorgane auftritt und gewöhnlich mehrere Tage anhält, während welcher der Erkrankte fast gar nichts sehen kann.

Im Damara-Lande giebt es außerordentlich viel Wild, insbesondere Tiger, Schakale, Hyänen, Antilopen, Springböcke, Strauße und eine kleine Wolfsart; es sollen früher auch Löwen vorgekommen sein, doch sind in den letzten Jahren keine mehr geschossen worden. Die Thiere werden nicht des Fleisches, sondern namentlich der Felle wegen geschossen, die nach landesüblicher Art gegerbt werden, indem sie eingeweicht, mit Fett eingerieben und durch langes Schlagen und Kneten auf den Knien fertig gemacht werden. Auch in Eisenarbeiten sind die Owambu sehr geschickt, beim Schmieden benutzen sie einen nach europäischer Art hergestellten Blasebalg aus Thierbälgen.

Sie fertigen aus dem Eisen u. a. auch Schmuckgegenstände, insbesondere Ringe von einem Gewichte bis zu 35 Pfund, sowie Perlen von der Größe eines kleinen Hühnereis an. Schmuckgegenstände aus Elfenbein sieht man seltener, obgleich der Missionar Büttner aus eigener Erfahrung weiß, daß man dort Elephanten, oft 40 bis 50 und selbst 100 an einem Tage gejagt hat, wobei selbstverständlich weder Kuh noch Kalb geschont wurde. An allen größeren Orten befinden sich Missionsstationen der Rheinischen Missionsgesellschaft, die bereits außerordentliche Erfolge aufzuweisen hat. Zu den Stationen gehört gewöhnlich eine Schule, in welcher die Kinder und jungen Leute unterrichtet werden und der ein eingeborener Lehrer vorsteht, der auch, sofern der betreffende weiße Missionar der Damara- oder der Namaqua-Sprache nicht mächtig ist, in der Kirche die Predigt des letzteren aus dem Holländischen in die Sprache der Eingeborenen übersetzt. Das Damaraland ist außerordentlich fruchtbar, doch beschäftigen die Bewohner sich mehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, und selbst die kleineren Leute besitzen mindestens 4 Milchkühe, einige Ochsen und 30 bis 40 Stück Kleinvieh, Schafe und Ziegen, die hier seltsamer Weise Melkbokkier genannt werden. Schweine giebt es in Damara-Land nicht. Die Damara leben fast nur von Milch und tödten deshalb nur in seltenen Fällen ein Stück Vieh, das ihren ganzen Reichthum bildet; die Milch wird theils frisch genossen, theils durch Schütteln in einer Kalebasse zu einer Art Dickmilch, Omaire genannt, verarbeitet, die einen sehr angenehmen Geschmack besitzt und auch von den Europäern als Delikatesse geschätzt wird. Diese Milchkalebassen werden, obgleich die Damara verhältnißmäßig viel reinlicher sind als die Hottentotten, niemals gereinigt. Merkwürdiger Weise haben die Herero eigentlich gar keinen Begriff von dem verschiedenen Werthe der Thiere, vielmehr hat jedes derselben, einerlei wie schwer und fett es ist, für sie denselben Werth. Treckochsen findet man hier nur wenig und nur im Besitze der Häuptlinge, die dieselben niemals verkaufen.

Außer Walfisch Bay, Sandwich Harbour und Angra Pequena giebt es noch ein paar andere Häfen an der Küste, Prince of Wales und Ichaboe Bay, die jedoch nur kleineren Fahrzeugen zugänglich sind; außerdem sind noch Odgins Harbour und Fort Rock Bay zu nennen, doch ist deren Lage nicht genau festgestellt, wenn sie überhaupt existiren. Wenigstens hat eine englische Corvette, welche vor zwei Jahren von Kapstadt ausgeschickt wurde, um den ausgewanderten Trekboers Proviant nach Odgins Harbour zu bringen, denselben nicht auffinden können und unverrichteter Sache zurückkehren müssen.

Daß man im Damaralande schon vor Ankunft der Weißen Kupfer gekannt und verarbeitet hat, bestätigt Missionar Dr. Hahn, der verschiedene Minen aufgefunden hat, welche von den Eingeborenen in ihrer primitiven Art bearbeitet, später aber verlassen worden sind. Der englische Kommissar für Südafrika, Mr. Palgrave, will auch Blei gefunden haben, jedoch ist es unserer Expedition nicht

möglich gewesen, an der betreffenden Stelle auf dem Kaoko-Felde, das den Gegenstand beständigen Streites zwischen den Damara und den Namaqua bildet, Spuren davon zu entdecken. Noch im Jahre 1840 waren die Damara die Sklaven der Hottentotten, doch wird jetzt bald das Umgekehrte der Fall sein, da die Damara mehr die Oberhand gewinnen.

Was den Handel im Damara- und Namaqua-Lande betrifft, so läßt derselbe recht viel zu wünschen übrig, da das Geschäft durch das bei den Händlern gebräuchliche Kreditsystem vollständig verdorben ist. Je mehr Kredit den Eingeborenen gewährt wird, desto mehr verlangen und desto weniger bezahlen sie; alle Trader haben große Forderungen, die voraussichtlich niemals eingehen werden, und drängen die Trader einmal auf Bezahlung, dann giebt es gewöhnlich Streit. Die Eingeborenen sind nämlich der Ueberzeugung, daß die Weißen alle Waaren umsonst bekommen, und nur einen Brief zu schreiben brauchen, um dieselben zu erhalten; es ist daher schon mehrfach vorgekommen, daß die Eingeborenen sich an die Trader mit der naiven Bitte gewendet haben, für sie auch einen solchen Brief zu schreiben, damit sie auch Waaren erhielten.

Die portugiesischen Händler bringen ihre Waaren von Mossamedes und St. Paulo de Loanda mit Trägern nach Owambu, während die Deutschen, Holländer und Engländer den Marsch von Walfisch Bay aus mittels Ochsenzügen antreten; trotzdem vermögen jene die Artikel billiger zu verkaufen, und zwar weil sie im Inlande für ein Billiges an Waaren Sklaven kaufen, welche die Rückfracht, Kautschuk und Elfenbein, nach der Küste bringen müssen, dort freigelassen werden und natürlich gern die Gelegenheit benutzen, auf dem Rückwege in ihre Heimath noch einen geringen Lohn zu verdienen. Dagegen vertheuert sich der Transport von Walfisch Bay, weil das Futter für die Treckochsen so schwer zu beschaffen ist. Aus Damara-Land kommen hauptsächlich Felle und Straußfedern, von denen mit der letzten Post, mit welcher auch die Expedition Walfisch Bay verließ, 112 Pfund versandt wurden.

Wie schon erwähnt, hat das Küstengebiet nach Ansicht der Expeditionsmitglieder gar keine Zukunft, und auch die Aussichten für den Handel nach dem Inneren sind wenig glänzende, da die Trader bei dem Geschäfte sehr häufig zusetzen müssen. Als Beweis, in welcher Weise dasselbe betrieben wird, mag noch erwähnt sein, daß die Hottentotten bei den Jagdzügen, die von den Händlern nach dem Kaoko-Felde, nördlich von Walfisch Bay und Damara-Land, arrangirt werden, und die gewöhnlich aus zehn bis zwölf Eingeborenen unter Führung von einem oder zwei Weißen bestehen, an dem Ergebnisse zur Hälfte participiren, so daß für den Unternehmer, der außerdem für alle Theilnehmer Pferde, Wagen, Ochsen, Waffen, Munition, Proviant und Futter zu liefern hat, nicht sehr viel übrig bleibt.

Als die Kapregierung im vorigen Herbste von dem Kommen der deutschen Expediton, deren Zweck ihr nicht unbekannt geblieben sein konnte, Kenntniß erhielt, schickte dieselbe den Kommissar für die südwestafrikanische Küste, Mr. Palgrave, nach dem Damaralande ab, um dort, wenn möglich, den Deutschen zuvorzukommen, oder wenigstens ihnen entgegenzuarbeiten, damit dieselben ihr Ziel nicht erreichten. Am 12. November traf Mr. Palgrave, der schon früher längere Zeit im Damaralande zugebracht und dort gejagt hatte, ehe er zum Kommissar für dieses Gebiet ernannt worden war, in Begleitung des Herrn de Smith, Sekretär im Auswärtigen Amte, mit dem Schooner „Louis Alfred" in Walfisch Bay ein, begab sich jedoch nicht selbst nach dem Damaralande, weil er erfuhr, daß das deutsche Kanonenboot „Möwe" jeden Tag erwartet werde, und er voraussetzen mußte, daß deutscherseits eine offene Aufwiegelung in dem Hinterlande von Walfisch Bay, wo die deutsche Expedition ein etwa fünfzig englische Meilen breites Terrain zwischen Sandwich Harbour und dem Zwakop-Flusse für Herrn Lüderitz angekauft hatte, nicht geduldet werden würde. Um sich daher nicht selbst in Ungelegenheiten zu bringen, engagirte Mr. Palgrave den englischen Händler Lewis, einen Mann von großer Erfahrung und außerordentlichem Einflusse, damit derselbe bei Kamaherero den deutschen Bemühungen möglichst entgegenarbeite.

Diese Bestrebungen Lewis' waren durchaus von Erfolg gekrönt, denn, wie schon früher gemeldet, ist es denselben hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Resultate der deutschen Expedition fast gleich Null gewesen sind; andererseits vermochte aber auch Lewis, obgleich er der Damara- und Namaqua-Sprache vollständig mächtig ist und Kamaherero ihm so leicht nichts abschlagen darf, weil jener dem Häuptlinge sonst keine Munition und Waffen liefern würde, von Kamaherero keine Zugeständnisse für Mr. Palgrave zu erlangen. Der alte Häuptling war viel zu schlau, um sich nach der einen oder anderen Seite hin zu binden, vielmehr wußte er, wie gerade 2½ Jahre früher, als Mr. Palgrave aus demselben Anlasse direkt mit ihm verhandelt hatte, stets auszuweichen und sowohl die Engländer wie die Deutschen hinzuhalten.

Am 22. November traf Dr. Nachtigal mit der „Möwe" in Walfisch Bay ein, wo er eine längere Konferenz mit dem englischen Kommissar hatte, der sich nur höchst reservirt über den Zweck seiner Anwesenheit äußerte; trotzdem erfuhr Dr. Nachtigal, daß Mr. Palgrave alles vorbereitet habe, um erforderlichen Falles selbst die Reise zum König Kamaherero in Okahandhya anzutreten. Um nichts zu versäumen, ritt Dr. Nachtigal, in dessen Begleitung sich der deutsche Konsul Vogelsang, der Ingenieur Prischer, Herr Martens, ein in Mexiko von deutschen Eltern geborener und in Hamburg erzogener Kaufmann, sowie der Chemiker Belch sich befanden, an einem Tage nach dem 21 englische Meilen entfernten Rooibank zu dem dort wohnenden Namaqua-Häuptlinge Piet Haibib, um demselben officiell die Mittheilung zu machen, daß sein Gebiet unter deutschen Schutz gestellt sei, und daß er sich unter keinen Umständen in irgend welche Verhandlungen oder Intriguen mit den Engländern einlassen dürfe. Da die vorstehend genannten Begleiter des deutschen Kommissars nur die holländische Sprache sprechen, so nahm letzterer zur Vorsicht den einheimischen Missionar Daniel Kloote als Dolmetscher mit, damit Piet Haibib sich später nicht damit entschuldigen könne, er habe Dr. Nachtigal nicht richtig verstanden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Grenzen der englischen Walfisch Bay genau festgestellt. Auf dem Wege von Sandwich Harbour würde man kein englisches Gebiet berühren, so lange man sich hinter den Sandhügeln von Rooibank hält.

Ferner sandte Dr. Nachtigal dem Häuptlinge Moses Swartboy, der, einem Stamme der Namaqua angehörend, im Norden zwischen letzteren und den Damara lebt, die briefliche Mittheilung, daß er sich unter deutschem Protektorate befinde, was von dem Häuptlinge auch anerkannt wurde. Und da die im Osten wohnenden Bastards bereits mit Dr. Höpfner Kontrakte abgeschlossen und diesem die Minenkoncessionen übertragen hatten, so war zwischen Walfisch Bay und dem Damaralande eine Art Mauer um erstere gezogen, so daß die Engländer, wenn sie wirklich Damara-Land gewonnen hätten oder noch gewinnen werden, stets deutsches Gebiet passiren müssen, wo ihnen jedenfalls

ein hoher Transitzoll auferlegt werden würde. Auf diese Weise ist die Walfisch Bay nicht unerheblich für die Engländer entwerthet worden, wenngleich die Deutschen sie eigentlich gar nicht entbehren können.

Bei Sandwich Harbour und am Zwakopflusse befinden sich ausgedehnte Salzlager, die in Herrn August Lüderitz den Gedanken angeregt haben, an dem einen oder anderen Orte eine Schlachterei in großem Maßstabe anzulegen, in welcher das Fleisch entweder gesalzen oder nach amerikanischer und australischer Weise eingekocht werden soll. Allein es ist doch mehr als fraglich, ob dieses Projekt sich mit Erfolg realisiren lassen würde, denn im Küstengebiete ist wenig Rindvieh vorhanden und selbst wenn die Damara, deren einziger Reichthum in ihren Viehherden besteht, veranlaßt werden könnten, ihre Rinder zu verkaufen, würden dieselben nach der Ansicht der das Land und die Verhältnisse kennenden Missionare doch nicht im Stande sein, im ersten Jahre mehr als 5000, später mehr als 3000 bis 4000 Stück Vieh jährlich zu liefern, während die großen Schlachtereien in Südamerika und Australien mindestens das Vierfache schlachten. Ferner ist nicht außer Acht zu lassen, daß es an der Küste gar kein Futter für das Vieh giebt, daß die Ochsen mithin sofort nach der Ankunft aus dem Inneren geschlachtet werden müssen, wenn man nicht ein kostspieliges Lager von Heu halten will. Uebrigens würden sich Salzlager an der ganzen Küste finden, da die Beschaffenheit des Grundes und Bodens darauf hinweist und dieser Theil des Landes früher unter dem Meeresspiegel gelegen hat. Auch das Reinigen des Salzes würde erhebliche Kosten verursachen, ganz abgesehen von dem Lohne des Personals, das entweder von Kapstadt oder Europa beschafft werden müßte, da die Eingeborenen namentlich ihrer Unreinlichkeit wegen in den Schlachtereien nicht verwendet werden könnten.

Der Import in Walfisch Bay ist bislang nur höchst unbedeutend gewesen und bezifferte sich in den letzten Jahren auf wenig mehr als 20 000 Pfd. St. jährlich, was sehr genau kontrolirt werden kann, da die gesammte Einfuhr über Kapstadt geht. Den größten Theil des Imports bilden Proviantartikel, Kaffee, Mehl, Tabak ꝛc., von denen die Missionare den größeren, die Eingeborenen den geringeren Procentsatz erhalten. Andererseits ist der Export, der in Straußfedern, Fellen und etwas Elfenbein besteht, noch geringer, indem derselbe nur die Höhe von 3000 bis 3500 Pfd. St. erreicht.

Der vorstehend erwähnte Chemiker Belck ist im Damaralande zurückgeblieben, um dem Einflusse des Händlers Lewis entgegenzuarbeiten. Er ist ein verhältnißmäßig noch junger Mann und erst seit einigen Monaten in Afrika, hat aber schon wiederholt Beweise seiner Thatkraft und Energie gegeben, und wird auf seiner jetzigen Mission vielleicht Erfolg haben, wenn er mit größeren Kapitalien unterstützt wird. In seiner Begleitung befinden sich die schon früher genannten Herren Spengler und Wiesel, welchen das Aufsuchen der Minen im Gebiete der Bastards übertragen ist, speciell in Rehoboth, wo sich bereits große Minen befinden, deren Tiefe und Ertragsfähigkeit Spengler zu prüfen beauftragt ist. Spengler stand früher im Dienste des Herrn Hasenclever und hat auch die Ebony- und Hope-Mine eröffnet. Die letzteren beiden sind bekanntlich Kupferminen; außerdem finden sich auf einer anderthalb bis drei Meilen breiten Landzunge von Walfisch Bay Salz- und besonders Schwefellager, die indessen wenig Werth haben, weil man in $1^1/_2$ Fuß Tiefe allerdings schon auf den Schwefel, auf 3 Fuß Tiefe aber schon auf das Meerwasser stößt.

In Rehoboth soll es auch, wie ein von den weißen Händlern kolportirtes Gerücht meldet, Diamanten geben, doch muß die Zukunft lehren, ob die Mittheilung wahr ist oder nicht. Thatsache ist dagegen, daß in der Nähe von Walfisch Bay Rubinen in großen Quantitäten vorkommen, doch sind die Steine klein und von unerheblichem Werthe, wenngleich anzunehmen ist, daß sich in größerer Tiefe eine bessere Qualität findet. Im Zwakopflusse findet sich auch Gold, das durch einen Zufall von australischen Goldgräbern entdeckt worden ist.

Dieselben waren auf der Rückreise nach England und wurden in der Nähe der Mündung des genannten Flusses mit ihrem Schiffe von einer Windstille befallen, worauf sie ein Boot aussetzten und an das Land fuhren, wo sie Spuren von Gold entdeckten. Leider fehlt es dort sehr an Proviant, sonst würde das Goldwaschen, wenn das Ergebniß auch kein sehr reiches ist, sich doch bezahlt machen.

Herr Vogelsang, der zum Consul für Groß- und Klein-Namaqualand ernannt worden ist, will nochmals den Versuch machen, den Häuptling der Herero zur Abgabe der Minenkoncessionen zu veranlassen; indessen ist es kaum wahrscheinlich, daß derselbe mehr erreichen wird als Dr. Höpfner, Dr. Pechuel-Lösche und Herr Kleinschmidt, der im Lande geboren und ein besonderer Liebling der Damara ist. Ein Beweis für die Beliebtheit, deren Dr. Höpfner sich erfreut, ist auch, daß derselbe, als er von den Damara gefangen genommen worden war, weil er mit den Bastards Verträge abgeschlossen hatte, schon nach neuntägiger Haft freigegeben wurde, ohne daß ihm etwas von seinem Eigenthume genommen worden war. Jedem Anderen wäre wahrscheinlich Alles geraubt worden.

Ein besonders schöner und fruchtbarer Ort im Damaralande ist Otytampie, das 15 Tagemärsche in nordöstlicher Richtung von Walfisch Bay entfernt liegt, reichlich Gras und Wasser besitzt und viel und gutes Korn hervorbringt, das den Missionaren und Missionskolonisten ein um 25 Proc. billigeres als das von Kapstadt importirte Mehl liefert. Das letztere wird nämlich durch den Transport sehr theuer, da die Fracht von Kapstadt nach Walfisch Bay 30 s. per Tonne, von dort nach Otytampie 6 s. per Sack von 100 Pfund, Landungsspesen und Lagermiethe in Walfisch Bay $1^1/_2$ s. per Sack betragen und außerdem stets ein Theil des Mehles, im Durchschnitt 10 bis 15 Proc., auf dem Wege in Folge von Feuchtigkeit hart wird, oder auf andere Weise verdirbt. Die Kolonisten hatten bis zum vorigen Jahre mit vielen Hindernissen zu kämpfen, da, wenn die Fluth des Zwakop kam, diese oft Alles mit sich fortriß. Im letzten Jahre aber haben dieselben zur Ableitung des Wassers Kanäle gegraben, welche nicht nur die Gefahr beseitigen, sondern auch zur ergiebigen Bewässerung des Landes dienen, das jetzt gute und lohnende Erträge giebt.

Wie schon erwähnt, ist das Gebiet hinter der Walfisch Bay, das eine Größe von 1800 englischen Quadratmeilen hat, durch Herrn August Lüderitz für 20 Pfd. St. mittels eines von den Herren Wegener und Koch unterzeichneten Vertrages von Piet Haibib erworben worden, den sowohl die Engländer als auch Dr. Nachtigal als den bisherigen rechtmäßigen Eigenthümer des Landes anerkannt haben, während Dr. Höpfner und die sämmtlichen Missionare des Damaralandes behaupten, daß dasselbe nicht Eigenthum der Namaqua sei, sondern den Damara gehöre. Der Missionar Böhm dagegen, der schon seit zwanzig Jahren im Lande der Hottentotten ist, und dem man daher ein Urtheil zutrauen darf, zumal da derselbe im Besitze von Beweisen für seine Behauptungen ist, besteht darauf, daß die Namaqua

das in Rede stehende Gebiet schon seit mehr als 100 Jahren bewohnen, und es ergiebt sich auch aus den englischen Blaubüchern, daß Piet Haibib, dessen Vater und Jan Jonker Afrikander das Land schon seit langer Zeit regiert haben, soweit von einer Regierung überhaupt die Rede sein kann.

Kürzere Mittheilungen.

Hydrographische Untersuchungen im südlichen Chile.

Ch. N. Der chilenische Fregattenkapitän Ramon Serrano hat Ende vorigen Jahres eine Forschungsreise auf dem Dampfer „Toro" nach den südlichen Regionen Chiles angetreten, welche verschiedene noch wenig gekannte Punkte dieses Landes, besonders aber den Fluß Palena und den Fallos-Kanal und seine Umgebungen zum Ziele hatte.

Alles, was man vom Palena weiß, ist, daß er sich der Südspitze der Insel Chiloe gegenüber ins Meer ergießt, daß sein Lauf ungefähr dem 44° südl. Br. folgt und daß er so wasserreich ist, daß er als einer der bedeutendsten Flüsse Chiles angesehen werden kann.

Anfangs dieses Jahres unternahm es ein Kolonist von Puerto Montt, der von seiner Breite und den mächtigen Baumstämmen, die er mit sich führe, reden gehört hatte, ihn zu untersuchen. Dieser Reisende schlägt den von ihm zurückgelegten Weg auf 80 (engl.) Meilen an. Auf dieser ganzen Strecke soll der Palena ebenso leicht schiffbar sein, wie bei seinem Ausflusse ins Meer. Was das Thal anbelangt, durch das er fließt, so behauptet dieser Gewährsmann, daß es dem Ackerbau ebenso große Hülfsquellen biete, als die gesegnetsten Gegenden Chiles.

Der Kapitän Serrano schreibt nun in seinem Berichte: An der Mündung des Palena ist eine Barre, mit einem genügend weiten, bei zwei Drittel Ebbe 3,30 m tiefen Kanale. Die Fahrt den Fluß hinauf wurde in zwei Booten am 1. Februar unternommen. Am folgenden Tage erreichte man die ersten Stromschnellen. Diese und die anderen, welche sich auf die Entfernung von einer Meile von einander folgen, wurden nicht ohne Schwierigkeit passirt. Nach Verlauf von 14 Tagen, während welcher die Fahrt flußaufwärts fortgesetzt wurde, kreuzte man die erste Kette der Anden und betrat ein ausgedehntes, zwischen der ersten und zweiten Bergkette liegendes Thal. Die zweite Kette läuft parallel mit der ersten, in einer Entfernung von 30 Meilen nach Osten. Am 11. Februar (?) ließ man den Punkt hinter sich, bis zu welchem ein Kolonist von Puerto Montt, Herr Adolph Abé, gelangt war, und schon war die Expedition in die zweite Kordillerenkette eingedrungen, als unglücklicher Weise eines der Boote beim Uebergange über eine Stromschnelle in Stücke zertrümmert wurde. Da die im Boote befindlichen Vorräthe dabei verloren gingen, so zwang dieser Unfall die Expedition, umzukehren. Der Rückweg nahm zwei Tage in Anspruch. Das von den Forschern erreichte Thal eignet sich ausgezeichnet zu Zwecken des Ackerbaues; man fand den jungfräulichen Boden 2 bis 3 m dick.

Am 11. März nahm der Dampfer „Toro" die Richtung nach dem auf den englischen Karten Hornby genannten Einschnitte. Kapitän Serrano vermuthete, daß dieser Einschnitt mit dem Fallos-Kanal durch eine Straße verbunden sei. Am Nachmittag des erwähnten Tages wurde die Muthmaßung des Kapitäns zur Gewißheit; eine Straße, welcher man den Namen „Toro-Kanal" gab, wurde entdeckt, welche die Oeffnung mit dem Fallos-Kanal verband. Der Toro-Kanal geht von Norden nach Süden, ist gerade und frei von Hindernissen. Abends wurde der Dampfer in einer gut geschützten Bai verankert, welcher man den Namen „Puerto Choros" gab. Am 12. März setzte man die Fahrt in südlicher Richtung fort, und nachdem man 17 Meilen zurückgelegt hatte, fand man, daß sich der Kanal nach zwei Richtungen hin spaltete: der eine Arm nach Südwest, der andere nach Südost. Der erstere ist der weitere der beiden, und Kapitän Serrano beschloß, ihn zuerst zu untersuchen; nachdem er ihn aber auf eine Entfernung von 5 Meilen durchfahren hatte, sah er sich nahe bei dem Ende des Kanals, der in die offene See mündet, und so beschloß er, umzukehren, und den anderen Kanal zu befahren. Nach einer Fahrt in diesem Kanal zuerst in südöstlicher, dann in ganz südlicher Richtung, auf eine Distanz von 28 Meilen, schien kein Ausgang aus dem Kanale zu bestehen und da es schon dunkel war, wurde in einer ausgezeichneten Bai, welcher der Name „Puerto Abrigado" gegeben wurde, geankert. Am 13. März ließ der Kapitän längs dem westlichen Ufer hindampfen, um Gewißheit zu erlangen, ob im Westen von Puerto Abrigado ein Ausgang nach dem Trinidad-Golf vorhanden sei. Nach einer siebentägigen Fahrt, durch ein Labyrinth von Kanälen und Buchten, fand man am 20. März eine Ausfahrt nach dem Ocean, 8 Meilen im Norden vom Picton-Kanal. Diese Entdeckung stellt zwischen dem Peñas- und Trinidad-Golfe einen neuen Verbindungsweg her, durch einen Kanal, der vollkommen frei von Hindernissen und bequem für die Schifffahrt ist, ohne einen anderen Nachtheil, als daß man sich genöthigt sieht, in die See hinauszufahren, um einen Punkt zu umgehen. Dieser Nachtheil ist von geringer Bedeutung für große Schiffe, welche gerade diejenige Klasse sein werden, welche diesen Weg zu wählen haben, um die von den Engen des Messier-Kanals drohenden Gefahren zu vermeiden. Nach Umgehung des oben erwähnten Punktes wurde die Fahrt dem Picton-Kanal entlang fortgesetzt, der eine Fortsetzung des Fallos-Kanals ist, der durch das englische Kriegsschiff „Alert" untersucht und vollkommen frei von Hindernissen gefunden worden ist.

Am 24. März beschloß Kapitän Serrano sich zu vergewissern, ob der Hafen Ballenas, der in den englischen Karten auf der Wager Insel am Eingange des Messier-Kanals verzeichnet steht, wirklich existirte oder nicht. Nach einer sorgfältigen Untersuchung der südlichen Küste der Wager Insel überzeugte er sich, daß kein Hafen Ballenas existirt; aber auf eine Entfernung von zwei Meilen westlich von der diesem Hafen gegebenen Lage entdeckte er eine kleine Bucht, die im Stande ist, kleineren Schiffen Schutz zu gewähren. Am 25. gelangte man in einen westlich vom Hornby-Einschnitt laufenden Kanal, der aber, nach dreistündiger Fahrt, keinen Ausgang hatte. Am Abend erreichte man den Fallos-Kanal und ging in einem der Mündung des Toro-Kanals gegenüberliegenden Hafen vor Anker (am westlichen Ufer des Fallos-Kanals), dem man den Namen „Puerta grande" gab. Am 26. dampfte man den Fallos-Kanal entlang nordwärts nach seiner Ausmündung in den Golf von Peñas, um den Hafen Nuestra Señora del Valle aufzusuchen, der im November 1557 vom Kapitän Juan de Cadrilleros entdeckt worden sein soll, und den einige Seefahrer östlich, andere westlich von diesem Kanale verlegt haben, aber es konnte keine der Beschreibung von Cadrilleros entsprechende Bucht aufgefunden werden. Am 28., 29. und 30. wurde die Erforschung der Ostküste des Fallos-Kanals fortgesetzt und am 30.,

nach Untersuchung von sechs Buchten, erreichte man durch die auf den englischen Karten als „Search Inlet“ bezeichnete Oeffnung den Messier-Kanal. Das gewonnene Resultat beweist auf die schlagendste Weise, daß im Süden der English Narrows keine Verbindung zwischen dem Fallos- und Messier-Kanal besteht, daß es aber zwei Kommunikationswege zwischen den Golfen von Peñas und Trinidad giebt: erstens durch den wohlbekannten Messier-Kanal und zweitens durch die Kanäle Fallos und Picton.

Sociale Beziehungen in China.

Der „London and China Telegraph“, der nicht nur die neuesten Vorgänge im östlichen Asien sorgfältig registrirt, sondern auch werthvolle Mittheilungen über die Zustände in denjenigen Ländern, denen er seine Spalten widmet, bringt, enthält unter der oben mitgetheilten Ueberschrift einen interessanten Artikel, dessen wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

So lange Fremde in China zugelassen worden sind, hat es auch die Aufmerksamkeit erregt, daß sie nicht im Stande waren, irgend welche gesellschaftlichen Beziehungen auf Grundlage der in den westlichen Ländern bestehenden Formen mit den Chinesen anzuknüpfen. Der wichtigste Umstand, welcher die Veranlassung dieser Abschließung ist, dürfte wohl der sein, daß erstens der orientalischen Gewohnheit gemäß die weiblichen Familienmitglieder in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden, dann aber, daß es wenige Fremde giebt, welche der chinesischen Sprache genügend mächtig sind. Wenn es auch in letzterer Beziehung bei den Gesandtschaften und den fremden Beamten in den Vertragshäfen Ausnahmen giebt, so gilt die eben gemachte Bemerkung doch für den größten Theil der Fremden. Außerdem aber erlauben die chinesischen Männer durchaus nicht, daß ihre Frauen und Töchter durch Chinesen, noch viel weniger, daß sie durch Fremde berührt werden, wenn dies auch wie auf öffentlichen und Privatbällen in allen Ehren geschähe. Ferner haben die Chinesen beiderlei Geschlechtes nicht gern, wenn man ihnen sagt, daß die Verehrung, welche sie dem Andenken ihrer verstorbenen Voreltern weihen, sündhafte Götzendienerei sei, und daß die fortgesetzte Ausübung derselben die Rache des Himmels über sie herabbeschwören werde. Ein weiterer Stein des Anstoßes ist der Mangel an Ehrfurcht gegenüber ihren Eltern und den Freunden der Familie, welchen die Chinesen bei den Kindern Fremder zu bemerken glauben. Wenn einmal die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern in China nachließe, würde die Regierung bald in die Gefahr kommen, die bestehenden Verhältnisse umgestürzt zu sehen, und das ist gerade, was man vermeiden will. In vieler Beziehung gleichen eben die chinesischen Beamten den fremden Beamten, d. h. sie halten ihre Civilisation jeder anderen, von der sie gehört aber die sie gesehen haben, für weit überlegen. Nun ist das wohl — und zwar in allen Fällen — gewiß ein Fehler. Die Chinesen haben einerseits viele Einrichtungen, welche die Fremden im Interesse der Menschheit im Allgemeinen nachahmen und verbessern sollen, andererseits ist aber auch Manches in der chinesischen Gesellschaft erlaubt, was sicher tadelnswerth ist und darum abgeschafft werden sollte. In Staatsangelegenheiten sind die Chinesen im Allgemeinen systematischer als wir, aber der größte Theil ihrer an sich bewunderungswerthen Bestimmungen hat sich ganz und gar überlebt. Manche Chinesen sehen dies sehr wohl ein und befürworten eine Veränderung, fürchten aber, daß, wenn sie einzelne Neuerungen einführen, sehr viele andere sich eindrängen werden, die sie zu vermeiden wünschen. So werden beispielsweise die Wege und die Wagen, wie man sie in Shanghai sieht, sehr von den Chinesen bewundert und so hoch geschätzt, daß Besucher nicht gern die Gelegenheit unbenutzt vorüber gehen lassen, sich einer solchen Fahrgelegenheit zu bedienen und das Straßennetz zu bewundern. Gern würden diese Chinesen so nützliche Dinge auch in China eingeführt sehen, aber bei näherem Nachdenken erkennen sie sehr gut, welche Schwierigkeiten es haben würde, das für die Anlage breiter Wege nöthige Land zu bekommen. Das chinesische Reich besitzt nämlich eine große Anzahl kleiner Landeigenthümer, und wohl kein Land in der Welt ist so parcellirt; die kleinen Felder und Gärten gehören nicht einzelnen Personen, sondern Familien, deren Mitglieder nicht immer derselben Ansicht sind, und von denen Viele ihr Besitzthum um keinen Preis hergeben würden. Die Chinesen bedürfen der Erziehung; sie versuchen auch, sich dieselbe zugänglich zu machen, aber ihre Fortschritte sind langsam. Bis jetzt sind Missionare die einzigen gewesen, welche ihnen höhere Bildung haben mittheilen können, aber die meisten achtungswerthen Chinesen wollen nicht, daß ihren Kindern das Christenthum gelehrt werde, so daß die Schulen der Missionare nur selten von Personen besucht werden, welche hoffen, ihre Laufbahn im Staatsdienste zu machen. Das Kollegium in Peking hat in dieser Beziehung einigen Nutzen gestiftet, doch auch hier, wo sich die Lehrer im täglichen Umgange mit den Schülern befinden, ist das Verhältniß nicht vertraulicher geworden und erstere haben keinen freien Zugang zu der chinesischen Gesellschaft.

Wir fürchten, daß es für den Augenblick noch unmöglich ist, die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Neuerdings ist in Shanghai unter Leitung des Archidiaconus Maule ein Lesezimmer eröffnet, wo auch wissenschaftliche und religiöse Themata berathen werden sollen; vielleicht wird sich diese Einrichtung nützlich erweisen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine neue mit der Penck'schen sich nur zum Theil deckende Klassifikation der verschiedenen Binnenseeformen giebt Geinitz (über die Entstehung der mecklenburgischen Seen, in Archiv Fr. Naturg. Mecklenburg, Jahrg. 39):

1. Senkungsseen entstehen durch die Füllung einer schon vorhandenen, nicht durch Erosion entstandenen Depression. Nach der Natur der Depression lassen sich hier wieder zwei Hauptklassen unterscheiden:
   a. Ausfüllungen muldenförmiger Gebirgsfalten (Faltenseen), Einsturzareale (Pingenseen) oder Krater (Kraterseen).
   b. Strandseen, Folgen säkularer Senkung oder der vorschreitenden Dünenbildung.
2. Reliktenseen, durch säkulare Hebung vom Meere abgetrennt.
3. Stauseen, gebildet durch Abschluß eines Erosionsthales:
   a. Querstauseen:
      α. gebildet durch die Moräne eines querverlaufenden Thales;
      β. gebildet durch Gletschereis eines Querthales.

b. **Längsstauseen:**

α. **Flußseen**, gebildet durch selbständigen Alluvialzuwachs, seitliche Zuschüttung u. dergl.

β. **Moränenseen**, gebildet durch eine Endmoräne.

4. **Evorsionsseen** (von vortex, Wirbel, abgeleitet), isolirte Becken, deren Erosion durch vertikal wirkende Kräfte verursacht wurde:

α. **Gletscherseen**, durch Eiserosion gebildet;

β. **Kesselseen**, durch strudelndes Wasser gebildet.

Die mecklenburgischen Seen rechnet Geinitz, der sich entschieden gegen die Theorie der mehrfachen Eiszeiten ausspricht, theils zu den Faltenseen, theils zu den Flußseen, weitaus die meisten zu den durch Ausstrudelung des Bodens durch die Schmelzwässer vor und unter dem Gletscherende gebildeten Kesselseen. Als Pingenseen sind nur einige kleinere Wasserflächen im Lübtheener Salzgebirge zu betrachten; Querstauseen, Moränenseen, Gletscherseen und Reliktenseen fehlen vollständig. Ko.

Afrika.

— Die neue, von der Castle Mail Packet Company eingerichtete **Dampferlinie nach West-Afrika** (s. oben S. 160) wird nach neueren Nachrichten von Hamburg ausgehen und Rotterdam, Antwerpen, Lissabon (nur für die Post), Madeira, Banana, Ambriz, St. Paulo de Loanda, Algoa-Bai, East-London, Natal und Delagoa-Bai berühren. Die Dauer der Fahrt von Antwerpen nach Banana wird etwa 23 Tage, der Passagepreis erster Klasse 35 Pfd. St. oder etwas über 700 Mark betragen. Der erste Dampfer „Dunrobin Castle" soll von Hamburg am 8. September, von Antwerpen am 12. abgehen.

— Kapitän **Giacomo Bove**, der frühere Begleiter Nordenskiöld's, soll sich nach dem **Congo** begeben, um für die italienische Regierung einen Bericht über die kommercielle Bedeutung und Zukunft dieses Stromes zu verfassen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einer Mittheilung von **Miklucho Maclay** (in „Proc. Linn. Soc. N. S. Wales", vol. IX) scheint die ganze **Maclay-Küste und Neu-Guinea** überhaupt in einer ziemlich raschen **Hebung** begriffen zu sein. Lager von vorhandenem Thon mit Meerthieren, wie sie jetzt noch im seichten Wasser an der Küste leben, finden sich in 100 bis 400 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel und zahlreiche Korallenriffe liegen jetzt bei der Ebbe trocken und sind abgestorben. Damit mögen die zahlreichen Erderschütterungen zusammenhängen. Miklucho selbst beobachtete in den Jahren 1871 und 1872 dreizehn heftige Stöße. Als er 1876 wieder nach Neu-Guinea kam, fand er die Meerestiefe an verschiedenen Stellen wahrnehmbar verändert, große Strecken der Küste durch Erdbebenwogen verwüstet, die früher voll bewachsenen Berge zum Theil kahl und von Klüften zerrissen, die bis zu drei Fuß breit waren. Seitdem scheint aber einige Ruhe eingetreten zu sein und wurden nur leichte Erschütterungen in Verbindung mit vulkanischen Ausbrüchen beobachtet.

Nordamerika.

— Nach einer Mittheilung von **Barcena** im „American Naturalist", August 1885, hat man etwa 4 km östlich von der Stadt **Mexiko** in den Steinbrüchen, aus denen die Steine zur Erbauung der neuen Militärschießschule entnommen werden, die **Reste eines Menschen** gefunden; der Stein ist ein sehr harter kieseliger Kalktuff, offenbar der Absatz einer alten Quelle, die aber eine Wasserfülle besessen haben muß, wie sie bei den heißen Quellen des heutigen Mexiko nicht mehr gefunden wird; eine genaue Altersbestimmung ist bei dem Mangel anderer organischer Einschlüsse im Tuff nicht möglich, jedenfalls aber stammen die Knochen aus prähistorischer Zeit. Von großem Interesse ist, daß der Eckzahn nicht kegelförmig ist, sondern meißelförmig, wie die Schneidezähne, ein Charakter, welchen auch die Schädel aus den ältesten Toltekengräbern zeigen. Daß der Mensch im Hochthal von Mexiko bis tief ins Quaternär zurückreicht, beweist das Vorkommen eines geschnitzten Knochenstückes zusammen mit den Ueberresten von Elephanten, Mastodonten und Glyptodonten und die Entdeckung von Topfscherben in Bimssteintuff unter einer mächtigen Lavadecke im südöstlichen Theile des Thales, von deren Entstehung keine Tradition mehr meldet. Ko.

Südamerika.

— Im Oktober 1884 trat Dr. W. **Sievers** aus Hamburg mit Unterstützung der dortigen Geographischen Gesellschaft eine **Reise nach Venezuela** an, deren vorläufiges Ziel die fast ganz unerforschte Sierra Nevada de Merida ist. Sein erster Bericht über die Reise von Carácas nach Puerto Cabello vom 24. December 1884 ist soeben in den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" 1884 erschienen. Leider hat der Reisende keine ganz günstige Zeit getroffen, er schreibt darüber: „Der Gesundheitszustand ist dieses Jahr ausnahmsweise schlecht im Lande. Früher war San Juan so gesund, daß Familien aus Carácas zur Sommerfrische dahin gingen; dieses Jahr ist Sumpffieber, gelbes Fieber und vomito negro an der Tagesordnung. Seit August bis Ende November ist die **Hälfte** der Bevölkerung des Ortes San Juan gestorben, im Oktober, versicherte man, allein 181 Personen. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht klar. Dieselbe ist nicht etwa lokal, sondern in vielen Orten im Inneren, in Ortiz, Pára-pára, Villa de Cura, in den Thälern von Aragua und auch in Carácas selbst war noch während meiner Anwesenheit daselbst das gelbe Fieber in heftiger Form ausgebildet. Zu dieser Plage kommt diejenige der **Heuschrecken**, welche, früher ganz unbekannt, seit 1881 Venezuela heimsuchen; dieselben sind von Neu-Granada gekommen, bedecken in ungeheuren Schwärmen das Land und fressen ganz besonders gerade die unentbehrlichsten Nahrungsmittel, die schwarzen Bohnen, Caraotas, von welchen das Volk ausschließlich lebt, ferner die platanos (Bananen) und auch das Viehfutter, nämlich Mais und die unreife Frucht des Mais, den malojo, welcher das Hauptfutter für Pferde und Maulthiere bildet, so daß jetzt auch in ökonomischer Beziehung schwere Noth im Lande herrscht. Der Hunger ebnet das Feld für die Krankheiten, und die Heuschrecken selbst bilden durch massenhaftes Verwesen und durch Verderben des Trinkwassers wesentlichen Stoff für dieselben. Hunger, Krankheit, Jammer und Noth herrscht überall im Lande.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

III.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

Das merkwürdigste unter diesen architektonischen Prachtwerken ist der sogenannte Tausendpfeilersaal, denn keine der Granitsäulen ist der anderen gleich, und sowohl Architekten wie Bildhauer haben bei deren Bearbeitung ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen. Während die einen massiv und schwerfällig sind, sind andere aus einer Unzahl zierlicher Säulchen zusammengesetzt; alle zeigen in die Masse des Steines selbst ausgehauen mythologische Personen und Begebenheiten. In diesem steinernen Walde, von unzähligen göttlichen Wesen belebt, verweilen und nächtigen sogar an hohen Festen die Pilger; diese Bildnisse mit wohlwollenden Mienen oder schrecklicher Geberde, diese hundertarmigen mythischen Wesen, diese von Ungeheuern getragenen Göttinnen, diese himmlischen Streiter auf den aufgethürmten Leichnamen ihrer Feinde triumphirend, diese schäkernden Zwerge und tänzelnden Nymphen, dieses ganze lebensvolle Bild des Olymps muß, zumal Nachts, beleuchtet von dem eigenartigen Glanze der indischen Gestirne, einen gewaltigen Eindruck auf den blindbegeisterten Gläubigen machen.

Alle diese Götzenbilder sind Darstellungen des Siva und seiner Gattin Parvati, des Wischnu und seiner Gattin Lakschmi, nirgend ist eine Spur von Indra oder Brahma zu finden; es spricht das dafür, daß dieses Bauwerk der Zeit des bereits ausgebildeten Sektenwesens, nach unserer Zeitrechnung kaum dem Mittelalter entstammt. Von dem Vorhandensein der von den Missionaren des 18. Jahrhunderts viel betonten Dreiheit, Brahma, Wischnu und Siva, findet sich weder hier noch überhaupt in Indien eine Spur, da kaum ein einziger Tempel ihr geweiht ist. Jedenfalls war die Bildung jener Drei-Götter-Gruppe ein vergeblicher Versuch der Einigung gegenüber dem mehr und mehr um sich greifenden Sektenwesen.

Unter den eine bestimmte Rolle spielenden Gottheiten sei der jugendlichen Kama-deva als der Gott der Liebe erwähnt; seine einheimische Bezeichnung Cupid oder Dipuk, derselbe Name von hinten gelesen, stimmt in merkwürdiger Weise mit derjenigen des römischen Cupido überein. Seine Frau oder seine Mutter ist Kamarati, welche auf einem großen Vogel mit Schwimmfüßen, einem Schwane oder einer Gans, die hohe Schule reitet. Wie der Schwan eine der Verkörperungen Jupiters darstellte, so war die Gans der Isis oder Athor, der ägyptischen Venus, geweiht, und es steht also die Idee mit dem Vogel nicht vereinzelt da. — Inzwischen waren die Musiker und Tänzerinnen fertig geworden und erwarteten die Reisenden in einem mit granitenen Götterfiguren, die sorgsam mit zerlassener Butter benetzt waren, ausgeschmückten Saale des Tempels; eine Oboe, eine Flöte, eine Trommel und zwei kleine Cymbeln bildeten das Orchester. Die Tänzerinnen waren bekleidet mit dem unendlich langen Stücke Stoff, welches zunächst die Beine in weiten Falten hosenartig umgiebt, dann über die linke Schulter herübergehend um die Taille herumgelegt

wird und schließlich vorn wie eine Schärpe endigt. Früher gingen die indischen Frauen mit unbekleidetem Oberkörper und erst in Folge englischen Einflusses tragen sie eng-anschließende Kamisols, welche nur die Schultern und den Busen bedecken, also gerade das, was die englischen Schönen auf Bällen offen zur Schau tragen.

Jetzt begann die Musik, eine wehmüthige und traurige Melodie, ganz abweichend von arabischer, chinesischer oder japanischer Weise, aber auffallend den modernen europäischen Musikstücken ähnelnd. Drei Tänzerinnen präsentirten sich eine nach der anderen: die erste mit regelmäßigen Zügen und ausdrucksvollem Auge, doch war, was sie zum Besten gab, mehr eine Pantomime als ein Tanz. Mit der Geberde glühender Liebe eilt sie vor, weicht dann aber wie beschämt ob des Geständnisses zurück; alle ihre Bewegungen, dem Rythmus der Musik folgend, verrathen höchste Grazie und vollendeten Ausdruck. Nach und nach entwickelte sie durch Miene und Geberde die ganzen verschiedenen Phasen eines Liebesdramas: Sympathie und Abscheu, Freude und Zorn, Entführung, Scham, treuloses Verlassen, Thränen, Demüthigung, heftigste Leidenschaft und bitterste Reue. Wie weit entfernt von dieser ergreifenden Poesie ist alles das, was auf der übrigen Erde Tanz genannt wird! Ihre Kleidung war roth und golden, ihr schwarzes Mieder goldgestickt, in dem glatt anliegenden Haare trug sie einige Blumen, in den Nasenflügeln Edelsteine, zahlreiche Ringe an Armen und Knöcheln und große Ringe an den Zehen.

Ihre nun folgende Gefährtin erschien strengeren Ant-



Lakschmi, die Gattin Wischnu's.



Kamarati.

litzes, war aber von größerer Schönheit. Sie trug ein Diadem von duftenden Blumen und war so schwer mit Schmuck behangen, daß man die Leichtigkeit ihrer Bewegungen noch mehr bewundern mußte. Wenn auch ihr Tanz, der wiederum irgend ein mythologisches Liebesdrama darstellte, weniger ausdrucksvoll als der eben bewunderte schien, so verlieh doch gerade ihre Kühle ihren Posen einen besonderen Reiz. Die dritte Tänzerin, noch ein Kind, entbehrte zwar nicht der Anmuth, wohl aber der Gewandtheit und lugte während des Tanzens bald nach ihren Kameradinnen, bald nach ihrer anwesenden Mutter und zugleich Lehrmeisterin hinüber.

Die dem Siva geweihten Bajaderen bewahren übrigens ihre Jungfräulichkeit bis zu ihrer Verheirathung im Gegensatze zu denen der Wischnu-Sekte, welche weniger Werth darauf legen.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und die Reisenden begaben sich nach einem wunderschön gelegenen heiligen See hin, wo alljährlich die Hochzeit des Gottes Soller mit der Minatschi, d. h. eine Konjunktur gewisser Gestirne, gefeiert wird. Um auf dem Wege dahin die Nachts umherkriechenden Schlangen zu verscheuchen, hatte man ihnen kleine Gerten in die Hand gegeben, womit sie auf jeden Schritt und Tritt den Boden schlagen sollten. Auf mit reichen Stoffen behangenen Elephanten bringen am Festtage die Brahminen hölzerne Statuen des himmlischen Hochzeitspaares herbei, die eigens zu diesem Zwecke angefertigt sind, weil die Originalbildnisse der Götter nie-

mals das Heiligenthum verlassen; dann werden die Statuen auf ein mit Stricken versehenes Floß gebracht und mittels der Stricke von der an fünfzig Tausend Gläubige zählenden Menge unter entsetzlichem Geschrei auf dem See spazieren gefahren; endlich wird das Floß aus einander genommen und jeder Betheiligte eignet sich ein Stück davon an. Zum Schluß folgte ein wohl arrangirtes Feuerwerk, das Hauptstück des Ganzen.

In der Frühe des anderen Morgens reiste Guimet nach Tritschinapali weiter. Der Charakter der Landschaft war ein sehr wechselnder, da sich stellenweise durch künstliche Bewässerung außerordentliche Fruchtbarkeit, und anderswo wieder wüste Sandflächen zeigten; mitten in einer solchen liegt Tritschinapali, schon von Weitem kenntlich an dem inmitten der Stadt emporragenden hohen Felskegel. Von Bett, Stuhl oder Möbel überhaupt war natürlich in den Gastzimmern des kleinen Hotels, in welchem die beiden Reisenden abgestiegen waren, keine Rede, und obgleich der Wirth selbst vor dem Schlafen in den Zimmern zu ebener Erde wegen der darin häufigen Schlangen warnte, so zogen die Reisenden diese doch vor wegen ihrer größeren Kühle. Nach einem leidlichen Mittagsmahle ging es unter Leitung eines Führers an die Besichtigung der Stadt. So groß diese zu sein scheint, so sind doch eigentliche Wohnhäuser nur um den inmitten derselben sich erhebenden Felskegel wahrzunehmen, während man sonst nur Bäume, leere Plätze und einige kleine Heiligenhäuschen mit Götzenbildern sieht. An den Felsen und den von ihm getragenen Tempeln, sowie an dem großen Badeteiche vorüber gelangte man an den Fluß Kaweri, in welchem auf der Insel Seringam die beiden Tempel des Wischnu und des Siva liegen; seine reich bewaldeten Ufer mit ihren Tempeln, Kolonnaden und breiten Stufen, belebt von dunkelfarbig gekleideten Eingeborenen mit weißem Turban, bilden ein feenhaftes Panorama! Das ist das Indien, welches man sich im Traume ausmalt!

Ueber eine schöne Steinbrücke hin die Insel betretend, begaben sich Guimet und Régamey zunächst zu dem größeren Tempel des Wischnu, der von siebenfachen Mauerringen eingeschlossen einer wahren Festung gleicht; Mauern und Thürme sind mit Zinnen und Einschnitten zum Zwecke der Vertheidigung versehen, ein Beweis dafür, daß sie in einer Periode religiöser Zwistigkeiten erbaut worden sind. Bei dem ersten nicht ganz ausgebauten Thurme oder Gopuram vorbei gelangt man in einen Hof, durch den eine förmliche Straße von Kaufläden zu dem prachtvollen zweiten Gopuram führt. In einem Winkel lag ein mit Asche bedeckter Mann wie todt auf dem Rücken — ein Bettler, der für freigebige Pilger Buße that, wofür ihm Geld in ein auf seinem Bauche stehendes Gefäß geworfen wurde. Die Thürme und Höfe weiter durchschreitend fand Guimet auch hier einen Tausendpfeilersaal, der wie in Madura hauptsächlich zur Beherbergung von Gläubigen bei großen Festen dient, sowie auch als Façade die gewaltigen steinernen Reiter auf sich bäumenden Rossen, die ihm schon am Tschultry in Madura aufgefallen und offenbar dort denen in Tritschinapali nachgebildet waren. An Festtagen werden die Götterbilder auf enormen in Stein ausgehauenen Wagen umher gefahren, ein Anlaß größter Freude für die Tausende von Pilgern, die sich davorspannen und die schwere Last in Bewegung setzen.

Da der Eintritt in den innersten Hof Europäern verboten ist, so suchten die Reisenden von den Dächern aus noch einen Ueberblick über diese Unzahl von Kuppeln, Thürmen und Terrassen zu gewinnen, zwischen denen die Höfe gleichsam Abgründe bildeten. In der Ferne ragte der Felsen von Tritschinapali über Bäumen empor, der an seinem einen Abhange ungeheuere rothe und weiße vertikale Streifen trägt, wie sie auch an den Priesterwohnungen angebracht sind.

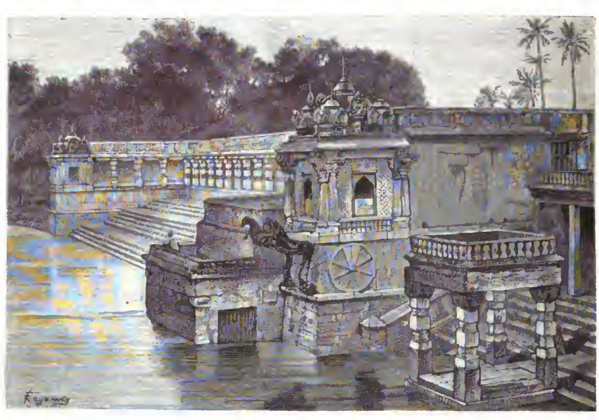
Uebrigens zeichnet sich einer der Gopurams durch eine ganz besonders sorgfältige Skulpturarbeit aus; man könnte ihn nach den ihn von oben bis unten bedeckenden Darstellungen den Thurm der Liebe nennen, da dies Alles Liebesscenen, wenn auch in durchaus decentem Tone gehaltene, sind. Man erkennt darunter die schöne Lakschmi, die indische Venus, den bogenspannenden Kama, Wischnu mit seinen vier Armen und Betende mit gefalteten Händen. Gleich neben diesem sonderbaren Monumente ist eine kleine Knabenschule, deren Schüler einen recht guten Eindruck in Bezug auf Erziehung und Manieren machen; ihr Lehrer spricht etwas englisch. Als die Reisenden den Tempel wieder verlassen wollten, bemerkte Guimet, im Begriffe, den letzten Gopuram zu passiren, eine plötzliche Unruhe unter den Eingeborenen entstehen, und sah diese Alle Hals über Kopf flüchten, so daß er und sein Gefährte Régamey allein zurückblieben. Mit Entsetzen sieht er die Ursache der Panik, zwei riesige heilige Elephanten, auf sich losgestürzt kommen und er hat eben noch Zeit, hinter einen Kaufladen zu springen, als die Elephanten vor demselben Halt machen und ihm ihre Ehrfurcht bekundeten. Jetzt erst sah er die Treiber auf den Köpfen der Thiere



Bajaderen.

hocken, und diese durch Stiche mit ihren Spitzeisen möglichst zur Wuth reizen. Das Manöver kam auf eine Bettelei heraus; man gab Guimet zu verstehen, daß es zweckmäßig sei, jedem Kornak eine Rupie zu geben, womit natürlich die Bedrängung aufhörte.

Auf der Rückfahrt über die Kaweri-Brücke genoß er die



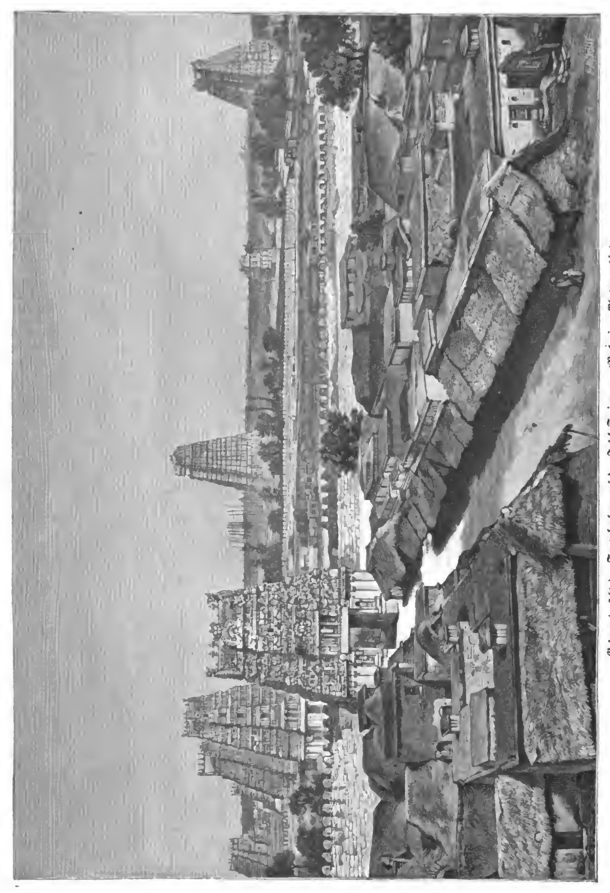
Badeteich in Tritschinapali.

Aussicht auf die herrlichen Ufer mit ihrer üppigen Vegetation, hier und da unterbrochen durch die heiligen Teiche oder im Grün versteckte Kapellen, wo eine Unzahl Gläubiger ihre Waschungen oder ihre Gebete verrichten. Die ganze Natur scheint hier ein Tempel zu sein, wo Alles betet und auch nichts Anderes denkbar ist als Beten.



Aussicht von der Kaweri-Brücke in Tritschinapali.

Nun begann der Aufstieg auf den großen Fels, der sich im Centrum der Stadt erhebt; es war ein mühsames Unternehmen, bald über unregelmäßige Treppenstufen hin, bald durch tunnelförmige Passagen durch den Fels hindurch, in deren finsteren Winkeln einzelne Götzenbilder ihre von Butter glänzenden Grimassen zeigen. Auf halber Höhe steht ein großer fenster- und schmuckloser Tempel, dem Siva geweiht, in welchem gerade eine Ceremonie stattfindet,



Gesammtansicht der Tempelanlage auf der Insel Seringam. (Nach einer Photographie.)

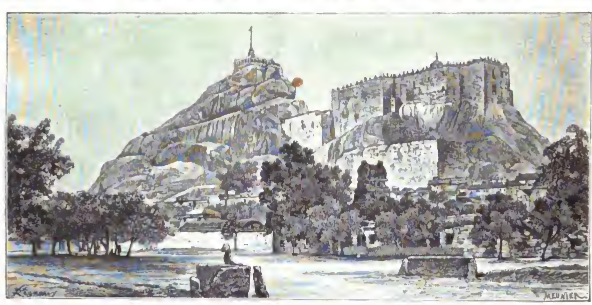
nach der höllischen Musik und den schallenden Gesängen zu urtheilen. Ein Blick durch die offene Pforte läßt auf einer der Seitenwände die Schattenrisse einer Procession erkennen; es erscheinen die mißgestalteten, schwankenden Silhouetten der Tänzerinnen und Musikanten; jetzt verdunkelt eine finstere Wolke das Tableau, es ist der Schatten eines vorüberziehenden Elephanten. Sogar als Schatten gesehen hat dieser Cultus etwas Ergreifendes und Uebernatürliches und das sicherlich in Wirklichkeit in noch höherem Grade für den Anhänger dieses Glaubens.

Die zweite Hälfte des Felsens wurde auf ausgehauenen Stufen erklettert entlang derjenigen Seitenfläche desselben, welche mit rothen und weißen Streifen von Meterbreite bemalt ist, die von ferne gesehen dem Berge das Aussehen eines kauernden Tigers gaben. Hoch oben steht ein kleiner Tempel in der Form eines Belvedere mit steinernen Kindern in den Ecken, an dessen Säulen und Flaggenstocke große Affen herumklettern und gegen die Besichtigung des Bauwerkes zu protestiren suchen. Eine prachtvolle Aussicht auf die Umgebung eröffnet sich von hier aus, während von der Stadt selbst kaum etwas sichtbar ist.



Der kleine Tempel auf dem Felsen von Tritschinapali.

Letztere war einst durch vortreffliche Befestigungswerke geradezu uneinnehmbar; wenn sie trotzdem 1743 in die Hände der Mahratten (ein erst im 17. Jahrhundert in der Geschichte auftauchendes Hinduvolk im mittleren Theile Vorderindiens, welches durch glückliche Eroberungen ein mächtiges Reich bildete, im Laufe dieses Jahrhunderts aber unter die Herrschaft der Engländer gekommen ist) fiel, so war dies mehr die Folge einer Muthlosigkeit, als einer regelrecht zu Ende geführten Belagerung. Die Stadt wurde nämlich von Tschandasaëb vertheidigt, dem sein Bruder Barasaëb mit 25 000 Mann zu Hülfe kam, der aber von den Mahratten geschlagen wurde. Da ließ letzterer den Rest seiner Soldaten schwören, ehrenvoll bis auf den letzten Mann sterben zu wollen, und um selbst jedes ihn an das Leben fesselnden Bandes ledig zu sein, tödtete er sein Weib vor den Augen seiner Leute. Diesem entsetzlichen Beispiele folgend opferten 4000 Soldaten auf gleiche Weise ihre Weiber und starben dann alle den Heldentod. Barasaëb selbst wurde mit 22 Wunden bedeckt vor den feindlichen Führer gebracht, der ihm seine Freundschaft anbot; statt der Antwort riß jener einen in



Der große Fels von Tritschinapali.

einer Kopfwunde steckenden Pfeil so ungestüm heraus, daß dadurch der sofortige Tod eintrat. Zwei Tage darauf übergab sein Bruder Tschandasaëb die Festung Tritschinapali, wo noch heute das Geheul des Schakals oder der Schrei der Eule in den umliegenden Dschungeln als das Klagegetön der grausam gemordeten Weiber gedeutet wird.

Bei der Rückkehr in die Stadt fanden die Reisenden diese in Festesstimmung; es war der Karneval der Muselmänner. Unter einem von rothem Stoffe gebildeten Zelte sah man Blumen, Teppiche, Lichter und an den Wänden angebrachte große von Goldpapier gefertigte Hände. Das Volk selbst ist im Maskenkostüme, unter Anderem fällt eine Schaar junger Leute auf, welche ihre dunkelfarbige Haut am ganzen Körper mit weißen Streifen bemalt und dadurch und vermittels Perrücken und künstlicher Schnurrbärte sich als Tiger herausgeputzt haben.

Dann erscheint eine Schaar Tänzer im himmelblauen Kleide, weißen Handschuhen, schwarzen Hosen, bemaltem Gesichte, geben Lieder zum Besten und beten die goldenen Hände an, um dann mit Musik weiter zu ziehen.

Inzwischen war es Nacht geworden und auf dem Gipfel des Felsens erscheint der Tempel glänzend erleuchtet; es geschieht dies allnächtlich, und dadurch wird den verspäteten Reisenden in der weiten Ebene von Tritschinapali, wie durch einen Leuchtthurm, die Möglichkeit einer Orientirung gewährt.

Ueber die Höhe des Felsens schwanken die Angaben sehr, nach Cambridge (Account of the war of India) beträgt sie 98 m, nach Ormes (History of military transaction of the British nation in Hindoustan) nur 59, und schließlich nach Cotteau sogar 150 m. Ohne absolute Zahlen anzugeben, versichert Guimet noch einmal, daß der Fels von Tritschinapali den Eindruck ungeheurer Größe macht.

Die Kalang auf Java.

Von Emil Metzger.

I.

In einer kürzlich im „Globus“ erschienenen Besprechung der Reise des Herrn Forbes im malayischen Archipel erwähnte ich den Namen „Kalang“. Sehr gerne folge ich der Aufforderung der Redaktion, einen Aufsatz über diesen Stamm hier folgen zu lassen und fürchte nur dem Leser eine kleine Enttäuschung zu bereiten, da ich, trotzdem ich das Wichtigste, was in den mir bekannten Quellen vorkommt, sorgfältig zusammengetragen habe, doch nur ein sehr lückenhaftes Bild liefern kann und die an dasselbe angeknüpften Vermuthungen immer noch auf sehr schwachen Füßen stehen. Es ist jedoch kaum Hoffnung vorhanden, in dieser Hinsicht jemals größere Sicherheit zu erreichen, und so möge mir dieser Umstand zur Entschuldigung dienen. Meine hier vorliegende Arbeit kann vielleicht insofern nützlich sein, als sie bestimmt ist, den im Buche von Forbes vorkommenden Irrthümern, welche gewiß weitere Verbreitung finden werden, dadurch entgegenzutreten, daß sie das hauptsächlich in den holländischen Quellen enthaltene Material, wie ich hoffe, richtig benutzt. Sie leitet ihre Berechtigung eben nur aus dem Umstande ab, daß das Publikum außerhalb der Niederlande beinahe nie von holländischen Quellen Notiz nimmt.

Es sei mir zunächst erlaubt, die Fragen, um die es sich bei Betrachtung der Kalang handelt, in allgemeinen Umrissen zur Sprache zu bringen, um dieselben danach erst aus verschiedenen Gesichtspunkten etwas eingehender zu besprechen; ich muß mit einer ganz allgemeinen Bemerkung beginnen.

In den älteren holländischen Berichten [1]) vor der Zeit der englischen Occupation kommt der Name Kalang vielfach vor. Wir wissen, daß sie in größerer Zahl — in einer Resolution vom Jahre 1747 wird von 2830 Familien gesprochen, die von der „Kompagnie“ ressortirten, ungerechnet diejenigen, welche im Gebiete der unabhängigen Fürsten wohnten — von Surabaya bis Tagel und vom Norden bis zum Süden unter eigenen Häuptlingen lebten, daß sie 1762 aber den anderen Häuptlingen unterstellt wurden.

Im Allgemeinen liefern alle älteren Berichte über den malayischen Archipel keine zusammenhängende Mittheilungen über das, was wir heut zu Tage „Ethnographie“ nennen; vereinzelte Bemerkungen darüber muß man sich mit vieler Mühe zusammentragen und vielleicht vermodert manches Werthvolle unbenutzt in den Archiven. Als Raffles die Herrschaft über Java führte, bemühte er sich, die dort verborgenen Schätze auf allen Gebieten des Wissens zu heben; sein berühmtes Werk [1]) über die genannte Insel ist die Frucht seiner Anstrengungen, die er wohl etwas übertrieb; denn manche Legende, die er als historisch aufnahm, mehr als eine Erklärung einer alten Inschrift, deren Auslegung er mittheilte und die dann nachher manchem spekulativen Kopfe Gelegenheit zu philosophischen Betrachtungen geboten hat, sind in späterer Zeit vor einer schärferen Kritik in einem ganz anderen Lichte erschienen [2]). Doch das kann sein Ver-

[1]) Wer vor zwölf bis zwanzig Jahren im Inneren von Java reiste (wie es jetzt da aussicht, weiß ich nur vom Hörensagen), konnte namentlich im mittleren Theile der Insel wohl zufällig einmal den Namen „Kalang“ zu hören bekommen. Es war schwer, die Bedeutung desselben zu erfahren, die erbgesessenen Bürger und Bauern des Landes, die Wong Djâwâ — denn nur unter diesen ist mir der Name Kalang zu Ohren gekommen — sahen sie mit einer gewißen Verachtung an und sprachen nicht gerne von ihnen, die Kalang, die sich immer zusammenhielten, waren verschüchtert. Vergebens habe ich es manchmal versucht, Näheres zu erfahren, das Einzige war eine Hindeutung auf ihre geheimnißvolle Abkunft, eine dunkle Bemerkung in Bezug auf die geschlechtlichen Sünden, die ihnen zugeschrieben wurden; doch von dem, was man über ihre Sitten und Gebräuche weiß, werde ich weiter unten im Zusammenhange sprechen.

[1]) Ich habe hier die zweite Auflage (nach der ich auch citire): „The History of Java. By the late Sir Thomas Stamford Raffles F. R. S. etc. In two volumes. London, John Murray, Albemarle-Street 1830.

[2]) Man vergleiche den höchst interessanten Aufsatz von Limburg Brouwer: „Eene javaansche inscriptie in Engeland“ (Tijdschr. Ned. Ind. 1878, I, p. 125 u. f.), wo es

dienst nicht schmälern und an der Thatsache nichts ändern, daß er unter Benutzung der vielfach von den Holländern in den Archiven aufgespeicherten Berichte der erste gewesen ist, der den Versuch gemacht hat, ein Gesammtbild von Java, ein Bild von Land und Volk im weitesten Sinne zu geben. In seinem Buche wird auch über die Kalang gesprochen; damals aber waren sie schon, da sie, wie schon erwähnt, seit 1762 in den Kompagnielanden keine eigenen Häuptlinge mehr hatten, mehr mit der Bevölkerung verschmolzen oder die Häuptlinge ließen es wenigstens so erscheinen, weil sie, wie es in allen Berichten heißt, „sich schämten, Kalangs unter ihren Unterthanen zu haben", und der gewöhnliche Javane betrachtete dieselben als Verworfene, als Menschen einer unreinen Kaste (um mich eines bezeichnenden, aber auf Java nicht gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen). Raffles beschreibt ihre Gewohnheiten, spricht von ihren Sagen und Mythen und erklärt sie für Aboriginer von Java. Lange Zeit hörte man (mit Ausnahme eines in „Tijdschr. v. Nederl. Indie II, 2, p. 578" erschienenen Aufsatzes von C. F. Winter sen. über den Ursprung des sogenannten Kalang-Volkes[1]) nichts mehr über dieselben, bis das „Kon. Inst. v. d. Land, Taal en Volkenkunde van Nederl. Indie (Bijdragen II, 1854, p. XXI)" u. a. folgende „Frage" veröffentlichte. „Unter den Javanen lebten früher Stämme, welche dieselbe Sprache sprachen, aber sich durch das Beobachten von besonderen Feierlichkeiten bei Heirathen, Geburten und Todesfällen von ihnen unterschieden. Man nennt sie Kalang, Pniggir und Gadgah-mati" (nur mit ersteren haben wir es hier zu thun).

„In der „Nawâlâ Pradâtâ" Art. 24 wird von diesen Stämmen genug gesagt, um die Neugier zu erregen, nicht um dieselbe zu befriedigen. Aber es ergiebt sich daraus, daß unter der Regierung von Paku Buwânâ II. man es noch der Mühe werth hielt, zu bestimmen, daß das Kind bei den Kalang dem Stande des Vaters (bei den anderen eben genannten Stämmen dem der Mutter) folgen solle.

Die Bemerkungen von Monnier über das eben erwähnte Gesetzbuch (Tijdschrift Ned. Indie VI, 1) wiederholen einige der bereits von Raffles in seiner „History of Java" niedergeschriebenen Ueberlieferungen über den Ursprung der Kalang. Sie verbreitet nicht viel Licht über die Sache."

Hierauf werden die Gründe entwickelt, die es nöthig machen, bald Schritte zu thun, wenn man überhaupt noch Mittheilungen über diesen Stamm sammeln wolle und daran folgende Fragen angeknüpft:

a. Sind jetzt noch Leute unter den Javanen unter dem Namen Kalang ꝛc. bekannt?

b. Wie groß ist ihre Anzahl in den verschiedenen Distrikten und Provinzen?

c. Was ist der Ursprung dieser Stämme, auch nach ihrer eigenen Ueberlieferung?

d. Wie war ihr Zustand unter der ursprünglichen Form der javanischen Herrschaft, z. B. unter der Herrschaft des zweiten Paku Buwânâ? Lebten sie da in besonderen Dörfern unter besonderen Häuptlingen? Ruhten besondere Lasten auf ihnen, oder waren sie zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet? Uebten sie bestimmte Berufsarten aus und waren die anderen ihnen verboten?

(S. 133) heißt: Die Inschrift des Minto-Steines enthält nichts von dem hochtrabenden Unsinn, der ihr in der sogenannten Uebersetzung von Raffles zugedichtet wird und auf welche Humboldt und Lassen ihre Theorien über die javanische Götterwelt gegründet haben.

[1]) Ueber eine weitere Publikation siehe die gleich folgende Frage.

e. Welche besondere Feierlichkeiten waren früher und sind jetzt noch bei ihnen im Gebrauch, und was ist die Bedeutung derselben?

f. Was ist ihr jetziger Zustand, sowohl was die Gesellschaft, als auch was den Gottesdienst betrifft?

g. Unterscheiden sie sich von den übrigen Javanen durch Körperbau und Gesichtszüge? Wenn dies der Fall wäre, würden erklärende Zeichnungen wichtig sein.

Ich habe diese Fragen ausführlich angeführt zum Beweise, daß man die Sache in Holland nicht aus den Augen verloren hatte.

Besonderen Erfolg hatte dieser Schritt, wie es scheint, nicht. (Wie hier gleich beigefügt sein möge, hat das „Institut" die Fragen in etwas anderer Form im 6. Theile der 2. Serie, 1862, S. XXV und im 6. Theile der 4. Serie, 1882, S. CXLVI wiederholt.)

Die eigentliche Veranlassung zu neueren Mittheilungen scheint dadurch gegeben worden zu sein, daß der leider so früh der Wissenschaft seinen Freunden und seiner Familie entrissene van Musschenbroek im Jahre 1873 zu Ternate dem deutschen Reisenden Dr. A. B. Meyer einige Mittheilungen über die Kalang machte, welche letzterer in der „Leopoldina" 1877 veröffentlichte; auch richtete er später als Direktor des sächs. Museums für Anthropologie und Ethnographie einige Fragen über diesen Gegenstand an indische Autoritäten. Professor Veth gab nun im dritten Theile S. 579 bis 589 seines klassischen Werkes über Java eine Uebersicht (man darf sie wohl vollständig nennen) alles dessen, was über die Kalang damals bekannt war, und auch Professor de Hollander widmete ihnen in seinem berühmten Lehrbuche (Handleiding bij de beoefening der Land, Taal en Volkenkunde van Nederl. Indie I, 4. Aufl. 1882, p. 402) einige Worte. Außer den eben genannten Quellen hatten beide Autoren noch benutzen können: Aufsätze über die Kalang in „Tijdschr. Bat. Gen. K. en W." XXIV, p. 421 von E. Ketjen und in Zusätzen von H. L. Chs. Mechelen, während de Hollander noch Gelegenheit hatte, einen Aufsatz von Gustav Winter („Ind. Gids", 1881, März) zu verwenden; später erschien noch ein zweiter Aufsatz von Herrn E. Ketjen (in „Tijdschr. Bat. Gen. K. en W." XXVIII, p. 165 und eine ziemlich unbedeutende Mittheilung im „Ind. Gids", 1883, S. 85 von E. Rudolf). Neuerdings hat Forbes die Kalang in der Residenz Bantam auftauchen lassen, meiner Ansicht nach jedoch ohne Grund, und eine ganz verkehrte Vorstellung von ihnen gegeben. Alle diese Schriften haben mehr oder weniger neue Angaben mitgetheilt; verändert aber wurde die Frage über den Ursprung der Kalang durch die van Musschenbroek-Meyer'sche Hypothese. Hatte man seit Raffles diesen Stamm für Reste der Urbewohner von Java gehalten[1]), so wollten genannte Herren die Möglichkeit, vielleicht sogar die Wahrscheinlichkeit, annehmen, daß sie Negritos seien. Wieder ein neuer Gesichtspunkt eröffnet sich jetzt durch die Annahme von R. van der Aa, der in den Papuas keinen besonderen Stamm sieht (siehe „Globus" XLVIII, S. 16).

Ich gehe jetzt dazu über, dasjenige, was über die Kalang bekannt ist, nach den Hauptgesichtspunkten geordnet, zu besprechen und beginne damit, dasjenige mitzutheilen, was die Nachbarn von ihnen erzählen, wobei ich die verschiedenen Berichte zusammenfasse, insofern sie gleichlautend sind oder sich ergänzen, und nur einzelne derselben besonders

[1]) Auch Logan hat schon im „Journ. of the East Ind. Archipel", V, p. 84, die Behauptung zu begründen gesucht, die ältesten Bewohner Javas seien von afrikanischer oder indo-afrikanischer Abstammung.

hervorhebe, insofern sie von den übrigen abweichen. Eine Ausnahme mache ich in Bezug auf die Mittheilungen von Raffles, welche die ältesten und überdies von allen anderen durch einen langen Zwischenraum getrennt sind. Er berichtete (a. a. O. S. 355 u. ff.), daß sie immer von der übrigen Bevölkerung mit viel Abscheu behandelt worden sind, weil sie von einem Hunde abstammten (ich komme später auf diese Sage ausführlich zurück); sie sollen früher ein wanderndes Leben geführt und ziemlich zahlreich gewesen sein. Ihr Gottesdienst ist sehr verschieden von dem der übrigen Bewohner Javas und sie wohnen von denselben abgesondert; seitdem sie nicht mehr unter Häuptlingen ihres Stammes leben, sind sie unterwürfiger, sind seßhaft geworden und haben, äußerlich wenigstens, den mohammedanischen Gottesdienst angenommen. Man findet sie in Kaliwungu, Kendal und Demak (in der Residenz Samarang). Der rothe Hund, der Stammvater der Familie, spielt eine große Rolle; jede Familie hat einen solchen, der weder geschlagen, noch schlecht behandelt werden darf. Ich übergehe, was Raffles über die bei ihnen üblichen Ceremonien mittheilt, um gleich auf den Bericht des Herrn E. Ketjen einzugehen (a. a. O. XXIV, S. 423), der am ausführlichsten über diesen Stamm berichtet. Seinen werthvollen Mittheilungen entnehme ich Folgendes: Die eingeborenen Häuplinge bewahren im Allgemeinen Schweigen über sie, weil sie sich schämen, solche Leute unter ihren Unterthanen zu haben. Was den Gottesdienst betrifft, so behaupten sie, daß die Kalang Mohammedaner seien; auch die Glieder des Stammes wagen ihre Zugehörigkeit zu demselben kaum zu bekennen, ebensowenig sind sie geneigt, Mittheilungen über ihren Glauben und ihre Gebräuche zu machen. Dem Namen nach gehören sie zu den Mohammedanern und erfüllen auch äußerlich die gottesdienstlichen Verpflichtungen, wie Beschneidung und Heirath, vor dem Priester; daneben aber befolgen sie im Geheimen ihre eigenen Gebräuche. Sie sind äußerlich nicht von den Javanen unterschieden, werden jedoch als Parias betrachtet und beweisen den gewöhnlichen Eingeborenen Ehrfurcht. Was über ihre Gebräuche mitgetheilt wird, ist dem Munde von Javanen entnommen, da kein Kalang etwas von seinen Geheimnissen mittheilen wollte; man darf dieselben daher meiner Ansicht nach nur mit Vorsicht aufnehmen.

Demnach soll bei allen ihren Festen die Erinnerung an ihre Abstammung eine große Rolle spielen; immer werden die Voreltern als Zeugen und zur Erhöhung der Feierlichkeit eingeladen. Die Ceremonien finden stets in geschlossenen Häusern statt; alle Fremden sind streng ausgeschlossen, nur die Aeltesten werden zu manchen Festen zugelassen.

Bei einer Hochzeit werden acht Tage vor der Feierlichkeit alle Mitglieder der Familie zusammenberufen und ihnen alle Kleider abgenommen, die mit denen der Braut und des Bräutigams in eine große kupferne Pfanne gesteckt werden, letztere wird dann unter dem Dache aufgestellt; das Haus wird gründlich gereinigt und gefegt, so daß kein Stäubchen liegen bleibt; danach wird Asche gestreut; dies Alles muß an einem Freitag (d. h. nach unserer Rechnung Donnerstag) Abend geschehen. Danach kommen alle Familienmitglieder acht Tage lang zusammen und wachen die ganze Nacht hindurch; nach Ablauf dieser Zeit wird die Asche untersucht, ob sich auch die Fußspur eines Hundes in derselben befindet; ist dies der Fall, so wird es als ein Zeichen betrachtet, daß die Ahnen der Heirath ihre Billigung schenken. (Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Spuren wohl immer gefunden werden, da die Hunde sich in den Dörfern Javas mit größter Unverschämtheit überall eindrängen.) Hiernach wird ein Festmahl angerichtet, dazu gehören fünfzig kleine Hühner von der Größe einer Faust, eine gleiche Anzahl Portionen wird bereit gestellt. Gleichzeitig werden zwei kleine Stückchen Stoff, zum größten Theile roth, doch gemischt mit weiß, dunkelblau oder schwarz, gewebt; für die Braut besteht das Muster aus kleinen Vierecken, für den Bräutigam aus breiten Streifen. Da das Gewebe in einem Tage beendet sein muß, kann es nicht groß sein. Hierauf werden die Kleider, die man unter das Dach gebracht hatte, wieder herbeigeschafft, der Gamelan geschlagen, auch wohl ein Büffel oder eine Kuh geschlachtet. Wasser aus einem Kruge, aus dem Braut und Bräutigam nachher trinken, wird beiden auf den Scheitel gegossen. Abends wird der Bräutigam zur Braut geführt, die ganz mit Baumwollenfäden umwickelt ist, welche der Bräutigam mit seinem Kriß durchschneiden muß; während der Nacht müssen beide als Zuschauer beim Feste sitzen bleiben und am Morgen bekleiden sie sich mit den für diese Gelegenheit gewebten Stückchen Zeug, welche als Talisman (djimat) bewahrt werden.

Bei Begräbnissen wird Folgendes beobachtet: Nachdem die Leiche bestattet ist, werden die alten Kleider des Verstorbenen, sei es Mann oder Frau, verbrannt; am dritten Tage wird ein Festmahl gehalten, nach sieben Tagen geschieht dies wieder und so auch nach dem tausendsten Tage, bei welcher Gelegenheit man Reis zu Brei kocht und die neuen Kleider der Verstorbenen dem Feuer überliefert; Manche behaupten, daß auch ein hölzernes Bild, welches den Verstorbenen vorstellen soll, verbrannt wird. Alle sieben Monate feiern sie eine Festlichkeit und zwar entweder an einem Freitag wagé oder Dienstag wagé; diese Tage nämlich werden als Sterbetage der Frau und des Hundes, von denen sie (nach einer Version) abstammen sollen, gefeiert. Alle Familienmitglieder liefern einen Beitrag und das Fest wird im Hause des Familienältesten gefeiert. Wenn die Speisen bereitet sind, werden sie vor den Schlafplatz auf dem Boden aufgestellt und die Kleider der Anwesenden dabei niedergelegt; vor die Speisen wird ein Schüsselchen mit Sand und Asche gestellt; darauf geht die ganze Gesellschaft aus dem Hause, läuft um dasselbe herum, wobei Alle gegen die Wand klopfen und rufen: „Du kannst eintreten, deine Nachkommen haben das Essen bereitet und hingestellt, wie es die Gewohnheit ist.“ Danach gehen alle wieder hinein, um zu untersuchen, ob die Spuren eines Hundes zu sehen sind. Findet man diese, so herrscht Freude und Zufriedenheit und die Anwesenden setzen sich zum Mahle nieder. Alle Speisen werden auf einer gewissen Sorte Blätter angerichtet zur Erinnerung an die Blätter, mit denen der Ahnherr seine Hände abwischte, als er seinen Vater, den Hund, getödtet hatte.

Ferner erzählen die Javanen auch, daß bei den Kalang der Vater der erste ist, der seiner heirathsfähigen Tochter beiwohnt, sowie auch, daß Mutter und Sohn häufig als Mann und Frau leben; letzteres soll Glück und Reichthum bringen. Ein weiterer phantastischer Bericht wird mitgetheilt: viele unter ihnen sollen einen Schwanz haben, und Ketjen erzählt, ihm sei dies in Bezug auf eine bestimmte Person, die nicht gerade sitzen konnte, versichert worden. Dasselbe wurde von einem Regenten in der Bagelen berichtet. Heirathen zwischen Kalang und javanischen Frauen kommen manchmal vor, das Umgekehrte soll Unglück bringen. Endlich heißt es, daß sie hölzerne Bilder in der Gestalt eines Hundes besitzen, die sie verehren und die sie bei dem Ablegen eines Eides anrufen. Eigenthümlich ist es, daß sie weit über das Land zerstreut sind und doch in besonderen Dörfern bei einander wohnen.

Diese Mittheilungen von Ketjen scheinen sich aber nur auf die Kalang in den Residenzschaften Tagal, Pekolongan und Samarang auf der Nordküste von Mittel-Java zu beziehen (wo mir auch vor etwa zwanzig Jahren der Name bekannt wurde).

Die Berichte über die Kalang, welche in den unabhängigen Ländern Solo und Djokja leben, lauten ganz anders. Was Solo betrifft, so hat der Herr te Mechelen dem Aufsatze Ketjen's eine Nachschrift angehängt, aus der ich das Wichtigste gleich folgen lasse. Kalang deutet in Solo eine bestimmte Art des Berufes an; die Kalang waren früher, so lange der Fürst freie Verfügung über seine Wälder hatte, diejenigen, welche das Holz fällten (nicht auch Zimmerleute, welche nårå wrëkså hießen); jetzt werden beide Kategorien unter dem Namen Kalang zusammengefaßt. An ihrer Spitze steht ein höherer Beamter unter dem Titel: Wedhånå Kalang.

Ganz bestimmt wird auch geleugnet, daß dort jetzt noch fremde Gebräuche geübt werden, wiewohl das früher der Fall war. Ebenso sagt G. Winter (1881, a. a. O.), der mit der Musschenbroek-Meyer'schen Hypothese bekannt war: Das gegenwärtige Volk, welches Kalang genannt wird, hat kein Rassenkennzeichen; die Individuen sind von den übrigen Javanen typisch nicht zu unterscheiden. Sie stehen (in Solo) ganz gleich mit den Javanen und vermischen sich mit ihnen durch Heirath. Beinahe ebenso weit hat sich nach dem Berichte von Dr. Groneman (bei Veth a. a. O.) die Verschmelzung der Kalang in Djokja vollzogen. Es ist wohl angezeigt, ehe ich weitergehe, hier die Geschichte der Hypothese, welche die Kalang zu Negritos macht, etwas näher zu erörtern und den eben mitgetheilten Berichten über den gegenwärtigen Zustand entgegen zu stellen.

Das Ergebniß der letzteren ist also deutlich und bestimmt, daß die Kalang mit der gewöhnlichen Bevölkerung von Java zusammenschmelzen, und daß die Verschmelzung sich an einigen Orten (im Gebiete von Solo vollständig, weniger im Gebiete von Djokja) vollzogen hat; äußerlich, darüber sind alle die genannten Berichterstatter eins, besteht kein Unterschied zwischen Javanen (im weiteren Sinne) und Kalang.

Ich stelle diesem Ergebnisse die Mittheilung von van Musschenbroek entgegen, die dem Herrn Dr. A. B. Meyer Veranlassung zur Abfassung seiner kleinen Schrift über die Kalang gegeben hat, wie sie der genannte Gelehrte, der selbst keine Gelegenheit gehabt hat, Kalang zu sehen, a. a. O. mittheilt. Van Musschenbroek zeigte ihm ein Porträt des seiner Zeit seiner Häßlichkeit wegen zu Buitenzorg wohlbekannten Ardi (Meyer theilt dasselbe mit), dessen Bild auch von Rosenberg (Mal. Archipel S. 569) giebt. Letzterer, der denn doch ganz gewiß Gelegenheit gehabt hat, verschiedene Physiognomien kennen zu lernen, sagt von ihm, „er habe ein solch ausgeprägt affenartiges Gesicht, wie es ihm noch nie vorgekommen". Außerdem sagte van Musschenbroek, daß die Kalang krauses Haar und dunkle Haut haben; ob letzteres auch bei Ardi der Fall, konnte Dr. Meyer am Bilde nicht erkennen, nur der ganz merkwürdig starke Prognathismus trat deutlich hervor. — Von anderer Seite (Groneman bei Veth a. a. O.) wird das Faktum, daß Ardi ein Kalang gewesen, ganz entschieden bestritten und allen Zeugnissen gegenüber, die ich oben beigebracht habe, scheint die Behauptung wegen der Haare und Haut nicht genügend nachgewiesen.

Ueberhaupt scheint es mir sehr gewagt, auf solche Gründe hin (das ist denn auch nicht geschehen; es lagen, wie wir weiter sehen werden, auch Gründe anderer Art vor) irgend welche Schlüsse ziehen zu wollen. Sehr mit Recht hat G. Winter (a. a. O.) darauf hingewiesen, daß Holland Negersoldaten genug im Archipel gehabt hat, um Spuren bei der Bevölkerung zu hinterlassen; ich selbst habe manche Kreuzungen — volles Halbblut — gesehen, bei denen der Negertypus ganz überwiegend zum Vorschein kam und selbst die zweite Generation, in der nur noch ein Viertel afrikanisches Blut vorhanden war, zeigte den Typus noch vorherrschend; es würde mich gar nicht verwundern, wenn gelegentlich einmal „die Spuren einer Negerbevölkerung" neu entdeckt würden. Uebrigens haben auch andere Völker dazu beigetragen, gerade auf Java so viele Kreuzungen hervorzurufen, daß, wenn man aufmerksam ist, man leicht sehr viel verschiedene Rassen da entdecken kann. Um von Europäern, Chinesen, Vorder- und Hinterindiern zu schweigen, sind doch wohl auch Angehörige der verschiedenen Inseln schon in der frühesten Zeit der holländischen Herrschaft in solcher Zahl nach Java gekommen, daß sich da nothwendiger Weise eine weitgehende Vermischung hat vollziehen müssen, deren Ergebniß um so eigenthümlicher ist, als der Einfluß verschiedener Rassen ein sehr verschiedener zu sein scheint und dadurch den Mischungen wieder ganz besondere Stempel aufdrückt[1]). (Man denke z. B. zu Batavia nur an die verschiedenen Viertel (Kampong), Bali, Ambon ꝛc., die zur Zeit der Kompagnie von Balinesen, Amboinesen ꝛc. bewohnt wurden, welche jetzt zu einem Ganzen verschmolzen sind.) Zum Beweise, daß sich die Bevölkerung von Java verändert zu haben scheint, theile ich hier die Schilderung mit, welche R. v. Goens unter dem 25. März 1656 in einem Aufsatze „Corte Beschrijvinge van't Eijland Java (Bijdragen Ind. Land, Taal en Volkenk. IV, 1855) giebt: „Und obwohl Gott der Herr diese Insel mit großer Fruchtbarkeit und allem, was dem Menschen zum Unterhalte dieses zeitlichen Lebens nothwendig sei, gesegnet hat, so wird dieselbe doch bewohnt von sehr bösen und undankbaren Menschen, gewiß und zweifellos einem alten, reinen, eigenen und natürlichen Volke, das keine Abstammung oder Gemeinschaft mit den angrenzenden Inseln hat, aber daß Gott der Herr dort aus einem Geschlecht (welches ich um seiner unglaublichen Bosheit willen für Cham's Kinder halte) sich hat fortpflanzen lassen. Dies zeigt sich durch ihre Sprache, Wesen, Gestalt, Manieren, Sitten und einträchtige (einheitliche) Natur, die von den angrenzenden Inseln sehr verschieden ist, auch an ihrer Schrift, die sie mit keinem Menschen auf Erden gemein haben. Daß es ein sehr altes Volk ist, beweisen auch ihre alten Komödien, Schriften und Erzählungen von weit älteren Zeiten als einige der Malayen, Balier, Makassaren, Amboinesen, Bewohner der Molukken, von Borneo, Sumbawa, Solo, die alle malayisch schreiben; was die Malayen jetzt kaum über 100 Jahre, wie auch ihre gottlose Sekte, von den Arabern und Mohammedanern gelernt haben, die durch ihre Fahrt auf und den Umgang mit gemeldeten Inseln ihnen ihre Schrift und zugleich damit den Glauben eingeprägt haben; die vordem keins von allen hat schreiben können, wie auch noch unter hundert Malayen kaum vier gefunden werden, die schreiben können, und unter den anderen kaum zwei; dagegen wissen die Javanen keine Zeit

---

[1]) Ich meine hiermit, daß z. B. der chinesische und der Negertypus sich bei Vermischungen viel deutlicher ausprägen als andere, beispielsweise der arabische und indische; letztere verschwinden sehr bald, während namentlich bei chinesischen Frauen der chinesische Typus sich beinahe unverändert erhält. Auch bei Negern ist mir das vorgekommen; ich habe einen Knaben gesehen, dessen Vater der mit einer javanischen Frau erzeugte Sohn eines Negers war, seine Mutter war eine Eingeborene (sundanesische Frau). Der Bengel hatte den schönsten Wollkopf, den man sich nur denken konnte, und war ganz schwarzbraun.

davon zu rechnen und können die meisten Leute alle schreiben und lesen." In Bezug auf die Schrift sind wir durch Prof. Kern allerdings eines Besseren belehrt worden („Versl. en med. Kon. Akad. van Wetensch. Afd. Letterk. IIe. reeks" XI, 1882, p. 182); im Uebrigen aber dürfen wir die Ansicht über die Javanen, die van Goens ausspricht, nicht so ohne Weiteres verwerfen. Ueber dieselben wird ferner noch gesagt: „Diese Javanen sind schön, gedrungen, muskulöse und frische Gestalten, 100 fette gegen 10 magere, haben durchgehends einen schönen Körper, sind proportionirt auf gut geformten Beinen und dicken Waden und selten mit „oncklauwen" verziert (e. ist Galle beim Pferde; die eigentliche Bedeutung, in der van Goens es nimmt, weiß ich nicht wieder zu geben, doch ist der Ausdruck wohl verständlich). Gleichwohl mit einem häßlichen Kopfe, mit unglaublich schönem Haare bewachsen, so daß sie von hinten gesehen eine schöne Gestalt zeigen, aber von vorne ein plattes abscheuliches Gesicht, doch der eine mehr als der andere; von Farbe sind die Arbeiter braungelb, die von Stand und Vermögen ziemlich hellgelb. Das Frauenvolk ist im Ganzen viel schöner, eher mager als fett, besonders die, welche in den Häusern der Herren leben, sind gewöhnlich schön, ja häufig blank und haben sehr „wohl beschnittene" Züge, sind sehr schlank von Körper, lang von Armen und Fingern &c."

Diese Beschreibung stimmt nicht mit dem Typus des heutigen Javanen überein. Daß, abgesehen von den Sundanesen, auch unter den Javanen verschiedene Typen vorkommen, habe ich ganz beiläufig (Aus allen Welttheilen, Mai 1885) erwähnt und ich habe da von einem Typus gesprochen, der mich an die Orang Utan von Malakka (Isabelle Bird, der Goldene Chersones S. 26, die beiden unteren Bilder schwebten mir vor) erinnerte; dagegen finde ich unter den von Meyer (a. a. O., Tafel III) mitgetheilten Negritoprofilen gar keinen mir von Java bekannten Typus, wohl aber kommt der Typus, Tafel I, Fig. 4 (und auch Nr. 3, soweit man ohne Profil urtheilen kann) mir nicht fremd vor; daß Fig. 1 und 2 (Ardi) eine Ausnahme bildet, wird man nach dem Obigen (van Rosenberg's Aeußerung) wohl schon bemerkt haben.

Für diejenigen, welche solchen Vergleichen Bedeutung beilegen, möchte ich auf die interessante zu Amsterdam 1883 gekrönte Photographien-Sammlung hinweisen, welche von Herrn C. Dietrich zu Samarang, der seine Kunst vielfach im Dienste der Wissenschaft verwendet hat, zusammengestellt worden ist (Gruppe I, 7. Kl., Nr. 5 des Katalog; sie ist, so viel mir bekannt, leider noch nicht im Druck erschienen).

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende glaube ich behaupten zu können, daß der Beweis, die Kalang seien äußerlich von den anderen Bewohnern Javas verschieden, weder geliefert ist, noch überhaupt geliefert werden kann, noch viel weniger kann man sie daher aus diesem Grunde einem Negritostamme zuzählen.

Hugues Krafft's Weltreise.

(Die Lage Französisch-Cochinchinas. Charakterzüge der Japaner.)

Mehr und mehr kommt es auch bei anderen Völkern, als bei den überall auf Erden anzutreffenden Engländern in Uebung, daß junge, unabhängige Leute ihre Zeit und ihre Mittel zu Weltreisen benutzen, durch die sie ihren Blick und ihre Anschauungen erweitern, und deren Beschreibung oft nicht ohne Werth für Länder- und Völkerkunde ist. Wir erinnern in dieser Beziehung an unsere Landsleute Baron v. Thielmann, Hans Meyer, Joest und Riebeck und deren Werke. Ein ähnliches Buch, ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt, liegt uns jetzt vor in den „Souvenirs de notre tour du monde. Par Hugues Krafft" (Paris, Hachette & Co., 1885), einem Prachtbande von 400 Seiten, der mit 5 Uebersichtskarten und 24 ganz vorzüglichen Phototypien, meist nach Photographien des Verfassers, geschmückt ist. Wenn Herr Krafft auch keine wissenschaftlichen Ziele verfolgte und durch die Erzählung seiner meist vergnüglichen Reiseerlebnisse in Vorderindien, Java, Französisch-Cochinchina, China und Japan lediglich andere zu ähnlichen Unternehmungen ermuthigen möchte — wozu wir ihm bei der vielfach behaupteten Abneigung der Franzosen gegen weitere Reisen und Auswanderung nur Erfolg wünschen können — so fehlt es doch auch nicht an Abschnitten, welche eine höhere Tendenz verfolgen. Einiges davon sei uns erlaubt hier mitzutheilen.

Ueber die Lage der Dinge in Saïgon äußert sich Mr. Krafft keineswegs günstig. „Was uns ferner mißfallen hat — heißt es S. 129 — ist, offen gestanden, der Mangel an Einigkeit unter unseren Landsleuten. In Saïgon scheinen die politischen Leidenschaften und Parteirivalitäten ebenso lebhaft zu sein, wie in den kampflustigsten Centren unseres schönen Frankreich. Was uns aber am meisten mißfallen hat, ist die Ungenirtheit, mit welcher man vor Fremden, gleichviel welcher Nationalität, die Angelegenheiten der Regierung bald spöttelnd, bald nörgelnd bespricht. Wenn man persönlich den Grad von Solidarität kennen gelernt hat, welcher alle Engländer in Indien so eng verbindet und sie veranlaßt, über ihre Schwächen einen Schleier zu decken oder sie sorgfältig zu verheimlichen, so kann man nur darüber erstaunen, daß ein so verschiedener und kleinlicher Geist unsere Landsleute in Cochinchina beherrscht.

Saïgon überrascht durch seinen Mangel an Leben; man fühlt, daß es kein lebhaftes Centrum ist und wird gewahr, daß die dortige Kolonisation unvollständig ist, ernstliche Unternehmungen nur Projekte bleiben und es an den erforderlichen Kapitalien fehlt. Wann wird denn die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen alles, was Kolonialfragen betrifft, und die Furcht vor dem Auswandern bei uns durch die schon erbrachten Beweise von dem, was man in einem Lande wie Indochina erreichen kann, besiegt werden? Gewiß, es ist Zeit zum Handeln; denn schon gewinnen englische und deutsche Kaufmannshäuser, von den Chinesen ganz zu schweigen, täglich an Terrain und haben bereits einen großen Theil der Geschäfte in Händen. Wie vermag man bei so geringfügigen Resultaten auf die Zukunft Tongkings so großartige Hoffnungen zu setzen?

Endlich scheint es für Jeden, der andere Kolonien im Osten besucht und das dortige administrative Getriebe auch nur ein wenig beobachtet hat, klar zu sein, daß unsere Regierung gegen die Eingeborenen tausendmal zu nachgiebig ist. Man nimmt auf sie unnütze, ja selbst gefährliche Rück-

sichten, und zwar in Folge wahrhaft übertriebener humanitärer Ideen, und hat den Annamiten, einem Volke, welches dieselben zu verstehen unfähig ist, viel zu große bürgerliche und politische Rechte gegeben. Mißbrauch ist die Folge davon, und das pflanzt sich bis in das tägliche Leben und die privaten Beziehungen hinein fort und zeigt sich fast als Impertinenz von Seiten des eingeborenen Wahlmannes, bei welchem die herrschende Nation schon viel zu viel von ihrem Prestige verloren hat! Die asiatischen Völker sind gewiß noch nicht so weit, um sich der Privilegien unserer großen Revolution erfreuen zu können."

Mit besonderer Vorliebe verweilt Mr. Krafft in Japan, dessen reizvolle Natur auf den Touristen, dessen Kleinkunst oder Kunstgewerbe auf den Liebhaber so überaus anziehend wirkt; fast ein Drittel des Textes und fast die Hälfte der Bilder ist diesem Lande gewidmet, das durch seinen plötzlichen Uebergang aus mittelalterlichen in moderne Zustände immer von Neuem unser Interesse, unser Mitgefühl und unsere ungläubigen Zweifel zu erwecken versteht. Gelegentlich der Schilderung einer Theatervorstellung mit den dabei vorgeführten geheimnißvollen, oft blutigen Sitten, ritterlichen Kämpfen, langsamen und pomphaften Gesprächen u. s. w. kommt Mr. Krafft (S. 336 f.) auf einige Charaktereigenthümlichkeiten der Japaner zu reden und meint, daß der Fremde gerade im Theater Aufklärung erhalte über die Philosophie und die ungewöhnliche Widerstandskraft dieses Volkes, Tugenden, welche ihm zwar angeboren sind, aber durch ein bewunderswerthes System moralischer Erziehung noch mehr entwickelt werden. Die stoische Ruhe der zum Tode Verurtheilten auf der Bühne ist nur eine Darstellung dessen, was man alle Tage beim Volke sehen kann, wenn sich Leute gefährlichen Operationen unterwerfen und die größten Schmerzen ausstehen, ohne zu klagen. Ebenso sieht man im Theater die äußerliche Kälte und Gleichgiltigkeit, wie man sie im täglichen Verkehre beobachtet, wo Liebe und Freundschaft sich hinter Formen verbergen, denen die abgemessenste Höflichkeit aufgeprägt ist. Die öffentlichen Liebesbezeigungen, mit denen wir Europäer so verschwenderisch sind, werden hier nicht verstanden und sind überflüssig. Keine Mutter umarmt ihr Kind, und kein Kind wirft sich den Eltern um den Hals; kein Freund schüttelt dem anderen die Hand; Verwandte, intime Freunde trennen sich auf Jahre oder sehen sich nach Jahren wieder und begrüßen sich nach altehrwürdiger gelassener Weise, wie den ersten besten Fremden. In einer von der seinigen so verschiedenen Atmosphäre muß der Europäer entweder seinen ganzen Charakter umändern oder er wird sein bischen Geduld für immer verlieren. Geduld und Selbstbeherrschung sind aber für den Japaner am meisten charakteristisch; es sind Eigenschaften, deren Mangel er bei keinem Anderen gelten lassen will, so daß er Jeden, der sich heftig zankt oder die Schwäche hat, sich zu ärgern, mit dem verächtlichen Worte jakamashi oder Narr bezeichnet. Für den Japaner ist in der That Jeder, der seinen Zorn nicht bemeistern kann, ein seiner Vernunft beraubtes Wesen — und sicher ist, daß die meisten Europäer sich hier jenes Beiwort redlich verdienen!

Auch über die Zukunft des Landes und Volkes giebt Krafft sein Urtheil ab — ob es richtig ist oder nicht, wer will das ermessen oder beweisen? Die Welt steht da in der That einem Schauspiele gegenüber, wie es ihr noch nie geboten worden ist. Noch keine zwei Jahrzehnte sind seit dem Beginne desselben verstrichen. Was sind 20 Jahre im Leben eines Volkes, und wer will jetzt schon den Ausgang voraussagen? Aber Niemand wird den Ausführungen Krafft's (S. 355 ff.) ihr großes Interesse absprechen können.

„Heute haben sich die Fremden — schreibt er — in fünf internationalen Häfen festgesetzt und fordern die Eröffnung des ganzen Landes. Der Mikado, seiner mystischen Attribute beraubt, zeigt sich bei jeder Gelegenheit wie ein gewöhnlicher Sterblicher, ohne auch nur mit den Achtungsbezeugungen begrüßt zu werden, welche früher jeder Samurai zu fordern berechtigt war. Die großen und kleinen Daimios sind ihrer Einkünfte und Heere beraubt; ihre zerstörten Clane verschmelzen mit der übrigen Bevölkerung; die Mitglieder der Kriegerkaste sind einfache Regierungsbeamte geworden oder müssen selbst ihren Unterhalt sich erwerben — manche stehen jetzt im Dienste derselben Fremden, die sie einst gern massakrirt hätten, und andere befördern in Jinrikschas Landsleute, denen sie vor kaum 20 Jahren noch den Kopf abschlagen lassen konnten; die Säbel werden zu Tausenden ausgeführt und überall hin zerstreut, und die Aristokratie im Allgemeinen hat sich auf den Standpunkt der sonst so verachteten Kaufleute herabgelassen und treibt Handel und Industrie. Die Jugend studirt unsere Sprachen und Wissenschaften daheim, in Europa und Amerika, bildet sich dort um und ist bei ihrer Rückkehr wenig geneigt, sich den alten Sitten ihres Vaterlandes wieder anzubequemen. Die Menge des Volkes gewinnt unter dem neuen Systeme der Gleichmacherei von Tag zu Tag an geistiger Unabhängigkeit; der Einfluß der zahlreichen volksthümlichen Zeitungen und der öffentlichen Versammlungen nimmt zu mit der Aussicht auf eine demnächst einzurichtende Volksvertretung. Schon hat man von der Republik gesprochen! Schließlich entwickelt sich ein Verlangen nach Assimilation um jeden Preis, das in oft übertriebener Weise unsere gesammte Civilisation nachahmen möchte, ohne auch nur zu versuchen, unter den nationalen Einrichtungen und ehrwürdigen Ueberlieferungen das, was vielleicht nützlich zu erhalten wäre, sich zu bewahren. Ist es nicht bedauerlich, zu sehen, wie ein großes Volk Vergnügen darin findet, sich selbst zu verleugnen, nachdem es eine Civilisation und eine Kunst von so eigenartigem Gepräge hervorgebracht hat?

Nicht allein ist es verschwunden, jenes Alt-Japan, welches begünstigte Zeitgenossen von uns noch als eine mittelalterliche Organisation kennen gelernt haben, wie wir sie nur in Büchern studiren, in Denkmälern und Ruinen zu erkennen versuchen, in Gemälden rekonstruiren und dessen künstlerische Reste wir als unnachahmliche Andenken sammeln; nein, auch das Japan von gestern ist schon in gleicher Weise verschwunden, um dem von morgen Platz zu machen, über welches die moderne Civilisation allmählich den einförmigen Ton ausbreiten wird, der bald die ganze Welt bedeckt.

Was wird nun aus einer so gründlichen Umwälzung werden, welche noch lange nicht der Erwartung einerseits ihrer Urheber, andererseits der aus Handelsinteressen eingedrungenen Fremden entspricht? Die Regierung wurde in enorme Ausgaben gestürzt und kämpft jetzt mit sehr ernstlichen finanziellen Schwierigkeiten. Die Beruhigung der Gemüther ist noch nicht überall beendet. Der Gang der Geschäfte ist kein zufriedenstellender. Man hat eben ein Volk mit Importen überhäuft, welches wenige Bedürfnisse hat, dieselben demnach selbst zu befriedigen vermag und in der That dieses Ziel mehr als je zu erreichen bestrebt ist. Japan strengt sich jetzt an, alles nachzumachen, was es in der Fremde gelernt hat; es macht seine Kanonen und Flinten, wie sein Geld selbst, richtet Spinnereien und Raffinerien ein und erzeugt selbst Alles, was ihm seit der Berührung mit dem Westen nützlich geworden ist, bis herab auf die unbedeutendsten Dinge (z. B. die schwedischen Zündhölzer).

"Wird man das Land entschlossen dem freien Zutritte der Fremden öffnen? Werden die Reformen in raschem Tempo sich folgen? Und werden sie im Interesse Aller durchgeführt werden? Lauter Fragen, welche nur die Zukunft lösen kann im Vereine mit der bemerkenswerthen Intelligenz eines Volkes, das in seinem Werke der Zeit vorangeeilt ist.

Wer inmitten dieser Fortschrittswuth einen hervorragend konservativen Geist fast unverändert kennen lernen will, der beobachte die Rolle, welche die Frau in Japan spielt. Sanft, geduldig, erzogen in dem Ideenkreise liebevoller Unterwürfigkeit, weiht sie ihre ganze Existenz dem Wohlbefinden ihres Herrn und Meisters; immer heiter und lächelnd, von einer natürlichen, durch Erziehung noch entwickelten Hingebung, übt sie einen Einfluß aus, der anscheinend schwach ist, aber sich doch so weithin in allen Einzelheiten des Lebens fühlbar macht, daß sie ohne allen Zweifel einen der vornehmsten Anziehungspunkte dieses im Stillen von ihr beherrschten Landes ausmacht. Mögen die japanischen Frauen als treue Hüterinnen des Herdes noch lange durch den Kultus der guten alten Ueberlieferungen eine Tugend entwickeln helfen, welche ihre Söhne in Gefahr stehen zu verlieren: den gerechten Stolz auf ihre Nationalität!"

Kürzere Mittheilungen.

Capello's und Ivens' Reise von Mossamedes nach Quelimane.

Ueber die neue Durchkreuzung des afrikanischen Kontinentes (s. oben S. 96), welche die bereits durch ihre Reisen und Arbeiten in Westafrika bekannten portugiesischen Marineofficiere Hermenegildo de Brito Capello und Roberto Ivens in der Zeit vom März 1884 bis Mai 1885 ausgeführt haben, enthält „Le Mouvement Géographique" vom 6. September 1885 einen vorläufigen Bericht (nach Mittheilungen des ständigen Sekretärs der Lissaboner Geographischen Gesellschaft und nach einem Artikel der Cape Times), welchem wir Folgendes entnehmen.

Die Reisenden verließen am 14. März 1884 mit einer schwachen Geleitmannschaft, darunter einige Soldaten der Kolonialarmee, Mossamedes, reisten zuerst durch Gebirgsland nach dem Posten Huilla, dann südsüdöstlich längs des Flusses Kakulovar (Humbe) und östlich längs des Kunene und Kubango (?); die Karte dieses Gebietes, namentlich des Bezirkes Handa (östlich vom Kunene, unter 16° südl. Br.), soll durch ihre Beobachtung sehr verändert werden. Dann kehrten sie nach Norden zurück, betraten das Gebiet des Zambesi und erreichten denselben im Oktober beim Dorfe Libonta (15° südl. Br.), also ungefähr in derselben Gegend, wie 1878 ihr einstiger Gefährte Serpa Pinto. Nachdem sie den Zambesi überschritten hatten, folgten sie demselben am linken Ufer aufwärts, bis sie nach 6 Tagen die Stelle erreichten, wo der Strom durch den Zusammenfluß des Liba und Kabompo entsteht; beide sind fast gleich groß, der von Nordosten kommende und von Livingstone für den Hauptfluß erklärte Kabompo ist 300 m breit, der von Nordwesten kommende Liba 250 m. Nun betraten die Reisenden, sich nach Osten oder Ostnordosten wendend, ein fast nur durch Erkundigungen bekanntes Gebiet, in welchem jene Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Congo und den nördlichen Zuflüssen des Zambesi liegt, eine Gegend, über welche uns die Reise jener beiden schwarzen Händler, der Pombeiros 1808, und diejenige des Mestizen Silva Porto 1853 nur geringe Aufklärung gebracht hat. Auf diesem Marsche von Libonta zum Luapula, durch ein fast menschenleeres, aber an Elephanten und anderem Wilde reiches und mit Urwäldern bedecktes Land, hatte die Expedition mit Hindernissen aller Art zu kämpfen; eines der schrecklichsten darunter war die Tsetse-Fliege, welche weiter im Norden fehlt, längs des Weges der Expedition aber sehr häufig ist und den Tod aller mitgenommenen Ochsen und Jagdhunde herbeiführte. Durch Fieber, Unglücksfälle und Strapazen verlor die Expedition außerdem hier 16 von ihren Trägern nebst deren Lasten. Ueber diesen, jedenfalls den interessantesten Theil der Reise sind die bisher vorliegenden Nachrichten äußerst dürftig, und die Angabe des Lissaboner Sekretärs, daß „die von Capello und Ivens gemachten Beobachtungen in der kartographischen Darstellung des von ihnen durchzogenen Gebietes eine wahre Revolution hervorrufen werden", hat für Niemanden, welcher die Quellen kennt, etwas Ueberraschendes.

Wie es scheint, haben die Reisenden die Quelle des Lualaba, wahrscheinlich des Hauptquellflusses des Congo, aufgefunden und festgelegt. Wie unser Reichard, so haben auch sie in diesem Gebiete vielerlei Widerwärtigkeiten zu überwinden gehabt, namentlich von Seiten Msiri's, des Häuptlings von Katanga, und sie sprechen in ihren Briefen von einem großen Marktplatze, Namens Garanganja, und von den berühmten Kupferminen, denselben, welche kurz vorher, im Juni 1884, Reichard besucht hat. Schließlich erreichten Capello und Ivens den See Moëro und suchten auf das rechte, östliche Ufer des Luapula und von dort nach den belgischen Stationen am Tanganjika-See zu gelangen; sie wurden aber von weiterem Vordringen nach Nordosten durch Krieg und die Verwüstung des Landes abgehalten und gezwungen, südwärts die Gegend zwischen dem Bangweolo-See und dem Zambesi, das von den Babisa-Negern bewohnte Flußgebiet des Loangwa, zu durchziehen. Den Loangwa hat vor ihnen Livingstone zweimal überschritten, im Januar 1856 und im November 1866.

So gelangten sie im Mai 1885 abgemattet und gänzlich abgerissen nach der portugiesischen Station Tete, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Die Reisenden selbst besaßen jeder nur noch ein Paar zerrissener Hosen, aber keine Schuhe mehr; das Fieber hatte sie, im Gegensatze zu ihren Leuten, zwar verschont, dafür aber der Skorbut, eine Folge der beständigen Ernährung mit Wildpret ohne Gemüse, heimgesucht. Ihre Träger waren gänzlich nackt; selbst ihre Schurze hatten sie hingeben müssen, um sich Lebensmittel zu verschaffen.

Nach achttägiger Ruhe fuhr die Expedition den Zambesi hinab nach Quelimane, von wo ihr Erfolg telegraphisch nach Europa gemeldet wurde. Ihr Zug durch Afrika hatte nur vierzehn Monate in Anspruch genommen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Seit etwa einem Jahre besteht in Hamburg eine Gesellschaft von Freunden der Geographie, die sich aus jüngeren Leuten zusammensetzt und den Zweck verfolgt, ihre Mitglieder durch Vorträge, Vorlesungen, Referate u. s. w. zu belehren. Zwei geographische Gesellschaften in einer Stadt wie Hamburg, welches vor 13 Jahren noch gar keine besaß! Man sieht, wie das Interesse für Erdkunde wächst.

— Lange galt — schreibt „Nature“ vom 27. August — der ca. 6000 Fuß (genau 1875 m) hohe Sulitelma auf der norwegischen Grenze für den höchsten Berg Schwedens. Vor einigen Jahren aber stellte sich heraus, daß der Sarjektjåkko in Schwedisch Lappland um etwa tausend Fuß höher sei; kürzlich aber hat Dr. Svenonius, wohl bekannt durch seine Forschungen in jenen Gegenden, erklärt, daß keiner von beiden Bergen der höchste in Schweden ist, sondern diese Ehre dem Kebnekaisse zukommt, welcher bei der Vermessung 7192 Fuß hoch befunden wurde.

— Schwimmende Inseln in Schweden. Eine eigenthümliche Naturerscheinung findet sich auf dem Damsee bei dem Hüttenwerke Tönshammar in Gefleborgs-Län in Schweden. Auf diesem See befinden sich nämlich zehn Inseln von ca. 200 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 3 Fuß Dicke, zum größten Theile aus vermoderten Pflanzenwurzeln bestehend, die je nach dem Winde von einem Theile des Sees zum anderen treiben. Die Inseln sind mit dichten Erlengebüschen und hohem Grase bewachsen, welches letztere die Arbeiter von Tönshammar einernten, indem sie sich Wege aus Brettern auf den unsicheren Wiesen herstellen. Auch die Sumpfbeere gedeiht vorzüglich auf diesen Inseln. — Ueber eine andere, nur dann und wann an der Oberfläche des Sees Ralängen erscheinende Insel liegen einige ältere Berichte vor. Der See Ralängen ist zwischen den Eisenbahnstationen Frinnaryd und Aneby an der östlichen schwedischen Stammbahn belegen und steht durch die Svartå mit mehreren anderen Seen in der Hardesvogtei Norra Wedbo in Verbindung. Ueber diese merkwürdige Insel, welche theils Rörholmen, theils Flottön genannt wird, berichten die älteren Kirchenbücher der Gemeinde Marbäck Folgendes: Im Jahre 1696 wurde die Insel Anfangs September sichtbar und hielt sie sich während 14 Tagen an der Oberfläche des Sees. Im Jahre 1712 zeigte sie sich wieder 14 Tage vor dem Bartholomäustage; zuerst erhob sich das nördliche Ende derselben, am Bartholomäustage nahm die Insel dann die Form eines durch Wasserrinnen in drei Theile getheilten Dreieckes an, trotzdem behielt sie aber ihren Zusammenhang. Nach Verlauf von sieben Wochen verschwand die Insel wieder unter dem Wasser. Im 18. Jahrhundert zeigte sie sich dann noch öfter. Am 2. September 1766 begann sich die Insel während eines heftigen Südweststurmes zu heben und verschwand nicht eher als am 2. November. Bei dieser Gelegenheit wurde sie von mehreren Personen besucht und es wurde von dem Obersten Freiherrn Fredrik Silfverhjelm eine Tafel auf der Insel errichtet, welche mit folgender Inschrift versehen gewesen sein soll: „Jahr 1766, den 24. September, wurde diese Insel von folgender Gesellschaft besichtigt: Landeshauptmann Clas Eric Silfverhjelm, dessen Gemahlin B. S. Ralamb, Oberst G. S. und Gemahlin, Theodor U., Baronin Barnekow, Fräulein Charl. Witting, Kammerherr F. Witting, seine Gemahlin Beata Ruthenschöld, Mamsell Maria Tor. Harmens, Probst P. Tranberg und die Pastoren Pet. Engstrand und Lars Fornander.“ Nach einer Tradition soll die Insel meistens im September und Oktober und fast immer während der Nächte aufgestiegen und verschwunden sein. Aus diesem Jahrhunderte liegt nur ein etwas unsicherer Bericht über das Erscheinen der Insel vor. In den letzten Jahren sind durch Fischer und andere Personen vielfach Versuche, durch Lothungen rc. die Lage der Insel am Grunde zu erforschen, gemacht worden, jedoch ohne Resultat. W. F.

— Die österreichische Regierung beabsichtigt mit Zustimmung der Hohen Pforte eine neue Aufnahme der albanischen Küste vorzunehmen und hat zu diesem Zwecke zwei Kanonenboote nach Corfu abgehen lassen. (Nature.)

— Ueber die Dünen in den Landes (Gascogne) hat Herr Cambrelent, Inspector der öffentlichen Arbeiten, der französischen Ackerbau-Gesellschaft einen Bericht erstattet, dessen wesentlichen Inhalt wir nach „Nature“ (Nr. 825) hier folgen lassen. Diese Sandhügel bedecken eine Oberfläche von mehr als 85 000 ha, und erreichen eine Höhe von über 80 m bei einer Breite von 5 bis 6 km. Ehe man eine Methode gefunden hatte, diese Sandmassen an ihrer Stelle festzuhalten, wurden dieselben fortwährend durch den Wind ins Innere des Landes getrieben, wobei dann Felder und Dörfer, ja selbst Kirchen bis zu dem Thurme hinauf von denselben bedeckt wurden. Nachdem manche Versuche, eine primitive Vegetation auf den Dünen zu erzielen, gemacht worden waren, versuchte Brémontier 1780 sie durch Bepflanzung unbeweglich zu machen; die von ihm unternommene Arbeit wurde mit Ausdauer fortgesetzt und ist erst vor Kurzem beendet worden; diese 85 000 ha, welche der ganzen angrenzenden Landschaft Gefahr drohten, haben sich mit einer prächtigen Waldvegetation bedeckt, wodurch die Dünen an ihrem Platze festgehalten werden; die Sandhügel, eine fortwährend drohende Gefahr, sind jetzt in kräftigen Wald verwandelt. Doch diese Arbeit, welche die schon bestehenden Dünen gegen das Verstäuben schützte, hat natürlich die See nicht verhindern können, täglich neue Sandmassen an der Küste aufzuthürmen, welche ihrerseits die alten Dünen zu begraben drohen. Es war daher die Aufgabe, die Bildung neuer Dünen zu verhindern; zu ihrer Lösung entschloß man sich, eine Düne über Hochwasser anzulegen, welche gerade die umgekehrte Form der beweglichen Sanddünen besitzen sollte; letztere werden nämlich durch den Wind so profilirt, daß sie nach der Seeseite hin sanft abgeböscht sind, so daß der Sand über dieselbe vom Winde leicht hinauf getrieben wird, um an der anderen Seite über die steile Böschung herabzufallen; der Sand kann sich eben nur dadurch aufwärts bewegen, daß die sanfte Böschung eine Reihe geneigter Ebenen bildet. Man unterstützte also die Bildung neuer Dünen, welche jedoch die steile Böschung an der Seeseite hatten. Zu diesem Zwecke wurde eine hölzerne Pallisadirung etwa 120 m von der Wasserlinie längs der ganzen Küste angelegt. Der Sand, welcher landwärts getrieben wurde, stieß zunächst auf dieselbe und fiel größtentheils an ihrem Fuße nieder, wobei nur ein kleiner Theil durch die Zwischenräume drang, welcher durch die Kraft des Windes noch etwas weiter getrieben wurde und unter einer sanften Böschung niederfiel, während am Fuße der Pallisaden nach der Seeseite eine steile Böschung sich bildete. Bald war die Spitze der Pallisadirung erreicht und dann wurde die Holzwand durch eine besondere Einrichtung auf die nöthige Höhe emporgehoben, worauf die Bildung der Düne sich in der vorher beschriebenen Weise fortsetzte, d. h. so, daß der Abhang nach der See-

seite steil, der nach der Landseite flach blieb, ja sogar sich immer mehr abflachte. Zuletzt erreichte die Düne eine solche Höhe, gewöhnlich 10 bis 12 m, daß der Sand nicht mehr über dieselbe getrieben werden kann und zwischen dem von ihr gebildeten Damm und dem Meere festgehalten wird. Er fällt an der Küste nieder, kann nicht weiter landeinwärts geführt werden und wird vom Landwinde wieder nach dem Meere hinausgetragen.

Um den Sand auf der anderen Seite des Dammes festzuhalten, wird er mit Arundo arenaria bepflanzt. Die Wurzeln bringen 4 oder 5 m tief ein und die Pflanze erhält sich immer über dem Sande, welcher sich fortwährend erhöht. Der Erfolg, den man mit den neuen Dünen erreicht hat, ist, wie Herr Chambrelent angiebt, ein vollständiger. Der heftigste Sturm vermag keinen Sand mehr über die Schranke wegzuführen; derselbe fällt unschädlich auf dem Strande nieder und dem weiteren Vordringen des Sandes, welcher unaufhörlich aus dem Meere neu angeführt wird, ist ein unübersteiglicher Damm entgegengestellt.

— Der Georgs-Tag (23. April) hat in ganz Rußland eine ganz besondere Bedeutung. Das russische Volk hält den heiligen Georg für den Beschützer der Felder und der Feldfrüchte. Seit alter Zeit werden an diesem Tage Messen gelesen und Gebete gesprochen, in welchen der heilige Georg um Segen der Triften und um reiche Ernte angefleht wird. In Kleinrußland werden an diesem Tage Processionen veranstaltet. An diesem Tage treibt man zum ersten Male im Jahre das Vieh auf die Weide. In alten russischen Volkslegenden wird der heilige Georg auch als Beschützer der Hausthiere und als derjenige angesehen, welcher die Hausthiere vor Krankheiten und Seuchen hütet. Der Volkssage nach reitet er am 23. April auf seinem weißen Rosse ins Feld, beschützt das Vieh vor wilden Thieren, besonders vor Wölfen. In dem alt-russischen politischen Leben ist der heilige Georg so wichtig geworden, daß sein Bild in das Reichswappen aufgenommen und auf die Moskauer Münze geprägt wurde. Bekannt ist, daß, bevor die Russen das Christenthum angenommen hatten, der Märtyrer Georg bei den anderen slavischen Völkern, wie auch bei den Griechen, als Beschützer des Ackerbaues und der Viehzucht galt. Das alt-russische Volk glaubte, daß die Frühlingswässer, besonders als Schnee und Regen, heilkräftig und fähig seien, die Natur zu verjüngen, daß sie alles Unreine vertreiben, daß sie Schönheit, Jugendkraft, Gesundheit und Stärke verleihen könnten. Der alt-heidnische Glaube an die Wunderkraft der Frühlingsnatur, welche sich in Thau, in Regen und anderen Dingen äußert, ist auch heute noch beim Volke erhalten. An einigen Orten verehrt man den heiligen Georg als Beschützer der Bräute; an dem ihm geweihten Tage schmücken sich die Jungfrauen und flehen ihn an, ihnen einen Bräutigam zu bescheeren. In landwirthschaftlicher Beziehung sind an den Tag des heiligen Georg eine nicht geringe Menge von Anzeichen und Beobachtungen geknüpft, aus denen die Landleute auch heute noch den Ausgang der Ernte und das Wetter prophezeien. Nicht selten nennt das Volk den heiligen Georg den Wasserträger, weil es üblich ist, am Georgstage mit besonderer Feierlichkeit an Quellen und Flüssen Wasser zu weihen. Dem Volksglauben nach hat das am Georgstage geweihte Wasser eine sehr wohlthätige Bedeutung für das Gedeihen der Felder; es heißt beim Volke Georgsthau und mit demselben werden bei Processionen Felder und Aecker besprengt.

Asien.

— Die indische Regierung hat dem Panditen Kishen Singh Milwal den Titel Rai Bahadur und ein abgabenfreies Dorf in Oude zu dauerndem Besitze verliehen. Der Pandit ist ein Beamter der Landesaufnahme, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Lebender für die Erforschung Tibets gethan hat. In geographischen Kreisen ist er unter der Chiffre A... K... bekannt (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 61 u. 190).

— Ein französischer Gelehrter, Dr. Le Bon, beklagt sich in der „Revue scientifique" über die unangemessene Weise, in welcher die Engländer in Indien die Alterthümer behandeln. Die merkwürdigsten alten Gebäude, Tempel u. s. w. werden abgebrochen, um Material für die Straßen zu liefern (also ganz dieselbe Weise, in welcher die Franzosen die römischen Reste Algeriens mißhandeln). Die Hälfte der Paläste der Moguls zu Delhi ist im Interesse von Hütten und Ställen abgebrochen, in Khajwraho sind zwanzig Tempel mit Skulpturen, welche schöner als die schönsten Arbeiten des Mittelalters waren, ganz verschwunden; der Tempel von Tschandavrati, welcher für eines der Wunder des Landes galt, wird nach einem vor einiger Zeit veröffentlichten Rapport des Major Cole als Steinbruch gebraucht. Ueberall, wo neue Wege angelegt werden, verschwinden die alten Thore und Bilder, und die Erhaltung so vieler merkwürdiger Ueberreste der alten Zeit ist nur dem Umstande zu verdanken, daß sie an entlegenen Orten stehen und dadurch einer „nützlichen Verwendung" weniger preisgegeben sind. Die Eingeborenen folgen dem von den Europäern gegebenen Beispiele, und dazu kommt noch, daß eine verkehrt angewendete Sorge für die Erhaltung manchmal zum Uebermalen und Weißen der Alterthümer führt (auch in anderen Ländern bekannt!). Seit 15 Jahren besteht, wie Dr. Le Bon sagt, eine Kommission, welche unter dem Schutze der Regierung die Denkmäler der Vergangenheit aufspürt und untersucht. Doch sie hilft nicht viel. Sie fördert ihre Arbeit so langsam, daß dieselbe wohl in hundert Jahren nicht vollendet sein wird. Sie macht Zeichnungen und Grundrisse und hinter ihr kommen die Männer, welche die Tempel zerstören und die Ueberreste für „nützliche Zwecke" verwenden.

— Wie aus Singapore berichtet wird, besteht die Absicht, auf den Keeling-(Kokos-)Inseln ein Kohlendepot anzulegen, und sollen diese Inseln, welche bis jetzt unter dem Gouvernement von Ceylon stehen, der Regierung der Straits Settlements untergeordnet werden.

— Ueber die Orang Sakey, die Aboriginer von Salangor (Halbinsel Malakka), wird von Herrn Rodger Folgendes mitgetheilt: Die Zahl derselben beläuft sich auf 700 bis 800. Der Stamm zerfällt in neun Abtheilungen unter Batin genannten Häuptlingen. Sie erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch das Sammeln von Waldprodukten; jedem ihrer Trupps haben sich einige Malayen angeschlossen, welche den Verkauf der von jenen heimgebrachten Gegenstände betreiben und ihnen dafür Salz, Tabak u. s. w. liefern; mit einem Worte, es ist ein System des Tauschhandels, wobei natürlich der Löwenantheil den Malayen zufällt.

Soweit bekannt, haben die Sakeys keine besondere Form der Gottesverehrung, sind jedoch sehr abergläubisch, glauben an gute und schlechte Vorzeichen, sehen gewisse Vögel als heilig an und verlassen sofort ein Dorf, wenn eines der Mitglieder der Dorfgemeinschaft da stirbt, da sie es in diesem Falle für unglückbringend ansehen. Sie tatuiren allerlei Bilder auf die Arme, scheinbar nur zum Schmuck, unterscheiden sich jedoch nicht den Stämmen nach durch verschiedene Figuren, ähnlich den Totems der nordamerikanischen Indianer. Nichts, was eßbar ist, sehen sie als unrein an, sondern verspeisen Affen, Schlangen, Skorpione, Ratten, die sie mittels Sempitan oder Blaserohre tödten, mit denen sie einen Pfeil wegblasen, dessen Spitze in den Saft des Upasbaumes getaucht ist. Um größeres Wild, wie Rehe, wilde Schweine u. s. w. zu fangen, wenden sie ein mechanisches Selbstgeschoß an, welches die Malayen blantek bulu nennen. Dasselbe besteht aus einem angeschärften Bambu-Spieß, den man horizontal auf einem eingekerbten Klotze befestigt, und einem umgebogenen jungen Stamm, der durch einen Rottanstrick festgehalten wird. Dieser Strick wird quer über einen durch

den Dschungel führenden Pfad festgemacht und bei der leisesten Berührung wird der junge Baum frei und der Speer mit solcher Kraft fortgeschleudert, daß er den Körper eines Rehes durch und durch durchbohrt.

Die Sakeys leben in kleinen Hütten, die von Bambu gebaut, mit Blättern von der Bertan-Palme gedeckt sind und sich acht Fuß oder mehr über dem Boden erheben. Sie sind sehr scheu und erschrecken leicht, sind aber ganz unschädlich und gewöhnen sich nach und nach an die Europäer, welche sich oft ihrer Dienste bedienen, um Wild aufzuspüren und Wege durch die Dschungel anzulegen. Sie sind kleiner von Gestalt, im Uebrigen aber den Malayen äußerlich sehr ähnlich und unterscheiden sich von ihnen gewöhnlich nur durch wellenförmiges anstatt des schlichten Haares. Die Kollektöre haben Befehl empfangen, diese Eingeborenen-Stämme möglichst zu beschützen.

— Wie der „North Borneo Herald“ vom 1. Juli meldet, hat die englische Regierung ihre Zustimmung dazu gegeben, daß das streitige Gebiet Brunei zwischen dem unter englischem Protektorate stehenden Nord Borneo und dem Sultanate Serawak getheilt wird. Ersteres erhält den Distrikt Padas Kalias (Dent-Provinz), letzteres die Distrikte Trusan und Limbang, wobei vorausgesetzt wird, daß die Autoritäten von Brunei ihre Zustimmung zu der Abtretung geben.

Afrika.

— Nach noch nicht officiell bestätigten Nachrichten soll die ganze, von den Watua und Somali bewohnte Küste Ostafrikas zwischen dem Tana- und dem Dschub-Flusse (0° 20′ bis 2° 30′ südl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt worden sein. Dieselbe Küste war letzthin das Ziel einer wissenschaftlichen und kommerciellen Untersuchungsfahrt des italienischen Schiffes „Agostino Barbarigo“, an dessen Bord sich der Afrikareisende Cecchi befindet. Die Meldung, daß der „Barbarigo“ dort in Port Johnes (oder Kiomboni Bai, unter 1° 10′ südl. Br.) die italienische Flagge gehißt habe, wird bereits widerrufen.

— Die Regierung der „Neuen Republik“ im Zulu-Lande (s. oben S. 160) hat für den 2. Oktober den Verkauf von 300 städtischen Wohnplätzen in der Nähe der S. Lucia-Bai angekündigt.

— Die letzte Abtheilung des östlichen Eisenbahnsystems von Kapland, welches nördlich bis Aliwal North am Oranje-Flusse reicht, ist im August von dem Kommissar für Kronländereien und öffentliche Werke eröffnet worden. Von der Verlängerung des westlichen Systems bis Kimberley in den Diamantenfeldern abgesehen, woran jetzt fleißig gearbeitet wird, ist damit das gesammte, vom Parlamente der Kolonie bewilligte Bahnnetz fertig gestellt. Alle drei Systeme, das westliche, mittlere und östliche, umfassen zusammen 1367 engl. Meilen, und wenn man eine Anzahl kleiner Zweigbahnen, wie nach King Williams Town, Grahams Town, Malmesbury, Colesberg &c. mitrechnet, 1562 Meilen, welche 14 388 600 Pfd. St. gekostet haben. Die etwa 80 engl. Meilen lange Bahn nach Kimberley wird die Länge auf 1642 Meilen, die Anlagekosten auf 14 788 600 Pfd. St. bringen. Die Ein-Einnahmen der Bahnen in den ersten sechs Monaten dieses Jahres deckten die Unterhaltungs- und Betriebskosten und ergaben außerdem eine 3½ procentige Verzinsung des Baukapitals.

— Der Leiter der niederländischen Afrika-Expedition (vergl. „Globus“, Bd. 47, S. 64, 207, 301), D. D. Veth, ist am 19. Mai d. J. am Flusse Kalakonga zwischen Benguella und Humpata dem Fieber erlegen. Der eine seiner Begleiter, van der Kellen, wird wahrscheinlich die Forschungen und Sammlungen fortsetzen, der andere, Goddefroy, hat die Rückreise angetreten.

— Die Expedition des Lieutenant Wißmann, welche im November 1883 Europa verließ und deren Aufgabe es war, den größten Zufluß des Congo, den Kassai, zu erforschen (siehe „Globus“, Bd. 47, S. 272 u. 336), hat glücklich die Ufer des Congo erreicht. Die in Brüssel eingetroffene Depesche lautet sehr lakonisch: „Madeira, 1. September 1885. Wißmann in Kwamouth am Congo angelangt.“ Es ergiebt sich daraus noch keineswegs, wie manche Zeitungen bereits annehmen, daß der Kassai sich mit den Kuango vereinigt und bei Kwamouth in den Congo fällt; es ist übrigens müssig, jetzt, wo ausführlichere Nachrichten bald erwartet werden dürfen, sich in Spekulationen über den hydrographischen Zusammenhang der südlichen Congo-Zuflüsse zu ergehen.

— Das Wachsthum der Mangroven. Während eines kurzen Aufenthaltes am Kamerun hatte Dr. Ernst H. L. Krause Gelegenheit zu beobachten, daß die Bildung der Mangrovebestände am Unterlaufe dieses Flusses etwas anders vor sich geht, als wie sie gewöhnlich geschildert wird. Aus der reifen Frucht wächst die Wurzel hervor bis zu einer Länge von etwa 60 cm. Die Sträucher sind mit diesen hellgrünen, an der Spitze braunrothen Gebilden dicht behangen. Wenn die Wurzel die angegebene Länge erreicht hat, lösen sich die Keimblätter von der jungen Pflanze. Jene bleiben in der Fruchtschale, diese fällt ab und bohrt sich mit der harten Spitze in den Schlick ein, treibt dort alsbald Seitenwurzeln und erwächst zu einem neuen Strauche. Die Wurzel des Keimlings ist über der Spitze verdickt, so daß die junge Pflanze stets senkrecht fällt. Haftet der Keimling nicht im Boden, so schwimmt er senkrecht, die Stammspitze einige Centimeter über das Wasser erhebend. Die Gipfelknospe steht auf dem oberen Ende der langen Wurzel wie auf einer Plattform, welche letztere durch die Narben der Keimblätter gebildet wird. Große Wiesen solcher Mangrovekeimlinge treiben im unteren Kamerun. Luftwurzeln entstehen unabhängig von der Fruchtbildung in großer Menge. Sie wachsen abwärts bis zur Wasserfläche. Unterhalb der Fluthgrenze verdicken und verzweigen sie sich, ohne den Boden zu erreichen. Dies findet vielmehr erst dann statt, wenn in Folge der Schlickanhäufung der Boden von der Fluth nicht mehr oder nur ganz vorübergehend bespült wird. Die unten am Stamme entspringenden Wurzeln, auf denen die Mangrove wie auf Füßen steht, haben sich wahrscheinlich unter Wasser aus der Wurzel des Keimlings abgezweigt. (Ber. d. botan. Ges. 1885. S. 240.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

IV.

(Die Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von F. Régamey.)

Die Weiterreise von Tritschinapali nach Tandschor führte durch ein fruchtbares, mit kleinen Tempeln, Alleen von thönernen Riesenpferden und Seen ausgeschmücktes Land, bis sich auf einem von Befestigungswerken umsäumten Felsen der große Tempel von Tandschor, eine gewaltige Pagode, das vollendetste Werk brahmanischer Architektur, zeigte. Von den beiden Befestigungsmauern ist die äußere sehr alt und zur Besetzung durch Bogenschützen eingerichtet, während die innere, eine Schöpfung des vorigen Jahrhunderts, zur Aufnahme von Kanonen dienen kann. Der erste Gopuram, durch welchen der Weg in das Innere des Tempels führt, ist von einer bizarren Eleganz und ein einzig dastehendes architektonisches Werk mit sieben Stockwerken, welche mit nach hinten gebogenen, heiligenscheinartigen Stirnziegeln, die an Pfauenschwänze erinnern, ausgeschmückt sind. Wie man sagt, daß gothische Bauten gleichsam aus Spitzen bestehen, so scheint dieser Thurm wie aus Federn zusammengesetzt, die sich meist fächerförmig zusammen gruppiren und dem Gebäude trotz seiner Großartigkeit den Anschein einer erstaunlichen Leichtigkeit geben. Neben diesen Skulpturen finden sich Darstellungen von Göttern, besonders des Siva, dem der Tempel geweiht ist, und des Krischna, der letzten Inkarnation Wischnu's, des liebenswürdigen neckischen Gottes, meist tanzend oder mit den sich hinter Säulchen versteckenden jungen Mädchen schäkernd.

Gleichsam um durch den Kontrast die später folgenden Eindrücke zu steigern, ist der zweite Gopuram nur niedrig und unschön, doch erscheint hinter demselben die Höhe, Anmuth und Mächtigkeit des Tempels in vollstem Maße. Man tritt hinein in einen von Säulengängen und offenen Kapellen eingefaßten Hof, in welchem von Baumgruppen und Tempelchen umgeben das große Heiligthum, und vor demselben in einer offenen Steinhalle der in ganz Indien berühmte kolossale Stier von Tandschor liegt.

In dieser Vereinigung der verschiedenartigsten Konstruktionen ist es in wunderbarer Weise geglückt, alle Charaktere und Empfindungen der Architektur zum vollendeten Ausdrucke zu bringen: die Leichtigkeit und Mächtigkeit, Pracht und Einfachheit, Ruhe und Beweglichkeit, Gleichmuth und Uebermuth. Der ganze Tempel gleicht einer großartigen Dichtung, einem religiösen Heldengedichte von reinster Form, genialer Ausführung und lieblicher Ausschmückung im Einzelnen.

Obgleich in braunem Porphyr ausgehauen, erscheint das riesige Steinbild des Stieres wie aus glänzender Bronze, in Folge der steten Benetzung desselben mit Oel und Butter. Es ruht auf einem mit mehreren Stufen versehenen Unterbaue und unter einem Steindache, das von anscheinend überaus zierlichen Säulen getragen wird, offenbar um dadurch die gigantische Masse des Ungeheuers noch mehr hervortreten zu lassen. So kommt es, daß das eigentlich

nur sechs Meter lange Steinbild deren zwanzig zu messen scheint, und daß man erstaunt, wenn man die riesigen Monolithen und gewaltigen Platten aus der Nähe betrachtet.

Dieser Stier ist das Reitthier Siva's. Um die Bedeutung dieser Mythe zu finden, muß man bis auf die vedischen Hymnen zurückgreifen, welche den Blitz mit einem anspringenden Stiere vergleichen, der die Regenwolken, die Kühe des Himmels, befruchtet; auch die Sonne ist ein Stier und verbindet sich mit der Erde, Aurora ist eine junge Kuh, der gestirnte Himmel ein Ochse. Und das Thier ist weiß, scheckig oder schwarz, je nachdem es den Tag, das Gewitter oder die Nacht darstellt. Der Stier des Siva ist — wenigstens zu Tandschor — schwarz, weil er ein nächtliches, vielleicht den Todten geweihtes Wesen repräsentirt, welches sich in jeder Nacht erhebt und einen Rundgang um den Tempel macht. Deshalb werden auch allabendlich große Feuer in dem Tempelgehege angezündet, um seinen geheimnißvollen Gang zu erleuchten. Auch Apis war ein den Todten geweihter Stier, eine Verkörperung des Osiris, der Gott des Todes, die Sonne der Nacht; wahrscheinlich haben die ägyptischen Götterstiere Mnevis, Apis, die Kuh Athor, ihren wahren Ursprung und ihre Erklärung in den Vedas. Vielleicht bringen auch umgekehrt die an den Ufern des Nil gefundenen an Genauigkeit mehr und mehr gewinnenden Ueberlieferungen einiges Licht in die Geschichte Indiens.

Ueber die Benennung des Stieres zu Tandschor sind sich die Eingeborenen selbst noch unklar; meist nennen sie ihn Nandi, während die Brahmanen als Nandi „den Glücklichen", den die Pforte der Unterwelt bewachenden Stier bezeichnen, der hier auch in einer kleinen Kapelle dargestellt ist. Dieser Todtenwächter wird oft mit einem Menschenkörper und Stierkopf und eine Keule haltend auf gewissen griechischen Vasen gefunden: der unerbittliche Minotaurus, welcher Jünglinge und Jungfrauen tödtet. Der große, Siva geweihte und diesem bald als Reitthier dienende, bald vor seinem Tempel lagernde Stier würde dann Darmadevan sein, das Symbol der Tugend, der Pflicht, der Gesetzestreue.



Die Umwallungen des Tempels von Tandschor (Tanjore).

Der Tempel bildet eine hohe, steile Pyramide von sechzehn Etagen und endet oben in eine turbanartige Spitze, welche aus einem einzigen Steinblocke gearbeitet sein soll; seine Höhe ist ungefähr gleich der der Kirchthürme von Notre-Dame zu Paris. Die an allen Stockwerken sichtbaren Fenster verleihen dem Baue einige Leichtigkeit, sind aber nur Nischen, in welchen an Festtagen Lampen angezündet werden. Gleich den ägyptischen Pyramiden ist das Bauwerk sonst durchaus massiv, und nur das eigentliche Sanctuarium bildet einen inneren Hohlraum.

Die Runde um den Tempel machend, entdeckt man ein kleines Wunder; aus dem Grün der Cocospalmen hebt sich der Tempel des Subramayen ab, gleichsam eine Verjüngung des großen Tempels neben ihm: ein wahres Kleinod könnte man ihn nennen, denn das ist mehr Juwelierarbeit in Stein als Architektur. Guimet sah die Großartigkeit der ägyptischen Monumente und die Harmonie der Tempel von Athen, er sah den Reichthum gothischer Kathedralen und die Eleganz der Schöpfungen der Renaissance: aber ohne an diese durch die Bewunderung der Jahrhunderte geweihten Meisterwerke tasten zu wollen, glaubt er den Tempel zu Tandschor als das Ideal der Harmonie, der Pracht, der Eleganz und ungeachtet seiner geringen Größenverhältnisse auch der Großartigkeit halten zu müssen.

In den Details der Skulpturen ist der dem Subramayen geweihte Pfau öfter dargestellt und ganze Gruppen ruhender Pfauen finden sich an den Ecken des Trottoirs. Sicherlich verbirgt sich im Inneren des Tempels ein Niemandem sichtbares Idol; die hier verehrte und angebetete Gottheit aber steht in einer der äußeren Nischen als eine reich gekleidete Gestalt mit einem Pfaue. Diese Statue wird derart mit zerlassener Butter benetzt, daß man an ihrer Basis eine große Rinne zum Sammeln des Ueberflusses

angebracht hat, aus welcher die Gläubigen das heilige Fett entnehmen können.

Gewöhnlich wird diese Gottheit Wischnu mit dem Pfaue genannt; jedoch versichern die Brahmanen, daß Subramayen keinerlei Beziehung zu Wischnu habe, daß es vielmehr einer der vier Söhne Siva's sei. In der Epoche des Râmayâna, wo es üblich war, alle Mythen auf Kämpfe der Götter mit Riesen zurückzuführen, bildete man auch eine Legende über Subramayen: Siva ließ letzteren aus seiner Stirne erstehen, um den Riesen Sura-parpma (wörtlich „die lahme Sonne", ein Name, welcher an den hinkenden Vulkan, das aus dem Himmel vertriebene Feuer, am besten gesagt, an die untergehende Sonne, erinnert) zu vernichten. Dieser Riese hatte durch Bußen die Herrschaft über die drei Welten und die Unsterblichkeit erlangt, ließ sich aber so viel zu Schulden kommen, daß er bestraft werden sollte; der gegen ihn ausgesandte Subramayen bekämpfte ihn vergeblich 10 Tage lang, vermochte aber endlich vermittels einer von Siva erhaltenen Waffe den Riesen in zwei Theile zu spalten, deren einer sich in einen Pfau, der andere in einen Hahn verwandelte. Subramayen verlieh ihnen ein besseres Herz, so daß sie Siva anerkannten. Es ist leicht, in den beiden Vögeln Tag und Nacht, Himmel und Erde zu erkennen. Der Gott mit dem Pfaue ist also das gestirnte Gewölbe, welches sich um die Erde bewegt; er wird häufig mit sechs Köpfen dargestellt, welche gerade der Zahl der indischen Plejaden entsprechen, und mit zwei Gattinnen, einer großen und einer kleinen, wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem Sternbilde des Großen und Kleinen Bären.



Der erste Gopuram im Tempel von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

Es handelt sich hier um eine der bedeutungsvollen astronomischen Mythen. Subramayen, welchen die Siva-Verehrer in den Hintergrund gedrängt haben, und dem sie nur eine untergeordnete Verwandtschaft mit ihrem Gotte zuerkennen, findet sich in allen hervorragenden Tempeln

des Siva wieder und ist nicht, wie Sokker in Madura, nur eine Lokalgottheit. Die Tempel in Tandschor scheinen rein brahmanischen Charakters zu sein; nirgends findet sich eine Legende oder auch nur ein Name, der auf einen früheren Ursprung hindeutete, und es ist die Epoche der Sektenbildung, der wir diese bewundernswerthen Bauwerke verdanken.

Wie in Museen ist in den um den Hof herum liegenden Kapellen alles Mögliche enthalten: zunächst noch ein enormer, aus einem Steine bestehender Stier von fast gleicher Größe wie der oben beschriebene und von gleichem Fettglanze; dies würde der eigentliche Nandi sein. Dann Lingams von schwarzem Gesteine und einige Fragmente von schönem Stile, zweifellos von einem noch älteren Monumente herstammend, darunter die Büste eines Weibes mit einem Schweinskopfe, vermuthlich die Gattin Wischnu's, während dieser selbst Eber war. Andere Statuen stellen Götter mit halb menschlichem, halb Schlangen-Leibe, gefalteten Händen und einem Kopfputze ähnlich dem des Osiris dar. Der Hintergrund der Kapellen ist verunstaltet durch gräuliche moderne Malereien, unter Anderem Radschahs, Soldaten mit ihren Liebsten, vermischt mit Göttern, darstellend. Eine Inschrift belehrt uns, daß diese Sudeleien im Jahre 1875 auf Befehl des Radschahs von Sakaranisaïb angebracht wurden und die 60 heiligen „Streiche" des Gottes von Madura verbildlichen sollten, so daß also hier dem reinen Sivaismus auch eine lokale Gottheit beigesellt wird.

Gehen wir auf einige dieser scherzhaften Legenden etwas näher ein:

Ein auf der Jagd in den Wäldern um Madura herum befindlicher Radschah stößt auf eine Sauenfamilie und tödtet die beiden Alten. Von Mitleid für die verwaisten Jungen ergriffen bittet die Göttin Minatschi ihren Gatten Soka-Lingam, sich jener anzunehmen, worauf dieser sich in ein Mutterschwein verwandelt und die Jungen selbst säugt. Dank dieser Göttermilch wurden aus den Ferkelchen übernatürliche Wesen, welche vom Schweine nur den Kopf behielten und in dem Königspalaste die Rolle als Thürwächter spielten. Eine andere Legende erzählt, daß Soka-Lingam,

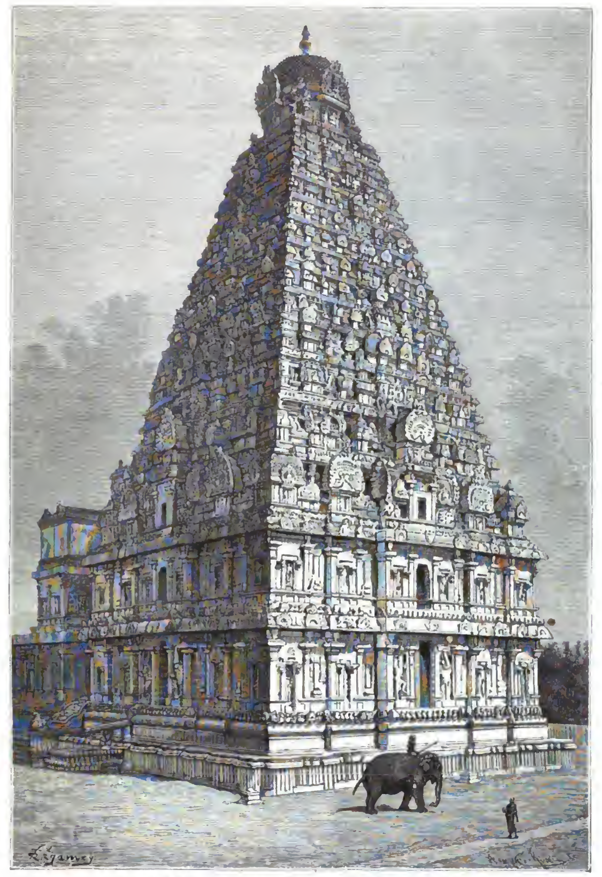


Der große Stier von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

welcher überhaupt zum Zeitvertreibe Verwandlungen liebte, die Gestalt eines Heiligen annahm und allerlei Wunder verrichtete: er machte junge Leute alt und verjüngte die Alten, heilte Blinde, machte Sehende aber blind; dann versetzte er große Bäume und trieb überhaupt vermöge seiner übernatürlichen Macht allerlei Possen. Gewissermaßen um die göttliche Natur des Heiligen zu erproben, erbat der Radschah Abitsche Pandi ein speciell ihm selbst gewidmetes Wunder. Da verwandelte der Gott bereitwilligst einen großen Stein in einen Elephanten, der, wie dies hier dargestellt ist, dem Fürsten ein Stück Zuckerrohr aus der Hand wegfraß.

Dieser sonderbare, zu Scherzen aufgelegte Gott war ursprünglich eine Gottheit des Himmels, verließ aber diesen, um auf die Erde hernieder zu steigen und sich in Vertraulichkeiten mit seinen Verehrern einzulassen. Auch Krischna, der Gott der Nacht, hatte ein gleiches Loos und wurde aus einem gefürchteten ein liebenswürdiger und schäkernder Gott.

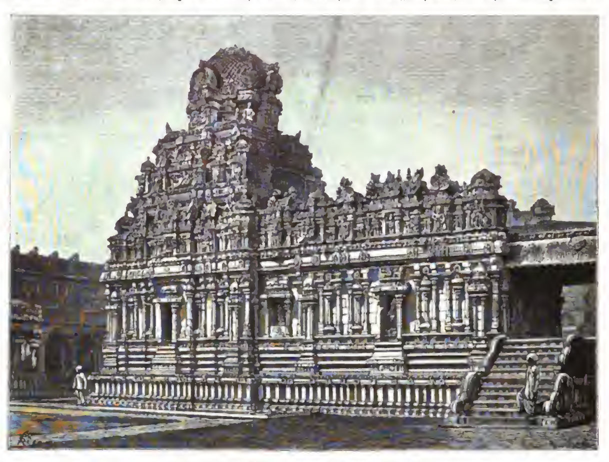
Im Tempel von Madura wird ein altes Manuskript aufbewahrt, welches über die Erschaffung dieses Bauwerkes folgende offenbar von den Brahmanen erfundene Legende berichtet: Indra, der König der Götter, hatte einen Beichtvater und Rathgeber, dessen Aufgabe es war, ihn vor Sünden zu bewahren. Mit diesem überwarf er sich eines Tages und wurde von ihm verlassen. Da aber gerieth der erhabene Götterfürst auf Abwege und beging eine Sünde nach der anderen, bis er schließlich sogar einen Riesen, unglücklicher Weise einen aus der Kaste der Brahmanen, tödtete. Unter furchtbarsten Gewissensbissen zog sich Indra nun von der Welt zurück und wußte nichts Besseres zu thun, als sich in den Stengel einer Wasserlilie zu flüchten. Der himmlische Thron wurde also vakant und die Götter sahen sich genöthigt, als Nachfolger Indra's einen Sterblichen zu wählen, welcher in frommen Zauberkünsten stark genug war, um sogar göttlichen Wesen überlegen zu sein. Er hatte sich die Götter durch hundert Pferdeopfer, welchen sie am wenigsten widerstehen zu können scheinen, gefüge gemacht, doch warteten sie nur auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Diese bot sich dar, als Jener noch immer nicht zufrieden, sogar die Hand nach der Göttin Indrani aus-



Die große Pyramide des Tempels von Tandschor. (Nach einer Photographie.)

streckte und, trotz der Weigerung der letzteren, dem Rathschlusse der Götter gemäß die Hochzeit hergerichtet wurde; denn als der ehrgeizige Sterbliche in einer Sänfte durch die Reihen der Heiligen im indischen Paradiese getragen wurde, konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln und rief „sarpa, sarpa!", welches „Vorwärts", aber auch „Schlange" bedeutet. Dieses Wortspiel sich zu Nutzen machend, thaten die Himmlischen so, als wenn sie verstanden hätten, daß Jener in eine Schlange verwandelt sein wolle, willfahrten sofort diesem Wunsche und der Thron ward abermals vakant.

Inzwischen hatte sich der Zorn des früheren Rathgebers des Königs gelegt und im Vereine mit den übrigen Göttern suchte er den unglücklichen Indra in seinem Lilienstengel auf und versprach ihm volle Absolution, wenn er Pilgerfahrten nach allen Heiligthümern der Erde unternähme. Von Tempel zu Tempel irrend suchte er vergeblich Befreiung von seinen Gewissensqualen; endlich aber langte er an



Der Tempel des Subramayen. (Nach einer Photographie.)

einem herrlichen Walde an, wo er sich sofort von der Last seiner Verbrechen erleichtert fühlte. Hocherfreut nach der Ursache dieser Wunderwirkung spürend, entdeckte er als solche am Ufer eines Sees ein Lingam, das Symbol des Gottes Siva. Sofort ließ Indra den Architekten des Olymps kommen und das kostbare Emblem mit einem Bauwerke, strahlend von Gold und Edelsteinen, umgeben; seitlich davon errichtete er ein Heiligthum zu Ehren der Gattin Siva's und brachte zur weiteren Ausschmückung in dem See goldene Lotosblumen an. Das von Indra angebetete Lingam ist noch jetzt im Tempel von Madura zu sehen.

Es leuchtet ein, daß diese Legende, der Idee der Brahmanen entsprossen, auf eine Verherrlichung Siva's hinzielt und also der Zeit entstammt, wo sich der Brahmanismus in einzelne Sekten auflöste, welche der einen oder anderen Gottheit den Vorrang vor den übrigen zuzuerkennen bestrebt waren.

Die Kalang auf Java.

Von **Emil Metzger.**

II.

Was den Namen betrifft, so will ich über die Frage der eigentlichen Bedeutung desselben vom sprachlichen Standpunkte aus ganz hinweg gehen, da eben alle Erklärungen gar keinen Aufschluß geben, und nur bei denjenigen Thatsachen stehen bleiben, welche den Beweis zu liefern scheinen, daß derselbe auch auf der Halbinsel Malakka vorkommt.

Zunächst finde ich bei Meyer folgende Stelle (a. a. O., S. 5): Bemerkenswerth ist es, daß derselbe Name (allerdings mit ll geschrieben) sich bei einem Volksstamme auf der Halbinsel Malakka findet, über den wir durch Logan ein wenig besser unterrichtet sind [1]). Es sind dies die Orang Biduanda Kallang am Pulaiflusse. Eine Angabe über das Haar dieser Menschen ist im Texte nicht zu finden, allein auf den Abbildungen sehen wir bei zweien zwar straffes, bei zwei anderen aber krauses und gelocktes Haar. Ferner giebt Ketjen (a. a. O., XXVIII) einen längeren Auszug aus einem am 24. Mai 1878 im „Algemeen Dagblad van Ned. Indie" erschienenen, wie es scheint, sehr interessanten Artikel eines Herrn W. [2]), in dem er u. A. sagt: „Nachdem der Verfasser darauf hingewiesen hat, daß der Name Kalang sowohl auf Malakka, Bali, Borneo, Celebes und Sumatra gefunden wird ꝛc.", ohne daß diese Mittheilung durch einen Beweis ergänzt wäre. Weiter sagt Ketjen (a. a. O., XXIV), „allein ich will noch beifügen, daß nach der Mittheilung einer Person, die einige Zeit auf der Halbinsel Malakka zugebracht hat, die noch ungebildeten Bergbewohner daselbst Orang Kalang genannt werden. Vielleicht können die Arbeiten englischer Missionare in jenen Gegenden Aufklärung darüber verschaffen." — Dies wäre allerdings sehr wichtig, wie Professor Veth (a. a. O.) schon bemerkt hat, und auffallend ist es, wie diesem gewissenhaften Forscher, ebenso wie Muschenbroek-Meyer, es hat entgehen können, daß in dem von ihnen citirten Artikel Kalang (Rigg, a. a. O.) der Schlußsatz heißt: „Die Kalang sind auch in der Nähe der Straße von Malakka bekannt, sie haben früher das Gebiet bewohnt, wo jetzt ein Theil von Singapore steht." Siehe: „Singapore Journal", 1847, Bd. I, S. 300 bis 304. (Einer meiner Freunde in England, dem ich bei dieser Gelegenheit meinen besten Dank für seine liebenswürdige Unterstützung auszudrücken mir erlaube, hat sich leider vergebens Mühe gegeben, das „Singapore Journal 1847" zu entdecken; da ja der „Globus" in manchen Ländern so viele Freunde besitzt, hat vielleicht einer derselben die Gelegenheit und die Lust, den Artikel einzusehen und der Redaktion einen Auszug oder wo möglich Abschrift zukommen zu lassen. Es würde dies höchst wichtig sein.) Alles zusammengenommen darf ich wohl sagen, daß, wenn mit Ausnahme der Stelle von Logan auch kein Beweis vorliegt, doch die hohe Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß der Name Kalang an verschiedenen Stellen auf Malakka bekannt ist.

[1]) „Journal Ind. Archip." 1847, Bd. I, S. 300 ff.
[2]) Ich würde sehr dankbar sein, wenn einer der Leser des „Globus" mir denselben verschaffen könnte.

Ich gehe nun dazu über, dasjenige zusammen zu stellen, was die einheimische Mythe und Geschichte (die sich bekanntlich nur sehr schwer bei den Javanen von einander trennen lassen) über die Kalang erzählen; vorausschicken aber will ich noch einen chinesischen Bericht, in welchem der Name vorkommt, den Groeneveldt in seiner Abhandlung „Notes on the Malay Archipelago" („Verhandl. Bat. Genots. v. K. en W. XXXIX [1]) mittheilt; das Verdienst, auf denselben zuerst aufmerksam gemacht zu haben, kommt wohl Herrn E. Ketjen zu (a. a. O. XXVIII). Im Jahre 1293 (Andere sagen 1298 oder 1309, doch ist es mit Rücksicht auf unseren Zweck wohl nicht nöthig, auf eine Erörterung des Datums einzugehen) landete ein chinesisches Heer in der Nähe von Surabaya. Die interessante Geschichte, die über die Schicksale und Abenteuer der Chinesen mitgetheilt wird, können wir übergehen, um nur zu bemerken, daß der Feldherr das Reich Tuampel im Streite mit dem Reiche Kalang fand. Der Fürst des zuerst genannten Reiches war durch Adji Katang (Katong), den Fürsten der Kalang, getödtet worden, dessen Hauptstadt Daha sich in der Nähe des heutigen Kediri befand, und der sich bereits des Deltas von Surabaya bemächtigt hatte. Die Chinesen wurden aufgefordert, den Besiegten Hülfe zu leisten und unter den Wällen von Madjapahit fing der Kampf an, der acht Stunden dauerte und in dem endlich das Heer der Kalang in die Flucht geschlagen wurde; die Sieger verfolgten sie, besetzten ihre Hauptstadt und nahmen ihren Fürsten gefangen. Seine Kinder und Unterführer wurden als Gefangene mit nach China geführt; die Truppen, welche Daha vertheidigten, sollen über 100 000 Mann stark gewesen sein. Was aus Adji Katang geworden ist, ergiebt sich aus dem chinesischen Berichte nicht mit Sicherheit. Bemerkt zu werden verdient, daß diesem der Geschichte der Yuan-Dynastie entnommenen Berichte eine Mittheilung bei Raffles zu entsprechen scheint. Es heißt da — es ist eine von den javanischen Berichten abweichende Lesart nach balischen Quellen (a. a. O. Bd. II, S. 109 u. ff.) — auf S. 112 u. ff., daß Sri Djaya Katong, der König von Kediri, vom Könige von Tuampel im Zweikampfe getödtet wurde, und mag auch die angegebene Zahl, 1247 der javanischen Zeitrechnung, nicht genau mit der oben angegebenen Jahreszahl stimmen, so scheint die Thatsache, die durch zwei von einander so unabhängige Quellen, wie die genannten, berichtet wird, doch ziemlich festzustehen, und wir dürfen wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß um das christliche Jahr 1300 ein großes Kalang-Reich bestand, eine Thatsache, die allerdings durch keine javanischen Berichte bestätigt wird. Dieser Umstand erklärt sich aber durch die schon mehrfach berührte Art der javanischen Geschichtsschreibung; man ist da eben gewöhnt, mehr eine Familiengeschichte der Fürsten als eine Geschichte des Volkes zu schreiben und außerdem derselben alles sorg-

[1]) Nicht XXXIV, wie bei Ketjen (a. a. O. XXVIII) zu lesen ist.

fältig fernzuhalten, was der Größe oder dem Ansehen der Voreltern schaden könnte. Dagegen verdienen die chinesischen Berichte Glauben, denn die Thatsachen sind beinahe unmittelbar, nachdem die Vorgänge sich ereignet hatten, niedergeschrieben worden; die javanischen Berichte auch in Bezug auf das Reich Tuampel.

Ob die Kalang nun in Folge ihrer Unterwerfung durch die Chinesen das Wanderleben ergriffen haben, oder was sonst die Ursache gewesen ist, daß sie sich über ganz Java zerstreut haben, bleibt zunächst eine offene Frage; ebenso scheint es ganz unsicher, wie diese Nachkommen der Bewohner eines mächtigen Reiches sich in eine Pariaklasse verwandelt haben. Ketjen äußert die Muthmaßung (a. a. O. XXVIII), daß das Reich Kalang vielleicht ein theokratischer Staat gewesen sei, dessen Angehörige ihren Naturgottesdienst behalten haben, der von früheren oder ursprünglichen Bewohnern Javas herrührte. Noch viel mehr auf das Gebiet der Vermuthung werden wir gebracht, wenn wir alles nachlesen, was javanische Mythe und Tradition über die Kalang berichten.

Im Allgemeinen wird die Abstammung derselben auf eine unnatürliche Verbindung von Menschen mit Thieren (die meisten Versionen sprechen von verzauberten Thieren) oder aber mit Personen, die in zu naher Verwandtschaft standen, zurückgeführt, und dieser Glaube ist bei den Javanen ganz allgemein verbreitet; ich erinnere mich noch des Erstaunens, welches mich ergriff, als in der ersten Zeit meines Aufenthaltes auf Java der Name Kalang einmal zufällig durch einen Eingeborenen erwähnt wurde und ich auf die Frage, was das eigentlich sei, die Antwort erhielt, ja die Leute, deren Vorvater ein Hund war. Nach der von G. Winter (a. a. O.) angeführten Legende stammte jedoch nicht das Volk, sondern nur der Fürst, welcher zum Herrscher über sie erhoben wurde, von einem Hunde ab. Die eine von Ketjen mitgetheilte Legende über den Ursprung der Kalang lautet folgendermaßen.

Im Anfange war eine von Büffeln gezogene Karre, genannt Grobak oder Pedati Kalang (Grobak und Pedati bedeuten Karre), die über das Meer fuhr und auf der Insel Java zu Hause war. Zur selben Zeit fuhr auch ein Fährmann Dampu Awang von der Ueberseite ab, dessen Schiff (Prau) durch die Wolken schwebte. Als der Fuhrmann den Fährmann in den Wolken sah, redete er ihn an; es folgte ein Wortstreit, bis endlich der erstgenannte das Joch seiner Büffel nahm und damit nach der Prau warf, die getroffen wurde und herunter fiel; Dampu Awang nahm sein Ruder und schlug damit die Karre entzwei. Die Büffel, die vorgespannt waren, legten sich am Strande nieder und zwar in der heutigen Regentschaft Batang und verwandelten sich in das Vorgebirge Udjung Gunung, welches auch jetzt noch die Gestalt der liegenden Büffel hat, die Karre fiel in das Meer und bildete ein Korallenriff (Karang). Die Reste des Schiffes bildeten den Berg, der unter dem Namen Gunung Prau (nicht zu verwechseln mit dem häufig von Reisenden erwähnten Tangkuban Prau im westlichen Java; in der Nähe des ersteren befindet sich der Dieng mit seinen berühmten Ruinen) bekannt ist und einer umgekehrten „Prau" gleicht. Dampu Awang kam in der Nähe ans Land und irrte in den Wäldern umher. Da lebte auch eine in ein Schwein verzauberte Frau, ein Jelleng Mendalungan, die, ohne daß eine direkte Berührung stattgefunden hätte, von ihm schwanger wurde. Sie wurde einmal vom Hunde Blang Wejungijang gejagt und um ihn zum Mitleid zu stimmen, versprach sie ihm das Kind, welches sie zur Welt bringen würde; wenn es ein Junge wäre, sollte es sein Diener, wenn ein Mädchen, seine Frau werden. Dieser Hund aber war kein eigentlicher Hund; nach der einen Lesart war er verzaubert, nach der anderen die verkörperte Eßlust (Gierigkeit) eines Mannes. Der hatte nämlich lange an Appetitlosigkeit gelitten und endlich konnte es die Eßlust nicht mehr aushalten, sie verkörperte sich also und stellte ihm ihren Zustand vor, worauf er ihr erlaubte, ihre Begierde auf seinen Feldern zu befriedigen. Sie that dies in Gestalt einer Maus; als sie aber in seinen Körper zurückkehren wollte, hatte er keine Lust, ihr dies zu erlauben, weil er meinte, sie werde ihn später doch wieder verlassen. Die Eßlust nahm nun die Gestalt eines rothen Hundes an, der aber dem Manne treu folgte. Letzterer fing nun eines Tages ein Kantjil (einen Zwerghirsch) — die nun folgende Episode ist eine bei javanischen Kindern allgemein bekannte Geschichte — und setzte ihn unter einen geflochtenen Korb, nachdem er seiner Tochter Trisna gesagt hatte, das Thier zu schlachten, wenn sie essen wollte. In der Nacht kam der neugierige Hund zum Kantjil und fragte ihn, was er da mache. Er sei bestimmt, Trisna's Gatte zu werden, antwortete das schlaue Thier. Der Hund war hierüber sehr erzürnt; er meinte, wenn sein Herr sich einen Schwiegersohn unter den Thieren suchen wollte, hätte er wohl an ihn denken können. Durch seinen Aerger und seinen Jammer scheinbar gerührt, schlug der Kantjil ihm vor, sich an seiner Stelle unter den Korb zu setzen; das geschah denn auch, der Hirsch suchte das Weite und der Hund erwartete geduldig den Morgen. Der kam und mit ihm Trisna, die den Hirsch schlachten wollte. Als sie den Hund fand und die Geschichte hörte, ergrimmte sie und schlug ihn mit einem Reißstampfer auf den Rücken, worauf er weglief und im Walde die oben beschriebene Begegnung hatte. — Das Schwein gebar ein Mädchen, welches, vom Hunde treu bewacht, in einem Häuschen im Walde aufwuchs. Eines Tages entfiel ihm beim Weben die Spule und rollte unter die Bank, auf der es saß. Es hatte keine Lust, sie aufzuheben und sagte: Wenn eine Frau sie für mich aufnimmt, will ich sie als Schwester erkennen, wenn ein Mann es thut, ihn zum Gatten nehmen. Der Hund hatte lange auf eine Gelegenheit gelauert, um ein solches Versprechen zu erlangen; er sprang herbei, nahm die Spule und brachte sie zu dem Mädchen. Dieses aber hatte doch Bedenken, den Hund als Gatten anzunehmen und schloß ihn jetzt Abends vor die Thüre; der aber heulte und kratzte so lange an der Thüre, bis sie dieselbe öffnete und sich ihm hingab. Sie wurde Mutter von zwei Söhnen, die, immer von dem Hunde begleitet, aufwuchsen, ohne daß die Mutter ihnen gesagt hätte, daß er ihr Vater sei. Eines Tages jagten sie ein wildes Schwein auf und zwar ihre eigene Großmutter, was sie natürlich nicht wußten. Der Hund aber, der seine Schwiegermutter in dem Schweine erkannt hatte, weigerte sich, ihnen zu gehorchen, als sie ihn zur Verfolgung reizten. Sie zogen ihren Kriß und nach der einen Lesart stießen sie den Hund, ihren Vater, nieder, nach der anderen wehrte der sich nach Art Reinecke's und sie erblindeten. Wir folgen zunächst der zweiten Version; unerkannt heirathete die Mutter die beiden Söhne und erkannte das zu spät; sie trennten sich, die Söhne zogen nach den Preanger Regentschaften mit allen ihren (40) Frauen und Kindern, ließen dieselben jedoch hier und da zurück, und diese sollen die Ahnherren des Kalang sein, welche überall zerstreut sind. Die erste Version führt zu einer ähnlichen Geschichte, die allerdings noch ärger ist; Mutter und Sohn sollen sich nach der ersten Trennung, jedesmal unerkannt, noch sechsmal vereinigt haben und die Frucht jedesmal ein Sohn gewesen sein; diese sieben Söhne waren die Ahnherren der Kalang, daher die Zahl sieben bei ihnen noch

als heilig betrachtet wird. Da die Geschichte, welche G. Winter (a. a. O.) mittheilt, nicht nur in der Form abweicht, will ich den Inhalt derselben hier noch kurz anführen: Dieselbe ist einem auf Lontarblättern geschriebenen Manuskripte entlehnt, welches in der Kawi-Sprache geschrieben und auf Befehl des Susunan Paku Buwânâ VIII. in javanische Prosa übersetzt wurde.

Im Sangkolo-Jahre 1015 (nach Angabe eines Eingeborenen 1140 der christl. Zeitrechnung) bestanden zwei Reiche, die mit einander im Streite waren. Allerlei übernatürliche Einflüsse wurden zur Hilfe gerufen; endlich siegte Darmomojo, der den Namen Prabu Boko und die Hand der Prinzeß bekam; aus dieser Ehe wurde eine Tochter geboren. Nun tritt Radhen Bandung, der Sohn des durch Zaubermacht erschlagenen und wieder geretteten Darmomojo auf, welcher Prabu Boko tödtete und mit dessen Wittwe bekannt wurde; natürlich verliebte er sich in sie, sie aber, die ihn innerlich haßte, stellte die Bedingung, er müsse alle Reste von Prabu Boko's Leiche in einer Nacht in den schönsten, auch gleichzeitig verfertigten Urnen sammeln, deren Zahl tausend betragen solle. Das wäre auch mit Geisterhilfe beinahe geglückt, 999 Urnen waren fertig — die Tjandi Sewu —, da ertönte das Geräusch der Reißstampfer in den Lessungs; Bandung ließ sich täuschen; obwohl es noch Nacht war, gab er seine Arbeit auf und verfluchte die Dorfbewohner. Die Fürstin aber, welche keinen Zweifel daran hatte, daß er mit übernatürlicher Hilfe die ihm gestellte Aufgabe vollenden würde, verließ mit ihrem Kinde ihren Palast und flüchtete in die Wälder, wo sie, getrieben durch den Wunsch, wieder mit Boko vereint zu sein, durch Selbstmord endete. Die Tochter wurde von einer mitleidigen Frau aufgenommen.

Sie war durch die Götter zur Gemahlin von Radhen Djojosentiko bestimmt, der, um die Zeit abzuwarten, sich als Klausner in die Wildniß zurückgezogen hatte; als er ungeduldig wurde, rieth ihm der Einsiedler, welcher ihm auch den Willen der Götter offenbart hatte, sich nach dem Aufenthaltsorte derselben, dem Surolojo, zu begeben, um die Frist abzukürzen. Er wurde über diesen Rath, den er für Spott hielt, so wüthend, daß er den frommen Mann niederstach. Da ertönte die Stimme des Ermordeten und sprach folgenden Fluch über ihn aus: „Ha, Nachkomme von Somopuro! was erstrebst du aus bloßer Begierde! Du hast einen schändlichen, gemeinen Charakter wie ein Hund! Erfahre nun den Zorn der Götter, empfange die Strafe desjenigen, welcher die Geburt eines Nachkommen beeilen will. Du sollst mit Rawangsih (so hieß die ihm versprochene Schöne) durch die Ehe verbunden werden, aber wisse, deine eigenen Söhne werden dir den Tod geben!“

Radhen Djojosentiko sah sich in einen braunen Hund verwandelt; er flehte nun um Erbarmen, aber die Stimme antwortete: „Nur in der seligsten Liebesstunde sollst du wieder deine menschliche Gestalt erhalten, sonst aber bis zum Tode die Thiergestalt nicht mehr verlieren.“ Es folgt nun eine der vorher mitgetheilten ganz ähnliche Geschichte, wobei sich auch die Erzählung von der Spule wiederholt. Als Roro Rawangsih, die durch ihre Pflegemutter den Namen Roro Temon empfangen hatte, sich schwanger fühlte, mußte sie ein scharfes Verhör durchmachen, verrieth aber nichts; die Alte aber ahnte den Zusammenhang und wollte den Hund schlagen; der aber biß sie todt. Temon gebar einen Sohn; der wuchs auf und wurde ein großer Jäger, den der Hund (sein Vater) immer begleitete; eines Tages auf der Jagd, als das sonst so treue Thier scheinbar ungehorsam war, tödtete er es; bald zeigte es sich aber, daß der Hund nur widerspenstig gewesen war, um seinen Herrn vor dem Angriffe eines gefährlichen Tigers zu behüten. Als er nach Hause kam, hörte er erst mit Entsetzen, daß er seinen Vater getödtet habe. Hiermit war aber die Schuld des Vaters gesühnt und dem Sohne wurde die unbewußte Schuld nicht angerechnet. — Die Mutter tödtete sich aus Schmerz und neben ihrer Leiche lag jetzt wieder in Menschengestalt die Leiche ihres Gatten.

Djokosaputro, der Sohn der beiden, wurde ein großer Mann in einem benachbarten Reiche und wurde endlich unter dem Namen Adipati Kalang Handoyo Oberhaupt aller Kalang und Oberaufseher aller Wälder, kam aber nie auf den Thron. Hier also wird nicht der Ursprung der Kalang, sondern nur der ihres Häuptlings von dem „Hunde“ abgeleitet.

Eine Erklärung der Mythe hier zu versuchen, ist nicht meine Aufgabe, ich will nur bemerken, daß man sie auf Neu-Guinea wiederfindet, insofern die Bewohner von Elema auch von zwei Menschen und einem Hunde abstammen sollen. („Globus“ XLVIII, S. 77). Ueber die Bedeutung des Hundes im Zend Avesta citirt Forbes (A Naturalist's Wanderings, p. 100) eine Stelle aus Mc. Mill. Mag.: Village Life in the Apennines, June 1879 und endlich will ich noch anführen, daß u. a. im Rigveda (z. B. X, 108, 14, VII, 55) der Hund in verschiedener Art eine Rolle spielt. Für unseren gegenwärtigen Zweck näher liegt aber der Umstand, daß dieselbe oben mitgetheilte Legende auch auf Celebes erzählt wird, worauf ich gleich noch zurückkommen werde.

Im Reiche des weißen Elephanten.

Carl Bock, bekannt durch seine Reise im östlichen Borneo, hat in den Jahren 1881 und 1882, wie der „Globus“ seiner Zeit berichtete (vergl. Bd. 42, S. 319 und Bd. 46, S. 206), einen längeren Aufenthalt in Siam genommen und von Bangkok aus eine Reise auf dem Menam nach den Lao-Staaten und bis Kiang-Tsen am mittleren Mekong ausgeführt, durch Gegenden, welche vor ihm nur Macleod im Jahre 1837 theilweise durchwandert hat. Sein Reisebericht „Im Reiche des weißen Elephanten, Vierzehn Monate im Lande und am Hofe des Königs von Siam“, ist unlängst in deutscher Uebersetzung (Mit 48 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. Hirt u. Sohn) erschienen und als ein besonders an interessanten ethnographischen Schilderungen, sowie an Mittheilungen von persönlichen Erlebnissen und solchen über den jetzigen König und seinen Hof reiches Buch zu bezeichnen. Bock, der sich seitens des Königs Tschulalonkorn weitgehender Unterstützung zu erfreuen hatte, findet nicht Worte genug, den erleuchteten, aufgeklärten, fortschrittlichen Sinn desselben zu rühmen; allerdings hat das Bild auch seine Kehrseite: Aberglauben aller Art, das Treiben der Sterndeuter, die abgöttische Verehrung der weißen Elephanten, ihre Ein-

segnung und Taufe (die Thiere erhalten dabei ein Stück Zuckerrohrblatt, auf welchem ihr Name geschrieben ist, zu fressen), Frohnarbeit der Bauern, Ungerechtigkeit und Bedrückung der Beamten, von allem Dem ist nur allzu oft die Rede. Es möge noch eine ganze Reihe gleich erleuchteter Könige einander auf dem Throne Siams sich folgen, und das Land, die Masse der Bevölkerung, wird noch Jahrhunderte lang sich nicht über die jetzigen Zustände erheben, wenn nicht von außen her durch eine europäische Macht Hilfe kommt. Ein Beweis dafür ist der geringe Erfolg der seit fast 20 Jahren in Tscheng-mai (Zimme der Engländer) wirkenden amerikanischen Mission. Dieselbe strebte nicht sowohl danach, die Eingeborenen zu bekehren, als sie zu unterrichten und zur Beschäftigung mit gewerblichen Thätigkeiten zu bewegen, welche ihren geistigen Standpunkt erhöhen und ihre allgemeine Lage verbessern können. Nach 16jähriger Arbeit hatte die Mission zur Zeit von Bock's Anwesenheit nur 70 oder 80 lebende Eingeborene bekehrt und viele davon auch nur mehr durch zeitliche als geistliche Vortheile. Die Religion, zu der die Siamesen sich bekennen, hat eine solche Macht über sie und stimmt so vollkommen mit ihren natürlichen Geistesanlagen überein, daß die geringe Anzahl der Bekehrten durchaus nicht überraschen kann. Aber wenn es den Missionaren auch nicht gelungen ist, die Dunkelheit des Aberglaubens mit der Leuchte des Christenthums zu durchdringen, so haben sie doch dem Lande einen Strahl des Lichtes der Civilisation gebracht.

Unter den vielen Mittheilungen über Sitten der Siamesen und Laoten heben wir folgende, über Gebräuche der Laoten bei der Geburt, heraus. Dieselben glauben nämlich, daß ein junger Weltbürger das Kind nicht seiner Eltern, sondern der Geister sei, und auf diesem Glauben beruhen folgende Handlungen: Sobald das Kind geboren ist, wird es gebadet, angekleidet und auf einem Reissiebe an das obere Ende der zum Hause führenden Treppe oder Leiter gelegt — wo möglich durch die Großmutter, ist diese nicht vorhanden, durch den nächsten weiblichen Verwandten. Die Person, welche diese Pflicht ausführt, ruft laut den Geistern zu, daß sie entweder noch denselben Tag kommen und das Kind wegholen oder es für alle spätere Zeit unbehelligt lassen sollen. Gleichzeitig stampft sie heftig auf den Boden, um das Kind durch den Schreck oder den Stoß zum Schreien zu bringen. Gelingt dies nicht, so ist das ein böses Vorzeichen. Folgt jedoch das Kind den gewöhnlichen Naturgesetzen und beginnt seine Stimmorgane zu üben, so nimmt man an, daß ihm ein glückliches und gedeihliches Leben bevorstehe. Bisweilen kommen die Geister wirklich und holen das Kind, d. h. letzteres stirbt binnen 24 Stunden. Um dies aber zu verhüten, werden ihm in der ersten Nacht nach seiner Geburt Bindfäden um die Handgelenke gebunden, und wenn es erkrankt oder schwächlich ist, so werden die Geister-Doktoren hereingerufen, damit sie gewisse Opfer vorschreiben, durch welche ebendieselben Geister, die nur einige Stunden zuvor feierlich herbeigerufen wurden, fern gehalten werden sollen. Einen Tag nach der Geburt gilt das Kind nicht mehr als Eigenthum der Geister, welche es ja, wenn sie wollten, hätten holen können, sondern der Eltern, die es nunmehr für eine ganz geringe Summe — vielleicht eine Achtel- oder Viertelrupie — dem Namen nach an irgend einen Verwandten verkaufen. Dies soll eine weitere Sicherung gegen Belästigung seitens der Geister sein, welchen offenbar so viel Ehrgefühl zugeschrieben wird, daß sie sich an dem, was gekauft und bezahlt ist, nicht vergreifen.

Während für das Wohlergehen des Kindes in solcher Weise gesorgt wird, muß die Mutter sich einer ganz anderen Behandlung unterziehen. Sobald sie entbunden ist, hauen ein paar alte Frauen einige Bananenschäfte in drei bis vier Fuß lange Scheite, spalten sie und legen sie rings um die Wöchnerin. Darüber kommen noch Zweige derselben Pflanze, und das Ganze wird dann angebrannt, so daß die arme Frau buchstäblich halb gebacken wird. Dies wird mehrere Tage hinter einander wiederholt und soll die Genesung befördern. Eine sonderbare Sitte ist es, die Nachgeburt stets am Fuße der zur Hausthür führenden Treppe zu vergraben. Das Wochenbett währt einen Monat, und dann wird das Kind benannt. Auch dabei müssen die Geister besänftigt werden, und zu diesem Zwecke erhält das Kind den abstoßendsten Namen, der nur erdacht werden kann, damit die Geister nicht etwa eine Neigung zu dem Kinde wegen seines hübschen Namens fassen. Namen wie „Ki-mu“ (Schweinemist) und „Ki-han“ (Gänsekoth) sind durchaus nicht ungewöhnlich. Bock traf einst einen Fürsten, der letzteren Namen trug, ohne sich irgendwie zu schämen oder unangenehm berührt zu fühlen. Wenn das Kind mannbar wird, werden die ersten Namen mit anderen weniger abstoßenden vertauscht; aber diese Verbesserung ist nur eine leichte — denn Kröte, Ratte, Kaninchen rc. kommen unter den landesüblichen Namen oft vor.

Die Kinder pflegen drei Jahre lang gesäugt zu werden, erhalten aber außerdem vom dritten oder vierten Monate an gelegentlich auch weich gekochten Reis und Bananen.

Viele der eben erwähnten Sitten gelten auch bei den Siamesen. Nach der Geburt des ersten Kindes wird die Mutter wenigstens einen Monat lang der Feuerkur ausgesetzt, bei folgenden Geburten nur noch 20 Tage. Währenddem wäscht sich die Wöchnerin eine Woche lang täglich mit Salzwasser und lebt nur von gekochtem Reis und Bananen. Das Kind erhält Honig und nach drei Tagen die Brust, wird aber für diese Entbehrung dadurch entschädigt, daß es bis ins zweite und dritte Jahr an der Mutter trinkt. Nur in den reichsten Familien entwöhnt man eher. Oft bekommt das Kind, wenn es getrunken hat, eine kleine Cigarette!

Kinder gehen bis ins Alter von 6 oder 7 Jahren nackt, auf dem Lande und in Lao noch länger. Unter den besseren Klassen in Siam tragen sie ein kleines silbernes Blatt oder eine herzförmige Platte an einem Faden um den Leib.

Ueber die Gebräuche der Laoten bei dem Tode Jemandes ist, soweit dieselben von denen der Siamesen abweichen, Folgendes zu sagen. Wenn eine Person stirbt, so schließt ihr Jemand Augen und Mund und ladet den Geist höflich ein, sein Heim zu verlassen und jede Kümmerniß, jede Sorge um Freunde und weltliche Dinge zu vergessen. Bisweilen läßt man ein kleines Geldstück oder einen kostbaren Stein in den Mund der Leiche gleiten, damit in jener Welt die Geistergebühr bezahlt werden kann; ohne diese ist nach dem Glauben der Laoten der Eintritt ins bessere Dasein nicht möglich. Es folgen Verbrennungsfeierlichkeiten ähnlich den siamesischen. Personen jedoch, welche vor vollendetem fünfzehnten Jahre sterben, sind, wie geglaubt wird, von ihren früheren, nun in der Geisterwelt befindlichen Eltern genommen worden und werden nicht verbrannt, sondern begraben, einfach in Matten gewickelt und ohne Sarg. Wenn eine solche junge Person in ihrer Jacke stirbt, so wird die Kleidung an den Seiten aufgeschlitzt und der Vordertheil auf den Rücken gewendet, um so dem Geiste des Todten die Wiederkehr unmöglich zu machen.

Personen, welche plötzlich sterben, durch Unglücksfall oder bösartige Seuche den Tod finden, oder Frauen, die bei der Entbindung das Leben verlieren, werden ebenfalls nicht verbrannt. Tod durch Unglücksfall ist ein sicheres

Zeichen dafür, daß ein böser Geist die Seele des Verunglückten geholt hat, damit sie ihm in der Geisterwelt Gesellschaft leiste. Die Leichen von Wöchnerinnen werden nicht durch die Thür aus dem Hause entfernt, sondern durch den Fußboden hinuntergelassen.

Stirbt ein Häuptling, so werden Männer gemiethet, welche sich im Faustkampfe messen müssen. Sie erhalten, gleichviel ob siegreich oder nicht, je 4 bis 20 Rupien (circa 7,6 bis 38 Mark) für die Ehre und Bevorzugung, sich „zum Andenken" ein blaues Auge holen oder ihre Vorderzähne verlieren zu dürfen.

Männer liegen, wenn sie begraben oder verbrannt werden, mit dem Gesichte nach unten, Frauen auf dem Rücken. Dieser Unterschied erklärt sich durch den Glauben der Eingeborenen, daß Frauenzimmer den Himmel nie gesehen haben, sondern ursprünglich aus unterirdischen Regionen gekommen sind. So blicken sie sterbend zum ersten Male empor. Die Männer aber sind von oben gekommen und wünschen die Frauen bei sich im Glücke der Geisterwelt zu haben; sie können ohne Zagen hinunterblicken und nach ihren emporsteigenden weiblichen Verwandten suchen.

Ein Grindewalfang bei der färöischen Insel Suderö.

Am 21. Juli d. J. fand wieder bei der färöischen Insel Suderö einer jener großen Grindewalfänge statt, welche für die armen Bewohner dieser Inselgruppe von so hoher ökonomischer Bedeutung sind. Dem Berichte eines Augenzeugen entnehmen wir darüber das Nachfolgende:

Kaum in irgend einem Theile der civilisirten Welt giebt es wohl ein Aufgebot, das alle Bewohner in solcher Einmüthigkeit zu sammeln vermag, wie hier auf den Färöern — es ist der Ruf „Grind", der alle sammelt und elektrisirt.

Wenn von einem färöischen Dorfe aus eine Schaar Grindewale (Delphinus globiceps) auf dem Meere beobachtet wird, entsteht eine große Bewegung: auf den Bergspitzen werden Signalfeuer angezündet und Eilboten werden ausgesandt, um den umliegenden Dörfern die erfreuliche Neuigkeit zu verkünden. Diese Eilboten bewegen sich mit erstaunlicher Schnelligkeit; eine Wegstrecke von $1\frac{1}{2}$ dänischen Meilen, über 1400 bis 1600 Fuß hohe Bergrücken, auf ungebahnten und oft steilen Klippenpfaden, wird von einem flinken Färinger mit Leichtigkeit in einer Stunde zurückgelegt. Es geht über Stock und Stein; die Kleidung ist leicht, nur ein paar Kniehosen und ein Hemd, keine Mütze auf dem Kopfe, ohne Schuh und Strümpfe. Ist das nächste Dorf erreicht, dann erschallt der Ruf „Grindebud", und sofort geht von diesem Dorfe dann ein anderer Bote weiter. Es ist interessant, die Wirkung dieses Rufes zu beobachten: alte, gichtschwache Personen, denen es sonst schwer wird, sich vom Stuhle zu erheben, bewegen sich dann mit jugendlicher Elasticität; jede Arbeit wird zur Seite geworfen. Sind die Bewohner in der Kirche und hören andächtig der Predigt zu, auch dann läuft alles eiligst aus der Kirche hinaus, denn es gilt die Boote klar zu machen, um so schnell als möglich den Grind zu erreichen, ihn in eine Bucht oder einen Fjord hineinzutreiben und ihn hier so lange festzuhalten, bis so viele Boote versammelt sind, daß mit der Tödtung begonnen werden kann. Die Kraft und die Ausdauer, welche die Färinger entfalten, wenn sie zum Grinde rudern, ist erstaunlich; jedes Boot ist in der Regel mit sechs oder acht Ruderern bemannt und es ist bewundernswerth, mit welcher Schnelligkeit selbst gegen Strömung und Wind gerudert wird. Es sind häufig keine kleine Entfernungen, welche zurückzulegen sind. Doch wenn es selbst über vier Meilen ist, so wird doch mit unverminderter Kraft das Rudern fortgesetzt. Die Grindewale ziehen in Schaaren von sehr verschiedener Größe im Meere einher; man nimmt an, daß die „Grinde" (d. h. einzelne Gruppen von Grindwalen), welche in die Fjorde hineinkommen, kleinere Abtheilungen eines größeren Zuges sind, die sich beim Suchen nach ihren Kameraden, von denen sie etwa durch eine heftige Strömung getrennt worden sind, verirrt haben. Ein solcher „Grind" ist manchmal recht zahlreich; in Vestmanhave wurden vor einigen Jahren auf einmal 1100 Stück, bei den Norderinseln 1000 Stück getödtet, und vor elf Jahren kam ein so großer „Grind" in Trangisvaag hinein, daß man, nachdem man 340 Wale getödtet hatte und der Rest wieder aus dem Fjorde hinaus nach See zu durchbrach, keine Verminderung der Schaar bemerken konnte.

Wenn ein färöisches Fischerboot auf dem Meere zufällig einen „Grind" in der Nähe sieht, so wird am Maste eine Jacke oder ein anderes Kleidungsstück aufgehißt; sehen dann andere Boote dieses Zeichen, so ist es ihre unbedingte Pflicht, schnellstens hinzuzueilen, da sie dann immer wissen, daß etwas Wichtiges passirt ist. Einige wenige, mitunter nur ein einziges Boot, beginnt dann den Grind nach einem „Grindeplatze" zu treiben. Das muß ein Fjord oder eine tiefe Bucht sein, welche nach dem Lande in einem flachen, sandigen Strande endigt. Bei dem Eintreiben des Wales muß mit großer Vorsicht verfahren werden, damit die Thiere nicht zu scheu werden, denn gar leicht machen sie Kehrt und vereiteln so die ganze Mühe. Ist die Arbeit auch anstrengend für die Boote, welche den Wal finden und mit dem Treiben beginnen, so ist der Lohn auch entsprechend, denn der größte Wal, „Findingshvalen" (Fundwal) genannt, fällt den ersten Booten zu.

Am 21. Juli d. J. bei Tagesanbruch entdeckte ein Fischerboot von Kvalvig im Meere östlich von Suderö einen „Grind", und es glückte demselben in Gemeinschaft mit mehreren hinzugeeilten Booten, die Schaar in die Bucht bei Kvalvig, den nördlichsten Grindeplatz auf Suderö, hineinzutreiben; da aber die Bucht ziemlich breit ist, so daß eine bedeutende Anzahl Boote zu einer Grindeschlacht erforderlich ist, und weil bei der großen Entfernung von anderen Dörfern viel Zeit erforderlich war, bevor eine hinlänglich große Flotte gesammelt werden konnte, so mußte man sich während des größten Theiles des Tages darauf beschränken, den „Grind" im inneren Theile der Bucht blockirt zu halten. Die Boote bildeten rund um die Wale eine Linie, und sobald die Thiere Miene machten, nach dem Meere zurückzugehen, wurden sie durch Steine, womit alle Boote immer reichlich versehen sind, zurück gescheucht. Auch während einer Blockade gilt es vorsichtig zu sein, um die Wale nicht wild zu machen, denn sonst brechen sie mit Gewalt durch die Bootlinie und verlassen mit größter Schnelligkeit den Schauplatz. Unser Grind in der Bucht

bei Kvalvig war glücklicher Weise ruhiger Art, denn alle Thiere lagen durchaus still und schienen nicht zu ahnen, daß die Situation zum Schlusse für sie recht unbehaglich werden sollte. Wenn man zum ersten Male einen „Grind" so liegen sieht, dann tarirt man die Anzahl immer zu niedrig, denn nur einzelne Wale erheben dann und wann den Kopf über die Meeresfläche; unser Grind wurde auf ca. 200 Stück geschätzt, aber man sah nichts anderes als eine wogende Bewegung in der Wasserfläche, und hier und dort einige große schwarze Punkte. Wenn eine Grindeschlacht glücklich enden soll, muß unter den Booten strengste Ordnung herrschen; der „Syſſelmand" ist Oberstkommandirender und alle müssen seinen Befehlen gehorchen, er weist jedem Boote seinen Platz an, inspicirt die Mannschaft und die Bewaffnung der ganzen Flotte und giebt von seinem Flaggschiffe das Signal, wenn der Angriff beginnen soll. Die Armirung der Boote besteht, außer aus Steinen, aus langen Spießen, den sogenannten „Walwaffen", wovon jedes Boot wenigstens zwei haben soll; die Walwaffen sind ca. sechs Fuß lange starke Holzstäbe, an deren einem Ende ein großes, starkes, breitblätteriges, spitzes und zweischneidiges Messer befestigt ist. Ein starkes Tau ist an dieser Waffe befestigt, um sie, wenn sie als Wurfwaffe gebraucht worden, wieder nach dem Boote zurückziehen zu können.

Ich hatte das Glück gehabt, in Kvalvig an Bord des dänischen Kriegsschooners „Diana" zu kommen. Derselbe war kurze Zeit, nachdem alle Boote von Trangisvaag abgegangen, nach dort gekommen. Der Chef hatte natürlich sofort beschlossen, nach Kvalvig zu gehen, um der Schlacht beizuwohnen. In dem schönen klaren Sommerwetter dampfte „Diana" längs der östlichen Küste Suderös mit ihren schönen Felsformationen gegen Norden und ging um 2 Uhr in der Kvalvigbucht, außerhalb der Bootlinie, vor Anker. Der Kommandeur der „Diana" hatte beschlossen, wenn die Wale versuchen sollten, nach der See durchzubrechen, dies, wenn möglich, zu verhindern und dieselben wieder zurückzujagen. Der Höchstkommandirende der Grindeflotte ließ nach der „Diana" melden, daß die Schlacht um 5 Uhr bei Anfang der Ebbe beginnen sollte, und beide Kommandeure trafen nun Verabredungen bezüglich der Eventualitäten, welche möglicher Weise im Verlaufe der Schlacht eintreten könnten.

Auf dem Strande herrschte große Lebhaftigkeit; außer sämmtlichen alten Leuten, Frauen und Kindern, war hier auch eine große Menge färöischer Fischer bereit, die Wale vom Lande aus anzugreifen. Diese Landtruppen waren mit kurzen Messern bewaffnet und mit großen, an einer langen Stange befestigten eisernen Haken versehen, an denen starke Taue befestigt waren. Durch einen tiefen Schnitt in den Nacken werden die Wale getödtet, die Haken dann in dem Blaseloche der Thiere befestigt und diese dann von vier bis sechs Mann ans Land gezogen. Gegen 5 Uhr Nachmittags, als die Ebbe eingetreten war, lagen 40 große, in drei Linien geordnete Fischerboote zum Angriffe bereit und, wie verabredet, gab dann der „Syſſelmand" das Signal zur Schlacht. Nach Verlauf von kaum ³/₄ Stunden lagen zur höchsten Freude der Färinger 136 große Wale am Strande. Sobald die Wale getödtet sind, verlassen alle Kämpfer die Wahlstatt und begeben sich zu den Häusern des nächsten Dorfes, die Nieren der getödteten Feinde als Siegestrophäen mit sich führend. Die Nieren werden nämlich sogleich ausgeschnitten und sobald als möglich gekocht und verspeist; für die Färinger bilden sie einen der geschätztesten Leckerbissen. Zu diesem delikaten Essen wird ein „hohes" Glas Branntwein genossen und alsdann geht die ganze Gesellschaft zum Tanze.

Der färöische Tanz besteht darin, daß alle Anwesenden einander an die Hand fassen, einen großen Kreis bilden und in bestimmtem Takte unter Absingung verschiedener Gesänge, von denen einige dänischen, andere färöischen Text haben, rundtanzen. Nach einer Walschlacht wird immer die „Grindevise" gesungen, welche ebenso wie die meisten färöischen Lieder, aus einer ungeheuern Menge von Versen besteht, die alle mit dem Refrain enden:

„Rasko Drenge, Grinder dräbe, det er vor Lyst."
(Flinke Bursche, die Wale tödten, das ist unsere Lust.)

Bei einer solchen „Grindegilde" ist die Stimmung selbstverständlich äußerst animirt und wird noch lebhafter, nachdem diverse Schnäpse getrunken sind — das Fest endet damit, daß gewöhnlich ein großer Theil der Tanzenden einen tüchtigen Rausch bekommt und sich dann schlafen legt, wo nur irgend ein geeigneter Platz dazu vorhanden ist. Nur die Allerwenigsten gehen ordentlich zu Bett. Die Waltödter selbst begeben sich in denselben Kleidern zur Ruhe, die sie während des ganzen Tages angehabt haben; daß diese nicht ganz trocken sind, versteht sich von selbst, doch das genirt einen Färinger nicht.

Am nächsten Morgen werden die Wale abgeschätzt und getheilt; diese sehr umständliche und beschwerliche Arbeit wird vom „Syſſelmand" geleitet, der auch alle Streitfragen zu entscheiden hat, zu welchen fast jede Grindetheilung Veranlassung giebt. Zuerst wird der „Fundwal" und dann der „Schadenwal" ausgesucht, welch letzterer auf der Stelle per Auktion verkauft wird; der einkommende Betrag soll den Schaden decken, den die Boote und Walwaffen im Kampfe erlitten haben. Demnächst werden der „Zehntenwal" und der „Landwal" ausgesucht — der Staat, die Kirche und die Leute, denen das Land an der Bucht gehört, wo die Wale getödtet worden sind, erhalten nämlich einen besonderen Antheil von dem Ertrage des Grindefanges. Solche besonderen Antheile sind häufig nicht so unbedeutend; wenn eine bedeutende Anzahl erlegt wird, so kann z. B. ein Pastor bei einer solchen Gelegenheit ein Beneficium von 1000 bis 2000 Kronen haben. Nichtsdestoweniger ist aber der Ertrag auch für die nichtprivilegirten Leute recht ansehnlich; diese 136 Wale repräsentirten eine solche Menge Fleisch und Speck, daß die 2300 Bewohner der Suderö für den größten Theil dieses Jahres mit Nahrungsmitteln („Sul") versehen sind. Der gesammte übrige „Grind" wurde in 2300 Antheile getheilt, indem die Erwachsenen und Kinder, Männer und Frauen gleichviel erhalten; das Kind in der Wiege bekommt einen ebenso großen Antheil, wie der eifrigste der Waler. Es ist natürlich nicht leicht, den Geldwerth eines solchen „Grindes" auch nur annähernd festzustellen, da alles Fleisch und Speck zur Nahrung verwandt wird. Aber es würde doch eine große Summe sein, wenn man jedes Pfund auch nur mit wenig Pfennigen berechnete. Walfleisch und -Speck sind eine kräftige, nährende und den Bewohnern der Färöern außerordentlich wohlschmeckende Kost; beide Theile werden auf dieselbe Weise wie Ochsenfleisch gesalzen, jedoch soll das Speck nur 14 Tage im Salze liegen und dann zum Trocknen aufgehangen werden. Gekochtes Walfleisch mit Speck und Kartoffeln zieht der Färinger jedem anderen Gerichte vor, und selbst Nichteingeborene essen es oft mit Wohlbehagen; freilich können die meisten Fremden den thranigen Geruch des Fleisches nicht vertragen und noch weniger das Speckessen. Ein geringer Theil des Walfleisches wird frisch gegessen, indem es in der Luft zum Trocknen aufgehangen wird, bis es „rast" geworden ist, d. h. einen starken „Gedanken" bekommen hat, dann wird es gekocht

und mit großem Wohlbehagen verzehrt. Unmittelbar nach einer Walschlacht sieht man an allen Häusern Walfleisch hängen, damit es „rast“ werden soll, und ein verwöhnter Großstädter, der an einem warmen Sommertage in ein solches Dorf hineinkäme, würde ganz gewiß die ihm entgegenwehende Luft unerträglich finden; dem Färinger hingegen scheint es ein besonders lieblicher Geruch zu sein. Aus den Köpfen der Wale wird nur Thran gekocht, und der Kopf eines ausgewachsenen Wales kann zwischen 50 bis 80 l Thran geben. Berechnet man 1 l Thran nur mit 25 Pfennig, so kann man sich ungefähr ausrechnen, wie viel nur allein die 136 Walköpfe an Thran ergeben haben, und doch repräsentiren die Köpfe nur einen geringen Theil des ganzen Fanges. W. F.

Wrangel's Reise in Nordsibirien.

Eine sehr willkommene und ansprechende Gabe ist die von einer Tochter des Reisenden, Lisa von Engelhardt, herausgegebene neue Auflage von Baron von Wrangel's nordsibirischer Reisebeschreibung „Ferdinand von Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere“ (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1885, Preis 5 Mark). Wer, von der Fluth der modernen, oft recht seichten und inhaltsleeren, aber doch anspruchsvollen Reiselitteratur ermüdet, nach gediegener Kost verlangt, wird keinen Fehlgriff thun, wenn er dieses Buch, „un des chefs-d'oeuvres de la littératur arctique“, wie es Freiherr von Nordenskiöld in der kurzen Vorrede nennt, zur Hand nimmt. Ein wackerer, wahrheitsliebender Reisender war Wrangel (geboren 29. December 1794 zu Waimel-Neuhof in Liefland, gestorben 25. Mai 1870 in Dorpat), dessen sympathische Züge das Titelbild wiedergiebt, und dessen edle Männlichkeit und reines Streben der erste Theil des Buches, ein pietätvoller Lebensabriß aus der Feder seiner Tochter, uns vorführt! Wir müssen es auf das Lebhafteste bedauern, daß ihm nach glorreicher Vollendung seiner dreijährigen Reise eine zweite von derselben Dauer abgeschlagen wurde: was hätte er für Geographie und Physik dort noch zu leisten vermocht! Und unter welchen Mühseligkeiten und Entbehrungen hat er die Küsten des nordöstlichsten Sibiriens vermessen, durch Fahrten auf dem Eise die Nichtexistenz des von Andrejew gegenüber der Kolyma-Mündung angegebenen Landes nachgewiesen und meteorologische, hydrographische, magnetische und andere Arbeiten ausgeführt! Um nur eines anzuführen, so gab es damals (S. 12 f.) noch keine Schwefelhölzchen und keine Konserven. Man war zum Feueranmachen noch auf Feuerstein und Zunder angewiesen, eine Manipulation, welche mit erstarrten Fingern bei 40° unter Null ausgeführt, in vielen Fällen ganz resultatlos blieb, so daß die erschöpften und halberfrorenen Reisenden genöthigt waren, ohne die lebenspendende Wohlthat eines erwärmenden Feuers und heißen Trankes die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, der ganzen Unbill des Polarklimas preisgegeben. Auch die Konserven von Fleisch und Gemüse, die es jetzt ermöglichen, kräftige Nahrungsmittel mit größter Raumersparniß mit sich zu führen, existirten damals nicht. Als diese Erfindung und die der Schwefelhölzchen gemacht war, begrüßte Wrangel dieselben mit hoher Freude, ihre große praktische Tragweite auch für die geographische Wissenschaft sofort betonend, und in seiner Begeisterung erklärte er, „er habe nicht übel Lust, jetzt noch einmal eine Polarexpedition zu unternehmen, nur um sich des eminenten Vortheiles, den diese wichtigen Erfindungen dem Reisenden gewähren, recht freuen und ihn ausnützen zu können“! Eine zweite Expedition blieb ihm zwar versagt, aber er hatte wenigstens im hohen Alter die Genugthuung, daß seine Ueberzeugung, nördlich von Kap Jakan liege im Eismeere ein noch unbekanntes Land, im Jahre 1867 durch Kapitän Long bestätigt wurde, und daß dieses Land seinen, Wrangel's, Namen auf die Nachwelt bringen wird.

Wir reproduciren im Folgenden einen kurzen Abschnitt aus dem Buche, welcher einen Theil der Rückreise von Sredne-Kolymsk nach Irkutsk schildert, in dem Glauben, daß dies unsere Leser am sichersten veranlassen wird, das Ganze zu lesen.

„Die Sorglosigkeit der Jakuten — heißt es S. 203 ff. — gegen Alles, was etwa zum Schutze gegen die rauhe Witterung oder zu irgend einer Art von Bequemlichkeit dienen könnte, ist so groß, daß sie für die weiteste Winterreise weder Zelte noch Decken mitnehmen, ja nicht einmal eine von den größeren Pelzbekleidungen, ohne die wir uns bei einem gewissen Kältegrade hinauszuwagen gar nicht für möglich halten. Der Jakute hat auf der Reise ungefähr seine gewöhnliche Hauskleidung an; damit bringt er die Nacht fast immer unter freiem Himmel zu, eine auf den Schnee gebreitete Pferdedecke ist sein Bett, der hölzerne Sattel sein Kopfkissen. Mit demselben Pelzjäckchen, das ihm den Tag über als Rock dient und das er zur Nacht auszieht, bedeckt er sich Rücken und Schulter, während der vordere Theil des Körpers fast unbedeckt gegen das helllodernde Feuer gerichtet ist. Wenn er eine Weile so gelegen und sich so weit erwärmt fühlt, daß er dem Schweiße nahe ist, so verstopft er sich Nase und Ohren mit kleinen Fellstückchen und bedeckt sein Gesicht bis auf eine ganz kleine Oeffnung zum Athemholen, und damit ist Alles geschehen, was er nöthig hat, um nicht, auch bei der größten Kälte, zu erfrieren.

Selbst hier in Sibirien werden die Jakuten eiserne Menschen genannt und verdienen diese Benennung mit vollem Rechte. Es giebt gewiß kein Volk, das wie sie jede Art von körperlicher Anstrengung, und besonders Kälte und Hunger, in so hohem Grade und mit so vollkommenem Gleichmuthe auszuhalten im Stande wäre. Unzählige Male habe ich sie bei 20° und darüber in freier Luft ganz gemächlich schlafen gesehen, während ihre armselige Pelzjacke ihnen vom Rücken herabgeglitten, das nächtliche Feuer schon längst verlöscht und der ganze, fast unbedeckte Körper des Schläfers mit einem dicken Eisreife überzogen war.

Eine andere Eigenschaft, die dieses merkwürdige Volk in bewunderungswürdigem Grade auszeichnet, ist das unbegreiflich scharfe Gesicht, das sie besitzen. Ein Jakute von mittleren Jahren versicherte dem Herrn von Anjou, indem er auf den Jupiter wies, er habe es manchmal gesehen, wie der blaue Stern da einen anderen sehr viel kleineren verschlinge und bald darauf wieder von sich gebe; er hatte also ohne Fernrohr den Durchgang eines der Satelliten jenes Planeten beobachtet!

Ebenso merkwürdig und geradezu unbegreiflich ist der Ortssinn und das Gedächtniß dieser Leute. Eine Pfütze, ein Stein, ein Strauch, jede kaum bemerkbare Erhöhung der Fläche, die dem an künstliche Wegweiser gewöhnten Auge nichts sagen, prägen sich diesen ungebildeten Naturmenschen tief ins Gedächtniß und geleiten sie noch nach Jahren sicher durch die unermeßliche, öde Steppe.

Eine diesen Gegenden eigenthümliche Naturerscheinung, die uns unseren Marsch sehr erschwerte, sind die sogenannten Taryni, die, obgleich anderer Entstehung, doch einige Aehnlichkeit mit den Gletschern haben. In den hiesigen Gebirgsthälern nämlich (besonders in dem langen Thale des Dogdoflusses), deren kiesiger Boden im heißen Sommer und dem gewöhnlich dürren Herbste ganz austrocknet, tritt oft mitten im Winter beim stärksten Froste eine große Menge Wasser aus der Erde, welches sich nach allen Seiten ergießt und gefriert. Diese erste Eisrinde bekommt an verschiedenen Stellen Risse und Spalten, aus denen aufs Neue Wasser hervorquillt und durch das Gefrieren eine zweite Eisrinde bildet. In dem Maße nun, als durch die Wirkung des Frostes das Wasser aus der Tiefe des lockeren Bodens hinaufgepreßt wird und an der Oberfläche zur festen Masse gefriert, nimmt die aus lauter Schichten bestehende Eisrinde an Dicke und Ausdehnung zu und bedeckt zuletzt alles Gesträuch und selbst Bäume von mittelmäßiger Höhe. Der Uebergang über diese Taryni ist äußerst beschwerlich und nicht ohne Gefahr; wenn sie festgefroren sind, so ist die Oberfläche derselben so glatt, daß selbst gut beschlagene Pferde fast bei jedem Schritte ausglitschen, mit ihrer Last zu Boden stürzen und nicht selten auf der Stelle todt liegen bleiben. Besonders gefährlich ist es, wenn die Karawanen an einem Abhange oder bei einer Schlucht von einem der, hier oft eintretenden orkanartigen Windstöße ergriffen wird, denen nichts widersteht, und die dann wohl mehrere Menschen und Pferde in die Tiefe hinabschleudern. Weniger lebensgefährlich, aber nicht minder beschwerlich ist ein solcher Uebergang, wenn die Taryni mit frisch hervorquellendem, noch nicht gefrorenem Wasser bedeckt sind; dann ist die Karawane genöthigt, durch die oft sehr tiefen Wasserpfützen zu waten, wobei nicht selten in dem Eiswasser Füße und Hände erfrieren. . . ."

„Nachdem wir das Weihnachtsfest in Werchojansk gefeiert hatten, machten wir uns am 27. December auf den Weg nach Jakutsk.

Die Kälte ließ nicht nach, mein Thermometer zeigte beständig 40° unter dem Gefrierpunkte. Wenn bei solcher Kälte eine Reise im Schlitten schon sehr beschwerlich ist, so wird sie zu Pferde fast unerträglich.

Ohne eigene Erfahrung kann man sich keine Vorstellung von den wirklichen Leiden machen, mit denen ein solcher Ritt verknüpft ist. In eine dicke, steife Pelzmasse von 30 bis 40 Pfund vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich absolut nicht bewegen und nur gleichsam verstohlen unter dem dichtbereiften Bärenkragen, der mit einer, das ganze Gesicht verbergenden großen Pelzmütze zusammenhängt, etwas äußere Luft einathmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes schmerzhaftes Gefühl in Schlund und Lunge hervorbringt. Der Reisende ist dabei immer während 10 Stunden und darüber (so lange geht der Zug von einem Nachtlager und Futterplatze zum anderen) auf sein Pferd gebannt, weil es in der unbeholfenen Pelzkleidung unmöglich ist, auch nur einige Schritte in dem tiefen Schnee zu waten, durch welchen selbst die geübten Pferde sich nur mit Mühe hindurcharbeiten.

Diese armen Thiere sind übrigens ebenso übel daran als die Reiter, denn außer der ungeheuern Kälte im Allgemeinen, unter der sie denn doch auch am Ende leiden müssen, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nüstern fest, die ihnen das Athmen überaus erschweren; dies äußern sie durch häufiges ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln des Kopfes, wo dann die Führer bei der Hand sein müssen, um die Thiere durch Entfernen der Eiszapfen vor dem Ersticken zu bewahren. Auf schneelosen Eisflächen geschieht es nicht selten, daß ihnen bei gar zu argem Froste die Hufe bersten.

Die Karawane ist immer von einer dicken Dampfwolke umgeben, welche sich durch die Wärme bildet, welche nicht nur die lebenden Körper, sondern auch der Schnee ausdünsten, denn sogar dieser dampft bei der furchtbaren Kälte, die ihn zusammenpreßt und ihm gestattet, eine Art verhältnißmäßig warmer Temperatur zu haben. Diese Ausdünstungen verwandeln sich augenblicklich in Millionen feiner Eisnadeln, mit denen die ganze Luft erfüllt ist, und die in derselben ein immerwährendes, leichtes Geräusch hervorbringen, ähnlich dem beim Zerreißen eines Stückes dicken Seidenzeuges. — Selbst das Renthier, dieser ewige Bürger des höchsten Nordens, sucht einigen Schutz vor der schrecklichen Kälte in den Wäldern; auf der Tundra, wo es diese nicht hat, drängt die ganze Heerde sich so nahe als möglich an einander, um sich gegenseitig etwas zu erwärmen; so sieht man sie dann oft in dichten Haufen regungslos dastehen. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet noch hin und wieder mit mattem, langsamem Flügelschlage die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm herzieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige thierische Wärme auszudünsten hat.

Aber nicht bloß auf die Thierwelt, sondern auch auf die Vegetation und auf die unorganische Natur erstreckt dieser Frost seine furchtbare Wirkung; nichts widersteht ihm. Die dicksten Baumstämme bersten mit gewaltigem Knalle, der in dieser Wüste wie ein Signalschuß auf hoher See klingt. Der Erdboden auf der Tundra und in den felsigen Thälern zerberstet krachend, und es bilden sich gähnende Spalten, aus denen das tief im Schoße der Erde verborgene Wasser dampfend hervorquillt, um augenblicklich zu Eis verwandelt zu werden. Ungeheure Felsmassen werden gesprengt; von ihrem tausendjährigen Lager losgerissen, rollen sie mit donnerähnlichem Getöse herab und erschüttern in ihrem gigantischen Sturze fühlbar die Atmosphäre.

Selbst über die Erde hinaus wirkt diese Kälte: die so oft und mit Recht gepriesene majestätische Pracht des tiefblauen Polarhimmels verschwindet in der durch den ungeheuren Frost verdickten Atmosphäre; wohl sieht man die Sterne am Firmamente blinken, aber ihr Glanz ist getrübt, ihre Strahlen sind matt, und der geheimnißvolle, poetische Zauber einer Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer furchtbaren Einförmigkeit der Phantasie auch nicht den geringsten Gegenstand darbietet, an den sich ein poetisches Gefühl knüpfen könnte. Und welche Einbildungskraft, welches dichterische Feuer könnte auch da wohl noch thätig sein, wo die ganze, letzte Wirkungskraft des Menschen auf das, ich möchte sagen thierische Bestreben reducirt ist, sich gegen das Erfrieren zu erwehren."

Kürzere Mittheilungen.

Die ehemalige Nordgrenze des Löwen in Deutschland.

In Nr. 9 des „Globus" (Bd. 48, S. 143) finde ich eine Notiz, in welcher unter Hinweis auf Struckmann's Abhandlung (im Jahresbericht d. naturh. Gesellsch. Hannover 1884) gesagt wird, daß „der Löwe über den Südrand des Harzes nicht hinaus gegangen zu sein scheine". Dieses ist thatsächlich unrichtig. Es sind wohlerhaltene Reste des diluvialen Löwen, welcher gewöhnlich als Felis spelaea bezeichnet wird, an mehreren in der Wissenschaft wohl bekannten Fundorten auch nördlich vom Harze gefunden, und zwar zum Theil neben Spuren menschlicher Existenz.

Der vor einigen Jahren verstorbene Prof. Giebel (Halle a. S.) hat Reste des diluvialen Löwen mehrfach, bei Quedlinburg nachgewiesen. Ich selbst habe solche Reste eigenhändig bei Westeregeln (zwischen Halberstadt und Magdeburg) und besonders bei Thiede unweit Braunschweig ausgegraben. Die Belagstücke für diese meine Funde liegen theils in meiner Sammlung, theils habe ich sie dem Herzoglichen naturhistorischen Museum in Braunschweig überlassen. Auch Herr Aug. Wollemann, ein früherer Schüler von mir, hat bei Thiede mehrfach Löwenreste gefunden.

Weiter nördlich scheinen allerdings Spuren des diluvialen Löwen noch nicht beobachtet zu sein, und es würde somit Thiede bis auf Weiteres als der nördlichste Punkt der ehemaligen Verbreitung jenes interessanten Raubthieres zu betrachten sein, sowohl für Deutschland, als auch wohl für das ganze kontinentale Europa.

Die Fundstelle bei Thiede nimmt überhaupt einen der hervorragendsten Plätze unter allen ähnlichen Fundstätten ein, da sie nicht nur eine äußerst interessante Fauna nebst sicheren Spuren des Diluvialmenschen geliefert hat, sondern auch wegen ihrer relativ weit nach Norden vorgeschobenen Lage in thiergeographischer Hinsicht die größte Beachtung verdient. So z. B. bildet sie auch für die diluviale Hyäne die Nordgrenze; wenigstens ist mir ein Fund diluvialer Hyänenreste nordwärts von Thiede nicht bekannt geworden.

Wer sich näher für diese Verhältnisse interessirt, findet darüber ausführliche Mittheilungen in meinen diesbezüglichen Publikationen.

Berlin. Prof. Dr. Nehring.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Von Oberst Prshewalski ist in St. Petersburg zu Anfang September folgende Nachricht vom 1. Juli eingetroffen. „Ueber das Keri-Gebirge nach Tibet zu gelangen, erwies sich unmöglich, da die Gebirgspässe für Pferde unzugänglich waren und die Chinesen außerdem die Fußstege mit Steinen verbarrikadirt und die Brücken zerstört hatten. Die Ortsbevölkerung begegnet uns ungeachtet des chinesischen Verbotes sehr freundschaftlich; die Sympathien für die Russen sind hier sehr groß. Den Juli verbringen wir in den Schneegebirgen zwischen den Flüssen Keri und Chotan (Ostturkestan), um die Mitte August gehen wir nach Chotan und auf dem Chotan-Flusse nach Aksu. Alle befinden sich wohl."

— Ein kürzlich aus Indien eingetroffener Band des umfangreichen „Gazetteer" der Präsidentschaft Bombay behandelt nach der „Times" Ahmednugger oder Ahmadnagar, wo der letzte der Großmogule, Aurengzeb, starb. Es ist das ein sehr unregelmäßig gestalteter Bezirk an der Nordwestgrenze des Staates Haiderabad und nordöstlich von dem Distrikte Punah, mit 6666 Quadratmeilen Areal und 751 228 Einwohnern, welcher öfters unter Hungersnoth und anderen Plagen zu leiden hat. Die merkwürdigste unter den letzteren ist die Rattenplage. Meist genügt der Regenfall im Juni, welcher alle Spalten und Löcher anfüllt, um die Thiere in großen Massen zu vernichten und den Ausbruch einer Plage zu verhindern. Tritt aber der Regen spät oder gar nicht ein, so wächst die Zahl der Ratten stets über alles Maß. In den letzten sechs Jahrzehnten waren drei „Rattenjahre", nämlich 1826, 1835 und 1879. Beim letzten Male wurden ganze Kornfelder wie durch einen Heuschreckenschwarm in wenigen Stunden aufgefressen. Für je 100 todte Ratten wurde eine Belohnung von einer, später von einer halben Rupie ausgesetzt, und in Folge dessen nicht weniger als 1 768 000 Ratten getödtet und bezahlt. Obwohl das Volk selbst darunter litt, so scheint es in seinem Aberglauben doch das Tödten der Thiere nicht gebilligt zu haben; man glaubte nämlich, daß die Ratten die Geister der in den Hungerjahren 1876 bis 1877 Gestorbenen seien, und weigerte sich, bei deren Vernichtung zu helfen. Heuschrecken und Hungersnoth waren für den Ackerbauer in Ahmadnagar kaum schrecklicher als die Ratten, und erst in neuester Zeit, wo einige Nothstandsbauten, wie eine Eisenbahn, eine Straße und ein Kanal vollendet worden sind, kann man Hoffnung auf eine bessere Zukunft haben.

Afrika.

— Der Regierungsgeometer von Natal, H. C. Schunke, ist von Dr. Gill, dem königlichen Astronomen am Kap, zum Leiter der trigonometrischen Aufnahme der Transvaal-Republik ernannt worden. Dieselbe findet auf Beschluß des Volksraad statt und soll mit den geodätischen Aufnahmen der Kapkolonie und Natals in Verbindung gebracht werden. Die Hauptdreieckskette soll sich von Newcastle in Natal längs des 30. Meridians bis an den Limpopo erstrecken und von da in südwestlicher Richtung längs der Westgrenze des Staates bis an die Westgrenze des Griqualandes. Ebenso soll eine Dreieckskette von Middelburg über Pretoria bis Marico gelegt, und die Länge von Pretoria durch die elektro-telegraphische Methode direkt vom Kap-Observatorium aus bestimmt werden, welches auch die erforderlichen astronomischen Instrumente herleihen wird.

— In den „Comptes Rendus“ der Pariser Akademie der Wissenschaften findet sich eine Abhandlung von A. Milne-Edwards und E. Oustalet über die Fauna von Groß-Comoro. Dieselbe basirt auf den Sammlungen, welche Humblot vor Kurzem während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes auf der Insel gemacht hat, und deren Zweck es war, die früheren geographischen Beziehungen des Archipels festzustellen. Auf Comoro giebt es kein einheimisches Säugethier; alle vorhandenen sollen von außen her eingeführt worden sein. Von Vögeln fand Humblot 34 Species. Das Studium der Sammlung brachte Milne-Edwards und Oustalet zu dem Schlusse, daß Groß-Comoro kein Anhängsel von Madagaskar ist, daß es nie mit demselben zusammengehangen hat, und daß seine Fauna aus Nachbarländern eingeführt worden ist.

Australien.

— Auch in Brisbane (Queensland) und Adelaide (Südaustralien) hat sich eine Geographische Gesellschaft gebildet im Anschluß an die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne.

— Ein Mr. Kerr, welcher früher in Neu-Guinea gewesen war, zeigte Gold vor, welches er dort im Thale des Fly-Flusses gefunden haben wollte. Darauf hin wurde eine Expedition unter Leitung des General Mc Iver ausgerüstet, welche jene Gegend auf ihren Goldgehalt erforschen sollte. Kurz vor der Abreise derselben stellte sich indeß heraus, daß das vorgezeigte Gold nicht von Neu-Guinea, sondern von Tasmanien stammte, und die Expedition ging nicht ab. Dergleichen schlechte Späße kommen in Australien nur zu oft vor; wir erinnern an Skuthorpe, welcher Leichhardt-Reliquien aufgefunden haben wollte.

— Eine wissenschaftliche Expedition unter Hartmann, Ilambert und Jaeschke erforscht gegenwärtig, wie wir dem „Brisbane Courier“ vom 10. Juli entnehmen, das wenig bekannte Gebiet des Golfs von Carpentaria, so weit es der Kolonie Queensland angehört. Wenn diese Arbeit beendet ist, wird Hartmann, welcher ein eifriger Geologe und Botaniker ist, auch den zur Kolonie Südaustralien gehörigen Theil des Golfs sorgfältig untersuchen, während Ilambert und Jaeschke nach Brisbane zurückkehren werden. Das Resultat dieser wissenschaftlichen Studien wird dann dem bekannten Dr. Ferdinand von Müller, Regierungsbotaniker in Melbourne, überliefert werden, welcher mit der Herausgabe eines ausführlichen Werkes über Australien in seiner geologischen und botanischen Bedeutung beschäftigt ist.

— In Australien besteht fortwährend außerordentlicher Mangel an Dienstmädchen. Aus Queensland wird berichtet, daß in der Hafenstadt Townsville, im Norden dieser Kolonie, die Löhne der Dienstmädchen, bei völlig freier Station, bereits auf 20 bis 25 sh. pro Woche gestiegen seien.

— Der Schafbestand der Kolonie Queensland hat, ähnlich wie in Neu-Süd-Wales, auch im letzten Jahre in Folge lange anhaltender Dürren erhebliche Einbuße erlitten. Derselbe belief sich am 1. Januar 1885 auf 9 493 829 gegen 11 507 475 im Vorjahre. Der Gesammtverlust an Schafen in Queensland während der letzten zwei Jahre beträgt über sieben Millionen im Werthe von nahe vier Millionen Pf. St. Neu-Süd-Wales erlitt im Jahre 1883 an Schafen einen Verlust von 5 816 461, und im Jahre 1884 ebenfalls einen erheblichen.

— Auf einer Reise längs des Murray-Flusses nach Wentworth hat Kapt. Page, Sekretär der „Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen“, alle Berichte, die er über die zu Viktoria gehörigen Aboriginer erlangen konnte, gesammelt. In einem Landstriche, der sich 250 Meilen weit hinzieht (von Kerang bis Reds Corner), lebten nur 144 derselben, davon waren nur zehn unter fünfzehn Jahre, das jüngste Kind zwei Jahre alt. Wenige nur hielten sich in der Nähe des Flusses auf, die meisten hatten sich ins Innere begeben, um Kaninchen zu fangen. Seit dem Anfange des vergangenen Jahres waren zehn Todesfälle, aber keine Geburten zu verzeichnen gewesen. Die „Gesellschaft“ that alles Mögliche um die Eingeborenen zu unterstützen.

— Das Jahr 1884 bedeutet für die Kolonie Tasmanien einen Rückschritt. Nur die Bevölkerung ist von 126 220 auf 130 541 gestiegen. Die Revenue belief sich auf 549 662 Pf. St. (— 12 404 Pf. St.), die Ausgaben auf 581 017 Pf. St. (+ 50 717 Pf. St. gegen das Vorjahr). Die Einfuhr bewerthete 1 656 118 Pf. St. (— 176 519 Pf. St.) und die Ausfuhr 1 475 875 Pf. St. (— 255 724 Pf. St. gegen das Jahr 1883). Der Goldexport fiel von 45 052 Unzen im Werthe von 173 561 Pf. St. auf 34 348 im Werthe von 132 010 Pf. St., und der Zinnexport von 4091 Tonnen im Werthe von 376 446 Pf. St. auf 3707 im Werthe von 301 423 Pf. St. Leider hat der Ackerbau im letzten Jahre eine bedenkliche Abnahme erlitten, indem viel Land wieder der Viehzucht, welche sich aber dennoch an Zahl der Stücke nicht unbedeutend vermindert hat, zugefallen ist. Der Farmer findet bei den niedrigen Getreidepreisen seine Rechnung nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Von der von der Geographical Society of Australasia nach Neu-Guinea geschickten Expedition, welche vom Aird-Flusse aus operirt, ist der Naturaliensammler R. Broadbent erkrankt nach Australien zurückgekehrt.

— Am 8. Mai traf Mr. Forbes, welcher im Auftrage der Londoner und mit Unterstützung (im Betrage von 500 Pf. St.) der Australischen Geographischen Gesellschaft eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternimmt (vgl. „Globus“ Bd. 47, S. 14 und Bd. 48, S. 14) in Batavia ein, vollendete dort seine Vorbereitungen, indem er vier von seinen früheren Jägern und 20 Träger in Dienst nahm, und gedachte am 13. Juli nach Thursday Island und Port Moresby auf Neu-Guinea abzufahren. Falls sich ihm dort eine Gelegenheit nach Dyke Acland-Bai, welche unter 9° südl. Br. auf der Nordostküste, aber noch innerhalb des englischen Gebietes liegt, bietet, so wäre er geneigt, von dort aus in das Innere aufzubrechen, statt von der niedrigeren Südküste aus, weil an letzterer alle Eingeborenen weit mehr von der schrecklichen Krankheit Beriberi zu leiden haben.

(Schluß der Redaktion: 13. September 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Aus dem südlichen Indien.

(Nach dem Französischen von Emile Guimet.)

V.

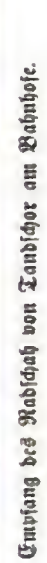
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von F. Régamey.)

Mit dem Plane, weiter zu reisen, begab sich Guimet auf den Bahnhof und fand hier alles drunter und drüber angesichts der bevorstehenden Ankunft der Fürstin und ihres Gatten. Erstere war nämlich in Ermangelung männlicher Nachfolger die Erbin des Thrones gewesen und hatte einen ihr vom englischen Gouvernement bestimmten Mitregenten heirathen müssen. Da Beide wiederum keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur Töchter haben, so werden auch diese wieder ihnen seitens Englands designirte Fürsten ehelichen, welche jenem natürlich keinerlei Schwierigkeiten verursachen werden.

Vor dem Bahnhofe war ein orangefarbenes Zelt errichtet und mit bunten Blumenguirlanden ohne ein einziges grünes Blatt und mit grünen Blätterguirlanden ohne irgend eine Blume ausgeschmückt worden. Nicht weit davon stand die neugierige Menge und begaffte die Soldaten, Bajaderen, Elephanten und die hohen Würdenträger, welche den Landesherrn erwarteten. Dieser kommt von Dehli, wo er mit allen übrigen Radschahs der Halbinsel die Königin von England als Kaiserin von Indien hat ausrufen helfen. Weißgekleidet mit künstlerisch gewundenem Turban stehen die Würdenträger da, neben ihnen mit der ihnen eigenen kalten Schönheit die Bajaderen, daneben Elephanten mit roth gemaltem und goldgestreiftem Rüssel und blauen Ohren. Am spaßigsten sehen die Soldaten aus, bekleidet mit abgelegten Monturen der englischen Armee aus allen Zeiten; ob ihre Seitengewehre aus den Scheiden herausgezogen werden können, wollen wir nicht bestreiten, jedenfalls aber sind ihre Flinten aus Holz und zwar ganz aus Holz, und in dem die Mündung markirenden Loche steckt ein Federwisch. Die Kopfbedeckung der Officiere sind Turbane oder Hüte aus Goldpapier, die der Soldaten Czakos aus Stroh mit Wachsleinwand überzogen, die der Musikanten antike Dragonerhelme. Um das Wichtigste bei der Beschreibung einer Armee, die Fußbekleidung, nicht zu vergessen, sei gesagt, daß diese Frage in Tandschor auf die glücklichste und billigste Manier gelöst ist: die Soldaten des Radschahs gehen eben barfuß.

Nur drei Europäer waren außerdem am Bahnhofe sichtbar, Engländer, davon der eine der Steuerempfänger, die anderen sein Gehilfe und Sekretär sind. Mit diesen drei Vertretern versteht es Groß-Britannien, ein ganzes Königreich zu verwalten, denn sie sind die einzigen hier ansässigen Engländer. Ihnen und ihren Damen schlossen sich die Reisenden an, um die Empfangsfeierlichkeiten mitzumachen.

Der Zug kommt an und aus dem von dem Engländer geöffneten königlichen Wagen steigt der Radschah in prächtigem Gewande von Goldbrokat und violetter Seide aus, die Thür hinter sich wieder schließend. Er drückt allen die Hand und begrüßt die Damen; dann erzählt er wie ein von der Prämienvertheilung nach Hause kommender Schüler

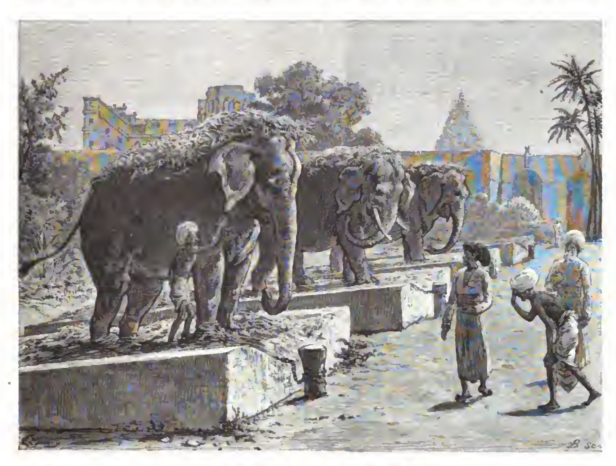


Empfang des Radschah von Tandschor am Bahnhofe.

begeistert von den Geschenken, die er in Dehli erhalten hat und unter denen ihm eine Denkmünze mit dem Bildnisse der Kaiserin Victoria besonders imponirte. Da klopft man im Waggon: die Fürstin möchte auch aussteigen. Auf einen Wink des englischen Beamten hin mußten sich die Männer zurückziehen, und es wurden dichte Vorhänge vom Wartesaale nach dem Waggon hin vorgezogen, durch welche die Damen nach einem geschlossenen Wagen hingelangten und mit demselben davonfuhren, ohne daß Guimet mehr als die Nasenspitze der Fürstin und ihr völlig nacktes Töchterchen von fünf bis sechs Jahren zu Gesicht bekommen hätte.

Jetzt stellten sich der Engländer, die Damen und unsere Reisenden in Linie auf dem Perron auf, ihnen gegenüber der Radschah von seinem Hofstaate und den Bajaderen umgeben; man brachte ihm Blumenketten, die er mit dem Ausdrucke der Hochachtung und des Wohlwollens den Europäern um den Hals legte. Dann reichte er diesen eine mit Geschenken beladene goldene Schüssel hin, es waren lauter kleine Packetchen mit frischem Grün garnirt. Die Reisenden machten einige Schwierigkeiten, die reichen Geschenke, die zu erwidern sie nicht in der Lage seien, anzunehmen, doch wurden sie aus der Verlegenheit gerissen durch die Worte des Fürsten: „Touch only!“ „Nur berühren!“

Man sieht, wie sehr sich der Brauch fürstlicher Geschenke in Indien vereinfacht hat. Früher empfing man die prächtigsten Dinge, mußte aber noch schönere wieder schenken und stand sich also als Reisender immer schlecht dabei. Die



Gefesselte Elephanten im Hofe des Palastes von Tandschor.

praktischen Engländer haben deshalb das „Touch only“ eingeführt und damit ist der Form der Höflichkeit Genüge gethan. In diesem Falle aber noch nicht ganz: denn der Engländer schmückte seinerseits den Radschah gleichfalls mit duftenden Guirlanden und reichte ihm auf einem Teller ein Packetchen hin, welches jener nur mit den Fingerspitzen berührte. Guimet wußte durch Zufall, daß in dem Packetchen nichts als Betelblätter und Arekanüsse, die Ingredienzen zum Sirih, den der Indier fast den ganzen Tag kaut, enthalten waren.

Nach dieser Auswechselung von Höflichkeitsformen zog sich Jeder zurück, nichtsdestoweniger war aber nunmehr den Reisenden die Verpflichtung erwachsen, dem Radschah ihre Aufwartung zu machen, eine Verpflichtung, die ihnen deshalb willkommen sein konnte, weil sie dadurch das Schloß zu besichtigen Gelegenheit fanden. Auf dem besten Fahrzeuge, welches sie dazu auftreiben konnten, einem von zwei Ochsen gezogenen, mit einer Plane überspannten unbequemen, stoßenden Wagen gelangten sie in glühender Sonnenhitze — es waren 120° Fahrenheit — am Palaste an; die Straßen waren eben wegen der Hitze wie ausgestorben, um so mehr Tempel, Thürme, Gopurams und Heiligthümer konnten sie auf dem Wege bewundern. Da der Radschah gerade etwas ruhte, so gab der Palastintendant, ein junger intelligent aussehender Mann, den Reisenden einen Führer mit, der sie zunächst durch einen Garten mit rechtwinkeligen Alleen, großartigen Blumengeländern und Palmengruppen in den Hof der wilden Thiere führte.



Der Radschah von Tandschor schmückt die Reisenden mit Blumenketten.

Hier lagen in doppelstäbigen Käfigen, zum Ueberfluß noch an Ketten befestigt, unglückliche Tiger, welche die Zunge vor Hitze und Erschöpfung weit zum Maule heraushängen ließen. Der ungeheure Hof dient zur Abhaltung von Paraden, Thierkämpfen und Exercitien — mit den hölzernen Gewehren. Einen stattlichen Anblick aber bieten ohne Zweifel sieben riesige Elephanten, welche gewaltigen lebenden Denkmälern gleich rechts und links vom Eingange entlang der Mauer sichtbar werden. Den vollen Sonnenstrahlen ausgesetzt stehen die Thiere auf einer Art Unterbau, dessen Temperatur wohl sich der glühenden Metalls nähern dürfte, an Ketten und haben sich das Heu, welches ihnen als Futter hingeworfen wird, als Schutz gegen die direkte Sonnenhitze auf Kopf und Rücken gelegt: man sieht, wenn hier die Elephanten eine gewisse Intelligenz verrathen, so geschieht dies, weil sie den Menschen allzusehr mangelt.

Das Innere des Palastes bildet ein Labyrinth von langen Gallerien, Gängen, Höfen, finsteren Sälen, dunkelen Winkeln und Götzenbildern, die allenthalben in Mauernischen angebracht sind.

Ein Hof trennt zwei große offene Säle von einander, den Salon und den Thronsaal. Ersterer ist gleichzeitig Bibliothek und Museum und enthält ziemlich gute Werke aus dem 18. Jahrhundert und der Zeit der Restauration, zwei Weltkarten aus der Zeit Louis' XIV., und an der Wand abwechselnd brahmanische religiöse Bilder und Pariser bunt lithographirte Bilder, die vier Jahreszeiten darstellend; der Thronsaal ist ein Gemisch von Großartigkeit mit Lächerlichkeit; mitten darin steht in der Haltung eines Betenden die Marmorstatue des letzten Radschah Sivadschi, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichtetem Blicke; sein langes Gewand, der eckige Hut, der Schnurrbart geben ihm einige Aehnlichkeit mit dem Kardinal Richelieu.

Bildsäule des Radschah Sivadschi.



Laterne im Thronsaale des Palastes in Tandschor.

Wie soll man aber alle die von schlechtestem Geschmacke zeugenden Kuriositäten, die in dieser ungeheuern Halle aufgespeichert lagen, aufzählen! Drei Pianos, eins mit der Jahreszahl 1800; auf breiten Tischen Krystallkugeln, künstliche Blumen unter Glasglocken, wächserne Früchte, Vögel aus Glas und andere Kunstgegenstände. Ein goldener Schaukelstuhl; Uhren alten Stils, auf denen Ajax und andere Heroen die Stunden anzeigten, wenn sie überhaupt im Gange wären; und dazu ergreifende Bilder, irgend welche Episoden aus Romanen darstellend mit Unterschriften etwa wie: „Sie wird eine große Dame", „Sie liegt im Kerker", „Sie spendet den Armen" u. s. w. An den Seiten riesige phantastische Laternen in der Form von Vögeln mit Weiberkopf und Gazellenfüßen.

Die weitere Ausschmückung des Saales wird besorgt von Götzenbildern in schreienden Farben und von Bildern an den Wänden mit Circushelden, Ringkämpfern und schäkernden Engeln als Gegenstand. An den braunen Säulen

ziehen sich weiße gemalte Ranken empor, die Kapitäle sind gelb, die Querbalken grün. Um nichts zu vergessen, findet sich in dem Saale noch ein indisches Bett mit einem aus Perlen gestickten Baldachin, Bänke aus Bambu, lebende Kaninchen und Meerschweinchen in sehr schmutzigen Käfigen und eine Harfe ohne Saiten. Neben dem Hofe, zu welchem einige Stufen hinabführen, erhebt sich eine schöne Kuppel von arabischer Form, welche das Heiligthum des Palastes überdeckt.

Man sieht, der Radschah Sivadschi hat zahlreiche Andenken hinterlassen. Uebrigens war er in Madras erzogen worden und hat stets den protestantischen Missionar Schwartz begünstigt. Auch die Jesuiten hatten im 18. Jahrhundert in Tandschor gewisse Erfolge, indem sie halbwegs zwischen dem Tempel des Siva und dem Palaste des Radschah eine Kirche bauten; um diese aus der Welt zu schaffen, bedienten sich die eifersüchtigen Brahmanen folgenden Mittels. Siva oder vielmehr sein im Sanktuarium aufgestelltes Bildniß fing auf einmal an, sich auf Wahrsagen zu verlegen, und erzählte dem andächtig lauschenden Volke, daß er fortan den Palast nicht mehr aufsuchen könne, weil der Tempel der „Brahmanen des Nordens" seinen Weg dahin versperre, und er nirgend vorbeigehen könne, wo der Christengott sei. Das hieß einmal dem letzteren eine große Macht zugestehen, dann aber auch den Radschah auf die große Gefahr aufmerksam machen, welche ihm drohte, wenn ihn der katholische Tempel länger der Wohlthaten Siva's beraubte. So hatte das Orakel den gewünschten Erfolg, daß der Radschah die Jesuitenkirche zerstörte; seitdem trug Siva hier den Beinamen „matta", der Zerstörer.

Ein anderes Manöver der Brahmanen war das, ihren Gott Manar Thränen vergießen zu lassen, weil er vom Könige so vernachlässigt werde; gelegentlich aber wurde entdeckt, daß der Thränen vergießende steinerne Gott in seinem Kopfe einen nassen Schwamm beherbergte.

Die katholischen Missionare waren in Tandschor heftigen Verfolgungen ausgesetzt. Einer derselben, Pater Machado, wurde zwei Jahre lang von einem Priester des Siva gefangen gehalten und mißhandelt, was von dem Radschah ruhig geduldet wurde, weil man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er auf diese Art von dem Pater beträchtliche Schätze erhalten werde. Erst der Intervention des Herrn de Saint-Hilaire, des Hofarztes von Belur, gelang die Befreiung des Geistlichen. Trotzdem verbreitete sich damals das Christenthum um so mehr, je mehr es verfolgt wurde,



Bergiger Horizont an der Bahn nach Madras.

und zwar dadurch, daß der Radschah sich zur Unterdrückung desselben eines eigenthümlichen Mittels bediente; er ließ nämlich den Christen ihre Kinder wegnehmen und sie in seinem Palaste in Musik und Tanz, den ehrlosen Künsten, unterrichten. Sie wurden außerordentlich streng und sittenrein gehalten, brachten es dadurch zu einem hohen Grade der Ausbildung in ihren Künsten, heiratheten später unter einander und bildeten so hervorragende Künstlerfamilien, die nach dem Tode des Radschah von seinem weniger kunstsinnigen und sparsamen Nachfolger die Freiheit erhielten. So bildeten sie einen mächtigen Stamm für die Entwickelung des Christenthums in Tandschor.

Um zu verstehen, in wiefern der Fürst durch die Entführung der christlichen Kinder, denen er doch ihren Glauben ließ, dem Christenthume zu schaden beabsichtigte, muß man das Vorurtheil und den Abscheu des Indiers gegen gewisse Berufsarten in Erwägung ziehen: Kinder gebildeter Eltern zu Sklaven machen und sie eine ehrlose Kunst zu lehren, war in des Fürsten Augen eine Strafe schlimmer als der Tod.

Wie übrigens hier die Christen fast ausschließlich Tänzer und Musiker, so sind sie anderswo fast alle Fischer, oder Kaufleute oder Landwirthe oder Soldaten; das ist es eben, was der Indier dem Missionar am meisten vorwirft, daß er sich ohne Unterschied an alle Klassen der menschlichen Gesellschaft wendet. Beim Verlassen des Palastes des Radschah überzeugte ein letzter Blick die Reisenden noch einmal von dessen Großartigkeit. Hoch oben sechs Etagen hoch beherrschte der Weiberharem das Land, von wo aus der Blick schweifen konnte bis Tritschinapali mit seinem Felsen und den erleuchteten Kolonnaden des Affentempels.

Nun sollte die Reise weiter nach Madras gehen. Auf dem Bahnhofe bot sich ein lebendiges Bild des Bahnhoftreibens in Indien dar; da waren zunächst die unvermeidlichen englischen Soldaten, die hier ganz so stramm, so gekleidet, so in ihre Uniformen gezwängt erscheinen, wie im kalten Nebel Londons. Sie benutzen die Eisenbahn dazu, sich den Schein der Allgegenwärtigkeit zu geben; in der That werden die meist aus dem Abschaum der Gesellschaft im Mutterlande geworbenen Leute durch die Disciplin, das Klima, den hohen Sold, das Wohlleben, oft auch durch die Ehe, in Indien zu ausgezeichneten Soldaten, deren unruhiger, thatendurstiger Geist in den fremdartigen Lebensverhältnissen einige Nahrung findet, während sie die Leichtigkeit der Befriedigung ihrer Gelüste davor schützt, wie früher im Elende auf Abwege zu gerathen. Für die Regimenter, welche den Schädlichkeiten des feuchten Klimas ausgesetzt gewesen sind, hat die Regierung von Indien in bergigen Gegenden große wunderbar gelegene Kasernenbauten zur Erholung errichtet.

Neben dem Militär fallen die höchst unbequemen und unschönen Droschken, die mit Ochsen oder häufig aus Renommirsucht seitens der Kutscher mit einem alten elenden Gaule bespannt sind, auf; die Kutscher selbst förmlich umwogt von dem unendlich weiten, im Winde sich blähenden, weißen Stoffüberwurfe und auf dem Kopfe einen gewöhnlich sehr derangirt aussehenden Turban. Die Ordnung wird in musterhafter Weise durch eingeborene Polizisten, mohammedanische Sipoys, aufrecht erhalten, die sich so bewähren, daß die Engländer sie sogar in ihre anderen ostasiatischen Kolonien exportiren. Die hier und da würdevoll mit glattgeschorenem Haupte und in vornehmer weiter Kleidung wie in römischer Toga und mit dem patentirten seidenen europäischen Regenschirme einherstolzirenden Männer sind Brahmanen, die sich den letzteren Luxus nur gestatten, um ihren Mitmenschen den Beweis ihrer hohen Bildung zu geben: daß die Europäer eine höhere Menschenrasse bilden, sagt der Hindu, geht daraus hervor, daß sie alle Regenschirme haben.

Das übrige Publikum am Bahnhofe waren fast durchwegs Pilger, die nach Tritschinapali zu den Tempeln des Seringam gewallfahrtet waren, und von dort ernst, geheiligt, in paradiesische Träumereien versunken zurückkehrend, nun warteten, bis man sie in die Viehwagen einsperrte. Eine Art von Commis voyageurs in Heiligthümern machen für ihre speciellen Tempel Reklame, wobei sie natürlich den guten Ruf anderer zu vermindern suchen, und organisiren dann förmliche Vergnügungszüge für Pilger:



Pferde aus Thon in Coodamody.

so viel ist sicher, daß die Vertreter des Hauses Seringam und Kompagnie ihr Geschäft besonders gut verstehen.

In einem ziemlich gut eingerichteten Salonwagen durcheilten die Reisenden eine herrliche Gegend mit üppiger Vegetation und vielen landschaftlichen Schönheiten. Da erscheint auf dem Gipfel eines hohen Berges wie ein Festungswerk ein herrlicher Tempel, dessen Gopurams und Kuppeln sich über die breiten Mauern erheben; auch die Ebene ist allenthalben mit großen und kleinen Tempelbauten geschmückt und das Ganze wird von malerischen Bergzügen umsäumt.

In Coodamody hält der Zug in der Nähe eines eigenthümlichen Monumentes; neben einem riesigen Baume steht ein kleiner Tempel und ein Altar aus Rasen mit einem kleinen Götzenbilde; rings herum findet sich eine Anzahl Pferde aus Thon, wovon das eine von enormer Größe ist, und rings herum wieder eine das Ganze abschließende Mauer. Diese vielfach vorhandenen Einfriedigungen mit Thonpferden darin sind dem Ayenar, dem Gehenden, geweiht, worunter man sich mit Wahrscheinlichkeit einen Repräsentanten der Sonne zu denken hat, die ja nach dem Glauben der meisten Völker von Rossen gezogen wird. Nach der großen Zahl der jenem Gotte geweihten Plätze zu schließen, muß er in früheren Zeiten im südlichen Indien eine Hauptrolle gespielt haben, ist aber jetzt zu einer Gottheit zweiten Ranges herabgesunken. Er ist der Gott der Ordnung und der Polizei; in seinen fern von Städten, Dörfern und Wegen einsam gelegenen Heiligthümern opfert man ihm Zie-

gen und Hähne, er ist der einzige indische Gott, dem lebende Opfer gebracht werden. Es ist verboten, in der Nähe der Heiligthümer zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuß mit Schuhwerk zu passiren; leider haben diese religiösen Vorschriften die Anlage der Eisenbahn außer Acht gelassen, die sich nicht mehr darum kümmert.

Ayenar ist gleichzeitig ein Sohn des Siva und Wischnu und zwar wurde er dies auf folgende originelle Weise. Wischnu nahm die Gestalt eines Weibes an, um die Riesen zu verführen, welche den Amirtam, den himmlischen Trank der Unsterblichkeit, bewachten. Ob er den Riesen gegenüber Erfolg hatte, wird nicht gesagt; so viel aber ist sicher, daß sein Nebenbuhler Siva von den Reizen des Weibes verführt und seiner Neigung folgend Vater des Ayenar wurde.

Nach einer mondhellen Nacht langten die Reisenden anderen Morgens auf dem Bahnhofe zu Madras an.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Kalang auf Java.

Von **Emil Metzger**.

III. (Schluß.)

Raffles giebt verschiedene Versionen über die Geschichte der Kalang. Einmal erklärt er sie für Nachkommen eines gewissen Baka, des Ministers eines Fürsten von Mendang Kamulan, dann aber für die Nachkommen Baka's, des Fürsten von Brambanan und seines Schwiegersohnes Bandung Prakusa, welch letzterer von Aru Bandung, einem Fürsten von Celebes oder aus den Molukken, abstammte. (Ketjen a. a. O. XXVIII.) Eigenthümlich trifft hiermit zusammen, daß einer der letzten Regenten in Kebumen (Bagelen), der durch die Eingeborenen für einen Kalang gehalten wurde, den Namen Arung Binang trug, der auf Java ganz ungewöhnlich ist, jedoch schon im letzten Jahrhundert durch einen Häuptling dort geführt wurde, wie Ketjen (a. a. O. XXVIII) berichtet. Dieser Autor hat sich hierauf, wie er mittheilt, an Herrn Dr. B. F. Matthes, der wohl der beste Kenner von Celebes ist, gewendet, um Mittheilung zu erhalten, ob irgend etwas diesen Aru Bandung betreffend dort bekannt sei; die Antwort lautete verneinend. Doch wies Herr Dr. Matthes auf zwei Traditionen hin, die viel Aehnlichkeit haben mit denen der Kalang und die hier folgen, wie sie in den Berichten der Bibelgesellschaften (Ketjen bezeichnet den Ort nicht näher) mitgetheilt sind.

In einer Grotte Bulu Sepong trifft man einige Tropfsteinfiguren an, über welche die Legende Folgendes erzählt: Anstatt der Grotte befand sich früher dort ein Bambu-Palais, dessen fürstlicher Besitzer seine Tochter kurz vorher verheirathet hatte. Eine ihrer Hofdamen ließ eine Spule fallen und da kein Mensch in der Nähe war, ließ sie sich dieselbe durch einen Hund zurückbringen. Doch auf einmal wurde die Hofdame und alle Bewohner, ja das Haus selbst, in Stein verwandelt. Wie die Geschichte hier mitgetheilt ist, sucht man vergebens den Zusammenhang zwischen Ursache und Folge; der Gedanke liegt nahe, daß der Erzähler, vielleicht aus Rücksicht auf den Zuhörer, etwas verschwiegen hat. Die zweite Erzählung, aus einem Reiseberichte, ist etwas vollständiger; sie lautet: Von der Küste von Celebes konnte ich nicht viel unterscheiden und hatte daher nicht einmal Gelegenheit, den Berg La-Darapung, an dem ich in einiger Entfernung vorbeifuhr, zu sehen, was insofern schade war, da derselbe nach den Mittheilungen einiger Bonier, die Wiege und erste Wohnstätte unseres (der weißen Menschen) Geschlechtes ist. Es war einmal, so erzählt die Legende, in Luwu ein Fürst, der an einer Hautkrankheit litt, und weil dieselbe ansteckend war, war er aus seinem Lande verbannt. Man setzte ihn auf ein aus Pisangstämmen verfertigtes Floß und ließ ihn so, nur von seinem Lieblingshunde begleitet, in das Meer hinaustreiben. Als er hierauf in Bone ans Land gekommen war, wurde er auch durch den Fürsten dieses Reiches verstoßen, worauf er sich mit seinem Hunde nach dem Berge La-Darapung, im Süden von Ponre und nördlich vom Berge Lalangisaeng zurückzog und an dem Fuße dieses Berges sich eine kleine Hütte baute. Er lebte da von Baumfrüchten und Blättern, bis er sich eines Tages mit seinem Hunde vergaß. Nach einiger Zeit gebar der Hund zwei menschliche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, beide mit hellen Augen, weißem Haar und blanker Haut. (Das sind also unsere Voreltern! fügt der Autor hinzu; gewiß nicht sehr ehrenvoll!) Sobald der König von Bone diesen Greuel vernahm, sendete er Jemanden, um dem Fürsten von Luwu zu befehlen, sofort sein Land zu verlassen. Ehe der Verbannte diesem Befehle folgte, sagte er noch dem Gesandten: „Die Welt wird erst dann untergehen, wenn die Nachkommen dieser Kinder euch veranlassen, die Augen niederzuschlagen und wieder aufzuschlagen (d. h. über Euch regieren)." Danach ist er mit seinem Hunde und seinen Kindern spurlos verschwunden.

Man wird gewiß nicht viel Phantasie nöthig haben, um zwischen den Mythen von Celebes und von Java große Aehnlichkeit, beinahe Identität zu finden; selbst die Spule spielt eine Rolle, wiewohl sie gar häufig in den Legenden der Eingeborenen vorkommt. Was wir von historischen Angaben über die Kalang wissen, bezieht sich nicht auf die Ethnographie und ist zum Theil oben bereits mitgetheilt. Der Vollständigkeit wegen füge ich noch einige andere bei Ketjen vorkommende Mittheilungen hier bei; gewiß würde sich noch viel in den alten Archiven finden lassen, jedoch vermuthlich für die Frage, die uns hier beschäftigt, die ethnographische Stellung nämlich, ohne alle Bedeutung sein. Dies ist auch der Grund, weshalb ich nicht in allen mir zur Verfügung stehenden Quellen nach Angaben gesucht habe, um die von Ketjen gegebenen historischen Mittheilungen zu vervollständigen. Er theilt Folgendes darüber mit: Schon 1678 finden wir in der Instruktion, die Speelmann unter dem 23. März seinem Nachfolger hinterlassen hat, den Namen eines gewissen Tumungung Lamongan, eines der beiden größten Häuptlinge der Kalang; viele seiner Leute wohnten in den Distrikten Samarang und Demak und dieselben erwarben sich ihren Unterhalt durch

Holzhandel. Weiter wird mitgetheilt, daß 1739 der Susunan dem Raden Tumunggung Suradiningrat die Regentschaft Sidaju schenkte und außerdem die Herrschaft über die Kalang, welche aus 6000 Familien (d. h. nach heutiger Rechnung etwa 30 000 Seelen) in 1000 Tjatjas (Gehöften oder Weilern) bestanden. Von der Resolution des Rathes im Kastell von Batavia, vom Jahre 1747, habe ich oben bereits flüchtig gesprochen; hier will ich noch beifügen, daß in derselben ausdrücklich gesagt wird: Die Häuptlinge der Kalang, welche immer ihr eigenes Oberhaupt an der Spitze gehabt haben und als besonderes Volk angesehen worden sind, werden untergeordnet dem Adipati von Japara rc., welche gegen die ihnen zugesprochene Entschädigung für eine genaue Zählung der Kalang sorgen sollen. Seit 1762, wie schon oben bemerkt, verloren sie ihre selbstständigen Häuptlinge.

Im Anfange dieses Jahrhunderts wird noch ein Distrikt Kalang in Ulu Djami (damals zu Pekalongan, jetzt zu Tagal gehörig) erwähnt, der unter einem Häuptlinge stand, welcher den Titel Demang Kalang führte. Aus derselben Zeit findet sich eine Angabe aus der Regentschaft Demak, welcher zufolge die Einwohner in Javanen und Kalang getrennt angegeben werden; von letzteren heißt es, daß sie ihrer Angabe nach aus West-Balembang (Javas Ostküste) abstammen und zwar von einer Prinzessin, die Umgang mit einem Hunde gehabt hatte. Seitdem Daendels 1808 die Bestimmung getroffen hatte, daß sie kein Kopfgeld mehr bezahlen sollten (2,50 Fl. pro Haushaltung), verschwinden sie immer mehr von der Scene; das Interesse für sie erkaltete.

Ich muß noch einen wichtigen Punkt hinsichtlich eines in den verschiedenen Versionen der Abstammungsgeschichte vorkommenden Mannes berühren. Nach C. F. Winter (a. a. O.) stammen die Kalang ab von Radhen Bandhung, nach te Mechelen (a. a. O.) von Djaka Bandung. Auch bei G. Winter (a. a. O.) kommt Bandhung Prakusa vor, dessen Vorvater Aru Bandan oder Aru Bandung genannt wird. Hierzu bemerkt Ketjen (a. a. O. XXVIII): Der Herr van der Tuuk glaubt, Uebereinstimmung zu finden zwischen dem Namen Bandan und dem javanischen Worte wandan (kraushaarig) und sieht darin eine Anspielung auf eine der Papua-Rasse angehörige Bevölkerung. Leider fügt Ketjen nicht bei, wo dieser Ausspruch zu finden ist, was mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung, die einer Aeußerung van der Tuuk's beigemessen werden darf, sehr zu bedauern ist. Dr. Neubronner van der Tuuk ist nämlich einer der gründlichsten, aber auch der vorsichtigsten Sprachforscher, die sich mit malayo-polynesischen Sprachstudien beschäftigen; sagte doch Professor Kern von ihm in einem in die Sitzungsberichte des Batav.-Genootsch. aufgenommenen Briefe (Notulen Batav. Genootsch. 1879, p. 180), es wäre Zeit, daß Jemand den Muth hätte, sich aufzuopfern und eine Uebersetzung (es handelt sich um Kawi-Urkunden) zu versuchen. Ich glaube, daß van der Tuuk, wenn er wollte, viel beitragen könnte, um die Texte der Inschriften zu erklären, aber er scheint bange zu sein, Fehler zu machen; doch ohne zu straucheln darf Niemand sich schmeicheln etwas zu erreichen. — Gewiß wird dieses Zeugniß dazu beitragen, dem, was van der Tuuk sagt, um so mehr Bedeutung zu verleihen.

Es sei mir zunächst erlaubt, nachdem ich das Material in den Hauptsachen, wie ich glaube, ziemlich vollständig zusammengestellt habe, die Ergebnisse hier nach meiner Auffassung ganz kurz zusammenzufassen, um an dieselben einige weitere Betrachtungen anzuschließen.

Wir sehen, daß die Kalang mit den übrigen Bewohnern immer mehr zusammenschmelzen, daß sie aber zum Theil auch jetzt noch, jedenfalls aber in der Vergangenheit, von den anderen Einwohnern gemieden wurden und von ihnen verachtet waren, daß sie sich denselben gegenüber zurückhaltend, scheu und achtungsvoll bewiesen und daß beiderseits Stammverschiedenheit angenommen wurde, daß man sie seit Raffles als Autochthonen von Java betrachtet hat und daß in neuerer Zeit versucht worden ist, ihre Zugehörigkeit zur Negrito-Rasse als möglich oder wahrscheinlich hinzustellen. Der Beweis für letztere Hypothese scheint mißglückt und überhaupt scheint es nicht möglich, aus ihrem Habitus auf eine Zugehörigkeit zu irgend einer Rasse zu schließen, da die Rassenvermischung schon zu weit vorgeschritten ist.

Für ihre Zugehörigkeit zur Papua-Rasse spricht nur das Wort wandan [diese Bemerkung kommt bei Musschenbroek-Meyer (a. a. O.) nicht vor]. Der Name Kalang kommt höchst wahrscheinlich auf Malakka mehrfach vor — was natürlich zu ihrer etwaigen Zugehörigkeit zur Negrito-Rasse nicht in direkter Beziehung steht. Ihre Legenden findet man auf Celebes in ganz ähnlicher Weise wieder, ebenso findet man dort vorkommende Namen und Titel auf Java bei Personen, welche notorisch zu den Kalang gehören. Endlich ist historisch mit größter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts ein großes Kalangreich auf Java bestanden hat, daß sie an Zahl und Bedeutung (vermuthlich durch Verschmelzung) mit den übrigen Bewohnern bis zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr abgenommen haben und seitdem beinahe ganz verschwunden sind.

Ein direkter Beweis, daß sie anderen Stammes sind als die übrigen Bewohner, ist daher nicht geliefert; man könnte zur Begründung dieser Ansicht eben nur die Volksstimme geltend machen, die sich früher allerdings sehr deutlich vernehmen ließ und so nachdrücklich jede Gemeinschaft mit den Ausgestoßenen leugnete, die ihrerseits gar keinen Anspruch auf eine solche erhoben, daß mir die Worte fehlen, dem Ausdruck zu geben. Schon das zähe Festhalten an der Mythe — die ja in einzelnen Versionen gar nicht einmal auf widernatürliche Unzucht hinweist — ist ein Beweis, wie sehr der Javane den Kalang verachtet; er sieht ihn eben nur als Menschen zweiter Ordnung an. Wenn man aber (wie ich sehr geneigt bin, es zu thun) Verschiedenheit der Abstammung annimmt, so würde man damit wohl gleichzeitig die Kalang zu den Aboriginern von Java machen; daß sie später eingewandert sein sollten, daß man die Einwanderer, die ein so mächtiges Reich gegründet, nicht gefürchtet, sondern so unendlich tief verachtet hätte, scheint mir unannehmbar. Ein Volk kann den fremden Eindringling hassen, meinetwegen ihn schmähen und Verachtung mag vielleicht äußerlich zur Schau getragen werden, aber wenn die Furcht vor der starken Hand des fremden Eroberers, die mit eiserner Ruthe drückt, einmal eingedrungen ist (und das muß wohl der Fall gewesen sein), dann findet neben ihr eine tiefe Verachtung keine Stelle mehr. Anders, wenn dem Eroberer ein Theil der ursprünglichen Bewohner, die er doch zu sehr als Wesen untergeordneter Art zu betrachten geneigt ist, Widerstand leistet und sich seinem Einflusse zu entziehen sucht — wir können so etwas jetzt noch auf Sumatra, auf Borneo, auf Celebes und in „der großen Ost“, ja sehr gemäßigt allerdings noch in den Sundalanden finden — und gerade mit Rücksicht hierauf bin ich um so mehr geneigt, die Kalang für die Ureinwohner zu halten. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Das ist ihr zigeunerhaftes Wesen, ihr Auftreten an verschiedenen Stellen; sie entzogen sich den

anderen Bewohnern, wenn sie nicht stark genug waren, ihnen zu widerstehen, und zwar dauerte das lange Zeit. Ich glaube nicht, daß man etwas derartiges bei einem Volke von Einwanderern auf einer Insel nachweisen kann; bei ihnen wird die Losung sein Sieg oder Tod, d. h. Unterdrückung der Aboriginer oder Vernichtung der Eindringlinge in verhältnißmäßig kurzer Zeit, oder endlich vollkommene Vermischung. Will man schließlich annehmen, daß die Einwanderung von Malakka oder von Celebes oder von Malakka via Celebes stattgefunden hat, so glaube ich, steht dem nichts im Wege, denn wenn man sie für die Aboriginer von Java hält, kommt man wahrscheinlich auf eine Periode, wo man doch nur wenig Aussicht hat, noch Stützpunkte für eine einigermaßen haltbare Hypothese zu finden; ich habe mich mit Vorliebe seit einiger Zeit mit auf die Wanderungen der Völker im malayischen Archipel bezüglichen Fragen beschäftigt, glaube aber, daß, wenn selbst das vorhandene Material vollständig und tüchtig durchgearbeitet, ja wenn in den angrenzenden Ländern systematisch und nach ein und demselben Ziele hin gearbeitet würde, es doch unmöglich wäre, mit einiger Sicherheit über eine gewisse Periode zurück zu greifen.

Ich sprach oben von einem Zeitungsartikel, den Herr Ketjen (a. a. O. XXVIII) im Auszuge mittheilt; ich kann es mir nicht versagen, hier auch die Ansicht des mir unbekannten Verfassers vollständig anzuführen, wiewohl ich mit seinen Ansichten, namentlich der Prämisse, durchaus nicht einverstanden bin. Er sagt: „Wären die Kalang die Autochthonen von Java, so müßten sich auch Spuren von krausem Haare bei ihnen zeigen, ebenso wie dies mehr oder weniger der Fall ist bei den Negritos von Manila, den Semang aus dem Inneren von Malakka, den Bewohnern der Nicobaren, den Mincopi von den Andamanen, den verschiedenen Naturstämmen von Indo-China, ja selbst den Papua."

„Mit Rücksicht auf das Vorhergehende scheint es daher wohl, daß sie früher einen Theil der Rassen ausmachten, welche die Küstenstriche der Halbinsel Malakka im Besitze hatten; von dort haben die Rassen sich unter dem allgemeinen Namen von Malayen über den ganzen Archipel und die umliegenden Küsten verbreitet. Wo sie auf ihren Zügen mit einer ursprünglichen, einheimischen Bevölkerung in Berührung kamen, glückte es ihnen, diese aus den Küstenstrichen nach dem gebirgigen Innern zurück zu drängen (Cochin-China, Borneo, Luzon u. s. w.). Doch von dem Strande, wo sie sich bereits niedergelassen hatten, waren sie, als Hindus und Chinesen und später die Malayen sie bedrängten, genöthigt, sich zurück zu ziehen und die für die Schiffahrt am besten gelegenen Plätze dem Stärksten zu überlassen. So wurden im mittleren Java die Kalang, welche ihren Namen von früher, als Malakka noch ihre Heimath war, behalten hatten, aus den Küstenstrichen zurück gedrängt und den ihnen intellektuell überlegenen buddhistischen Einwanderern unterworfen."

Ich enthalte mich, diesen Worten eine weitere Bemerkung beizufügen und begnüge mich noch die Ansicht, die Herr E. Ketjen ausspricht (a. a. O. XXVIII), anzuführen, wobei ich bemerke, daß ich mich den weiteren Ausführungen, die er folgen läßt und die er selber als gewagte Hypothese bezeichnet, als einer solchen und zwar einer meiner Ansicht nach sehr glücklichen gerne anschließe, im Uebrigen aber dieselbe für nicht genügend durch die Thatsachen unterstützt halte, um sie — nun eben für etwas mehr anzusehen.

In alten Zeiten, vor Ankunft der Buddhisten, sind sie vom Festlande von Vorder- oder Hinter-Indien nach Java gekommen, vielleicht über Celebes, haben sich da niedergelassen und sind stets dem Gottesdienste der Voreltern treu geblieben. Später sind sie durch Sivaiten und Buddhisten nach dem südlichen Java zurückgetrieben worden, haben sich dort neben und zwischen denjenigen Reichen, welche anderen Gottesdienst hatten, zu behaupten gewußt, vielleicht auch einzelne derselben zerstört, doch sind sie stets weiter gezogen und haben sich in neuen Wohnsitzen niedergelassen. Man muß sich vorstellen, daß das Java jener Tage („wie sich mir aus der Tradition in Pekalongan ergab" sagt Ketjen, und ich möchte dem beifügen: „wie Professor Veth es in seinem „Java" so plastisch beschreibt") aus sehr vielen kleinen Fürstenthümern von sehr beschränktem Umfange bestand, die mit einander fortwährend im Kriege lagen und deren Macht stets im Verhältnisse zu der persönlichen Macht ihrer Fürsten und Fürstinnen stand.

Wenn sie durch einen mächtigen Nachbar überwunden wurden, blieben sie oft bestehen und erkannten den Sieger als Lehnsherrn an, um später vielleicht unter einem schwachen Nachfolger die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Wenn die Friedensbedingungen zu schwer waren, stand ihnen ganz Java offen, um sich nach einer anderen Gegend zurückzuziehen. In dieser Weise werden auch die Kalang, bald im Glück, bald im Unglück, fortbestanden haben, bis sie unter einem entschlossenen Führer, Boko genannt, sich zum Herrn einiger Fürstenthümer gemacht und das große Reich zu Daha in Kediri gestiftet haben, wobei sie beabsichtigten, ihre Eroberungen im Norden und Osten weiter fortzusetzen. Hierbei trat ihnen ein chinesisches Heer entgegen, welches am Ende des 13. Jahrhunderts ihre Macht brach. Hierauf zogen sie sich in die Wälder zurück, wobei sie sich immer weiter zerstreuten und überall Niederlassungen zurückließen; dabei haben sie sich nie den Buddhisten und Siwaiten unterworfen, vielmehr stets ihre Unabhängigkeit und gottesdienstlichen Gebräuche bewahrt. Später haben sie dagegen mit den kräftig centralisirenden mohammedanischen Fürsten von Mataram ein Abkommen getroffen und sind ihnen zinspflichtig geworden. Es scheint erwiesen, daß sie mit diesen als ein selbstständiges Volk unterhandelt und die Oberherrschaft von Mataram anerkannt haben. Dabei haben sie sich zur Bezahlung eines Kopfgeldes und zur Dienstleistung als Waldarbeiter und Holzfäller verbunden, doch sich den in der Nähe wohnenden javanischen Häuptlingen nicht unterworfen; im Gegentheil wußten sie ihre eigene Selbstregierung zu handhaben, hatten am Hofe einen eigenen Vertreter (wennschon einen an ihre Spitze gestellten javanischen Großen) und blieben im ungestörten Besitze ihres Gottesdienstes. Wie sie unter der Kompagnie nach und nach sich mit den anwohnenden Javanen verschmolzen haben, ist schon zur Genüge erörtert worden.

In dem Vorhergehenden glaube ich die mir gestellte Aufgabe so weit gelöst zu haben, als die Umstände es hier gestatten; ich hätte noch einige Worte über den von Herrn Forbes hinsichtlich der Kalang begangenen Fehler beizufügen.

Ich kann mich hierüber kurz fassen, da ich gerade diesen Punkt eingehender in der Revue coloniale internationale (Août 1885) bei Besprechung des Forbes'schen Buches ausführlicher behandelt habe.

Er erzählt, daß er auf einem Berge in Bantam Hindu-Alterthümer gefunden habe, welche von den Bewohnern der Umgegend verehrt werden; daß dies keine außergewöhnliche Erscheinung ist, werden diejenigen Leser des „Globus" wissen, die sich meiner im 44. und 45. Bande über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen erschienenen Mittheilungen erinnern. Ich glaube da ziemlich nachdrücklich hervorgehoben zu haben, daß der alte Gottesdienst noch weit verbreitet ist. Weder die Anhänglichkeit an den-

selben, noch die Zugehörigkeit zu einer Genossenschaft, welche wie die Badnwi („Globus", Bd. 43, Nr. 17 und 18) oder die Heiden vom Tengerschen Gebirge dem Islam auch äußerlich ganz fremd geblieben sind, ruft bei anderen Eingeborenen Scheu und Verachtung hervor, um so weniger, als wohl bei den meisten wenigstens eine Spur vom alten Glauben zu finden ist. Darauf aber läßt Forbes folgen, man habe ihm mitgetheilt, diese Leute seien Kalang oder Karang, worauf er weiter, nach Raffles, über den zuerst genannten Stamm berichtet und dem, wie ich schon früher gesagt habe, in meiner Note einen Hinweis auf fünf Aufsätze folgen läßt, die alle über die Badnwis handeln.

Ich kann nur annehmen, daß ihm die Sache nicht deutlich gewesen ist, denn was er, wie er sagt, an Ort und Stelle gesehen und gehört hat, kann sich unmöglich auf „Kalang" beziehen. Sollte da wirklich ein Stamm der Kalang leben (was nach allen Mittheilungen und nach meiner eigenen Erfahrung nicht der Fall ist und daß sie in den letzten zehn Jahren dorthin verzogen sein sollten, läßt sich nicht vermuthen, da man ihnen jetzt große Aufmerksamkeit schenkt), dann haben die Angehörigen desselben sicherlich nicht das gethan, was Forbes gesehen und gehört zu haben behauptet; der Widerspruch wäre zu groß.

Kupala, der Johannistag, in Rußland[1]).

Unter den schönen Nächten der im mittleren und nördlichen Rußland leider nur kurz andauernden warmen Jahreszeit gilt als die wunderbarste und geheimnißvollste die Nacht vor dem Tage, an welchem die orthodoxe Kirche das Andenken des Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, feiert (24. Juni alten Stils).

Eine solche Nacht hat sich, so erzählt der Verfasser, während seines Aufenthaltes in Weißrußland besonders seinem Gedächtnisse eingeprägt. Es war eine stille, bezaubernde, durch ihre Wärme sich einschmeichelnde Nacht, wie sie in den nordwestlichen Gegenden Rußlands uns überrascht und auch einen langweiligen einförmigen Weg angenehm erscheinen läßt. Die Nacht selbst war wie die vorhergehende, aber die auf den Fluren angezündeten Scheiterhaufen erhellten sie und riefen allerlei Betrachtungen über ihre besondere Bedeutung hervor.

Auch in dem kleinsten, unbedeutendsten Dörfchen Weißrußlands bemühen alle Familien bis auf das letzte Mitglied sich, eine besonders erwartungsvolle Miene anzunehmen, wenn die Johannisnacht heranbricht. Alle gehen hinaus aufs freie Feld unter offenem Himmel. In dieser heiligen Nacht schließt sich kein Auge. Die Nacht wird um so anziehender und geheimnißvoller, je näher Mitternacht heranrückt. Je tiefer die Natur in Schlaf sinkt, je stiller und stiller alles wird, um so reger werden die Empfindungen der Menschen: Wer noch nicht allen Glauben verloren hat, zu dem spricht in dieser Nacht die ganze Natur mit deutlicher und klarer Stimme. Sie ist dazu angethan, außerordentliche Wunder zu zeigen. Aufgeweckte und erfahrene Leute in Weißrußland sehen, beobachten, empfinden und erzählen Mancherlei.

Die Fischer erzählen: Sobald nur die Sonne am Horizonte verschwunden ist, so bedeckt sich die Oberfläche aller Seen und aller Gewässer mit einem weißen Schleier, wie im Mondlicht. So klar auch der Himmel sein mag, so still auch die Luft vor Mitternacht, das Wasser beginnt zu glänzen, zu zittern, wird unruhig und wirft kurze aber glitzernde Wellen ans Ufer. Hier zerfallen sie in viele feine Tropfen und jeder Tropfen blitzt in der klaren Luft wie ein schnell verlöschender Stern. Wessen scharfe Augen gelernt haben, das zu sehen, was nicht immer und nicht Jedem sichtbar ist, der sieht und hört diese Bewegung des Wassers in den Seen — ohne Wind und inmitten der tiefsten Ruhe. Und wie sollte nicht Jeder sehen, wenn ihm in dieser Nacht die Augen klar werden? Wie sollte nicht Jeder hören, daß das leichte aber unaufhörliche Wogen des Wassers die schlafenden und wie Kinder in der Wiege sich schaukelnden wilden Wasservögel aufweckt. Auch die Vögel schlafen nicht in dieser Nacht — einmal im ganzen Jahre. Alle Thiere, alle Pflanzen bekommen in dieser Nacht die Gabe der menschlichen Rede und eine übernatürliche Kraft; sie kommen zusammen und plaudern mit einander von ihrem Leben und ihren Angelegenheiten. Die Waldhüter erzählen: Die Fichten ziehen ihre tief im Boden steckenden starken und kräftigen Wurzeln heraus, und mit ihren Zweigen rauschend, wandern sie in die benachbarten Forste und führen Unterhaltungen über das Erlebte und das Gedachte mit ihren Genossen, gerade so wie die lebendigen Menschen. Unschöne Tannen kommen auf ihren gebogenen und krummen Wurzeln wie auf Stelzen einher, plaudern auch, beneiden die Fichten und beklagen sich über ihre sandigen, erbarmungslos von der brennenden Sonne erwärmten Standplätze. Die Eichen kommen aus den Niederungen und den Thälern, bilden einen grünen Kreis, gedenken ihrer großen Erfolge, ihrer alten Verdienste und ihres festen Widerstandes gegen alle Stürme und Ungewitter des Lebens. Die Birken und die Linden rühmen sich vor einander ihrer Schönheit, betonen die Menge der Vortheile, die sie den Menschen ohne Vergelt gewähren — sie lärmen lauter und mehr wie die anderen. Und zwischen ihnen leuchtet hoch mit rothem Feuer gerade um Mitternacht die geheimnißvolle Wunderblume des Farnkrautes (des Bärlappes). Sie wächst sehr schnell; nicht jeder sieht sie; man muß acht haben — in der Johannisnacht um Mitternacht in tiefem Waldesdickicht, wohin kein Hahnenschrei dringt. Dort muß man mit einer geweihten Kohle einen Kreis ziehen, ein Handtuch ausbreiten und sich in die Mitte setzen, dabei in den Händen ein Messer und ein Kreuz halten. Zur rechten Zeit muß man sich in die Haut am kleinen Finger der linken Hand schneiden und dahin die Blume legen, dann saugt sie an wie Feuer zu leuchten und aufzublühen. — Um einen guten Erfolg zu haben, muß man die Geister beschwören können und sich vor keinem Teufelsspuke fürchten, so schlau, so kriechend, so lächerlich er wäre, so viel auch dabei geschrien und gelacht würde. In dieser fürchterlichen Nacht hat die unreine Macht, hat der Böse seinen freien Willen, und an diesem Festtage des Bösen werden die Menschen verspottet und verhöhnt, betrogen und überlistet. Der böse Geist feiert seine lärmenden Feste. Die unreine Macht ist unruhig wie im

[1]) Nach dem Russischen von S. Maximow.

Fieber, erzeugt Wirbelwinde, spielt mit ihnen auf allen Wegen und auf jedem Kreuzwege. Wer sich nicht fürchtet, sondern die Wunderblume in der Mütze oder in der linken Hand hält, kann ruhig bis zum zweiten Hahnenschrei sitzen, dann wird alles ruhig — es schwindet alles Böse — und geht hinab zur Hölle. Mehr als einer der kühnen Burschen hat bis zum ersten Hahnenschrei gesessen, hat sich nicht gefürchtet und sich nicht irre machen lassen bis zum zweiten Hahnenschrei, hat über den Donner und den Blitz gelacht, welchen die bösen Geister absichtlich auf ihn herabgeschickt haben. Er trat aus dem Kreise heraus und ging heim, ohne sich umzuschauen, so sehr ihn auch die Wunderblüthe des Farnkrautes aufregte, jene Blüthe, welche verborgene Schätze anzeigt und sie entdecken hilft, welche die Menschen reich und zufrieden macht. Alles ist gut. Er geht auf der Straße einher, den Kopf in die Höhe, die Brust heraus wie ein großer Herr. Er muß eigentlich beim Gruße das Haupt entblößen, aber in seiner Mütze ist solch ein Schatz, vor dem Jeder sich beugt. Aber die Vorübergehenden reden und flüstern einander zu, daß der glückliche Mensch nicht stolz und hochmüthig sein solle, daß er die Mütze vom Kopfe ziehen und sich gehörig beugen solle. Und wahrhaftig, jetzt im Besitze des Schatzes, warum soll er der Obrigkeit nicht die schuldige Ehrfurcht bezeugen, nicht weil er sich fürchtet, aber weil er sich freut? — Erst zu Hause in seiner Hütte hört der Bauernbursche die Hähne schreien.

Die Kleinrussen wie die Weißrussen kennen viele Hügel, auf welchen dem Volksglauben nach Teufel und Hexen ihre Versammlungen halten; deshalb gebrauchen sie dagegen gewisse Vorsichtsmaßregeln. Teufel, Hexen und Werwölfe eilen auf Ofenkrücken, Ofenbesen oder anderen Gegenständen an jene Stellen. Damit die bösen Geister nicht die Hausthiere fassen und quälen, läßt man das Vieh gar nicht auf die Weide und hängt in den Ställen geweihte Kräuter auf. Keine einzige Hausfrau läßt in der Johannisnacht die Kühe aus dem Hofe, sonst werden sie von den Hexen gemolken und die jungen Kälber gehen zu Grunde. Die Zauberer fertigen auf dem Felde aus Aehren Bündel an (russ. Salom[1]), sie schlingen Knoten und meinen damit, das Vieh derjenigen, welche ihnen nicht wohlgesinnt sind, zu schädigen; dagegen hilft kein Kreuz.

In dieser Nacht schaukeln sich die Wassernixen (Russalki) in den Zweigen der Bäume, lächeln lieblich und schmeichelnd und locken die jungen Burschen zu gefährlichen Spielen in das tiefe Wasser.

Uebrigens kann nur derjenige alle Wunder der Johannisnacht sehen und nur der alles hören, dem es glückte, die Blume des Farnkrautes zu erlangen. Aber das ist sehr schwierig, ja fast unmöglich, — doch bietet denjenigen, welche nicht so hoch mit ihren Wünschen hinaus wollen, die Johannisnacht andere Kräuter, die viel Kräfte besitzen. In solchen Kräutern sind die Blüthen von lebhafter Farbe, die heilbringenden Säfte — sehr kräftig. Die Hexenmeister (Zauberer), welche das Volk nicht durch Zauberei und Betrug heilen, sondern durch ihr Wissen und ihre Kunst, versehen sich in der Johannisnacht mit kräftigen Kräutern und Wurzeln. Sie wissen auch die Springwurzel (Steinbrech?) zu finden, welche nur so lange blüht, als man Zeit braucht, um ein Vaterunser zu beten, jene Wurzel, welcher keine Schlösser widerstehen und an welcher beim Grasmähen die stärksten Sensen zerbrechen. Kundige Leute suchen auch jene wunderbaren Gräser auf, an welchen der Thau nie austrocknet. — In der Johannisnacht erscheinen auch die ersten Leuchtkäfer.

Licht und Feuer sind an die Johannisnacht geknüpft, aber es muß ein besonderes Feuer sein, das durch Reiben zweier trockener Brettchen erzeugt wird, dann wird es nicht durch teuflische Macht ausgelöscht. Das Aufrichten der Scheiterhaufen muß gleichfalls in bestimmter Weise geschehen; man bringt alle möglichen alten Sachen und Möbeln aus dem ganzen Dorfe zusammen und baut daraus die Scheiterhaufen; man nimmt dazu das Pferd von dem einen Bauern, den Wagen von einem anderen und die Räder von einem dritten, und so weiter, jeden einzelnen Gegenstand von einem anderen Besitzer. Auf die Scheiterhaufen wirft man alte Kleider, Lappen, abgetragene Schuhe u. s. w. Man errichtet dieselben so, daß sie eine möglichst lange Reihe bilden. Man springt durch die Feuer — um gereinigt zu werden, tanzt um dieselben, singt besondere Lieder und erwartet so den Sonnenaufgang. Kurz vor demselben eilen alle, sich in das Wasser zu werfen und zu baden; wer das nicht wagt, wird bespritzt und begossen. Hierin besteht das Wesentlichste der Ceremonie in der Johannisnacht; der Hauptaberglaube ist eben an den Aufgang der Sonne und an das Verschwinden der Nacht gebunden, die schlaflose, feierliche und furchtbare Johannisnacht.

Vor den Blicken aller erscheint nun das Tagesgestirn am Himmel und vergoldet die Gipfel der Hügel und Wälder — eigentlich wie an allen Tagen. Der ungläubige Zuschauer, wie ein gleichgültiger Fremder, sieht nichts Besonderes bei einem Sonnenaufgange nach der Johannisnacht. Es sehen, glauben und verstehen nur jene reinen Seelen, welche mit immer schwächer werdender Stimme die Lieder am verlöschenden Feuer singen und mit ermüdeten Füßen noch die letzten Tänze ausführen. „Es öffnen sich die Augen ihrer Seele, sie sehen ein wunderbares Wesen", so heißt es in einem Liede. Sie behaupten und wollen Anderen es klar machen, daß die Sonne an diesem Morgen ganz besondere Erscheinungen wahrnehmen läßt.

Alle die abergläubischen Gebräuche, welche auf heidnischen Anschauungen beruhen und welche von besonderen Spielen und festlichen Gesängen begleitet sind, leiten uns zu jener Leben spendenden und Leben schaffenden Quelle, zu deren Ehre jenes uralte, slavische Volksfest gefeiert wird. — Unter dem Einflusse des Christenthums wurde die Johannisnacht als die letzte Frühlingsnacht, der Johannistag als der erste Sommertag gefeiert, obgleich der Anfang des astronomischen Sommers schon zwei Wochen früher fällt.

Viele Gebräuche der Johannisnachtfeier, besonders wie dieselbe in Weißrußland begangen wird, weisen auf die ältesten Zeitepochen. So z. B. werden die Scheiterhaufen angezündet durch Feuer, das nach der Weise der vorgeschichtlichen Menschen erzeugt, durch Dünger genährt wurde — um dadurch den Sommergott „Kupala" zu ehren. Die Hausthiere werden dadurch vor den bösen Geistern behütet, daß man Brot, Salz und Licht, welche zur Zeit des Winterfestes „Gromniza" geweiht wurden, an ihre Hörner bindet. Man personificirt den Gott Kapula selbst, indem man einen Pfahl in die Erde stößt und ihn mit Stroh umwickelt, so daß eine Art Puppe daraus entsteht; in Kleinrußland macht man eine wirkliche Puppe, verziert sie mit

[1]) Der Glaube an die Salom oder Salrut, eine Art Hexerei, erfordert eine Erklärung: Salom oder Salrut nannte man Getreidestengel, welche zu einem Geflecht oder Knäuel zusammengeballt sind, in ihnen befindet sich Salz, Erde oder eine Kohle oder ein Stück Eischale. Die Kohle muß aus dem Ofen desjenigen genommen sein, dem man etwas Böses zufügen will, die Erde vom Grabe der Eltern. Ein böser Mensch spricht eine Verwünschung aus, und bricht den Stengel nach rechts und dreht ihn auf die linke Seite. Derjenige, der darunter leidet, muß den Ort, wo er das Geflecht fand, umpflügen; er darf nichts berühren, sonst stirbt er, er muß einen Zauberer rufen.

Kränzen und Bändern und nennt sie Marena. Die Jungfrauen singen und tanzen um dieselbe herum; die Jünglinge schleichen heran, um ihnen die Puppe zu entreißen, die Jungfrauen machen eine neue, aber auch diese nimmt man ihnen, zerreißt sie und wirft die Stücke aufs Feld oder ins Wasser. In Weißrußland sieht man in dieser Nacht bis zum Morgen die Weiber — im Dorfe wie in den Gemüsegärten — im Hemde und mit gelöstem Haar; sie laufen dreimal um die Beete, setzen sich nieder, schlingen die Haare um das Haupt und befestigen sie mit dem üblichen Kopftuche (Nametka genannt). Dieses geschieht, damit das Gemüse gut gedeiht.

Die Kupala-Feier ist ein sehr beliebtes Fest aller Slaven, besonders aber der Westslaven. — Bei den Großrussen wird der siebente Donnerstag nach Ostern (Semik) als besonderer Festtag gefeiert — aus Birkenreisern werden menschlich aussehende Puppen gemacht; das erinnert an Kupala. Die Großrussen fangen auch am Tage vor Johanni an zu baden, aber nennen den Tag der Agrafena-Kupalniza. Die schönen, lustigen Wassernixen des Südens haben sich im Norden in alte, häßliche teuflische Weiber verwandelt. Man macht noch hier und da eine Puppe — einen jungen oder alten Mann darstellend, man begräbt sie unter Klagen, aber oft auch unter Lachen, aber zu ganz verschiedenen Zeiten: in den Gouvernements Rjäsan und Tambov am 30. Juni, im Gouvernement Wladimir zu Pfingsten.

Das sind alles nur Anklänge an die eigentliche Kupalafeier der Südslaven.

Wir fügen hier über den slavischen Gott Kupalo einige genauere Erörterungen hinzu, welche wir einer eben erschienenen gründlichen Abhandlung des A. S. Faminzyn entnehmen [1].

In Großrußland kommt der Name Kupalo in Volksgesängen nicht vor; man kennt den Namen nur in Kleinrußland und Weißrußland; hier nennt man das Johannisfest das Fest des Iwan-Kupalo und in den Gesängen wird ebenfalls der Name Kupalo mit dem Namen Iwan vereinigt. Kupalo ist nun nichts Anderes, als die klein- und weißrussische Bezeichnung derselben Gottheit, welche an anderen Orten als Lad, Jarilo bekannt ist. Auffallend ist, daß der Name Kupalo fast gar nicht als Ortsname oder in Ortsnamen vorkommt und daß er in Schriftdenkmälern nicht früher als im 16. Jahrhundert auftritt. Hieraus müßte man eigentlich schließen, daß der Name erst spät entstanden ist; allein unter Berücksichtigung aller derjenigen alten charakteristischen Gebräuche, welche bei Klein- und Weißrussen mit der Johannisfeier verbunden sind, ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kupalo statt des älteren Namens irgend eines heidnischen Sonnengottes sich Eingang verschaffte, vielleicht statt des Jarilo, dessen Name in Großrußland, aber auch in Weißrußland sich erhalten hat. Von Seiten der Sprachforscher ist der Versuch gemacht worden, nachzuweisen, daß die Wurzel kup und jar einander in ihrer Bedeutung gleich oder sehr nahe kommen. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß in Klein- und Weißrußland bei der Johannis- (Kupalo-) Feier eine Puppe, welche Kupalo heißt, oder ein Baum als „Marena" verbrannt oder ins Wasser geworfen wird, und daß diese Ceremonie große Aehnlichkeit hat mit den Gebräuchen, welche üblich sind, beim sogenannten Begraben des Frühlings, der Rusalka, oder bei dem Begräbnisse des Jarilo in Großrußland. Doch ist hervorzuheben, daß die Kupalo-Puppe in Kleinrußland gewöhnlich mit Weiberkleidern angethan ist, daß die Gesänge meist den Namen mit weiblicher Endigung Kupala oder auch Kupalka kennen. Uebrigens ist die Jarilo-Feier an den Peterstag geknüpft.

Kupalo wird von anderen als der Gott der Fruchtbarkeit angesehen und ist vielleicht mit der Ceres zu vergleichen; also würde er auch in dieser Beziehung mit dem Jarilo identisch sein.

Kupalo, als Gott der Feldfrüchte, hat daher diese seine Eigenschaften im Volksglauben auf Johannis den Täufer übertragen — das Volk verehrt heute Johannis den Täufer als Beschützer der Felder. — Die Eigenschaften der alten Sonnengottheit sind schließlich auf Johannes übergegangen.

[1] Al. S. Faminzyn, Die Gottheiten der alten Slaven. Eine Untersuchung. Erste Lieferung. St. Petersburg, 1885. S. 268 u. ff.

Das Strohfest am Hofe von Joruba.

Nur selten einmal, oft Jahrzehnte hindurch nicht, erhält man Nachrichten aus manchen afrikanischen Ländern; im schwarzen Erdtheile können Königreiche entstehen und vergehen, ohne daß wir sobald etwas davon erfahren. So haben wir neuerdings erst die Kunde erhalten, daß das Reich Aschanti bei weitem nicht mehr den Umfang hat, welcher ihm auf vielen ganz modernen Karten zugeschrieben wird. Dahome dagegen, dessen Küste, die sogenannte Sklavenküste, fast ganz von Engländern, Deutschen und Franzosen in Besitz genommen ist, scheint sich dafür durch Raubzüge gegen seinen östlichen Nachbar, das Reich Joruba, entschädigen zu wollen, dessen zusammengeraffte Truppen vor den muthigen Amazonen Dahomes nur schlecht standhalten. Ueber Joruba haben wir neuerdings durch eine Reisebeschreibung der katholischen Missionare Chausse und Holley (s. Les Missions Catholiques 1885, Nr. 814 ff.) einige Nachrichten erhalten, die, so wenig erschöpfend sie auch in vieler Hinsicht sind, doch mit Dank anerkannt werden müssen. Es geht daraus hervor, daß im Principe der Häuptling von Ojo (nördlich von Ibadan) als König von ganz Joruba angesehen wird. „Die Städte Ogbomoscho, Ibadan, Iseyin, Fiditi und zwanzig andere kleine Ortschaften, sowie ein Hundert Dörfer erkennen seine Oberherrschaft an und zahlen ihm Tribut. Aber Ibadan ist mächtig geworden; der kriegerische Geist, welchen die Könige von Ojo bei den Einwohnern dieser Stadt erweckt haben, die ausschließliche Lust an Kriegszügen und die Neigung, auf die Befehle und Verbote des Königs keine Rücksicht zu nehmen, haben eine Rivalität erweckt, welche Gefahren für das ganze Reich in sich birgt; denn Ibadan, welches sich stark fühlt, wartet nur auf eine Gelegenheit, um sich von Ojo unabhängig zu machen, und um sein Ziel sicherer zu erreichen, hat es sich im Geheimen mit dem Könige von Iseyin verbündet und auch diesem die Unabhängigkeit ver-

sprochen. Daher die krumme Politik, welche von dem Könige von Ojo und seinen Beamten viel Geschicklichkeit erfordert, um Uebergriffen der Einen zu widerstehen und den Ruin der Anderen abzuhalten.“ (A. a. O., S. 47.)

Auf der dem Holley'schen Reiseberichte beigegebenen Karte wird das Gebiet Ketu, dessen Hauptstadt 1882 von Dahome zerstört wurde, und das Land der Egba-Neger mit der großen, an 100 000 Einwohner zählenden Stadt Abbeokuta, beides Gebiete, welche südwestlich von dem eigentlichen Joruba liegen, zu diesem gerechnet; dagegen trennt sie die aus dem Anfange der 80er Jahre herrührende „Map of Lagos and adjacent native territories, by W. G. Lawson“ davon ab. Es scheint letzteres das richtigere zu sein; die Egba haben wohl, nachdem das alte Reich Joruba im dritten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts durch die mohammedanischen Fellata zerstört worden war, um das rasch aufblühende Abbeokuta ein neues unabhängiges Gemeinwesen gebildet. Wenn Egba zu Joruba gezählt wird, so scheint das mehr in Erinnerung an den historischen Zusammenhang zu geschehen, und auch Holley und Chausse nennen unter den dem Könige von Ojo tributpflichtigen Orten nicht Abbeokuta, eine der größten Städte von ganz Afrika, sondern nur die beiden nördlichsten Orte des kleinen Egba-Bezirkes, nämlich Berekudo und Eruwa.

Im Folgenden geben wir nach den genannten Missionaren die Schilderung des „Strohfestes“, bei welchem der Oberherrscher von Joruba eine Art Heerschau über seine Unterthanen abhält.

Das Feuer — schreiben sie a. a. O. S. 53 ff. — ist ein schreckliches Werkzeug in der Hand der Neger und besonders in Ojo. Keine Stadt in den Staaten Tapa, Ilorin, den Ländern der Ijescha oder Egba hat in Bezug auf zahlreiche Brände eine traurigere Berühmtheit als Ojo. Wegen der geringsten Kleinigkeit steckt man dort das Haus des Nachbarn an, und wenn man nicht, ohne entdeckt zu werden, über die trennende Mauer steigen kann, so nimmt man seine Zuflucht zu einem brennenden Pfeile. Wir sind täglich Zeugen eines derartigen Unglückes gewesen. Zwei Tage nach einem Brande, der uns selbst fast zu Grunde gerichtet hatte, wurde versucht, bei hellem Tage das Haus des ältesten Sohnes des Königs niederzubrennen und in der Nacht darauf überlieferte eine geschicktere Hand das Haus des obersten Eunuchen, welches an die Palastmauer anstößt, den Flammen. Darum ist es auch nicht wunderbar, wenn alljährlich alle Hausvorstände ohne Ausnahme einen großen Vorrath von Stroh schneiden lassen, den sie in Haufen so lange auf dem Felde aufbewahren, bis sie ihn in die Stadt bringen lassen dürfen.

Der König von Joruba, welcher wie alle anderen Sterblichen in der Hauptstadt der Rache seiner Unterthanen ausgesetzt ist, hat nun allen Städten seines Reiches einen Tribut an feinem und sauber zugerichtetem Stroh auferlegt, dessen Ablieferung alljährlich Anlaß zu einem Feste giebt. Während der, diesem Feste vorausgehenden Woche schickten alle Städte und Dörfer das zur Unterhaltung der königlichen Dächer erforderliche Stroh nach Ojo. Dieser Tribut ist indeß nur ein Vorwand, um die Ortschaften überhaupt zu einem Zeichen der Unterthänigkeit gegenüber dem Könige von Ojo zu nöthigen; denn dieser hat mehr Sklaven, als nöthig sind, um an einem einzigen Tage Stroh genug für sämmtliche Hausdächer der Stadt zu schneiden.

Eine dreifache Salve aus Kanonen verkündete den Beginn des Festes. Eine zahllose Volksmenge drängte sich auf dem großen Platze unmittelbar vor dem Hauptthore des Palastes, und die Deputationen mit ihren Häuptlingen warteten auf den Augenblick, der sie vor den König führen sollte. Unter einem der Pavillons, welche neben dem Palaste sich erheben, hielt derselbe Hof; bekleidet war er mit einem reichen Seidenschurze, und Kopf und Gesicht bedeckte eine kolossale Tiara aus einer Art Achat, die von Ilorin kommt. Eine solche Krone kostete in Abbeokuta einige tausend Sack Kaurimuscheln, mehr als 1000 Pfd. Sterl. Ein langes Spalier, aus Palastbeamten gebildet, führte zum Throne des Monarchen, und zu beiden Seiten desselben waren sechs riesige rothe Regenschirme, deren jeder einem ganzen Bataillon hätte Schutz gewähren können, symmetrisch aufgestellt und wurden von kräftigen Negern, die bis zum Gürtel nackt waren, gehalten. Unmittelbar vor dem Könige stand etwas zur Linken der Scharfrichter, ein wahrer Riese, athletisch gebaut und gleichfalls nackt, und einige Schritte entfernt die vier Ober-Eunuchen, welche die Botschaften ihres Gebieters bald hierhin, bald dorthin zu bringen hatten. In gewissen Abständen waren überall Lanzenträger und Wachen aufgestellt, deren Aufgabe es war, die Deputationen vorzuführen und die zudringlichen Neugierigen fernzuhalten.

Die zahlreichen Prinzessinnen von Geblüt, Töchter des regierenden Königs, saßen zur Rechten desselben; sie hatten sich zu dieser feierlichen Gelegenheit Körper und Gesicht mit Zinnober beschmiert, wodurch das Weiße in ihren Augen grell hervortrat. Auf derselben Seite befanden sich die Frauen des Königs, alte und junge, alle in gleicher Weise strahlend, reich gekleidet und geschminkt; sie trugen Kappen von rother und grüner Seide. Zur Rechten befanden sich die Awewa und unter einem großen Familienregenschirme die Musiker und Trommler, welchen einen entsetzlichen Lärm verursachten.

Sobald die Ordnung hergestellt war, stellte man uns dem Könige vor, der uns sehr höflich empfing und uns unter einem schattigen Baume Platz nehmen ließ, von wo aus wir Alles sehen und hören konnten. Zuerst erschien der Basorun oder Stadtkommandant, nur mit einem Schurz um die Lenden und gefolgt von etwa 40, fast nackten Sklaven, um sich vor dem Könige im Staube zu wälzen. Er legte sich platt auf den Bauch und küßte die Erde, was seine Sklaven lautlos nachmachten; dann sprangen sie mit einem Satze auf die Füße, eilten zurück, streuten sich Staub auf die Köpfe und warfen sich wie vorher zu Boden; dreimal wurden diese erniedrigenden Ceremonien wiederholt. In gleicher Weise defilirten länger als drei Stunden hindurch die Abgesandten von Ogbomoscho, Fiditi, Ischin, Awaje, Eruwa, Berekudo, Idofin, Akomorin, Awe, Okefo, Saki, Ilorin, Ibadan und die tributpflichtigen Stämme letzterer Stadt und mehr als 60 weiterer Dörfer, von denen mehrere, wie Imo, Tausende von Bewohnern haben.

Von so viel Unterwürfigkeit zeigte sich dann auch schließlich der König zufrieden gestellt und ließ eine große Masse Hirsebier, Fleisch, Mais- und Yamsbrei vertheilen, worin sich die Gäste des Palastes sehr geschickt theilten. Zum Beschlusse des feierlichen Tages begab sich der König, umgeben von seinen aus Leibeskräften tanzenden Weibern, nach dem äußeren Hofe, um die Strohhaufen, den Tribut seines ganzen Reiches, in Augenschein zu nehmen. Dieser lärmende Zug dauerte länger als 20 Minuten, worauf der König, der genug zu haben schien und sich offenbar nach Ruhe sehnte, in den Palast zurückkehrte.

Nachdem man solchen Festen beigewohnt hat, ist man angeekelt von dem Stolze der Einen, der Gemeinheit der Anderen, von der Habsucht der Beamten und der Thorheit der großen Menge. Aber trotz dieses äußeren Pompes und dieser Unterthänigkeit, dieser erniedrigenden und kriechenden, bis zum Ueberdrusse wiederholten Ceremonien sieht

man doch, daß das alte Königreich Joruba die Tage seines Glanzes hinter sich hat und sich seinem Ende zuneigt. Ein Uebermaß von Bedrückungen von Seiten der Großen hat bei den sklavischen Unterthanen Mißtrauen erweckt, und letztere warten nur auf den günstigen Augenblick, um jene zu verrathen. Sie werden alsdann ihre Herren wechseln, aber werden damit zufrieden sein; sie werden gehorchen, aber doch einen Herrn ihrer Wahl haben.

Kürzere Mittheilungen.

Goldwäschereien in Korea.

Ueber Goldwäschereien in Korea berichtet der englische Vice-Konsul Carles Folgendes (Parl. paper 4522, Korea, Nr. 3, 1885): Er verließ Seoul am 20. April mit Herrn Allen vom englischen Konsulate. Die Bagage wurde auf Packpferden mitgeführt, doch sie selbst schickten ihre Ponies am zweiten Tage zurück und setzten die Reise zu Fuß fort, was ihnen Gelegenheit gab, häufig vom Wege abzuweichen und sich mit dem seitwärts gelegenen Lande bekannt zu machen. Am 22. April hatten sie hinter dem kleinen Dorfe Yang-dam eine Höhe von 110 Fuß erstiegen und erreichten zwischen großen Lavablöcken, die neben dem Wege lagen, eine weite, sich gegen Norden erstreckende Fläche. Etwa 40 Meilen weit setzt sich dieselbe zwischen 100 bis 140 Fuß hohen Lavawänden und gegen Norden gleichmäßig ansteigend, beinahe ununterbrochen fort; die Angaben über die weitere Fortsetzung gegen Norden hin waren zu unbestimmt, um dieselben hier anzuführen. Obwohl man manche kegelförmige Hügel sieht, bemerkt man doch keinen Krater, der das Vorhandensein der erstaunlichen Massen Lava erklären könnte; auch hörte man nicht von dem Vorhandensein heißer Quellen und der Schwefel muß aus China herbeigeschafft werden; es scheint demnach, als ob der ungeheure Ausbruch im Thale selbst stattgefunden und den Vulkan selbst vollständig begraben habe.

Die erste Goldwäscherei wurde bei einem kleinen Dorfe Kaneug-kai angetroffen, wo 270 Mann beschäftigt waren. Einschnitte waren in das Gerölle längs des Ufers gemacht; die Leute arbeiteten in Abtheilungen von je sechs, wovon einer das hölzerne Gefäß sehr geschickt behandelte. Nur kleine Goldtheilchen wurden gefunden, aber dieselben schienen gleichmäßig vorzukommen und das Ergebniß viel günstiger zu sein, als Carles es an irgend einem anderen Orte in Korea beobachtet hatte. An zwei verschiedenen Plätzen, die er besuchte, und die, wie man ihm erzählte, einen gleichen Durchschnittsertrag geben, lieferten drei Füllungen des Gefäßes mit Erde (was ungefähr einer einstündigen Arbeit der sechs Arbeiter entsprach) fünfzehn, allerdings kleine Stückchen Gold, die auf etwa drei Yard Abstand ganz gut sichtbar waren. Weiter aufwärts im Thale, wo die Leute in kleineren Trupps an der Arbeit waren, war der Ertrag verhältnißmäßig, doch die meisten Goldgräber befanden sich weiter stromab, wo anscheinend eine größere Anziehungskraft besteht.

Ein Umstand, der ihm sehr auffiel, war, daß, wie der Augenschein lehrte und von den Leuten bestätigt wurde, in dem Thale nie vorher nach Gold gesucht worden war. An anderen Fundstätten, die er besucht hat, besonders zu Yongheung und Mansi-tari, ist seit Jahrhunderten Gold gesucht worden und immer wieder hat man Gold gefunden, wenn die Sommerfluthen neues Geschiebe angeführt hatten; in Kaneug-kai jedoch schien man das Geschiebe noch nie vorher untersucht zu haben. Der Fels dort ist von viel härterer Art, als an allen anderen erwähnten Stellen, und obwohl hier und da eine ziemliche Menge Thonschiefer auf den Abhängen der Hügel liegt, so scheint es doch, als ob die jährlich stattfindenden Veränderungen nicht groß genug sind, um den Goldwäschern immer neue Schätze zuzuführen. Ob das Zerkleinern des massiven Quarz zu einem günstigeren Resultate führen würde, kann er nicht beurtheilen, doch die Gegend scheint ihm mehr versprechend als irgend eine andere und verdient den Besuch eines erfahrenen Bergingenieurs, um so mehr, als er auch Gold in den angrenzenden Distrikten finden würde, wo allerdings die Lagerstätte desselben nicht so leicht zu erreichen wäre, als in Kaneug-kai. Etwa zehn Meilen nördlich von der Stadt Chol-won befinden sich die Bergwerke einer alten Hauptstadt aus der Sinra-Zeit. Carles' Neugierde war durch den Anblick einiger Erdwerke in der Nähe von Poun-tien, sowie durch die mit ihnen in Verbindung stehenden Ueberlieferungen erregt worden, als er im vergangenen Jahre den Distrikt Chol-won passirte. Die Quellen sind über die Lage der Hauptstadt von Sinra nicht eins, da einige den Ort in die Nähe von Keum-song und andere ihn auf die Ostküste von Kuong-sang Do verlegen. Carles hörte jedoch von Herrn Kondo, dem japanischen Geschäftsträger, daß gegen Ende der Sinra-Dynastie im zehnten Jahrhundert verschiedene kleine Prinzen über Theile des Königreichs herrschten, und es ist wahrscheinlich, daß einer von diesen seinen Sitz in der Ebene von Chol-won in Tai-kul-to hatte. Die Ruinen bestehen aus den östlichen Mauern einer viereckigen Befestigung, deren Seitenlänge etwa 350 Yards betragen hat; das Innere wird von niedrigen Lavamauern durchschnitten, welche scheinbar die Richtung der Straßen und die Fundamente des Palastes andeuten, der, ebenso wie eine kleine Pagode, gegen Süden außerhalb des Forts liegt. Der Palast, obwohl an und für sich klein, ist groß im Verhältniß zur Stadt. Die Fundirungen sind aus Ziegeln aufgeführt, die etwa 14 Fuß hohe Pagode aus Stein, sie besteht aus fünf Theilen, die alle mit Ausnahme des mittelsten achteckig sind. Der oberste und der zweite Stein und der Basis springen über die Seiten vor und tragen kleine Figuren, die an den Ecken der Dachruine stehen; die Seiten des mittleren Steines sind abgerundet; derselbe zeigt in ziemlich roher Arbeit die Lotusblume der Buddhisten en relief. Der zweite Stein von der Spitze ist auf vier Seiten für Verzierungen durchbohrt, die sich jedoch nicht mehr an ihrer Stelle befinden. Es scheint eine unbestimmte Ueberlieferung zu bestehen, daß die Ebene in der Sinra-Zeit mit Lava überschüttet worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Band 43 des Sammelwerkes „Das Wissen der Gegenwart“ beschließt Prof. M. Willkomm in Prag seine Schilderung der pyrenäischen Halbinsel (vgl. „Globus“ Bd. 47, S. 303), indem er uns periegetisch durch den Osten, den Süden und die Balearen und Pityusen führt. Den Hauptnachdruck legt er auf die Schilderung der großen Städte; doch wird die Beschreibung jeder Landschaft und Provinz mit einer allgemeinen Uebersicht ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer Bevölkerung eingeleitet.

— Ueber die neueste Volkszählung von Konstantinopel (s. oben S. 159) berichtet die „Allgemeine Zeitung“ ferner noch folgende Einzelheiten. Es ergaben sich: Muselmänner 384 910 (Frauen 197 581), Griechen (Raja) 152 741 (Frauen 60 937), Armenier 149 590 (Frauen 65 720), Israeliten 44 361 (Frauen 21 967), Katholiken (lateinische Raja) 6442 (Frauen 3233), Bulgaren 4377 (Frauen 400), Protestanten (Armenier) 819 (Frauen 331), Lateiner (?) 1082 (Frauen 554), fremde Unterthanen 129 243 (Frauen 28 038), zusammen 871 562 Einwohner, von denen 364 751 Frauen sind. Bisher hatte man die Bewohnerzahl theils nach der Mortalität auf 600 000, theils nach dem Brotverbrauche (etwa 800 000 Okka täglich) auf 600 000 bis 650 000 Seelen gerechnet. Die Mohammedaner zählen 364 Schulkinder auf 1000 Seelen, die Griechen 410 und die Armenier 386. Das griechische Patriarchat hat in seinen Listen 180 000 Seelen eingetragen; rechnet man dazu die hellenischen Unterthanen, so kommt man auf 240 000 griechische Einwohner. Die Pforte zählt etwa noch 50 000 Griechen mit bestrittener Unterthanenschaft.

— Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften bereist Prof. Partsch aus Breslau in den Monaten August bis Oktober dieses Jahres die griechischen Inseln Korfu und Kephalonia, vielleicht auch Ithaka, um geographische und geologische Studien zu unternehmen, Höhenmessungen anzustellen, die Topographie der bisherigen Karten zu berichtigen u. s. w.

Asien.

— Babu Sarüt Tschander Das, ein Beamter des bengalischen Unterrichtsdepartements in Indien, bereits durch Reisen von Dardschiling nach Tibet bekannt, begiebt sich über Colombo, wo er mit Mr. Colman Macaulay zusammentrifft, nach Peking, wo beide im Auftrage der britischen Regierung mit der chinesischen unterhandeln sollen, damit die bestehenden Hindernisse für den Handel an der tibetischen Grenze aufgehoben werden. Damit würden sich den tibetischen wie indischen Kaufleuten große und gewinnverheißende Märkte erschließen.

Afrika.

— Der französische Kommandant von Obok hat auf die Nachricht hin, daß England sich des Hafens Ambadu bemächtigen wolle, denselben besetzt. Ambadu ist ein Chor, der südlich gerade gegenüber von Tadschura in die Bucht Gubbet Harüb, an welcher Obok und Tadschura liegen, mündet.

— Eine neuere Nachricht aus Leopoldville vom 18. Juli bestätigt die Auffassung, daß der Kassai sich bei Kwamouth in den Congo ergießt. „Le Mouvement Géographique“ theilt nämlich mit, daß Lieutenant Wißmann zu Wasser von Lubuku (am Lulua unter ca. 5° 57′ südl. Br., 22° 20′ östl. L. Gr. gelegen) in Kwamouth eingetroffen ist, begleitet von den Herren Dr. Wolff, v. François, Müller, Gunsmith (?; wohl Bugslag) und Schneider; Franz Müller und Meyer sind gestorben. Für die Schiffahrt besteht kein Hinderniß. Der Kua-Mfini ist der untere Lauf des Kassai; der Sankuru, der Leopoldsee und der Kuango sind Zuflüsse desselben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie gemeldet wird, ist der Südsee-Reisende Dr. O. Finsch, Nachrichten aus Neu-Britannien zufolge, Anfang Juni von seiner letzten Forschungsreise mit dem Dampfer „Samoa“ nach Neu-Guinea zurückgekehrt (am 8. September traf er in Berlin ein). Er besuchte, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, die Küste von Astrolabe- bis Humboldts-Bai, bekanntlich die am wenigsten bekannte der ganzen Insel. Schouten und le Maire berührten 1616 nur einen Punkt derselben, die Cornelis-Kniers-Bai, die jedoch nicht auf den Karten eingetragen ist und sehr unsicher bleibt. Seitdem wurde dieser Theil der Küste nur 1827 von Dumont d'Urville mit der „Astrolabe“, jedoch nur von Weitem, gesichtet. Der um die Geographie Neu-Guineas so hochverdiente Kapitän Moresby ging (1874), wie sein französischer Vorgänger, ebenfalls außerhalb der Schouten-Inseln herum. Der Hauptgrund, welcher bisher alle Seefahrer von dieser Küste abschreckte, ist die durch Süßwasser weithin getrübte Färbung des Meeres, welche sich weit in See bis zu den Schouten-Inseln erstreckt und von der schon Schouten berichtet. Die Schiffahrt wird dadurch zu einer sehr gewagten; kein Wunder daher, daß sie bisher nicht versucht wurde. Die „Samoa“, unter der bewährten Führung von Kapitän Dallmann, war das erste Schiff, welches diese nahezu 100 deutsche Meilen lange Küste zuerst in ihrer ganzen Ausdehnung befuhr, und unseren deutschen Forschern war es somit vorbehalten, eine große Lücke auszufüllen. Unter den zahlreichen Entdeckungen ist ein großer Fluß (derselbe, welcher die trübe Färbung des Meeres verursacht) besonders hervorzuheben; er zählt mit zu den größten der ganzen Insel. Dr. Finsch's sorgfältige Aufzeichnungen werden daher die für diesen Theil sehr mangelhaft, ja, für den größten Theil überhaupt nicht bestimmte Küstenlinie wesentlich korrigiren und zur besseren Kenntniß, namentlich auch der hydrographischen Verhältnisse, wichtige Beiträge liefern. Dr. Finsch trat an vielen Plätzen mit den Eingeborenen in Verkehr und wußte sich, wie auf seinen bisherigen Reisen, ins beste Einvernehmen mit ihnen zu setzen. Sie sind, innere Fehden abgerechnet, friedliche und intelligente Menschen, keineswegs Kannibalen, sondern eifrige Ackerbauer, die in zum Theil sehr guten Häusern, zu Dörfern vereint, wohnen. Diese Eingeborenen leben noch alle im Alter der Steinzeit und den meisten war sogar Eisen unbekannt. („Allg. Ztg.“)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Courtray und Ypres.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

Etwa 10 km von der französischen Grenze entfernt liegt in flacher Ebene Westflanderns Courtray, oder, wie es die Flamänder nennen, Kortrijk, eine schlachtberühmte Stadt. Keine der Waffenthaten aber, deren Zeuge es war, ist berühmter, als die Sporenschlacht am 11. Juli 1302, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois unter den wuchtigen Streichen der flämischen Handwerker von Gent und Brügge erlagen. 7000 Ritter kamen um, darunter 700 Bannerherren, 63 Prinzen, Herzoge und Grafen und an 1100 Edelleute; vom Fußvolke, Bogen- und Armbrustschützen blieben gut an 20 000 auf der Wahlstatt; auf derselben sammelten die Sieger 700 Paar goldener Sporen, das Abzeichen der französischen Ritterschaft, und hingen sie in der großen, von Baudouin IX. geweihten Basilika an den Wänden auf. Als 80 Jahre später nach der siegreichen Schlacht von Rossebeck Karl VI. dieselben dort hängen sah, rächte er die frühere Niederlage, indem er Courtray plündern und zerstören ließ, 12. December 1382. Eine echt königliche Vergeltung! Eine kleine, im Jahre 1831 erbaute Kapelle vor dem Genter Thore soll den Mittelpunkt der Schlacht bezeichnen; aber der Bach Groeningue, in dessen schlammigen Wässern die Blüthe französischen Adels den Tod fand, ist seitdem durch das Anwachsen der Stadt verschwunden. Und ebenso wenig hat die Zeit jene Notre-Dame-Kirche verschont, in welcher die Siegesbeute aufgehängt wurde; sie ist durch cannelirte Pfeiler und eine elende Renaissance-Façade ganz entstellt worden und hat von ihrer ursprünglichen, majestätischen Einfachheit nur den Dreibogen am Eingange sich bewahrt.

Wie fast alle anderen Städte hat auch Courtray seinen reichlichen Antheil an den Leiden Flanderns gehabt, so namentlich in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts zwischen den Franzosen und Spaniern und während der Revolutionskriege, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten von den Franzosen besetzt wurde. Im Februar 1814 war es bald in den Händen der Franzosen, bald in denjenigen der Verbündeten, und am 31. März desselben Jahres besiegten in der Nähe die Franzosen unter Maison 8000 Mann deutscher Truppen unter Thielemann.

Das heutige Courtray erinnert nur gleichsam verstohlen und gelegentlich an das kräftige Aussehen, welches es in früheren Jahrhunderten, während jener Civilisation von Blut und Eisen, gehabt hat. So spiegeln sich in den Gewässern der Lys oder Leye, welche im Pas de Calais entspringt, bei Courtray vorbeifließt und bei Gent sich mit der Schelde vereinigt, zwei Zwillingsthürme, die Broeltoren, Reste der Befestigungswerke aus dem 14. und 15. Jahrhundert, riesigen Pfefferbüchsen ähnlich, deren Oeffnungen von den mit Schutzdächern versehenen Dachluken und den Schießscharten dargestellt werden; ihr kyklopisches Gemäuer, das an 3 m dick ist, steht über das Flußbett hinweg mit einander in Verbindung durch eine Brücke, deren drei stämmige Bogen mächtige Strebepfeiler stützen. Diese uneinnehmbaren Bastionen, denen weder die Feldschlangen früherer

Kriege, noch die Zeit etwas haben anthun können, stehen in einem sonderbaren Gegensatze zu der Gewöhnlichkeit der anstoßenden Häuser mit den regelmäßigen Façaden und abscheulichen schwarzen Fensterreihen, aber ihre kriegerische Bestimmung haben sie längst verloren; ihre weiten, kreisrunden Säle mit den niedrigen Gewölben, in welche nur durch Schießscharten fahle Lichtstreifen einfallen, stehen unbenutzt da. Nur Haken und andere Werkzeuge von Schiffsausladern liegen umher; wenn die Stadt für ihre Alterthümer besorgt wäre, könnte sie diese Räume mit geringen Kosten in ein prächtiges Museum umwandeln. Um so mehr Sorgfalt haben die städtischen Behörden für die Wiederherstellung ihres gothischen Rathhauses verwendet. Von demselben liegen zwei Seiten frei, während die übrigen leider durch anstoßende gewöhnliche Häuser verdeckt sind; das erste Stockwerk zeigt eine Reihe von zwölf Fenstern, die durch Nischen mit Bildsäulen flandrischer Grafen und Baldachinen von einander getrennt sind, und oben schließt das Gebäude mit einer köstlichen, durchbrochenen Ballustrade ab. Im Ganzen ist aber die äußere Ausschmückung des 1526 erbauten Stadthauses einfach. Aber im Rathssaale, der ringsum mit Gemälden geschmückt ist, befindet sich ein prachtvoller Kamin, ein wahres Wunderwerk von Ranken, Laubwerk und Blumengewinden, zwischen denen es von Menschen- und Thiergestalten wimmelt. Zunächst über der Feuerstelle zieht sich ein Streifen hin, der die sieben Todsünden und eine achte obendrein, die Götzendienerei, zuweilen mit ausgelassener Possenhaftigkeit, darstellt. Darüber erblickt man unter rosengeschmückten Bogenwölbungen acht Darstellungen aus der heiligen Geschichte, und in deren Mitte innerhalb einer reich verzierten Nische das Bild Karl's V. mit Reichsapfel und Schwert und darüber acht allegorische Figuren. Ein anderer Kamin, das Werk einer fast ebenso reichen Phantasie, zeigt die Statue der Jungfrau Maria, Albert's und Isabella's, Heiligenbilder und dann eine große Menge von Nischen und Skulpturwerken, darunter einen Moses, der den Felsen schlägt, d. h. den Glauben, und den heiligen Thomas, d. h. den Zweifel, Allegorien derjenigen Eigenschaften, die einem wahren Richter zukommen, der zugleich voller Ungewißheit und voller Zuversicht sein soll.

Gegenüber dem Rathhause liegen die Hallen mit ihrem rothen, viereckigen Thurme, und dicht dabei, fast im Getriebe des Marktes, ein dunkler kleiner Beginenhof, dessen schmale, in tiefes Schweigen versunkene Gassen sich gleichsam in den Schutz des mächtigen Thurmes der St. Martinskirche geflüchtet haben. Beginenhöfe sieht man in jenen Ländern häufig, und der Beschreibung bieten diese Stätten der Zurückgezogenheit und der Andacht wenig Stoff; aber nirgends machen die ärmlichen Hütten, die den Einsturz drohen, die trüben Fenster mit Butzenscheiben, und die Gäßchen, die zwei sich Begegnenden nur schwer Raum genug bieten, einen trübseligeren, weltverlassneren Eindruck als hier in Courtray.

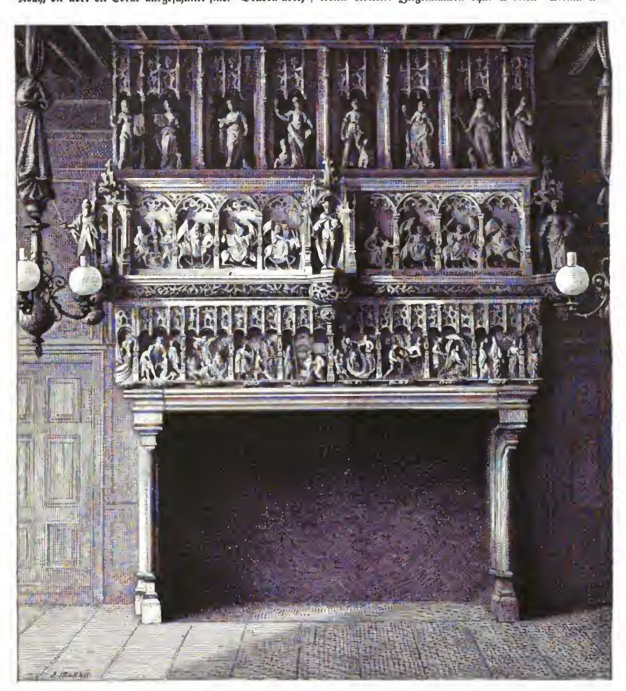


Die Broelloren. (Nach einer Photographie.)

St. Martin, die eben erwähnte Kirche aus dem 15. Jahrhundert, besitzt einen schönen gothischen Thurm, der leider oben in eine häßliche, zwiebelförmige Spitze ausläuft, und hat im schroffen Gegensatze zu den übrigen Kirchen Flanderns gar keinen Besitz an Werken der Malerei oder Bildhauerkunst; sie wurde 1862 vom Blitze getroffen und brannte bis auf die Umfassungsmauern aus. Dafür enthält Notre-Dame, welche aus dem Jahre 1238 datirt, eines der besten Bilder van Dyck's, die Aufrichtung des Kreuzes. Im Schutze dieser beiden Heiligen gehen die gewerbefleißigen Einwohner Courtrays, deren Zahl sich auf mehr als 26 000 beläuft, ihren weltlichen Geschäften, dem Spitzenklöppeln, Leinwandweben, Färben und Bleichen, nach, ohne Hast und Uebereilung. Nur an Markttagen, wenn aus dem ganzen Lande die Leinwandhändler hierher zusammenströmen, wird der Verkehr auf den Straßen etwas lebhafter.

Fährt man von Courtray westwärts nach Ypres, oder, wie sie die Flamänder nennen, Yperen (sprich Eiperen), so trifft man bald auf Hügel, Dünen nackten Sandes und kreidige, mit Gestrüpp bewachsene Erhebungen, zwischen denen rostfarbige, sumpfige Bäche dahin schleichen. Aber um Menin und Warwick sieht man wieder den echt flandrischen, grünen Wiesenteppich, der so reich ist an Gras und Vieh. Zu Hunderten weiden dort die Herden, die durch ihre Kraft und ihre Fleischigkeit den Stolz des Züchters ausmachen; friedlich liegen die Dörfer mit ihren niedrigen Ziegel- und Strohdächern da, überragt von spitzen Kirchthürmen, ein einförmiger, aber freundlicher Anblick. Der Grund und Boden aber ist hier dem Bauer nicht so sparsam zugemessen, wie um Tamise und St. Nicolas, wo das ganze Land zerstückelt ist wie ein Schachbrett. In langen Streifen ziehen sich hier die Aecker hin und die

Gehöfte, von Wassergräben umgeben, sehen mit ihren Schafhürden, den Gehegen, in welchen die Rinder weiden, und den großen, von Hunden in Bewegung gesetzten Rädern, die zur Butterbereitung dienen, aus, wie kleine Archen Noah, die über die Ebene ausgeschüttet sind. Drüben aber, in nebliger Ferne, zieht sich die französische Grenze hin, und ihre Nähe macht sich äußerlich bemerkbar durch das graue, erdige Aeußere der Ortschaften, die Abnahme der peinlichen flandrischen Sauberkeit und auch durch das Auftreten violetter Ziegelmauern ohne Mörtel. Menin und



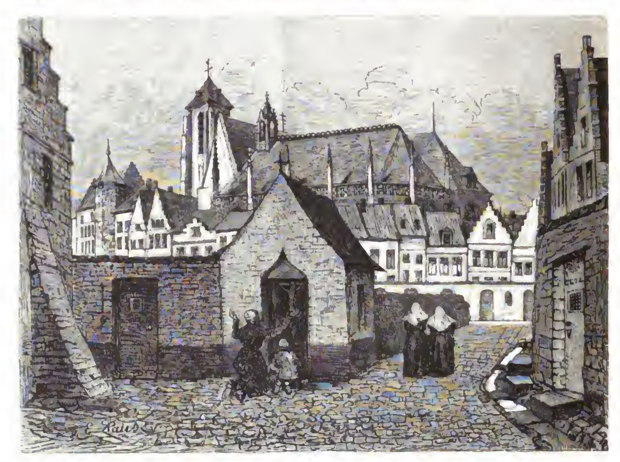
Der Kamin im Rathhause zu Courtray. (Nach einer Photographie.)

Warwick, die durch ihre Tabaksfabriken berühmt sind, sind auch zugleich der Sitz eines ausgedehnten Schmuggels, der seine Rekruten aus den belgischen Grenzdörfern bezieht. Dort betheiligt sich fast Jedermann, entweder offen oder versteckt, an dem gefährlichen Treiben, der Bauer so gut wie der gewerbsmäßige Schmuggler, und alle stehen sie mit einander im Bunde gegen den gemeinsamen Feind, den Zollbeamten.

So lange Napoleon III. auf dem französischen Throne saß, gehörten zu den einträglichsten Schmugglerwaaren die Zeitungen und Broschüren, die in unglaublichen Massen gepascht wurden. Wie viele Nummern der „Lauterne“

zur Zeit ihrer größten Popularität täglich vor der Nase der schärfsten Grenzwächter vorbeigepascht wurden, das entzieht sich jeder Berechnung. Heute ist an deren Stelle die Schmutzlitteratur getreten, welche in Belgien einen ungemein fruchtbaren Boden gefunden haben soll. Indessen sind doch Spitzen, Seide und Tabak die Hauptgegenstände des Schmuggels, zu welchem eine der Gegend eigenthümliche starke Hunderasse abgerichtet und mit Erfolg verwendet wird.

Yperen gehört zu jenen „todten" Städten, wie sie Holland und Belgien in ziemlicher Anzahl zählen, und wovon wir unseren Lesern in Brügge (vergl. „Globus", Bd. XLVII, S. 81 ff.) eines der treffendsten Beispiele vorgeführt haben. Worte vermögen kaum zu schildern, wie heruntergekommen diese einstige Metropole ist, dieses große Karawanserai der Völker im 13. und 14. Jahrhundert, das zu einem elenden, schläferigen Provinzialstädtchen herabgesunken ist und nur noch von neugierigen Touristen aufgesucht wird. Für die Wandelung aller Dinge auf Erden kann man sich kein erschreckenderes Beispiel erdenken, als die Unbeweglichkeit des jetzigen Lebens innerhalb des feierlichen, prächtigen Aeußeren, das der Stadt von früher her geblieben ist. Alles ist todt und still; aber wie vor fünf Jahrhunderten ragen zahllose Thürme zum Himmel auf, säumen reiche Giebel die Straßen, ragt wie ein babylonischer Tempel das Hallengebäude empor. Lange vor Brügge und Gent zog die Stadt durch ihre Messen Leute aus aller Herren Länder an. Im 9. Jahrhundert



Der Beginenhof in Courtray.

taucht sie plötzlich als große Stadt auf, ohne daß man von ihren Anfängen viel wußte. Zu Ende des 12. Jahrhunderts besitzt sie schon Urkunden, die sie von der Bevormundung durch Fürsten befreien, Privilegien, kraft deren sie in Frankreich und jenseits des Rheins Handel treiben darf, Vorrechte aller Art, die ihre Messen zu den sichersten Verkehrscentren der Welt machen, und Satzungen zur Regelung ihrer Industrie. 1239 schon tragen ihre Bürger auf Reisen das Schwert, wie die Adligen, und nehmen an der Wahl ihrer Magistrate theil; 1253 errichtet Yperen die ersten Freischulen, von denen die Geschichte zu berichten weiß; Jahr für Jahr wachsen ihre Rechte, erweitert sich ihr Handel und festigt sich ihre Industrie. Die Stadt besitzt Flüsse und kanalisirt sie bis zum Meere hin, ihren Grafen borgt sie Krieger und Geld; 1248 bezahlten ihre Schöffen der Gräfin Margarethe das Lösegeld für ihren in Aegypten gefangenen Sohn Wilhelm, wofür diese sie „ihre lieben Kinder" titulirt. Nur mit dem Gelde der Tuchmachergilde und der Gemeinde begann man 1285 den Bau der enormen Hallen, dieses „Louvre" eines freien Volkes, und führte das Riesenwerk in nur wenig mehr als 10(?) Jahren zu Ende. Aber damals begannen bereits sich Unruhen zu zeigen: die Tuchmacher und Geldwechsler nahmen alle Macht für sich in Anspruch, suchten nur ihren Ehrgeiz zu befriedigen und spotteten des Verlangens der anderen Gewerbe, der Walker, Weber u. s. w., welche auch einen Antheil an der Verwaltung der Stadt beanspruchten. Nur in Folge eines Aufstandes wurde ihnen zuerst eine

Kontrole über die Handlungen der Schöffen eingeräumt, und erst nach wiederholten Kämpfen gelang es ihnen, Sitz und Stimme neben den edlen und reichen „Poorters" zu erlangen. Aber dieser große politische Fortschritt bezeichnet auch zugleich den Beginn des Niederganges: der alte Wohlstand Yperens wird durch die inneren Unruhen und durch Kriege mit Frankreich erschüttert. Eine entsetzliche Belagerung versetzte diesem alten Bollwerke des Handels und Verkehrs einen schweren Stoß, und in Massen zogen nun die Leute aus dem Orte, welcher die Stabilität der Verhältnisse für immer eingebüßt zu haben schien. Unter Philipp dem Kühnen von Burgund, welcher zum Zwecke der Neubefestigung den Arbeitern in den Vorstädten, größtentheils Tuchwebern, andere Aufenthaltsorte anwies, verlor Yperen, welches bis dahin die erste Industriestadt Flanderns mit 200 000 Einwohnern gewesen war, diesen Erwerbszweig fast ganz. Im 16. Jahrhundert hatte es nur noch 5000 Einwohner, und das Gras wuchs in seinen Straßen; die vier Eroberungen, welche es in den 30 Jahren von 1648 bis 1678 durch Spanier und Franzosen durchzumachen hatte, brachten es vollends herab, und heute gleicht es einem weiten Campo Santo, allerdings einem solchen, dem es an den prächtigsten Denkmälern nicht fehlt.

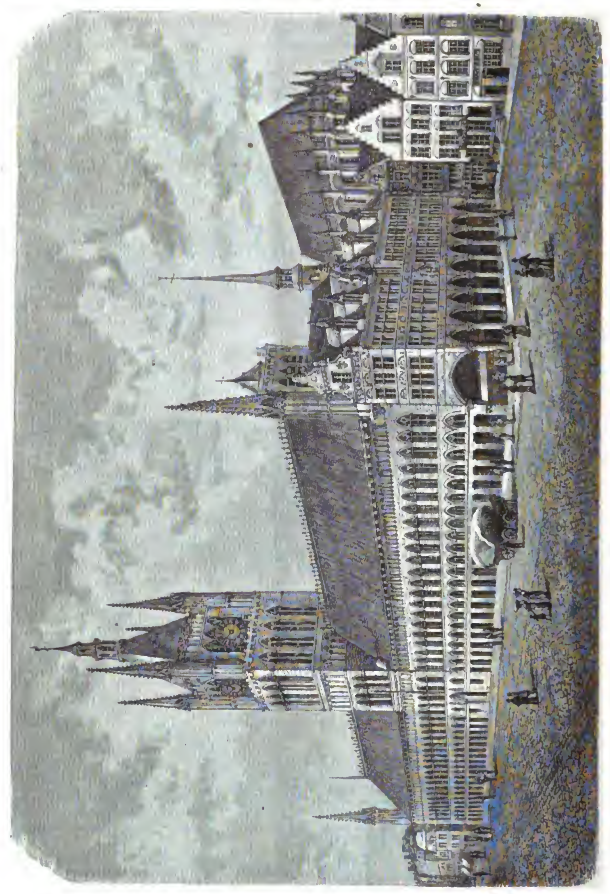
Unter allen diesen stehen obenan die schon erwähnten Hallen, über deren enorme Größe einige Ziffern den besten Aufschluß geben. Sie liegen mit ihren vier Façaden zwischen dem Großen Platze und dem Kirchhofe St. Martin und bedecken eine Oberfläche von 4872 qm; die Länge der Façaden beträgt 354 m, die des Zimmerwerkes am Dache etwa 17 800 m und der Saal im oberen Stockwerke ist 2472 m lang und 12½ m breit; zwischen dem Fußboden dieses Riesensaales und der Spitze seiner Wölbung ist ein Abstand von 30 m! Das Gebäude zerfällt in drei Theile; zuerst den Belfried im Centrum des Ganzen, dessen viereckige Masse am Platze selbst emporsteigt, von drei Reihen von Fenstern über einander durchbrochen wird und oben in einen Mittelthurm und vier kleinere Seitenthürmchen ausläuft. Den zweiten Theil bilden mit ihrer schier un-



Farm in der Umgegend von Ypres.

endlichen Folge hoher Glasfenster die eigentlichen Tuchhallen, welche drei Seiten des Gebäudes einnehmen, und den dritten und letzten das Rathhaus, gegenüber der Fensterrose des Chores von St. Martin, welches aber durch wiederholte Restaurationen verdorben ist. Von dieser Seite her besucht man gewöhnlich das Gebäude, dessen moderne Theile man so früher kennen lernt, als die alten. Der Hochzeitssaal, den man sofort betritt, ist mit seinen bemalten Wänden, denen die Zeit noch keine Patina verliehen, und seiner Holzwölbung eine Mischung von merkwürdigem Alterthum und geschickter Restauration. Dann überschreitet man eine bedeckte Plattform, von wo aus man zwei hölzerne Giebel, die noch aus der ersten Zeit der Erbauung herrühren, erblickt, und betritt dann sofort den gewaltigen gallerieartigen Saal, welcher alle vier Seiten des ganzen ersten Stockes durchzieht und sofort auf den Beschauer den Eindruck überwältigender Größe macht. Nur das Zimmer des ehemaligen Rathes, auf welchem die Last des Belfried ruht, unterbricht einmal den Zusammenhang des Raumes, der sonst an allen vier Façaden sich entlang zieht. Die Wände sind zum Theil mit Gemälden bedeckt, welche die Hauptbegebenheiten der Geschichte von Yperen darstellen; aber es hätte ein weit größerer Künstler dazu gehört, wenn die Darstellungen der Wuchtigkeit des Raumes hätten entsprechen sollen. Darunter zieht sich fast durch die ganze Länge des Erdgeschosses ein köstliches Spitzbogengewölbe hin, zwischen dessen schlanken Pfeilern einst die Tücher, Seidenzeuge, Getreidesäcke u. s. w. aufgestapelt lagen; denn hier in diesem überdeckten Vierecke wurde in der That Markt abgehalten. Häßliche Scheidewände versperrten früher den Durchblick durch diesen Kreuzgang; sie sind aber jetzt fortgeräumt worden, seitdem die städtischen Behörden mit Unterstützung des Staates und der Provinz eine Restauration des Bauwerkes begonnen haben, welche in wenigen Jahren dessen ursprüngliche, ernste und stolze Architektur völlig wieder hergestellt haben wird. Freilich gehörte dazu auch die Restauration des Rathhauses in seinem ursprünglichen Stile.

Auch äußerlich hatten die Hallen anfangs ein etwas anderes Aussehen, das wieder herzustellen vielleicht gut



Die Hallen in Ypres. (Nach einer Photographie.)

wäre: der Belfried trug in alten Zeiten große, mit Farben und Gold reich geschmückte Schilder, und in einer Nische an seiner Basis thronte die Jungfrau Maria. Jetzt ist das Bild der letzteren über den Zinnen der Balustrade angebracht, und rechts und links von demselben in den 34 falschen Fenstern längs der Façaden ebenso viele Steinbilder der flandrischen Herrscher.

Neben den Hallen nimmt das größte Interesse in Yperen die gothische Kathedrale St. Martin in Anspruch, die zu den schönsten Kirchen Belgiens gehört. In dem ganzen,



St. Martin in Ypres. (Nach einer Photographie.)

an prächtigen Gotteshäusern doch so überreichen Lande macht vielleicht keines, etwa mit Ausnahme von Notre-Dame in Tournai, einen so feierlichen Eindruck, als das tiefe Mittelschiff der Kathedrale von Yperen. Der Chor ist die Ruhestätte so manchen berühmten Mannes, von Fürsten, Rechtsgelehrten und Bischöfen; unter letzteren ist Martinus Rythove zu nennen, der in den letzten Augenblicken von Egmont und Horn eine Rolle spielte, und besonders der 1638 verstorbene Cornelius Jansen, des Stifters des nach ihm benannten Jansenismus, zu dessen heftigsten Gegnern von Anfang an die Jesuiten gehörten. St. Martin verdient namentlich in der Dämmerung einen Besuch, wenn

das letzte Tageslicht durch die purpurnen und ultramarinfarbenen Glasscheiben auf die knieenden Beter und die Beterinnen in ihren weiten Mänteln hereinfällt; dann ist das große Schiff von einer unsagbaren Erhabenheit und Feierlichkeit, und der Besucher mag den katholischen Gefühlen so fern stehen, wie nur möglich, sein Geist wird sich stets einem unaussprechlichen, tiefen Mysterium gegenüber fühlen.

Paysandú.

R. C. Der Name der Stadt Paysandú, welche neben Salto, nach der Hauptstadt Montevideo, die zweitbedeutendste in der Republik Estado oriental del Uruguay ist, stammt aus der Guaranisprache, die noch in den Missiones am oberen Uruguay ihre Herrschaft behauptet. Er bedeutet „Ort der Strauße“, da Yandu der Name dieses Vogels, sowie des in Amerika vorkommenden Kasuars ist, und liefert den Beweis für das häufige Vorkommen dieser Vogelgeschlechter in jener Gegend, da das ganze Departement den gleichen Namen Paysandú trägt. Früher setzte sich das letztere aus den drei Departements Tacuarembó, Salto und Paysandú zusammen; seitdem hat es jedoch durch Lostrennung des Departements Rio negro eine weitere Theilung erfahren. Hierdurch wurde dasselbe auf den fünften Theil des früheren Umfanges reducirt.

Seine Grenzen sind nun nach Süden der Arroyo Juan Tomas, der Höhenzug des Haedo und der Arroyo Negre, der das Departement Rio Negro davon trennt; nach Westen, nur durch den Rio Uruguay geschieden, die Konföderation Argentina, Provinz Entrerios; nach Norden trennt der Rio Dayman und der Höhenzug gleichen Namens es von dem Departement Salto, und nach Osten schließt der Höhenzug Haedo ebenfalls, sowie der Arroyo Salsipuedes es von dem Departement Tacuarembo ab. Paysandú ist eines der bevölkertsten Departements der Republik; seine Einwohnerzahl soll sich auf 24 000 belaufen. Doch ist diese Angabe ganz vager Natur, da man in den spanischen Republiken von einer regelrechten Volkszählung keine Idee hat und Ab- und Zuzug beständigen Schwankungen unterworfen ist.

Ebenso unsicher ist die Angabe des Flächenraumes, der 1 300 000 Hektaren betragen soll. Ein Kataster existirt jedoch ebenso wenig, und die Karte des ganzen Landes ist nur nach Gutdünken von Reyes entworfen, und deshalb voll der gröbsten, in das Unglaubliche gehenden Irrthümer und Fehler, die Jedem, der nur die kürzeste Reise durch das Land macht, fast bei jedem Schritte in die Augen fallen. Das Land ist fruchtbar, namentlich in den am Uruguay gelegenen Gebieten. Nach Norden tritt die Kalkformation häufig offen zu Tage, trotzdem wird überall ausschließlich Viehzucht getrieben, die den Unterhalt der Bewohner liefert. Ackerbau ist nur in unmittelbarer Nähe der Städte verbreitet, und zwar findet er sich im ganzen Departement außer bei Paysandú, mit einer Kolonie in nächster Nähe, nur noch bei dem kleinen Flecken Guarigu. Die Höhenzüge (Cuchillos) laufen von der Cuchilla de Haedo aus, die des Queguay von dem Rabon.

Außer diesen werden als Berge noch genannt: der Tahora, Arbolito, Pelato, Linterna, Don Esteban, Baricaypi, Potricero, Potreros, Padilla, Itacabo, Ahanantiades und Meseta de Artigas, deren keiner jedoch 500 bis 600 Fuß übersteigt. Ein dürftiger Baumwuchs den Gewässern entlang und auf den Inseln des Uruguay, woselbst Kohlen gebrannt werden, unterbricht allein die Einförmigkeit der Camplandschaft mit ihren Vieh- und Schafherden und den vereinzelten Gebäulichkeiten der verschiedenen Estancias. Hier und da findet sich auch wohl eine Ziegelei oder eine Pulperia (Verkaufsladen) mit Ausschank und Herberge, welche vielfach an ähnliche Erscheinungen und Landschaftsbilder in Ungarn und an der unteren Donau erinnern.

Die Hauptstadt des Departements, Paysandú mit 9000 bis 10 000 Einwohnern, liegt in weiter Ausdehnung am Uruguay, einigen Inseln gegenüber, die bei hohem Wasserstande meist überfluthet sind. Die Stadt liegt zum Theil auf dem allmählich ansteigenden Höhenzuge, der sich in der Richtung nach Tacamaribo zu weiter in das Land hineinzieht. Sie wurde von Juan J. Soto 1772 gegründet und hat ihre Glanzperiode bereits hinter sich. Es befindet sich daselbst ein Theater, welches von italienischen und spanischen Gesellschaften benutzt wird, ein von dem einstigen Jefe politico Pinilla gegründetes Hospital, und es ist Sitz des Jefes und einer Besatzung, aus dem dritten Bataillon der Jäger (Cascadores) bestehend, die in letzter Zeit ein sehr anständiges Aeußere gewonnen haben. Außerdem residirt hier noch der Juez Letrado, der Juez de Paz, und der Teniente Alcaldas der Stadt. Ebenso wie das Hospital mit seinen fünf barmherzigen Schwestern nach vorsintfluthlichen Grundsätzen verwaltet wird, bieten auch die Gefängnisse ein abschreckendes Bild von dem Mangel alles Fortschrittes in den spanischen Republiken. Namentlich ist das letztere unter der jetzigen Präsidentschaft des Maximo Santos der Fall, der vom Karrenschieber zu dieser Würde aufgestiegen ist, durch leider nur allzu bekannte Mittel. Die Tramviabahn fährt vom Port bis zur Tablata, dem Abladeplatze von Wolle und Häuten, die auf Karreten, einem mit Ochsen bespannten Fuhrwerke primitivster Konstruktion, aus dem Inneren des Landes ankommen und hier die Waaren dagegen in Empfang nehmen, die sie dahin zurückbringen.

Paysandú hat eine sehr gemischte Bevölkerung; man rechnet $^3/_8$ Orientalen, $^2/_8$ Spanier, ebenso viel Italiener, und $^1/_8$ wird von den verschiedensten Nationen, Engländern, Franzosen, Deutschen, Paraguayanern, Peruanern, Chilenen vertreten. Deutsche finden sich im Ganzen am wenigsten hier. Denn während alle übrigen Nationen durch ihre Konsuln repräsentirt und vertreten sind, blieb seit der Ermordung des Vicekonsuls Herrn v. Grävenitz seine Stelle leider unbesetzt. Der Rio Uruguay ist bis Salto für Segelschiffe größerer Bauart schiffbar, und die Dampfer, die fast täglich kommen und gehen, unterhalten einen regen Verkehr mit Buenos Ayres und Montevideo. Da das letztere eine 24 Stunden längere Fahrt beansprucht als Buenos Ayres, welches in 36 Stunden zu erreichen ist, so neigen sich die Interessen Paysandús fast mehr dem letzteren zu.

Obgleich die Stadt zur Zeit weder Gasbeleuchtung, Wasserleitung noch Abflußröhren besitzt, hat sich doch bereits Telephon und Telegraph hier eingebürgert. Das Klima, obgleich wärmer als in Montevideo, ist äußerst gesund, und etwa auftretende Epidemien sind von kurzer Dauer. Das

dicht am Flusse liegende Zollhaus ist eine bedeutende Einnahmequelle, namentlich durch Export und Import der Saladeros, Casa blanca, südlich der Stadt, und Saira, sowie Neu-Paysandú nördlich, und Guaripu in dem Orte gleichen Namens. Fray Bentos wurde durch Errichtung des Departements Rio Negro dem letzteren zugetheilt, gleichwie das von den Gebrüdern Wendelstadt seligen Andenkens gegründete Städtchen Neu-Berlin.

Vorherrschend zeigt sich der Grundzug der Bevölkerung in dem übergroßen Nachahmungstriebe, durch welchen die ursprünglichen Sitten und Gebräuche allmählich verschwinden, um europäischen Moden Platz zu machen, die um so leichter Eingang finden, je mehr das Reisen nach Europa erleichtert ist, und dadurch die Kenntniß der äußeren Verhältnisse der alten Welt sich verbreiten. Wie sehr diese Nachäfferei in Extreme sich verirrt, die zuletzt alles Maß überschreiten, zeigt u. A. die Stiftung von Vereinen, von Gesellschaften, auch sonstigen Modethorheiten, die keinerlei Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechen. So hat man kürzlich durch Bettelei einen Haufen Bücher zusammengebracht, unbekümmert welchen Inhalts, welcher Sprache, und in welchem defekten Zustande sie sich befanden; genug, daß es 2000 Bände waren. Ein deutscher Antiquar würde schwerlich für dies völlig werthlose Zeug 50 Mark geboten haben. Der Präsident der Junta oeconomia municipale aber inaugurirte die Stiftung dieser Bibliothek in schwungvoller Rede und alle Redelustigen, welche der spanischen Sprache mächtig waren, folgten seinem Beispiele und feierten in begeisterten Ansprachen die Schöpfung dieses ruhmvollen, nationalen Werkes. Ziel und Zweck der Theilnehmer an dieser Komödie war jedoch, daß Jeder in den vier jämmerlichen Lokalblättern entweder als großmüthiger Geber, als begabter Redner oder als berühmter Protektor seinen Namen so und so oft gedruckt sieht, um später das große Werk selbst in dem Strome der Vergessenheit verschwinden zu sehen.

Täglich tauchen neue Vereine für Kranke und Gesunde auf. Auch an einer Loge, an Theatergesellschaften von Dilettanten, Handwerkerschulen, Concerten fehlt es nicht; bald aber sieht man dies Alles wieder jämmerlich zu Grunde gehen, da die Begeisterung, welche dies Alles in das Leben rief, sich nur als eine temporäre erweist. Egoismus und krasser Materialismus, der allein hier herrscht, tritt siegreich leider jedem Lichtstrahl idealer Entfaltung und wahrer Aufklärung entgegen. Dauert indessen eine mit dem hochtrabendsten Namen geschmückte Neuerung noch fort, dann dient sie sicher nur dazu, um den Umtrieben und Intriguen einer oder der anderen politischen Partei zu dienen, die jede Rücksicht auf Anstand und Moral mit Füßen tritt. Kassendefekte sind in diesen Gesellschaften an der Tagesordnung, so daß bessere Elemente in ihnen kaum geduldet sind. Wer sich aber diesem schamlosen Treiben widersetzen oder Besseres erstreben wollte, würde bald die ganze Meute zu seiner Verfolgung angestachelt sehen. Bezeichnend ist der Ausdruck hombre vivo für einen Menschen, der betrügt und stiehlt, d. h. mit Erfolg, und hombre sonzo (träge) für den ehrlichen Mann, der treu seines Amtes waltet. Dies schildert am besten die Denkweise der Bevölkerung hier zu Lande, deren ethische Begriffe und Urtheile vollständig unter der Herrschaft des blinden Katholicismus stehen.

Andererseits äfft man auch, ohne sich der Arbeit des eigenen Denkens zu unterziehen, in Bezug auf religiösen Glauben jene sogenannte Aufklärung nach, die, ohne Besseres dafür einzutauschen, jede ehrwürdige Ueberlieferung in den Staub zieht. Absolutes Leugnen alles Göttlichen, und der im Aberglauben versunkene orthodoxe Katholicismus stehen sich hier in unvermitteltem Gegensatze gegenüber und tragen beide ihr Theil bei, die Korruption möglichst zu verbreiten. Von der Behörde werden die Klöster geräumt, allein ihr bisher ungestörter Einfluß äußert sich bei Frauen, Kindern, und selbst jungen Leuten, deren Urtheil durch kein selbstständiges Denken geleitet wird, in lautem Tadel, dagegen Geld und Besitz ist hier die Macht, vor der allein sich Alles beugt. Jeder Standesunterschied wird dadurch annullirt, und der persönliche und moralische Werth sinkt vor diesem Alles besiegenden Götzen. Man könnte an der Lebensfähigkeit einer solchen Bevölkerung billig Zweifel hegen, zieht man zugleich in Betracht, daß die Rasse durch die Vermischung mit Farbigen sich zusehends verschlechtert, und in socialer wie politischer Beziehung die traurigsten Resultate zu Tage fördert. Für den Fremden ist der Aufenthalt im Lande, namentlich in den Campstädten, wo nicht wie in Montevideo, ein größerer Zufluß derselben stattfindet, in Folge dieser Verhältnisse keineswegs angenehm, die zu vermeiden er sich gleich dem Diogenes im Fasse isoliren müßte, ohne selbst mit der Laterne einen Menschen finden zu können.

Paysandú spielte stets eine wichtige Rolle in den politischen Konflikten, in der Belagerungszeit 1846 durch Fructuoso Ribero (Colorado) wie in allen übrigen Revolutionen, bis zum Bombardement 1864 des General Venanzio Flores und der brasilianischen Flotte, das mit der Einnahme der Stadt endete. Der wirklich heldenmüthige Leandro Gomez (Blanco) wurde damals zum größten Leidwesen nicht nur seiner Partei, sondern auch aller Fremden, die ihn persönlich kannten, gefangen genommen und erschossen. Es war dies ein politischer Mord, wie diese in der Geschichte des Landes nur zu häufig vorkommen. Auch Brasilien schämte sich nicht, die offene Stadt wochenlang zu beschießen, da es, sammt seinem Verbündeten Flores (Orientale) nicht den Muth besaß, gegen den Obersten L. Gomez und die kleine Schaar seiner Getreuen im Sturme vorzugehen. Aus diesem Vorgange entwickelte sich die Tripelallianz Uruguay, Argentinien, Brasilien gegen Lopez und Paraguay, die das letztere Land zu Grunde richtete bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit befinden sich die Colorados am Ruder. Obgleich Paysandú im Ganzen mehr Blancos zählt, wagen diese doch nicht ihre Sonderinteressen auf das Spiel zu setzen, um dem Vaterlande zu dienen. Der beständige Farbenwechsel, je nach dem Vortheile des Einzelnen, hat längst jeden wahren Patriotismus vernichtet. Polemisirt wird genug, allein die letzten Jahre beweisen zur Genüge, daß es bei Allen an Kraft und Muth gebricht.

Da in letzter Zeit das Interesse für Kolonisation in Deutschland nach allen Richtungen erwacht ist, und vielfach auch in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit auf Südamerika schon gelenkt wurde, mag es erlaubt sein, zum Schluß noch einige Worte über diesen Punkt hier beizufügen. Es giebt vielleicht kein zweites Land, welches in Bezug auf sein gesundes, jeden Anbau lohnendes Klima, die Ertragsfähigkeit des Bodens und die günstigsten Bedingungen für Viehzucht für die Einwanderung geeigneter, für den deutschen Ansiedler verlockender sein könnte, als es die Republik Uruguay ist. Alle diese großen Vorzüge finden sich jedoch paralysirt durch die politischen Verhältnisse des Landes, die bereits oben geschildert wurden. Selbst die beglaubigtsten Dokumente vermögen nicht bei dem steten Regierungswechsel und Parteikriegen dem Eigenthümer den ungestörten Besitz seines Bodens zu sichern. So finden sich z. B. neuerdings in Colonia die seit langen Jahren dort ansässigen Schweizer und Piemontesen, welche mit glücklichstem Erfolge und

eisernem Fleiße hier Kolonien gegründet, in Processe darum verwickelt, die all ihr Hab und Gut zu verschlingen drohen. Auf welche Zusicherungen läßt sich überhaupt noch bauen in einem Lande, wo Gesetze und Konstitution (die in ihrem Wortlaute vortrefflich ist) täglich verletzt und umgestoßen werden. Daß die Eifersucht des Orientalen den fleißigen Ausländer haßt, ihn auch wohl verfolgt und mit dem Spottnamen cringo bezeichnet, dürfte weniger ins Gewicht fallen, als der hohe Zoll für Ex- und Import, der Mangel an genügenden Verbindungswegen, die hohen Preise des Landes und die schlechte Finanzwirthschaft, die durch Staatsschulden zur Bereicherung der jeweiligen herrschenden Partei den Ruin Uruguays in kurzer Frist herbeiführen muß.

Uruguay nimmt in dem Staatenkomplexe Südamerikas eine ähnliche Stelle ein, wie die Schweiz in Europa. Von mächtigen Staaten umgeben, danken beide zur Zeit der Eifersucht jener, womit sie den Irisapfel vor der lüsternen Hand des Nachbarstaates bewachen, die eigene Existenz. Was Frankreich, Deutschland und Italien für die Schweiz, das sind Argentinien und Brasilien für das kleine Uruguay. Dem Beobachter entgeht es nicht, wie ein annähernder Schachzug des Einen sogleich die entsprechende Bewegung des Anderen hervorruft.

Die Annexion Uruguays durch eine starke civilisatorische Macht wie Deutschland würde ein zur Einwanderung deutscher Rasse geeignetes Terrain schaffen, dessen Vorzüge von keinem zweiten Lande der Erde übertroffen werden könnten. Ein dunkler Schleier bedeckt zur Zeit die Zukunft dieses schönen und mißleiteten Landes. Die Wahl eines neuen Präsidenten, die vor der Thür steht, kündigt sich mit allen Anzeichen eines nahenden Gewitters an, das leicht in einen Alles verheerenden Orkan ausarten könnte. Die Auswanderung nach Argentinien und Brasilien ist bereits in stetem Wachsen. Nächstdem macht sich der Mangel an Kredit und das Fallen aller Preise fühlbar. Die größte Armuth tritt bereits im Campe zu Tage und in den Campstädten, worunter auch Paysandú, beginnt die gleiche Wirkung sich fühlbar zu machen. Die Ausdehnung dieses allgemeinen Nothstandes wird neuerdings durch die Zahlungseinstellung verschiedener Handlungshäuser in Montevideo bestätigt. Möchte die Dauer dieser traurigen politischen Zustände nicht für lange mehr dem deutschen Einwanderer dies gesegnete Land verschließen, oder Deutschlands starker Arm ihn dort schützen. Zunächst aber dürften durch die Ernennung eines Konsuls in Paysandú die Interessen deutscher Staatsangehöriger hier berücksichtigt werden.

Krakatau.

Nachdem vor Kurzem der zweite Theil von Verbeek's „Krakatau" erschienen ist, dessen ersten Theil wir in Nr. 1 des 47. Bandes angekündigt haben, liegt es uns ob, auf Grund dieser Untersuchungen die früher im 44. und 45. Bande des „Globus" mitgetheilten Berichte über den Ausbruch in der Sundastraße zu ergänzen und, wo es nöthig ist, zu berichtigen.

Was das erste betrifft, haben wir die Berichte von Tjiringin und von Javas erstem Punkte (Leuchtthurm) nachzutragen, die jedoch, wie wir hier vorausschicken wollen, nicht so wichtig sind, als wir dies bei Abfassung unseres früheren Berichtes vermuthet hatten.

Am 26. Abends schon waren in Tjiringin verschiedene Häuser durch die Wellen zerstört worden und den ganzen Tag hindurch war dort und auch in der Umgebung Aschenregen gefallen; einzelne Personen flüchteten ins Gebirge, kamen jedoch am anderen Morgen 6½ Uhr wieder zurück. Die Welle, welche am frühen Morgen in Anjer so viel Schaden angerichtet hatte, wurde in Tjiringin nicht bemerkt; gegen 10 Uhr hörte man eine furchtbare Explosion; bald darauf kam die große Welle, die auch diesen Ort zerstört hat und dann trat die Finsterniß ein.

An Javas erstem Punkte, auf dem Leuchtthurme, hatte die Luft am 26. Mittags ein drohendes Aussehen, Aschenregen folgte und am Abend sowie in der Nacht wurden Erdstöße bemerkt. Am Morgen war es nicht besonders hell, das Licht wurde einen Augenblick ausgelöscht, aber gleich wieder angezündet; schon um 9 Uhr war es ganz dunkel, gegen 11 Uhr hörte man heftige Detonationen, ein wenig später schlug der Blitz ein und verwundete vier von den zehn dort beschäftigten Zwangsarbeitern, und zwar diejenigen, welche einen eisernen Ring um den Hals trugen; alle vier waren vom Halse bis zu den Füßen verbrannt, aber alle genasen. Der Aschenregen dauerte bis zum 28. früh um 1 Uhr 30 Minuten und gegen 6 Uhr wurde es hell; jetzt erst bemerkte man die Verwüstung in der Sundastraße.

Eigentliche Berichtigungen, wenigstens was das Thatsächliche betrifft, haben wir nicht nachzutragen; wir können uns darauf beschränken, einige Unterschiede in der Auffassung der Erscheinungen, welche durch die Eruption verursacht wurden, festzustellen. Verbeek unterscheidet zwei Arten von Wellen: solche, welche dadurch entstanden sind, daß Fels- und Erdmassen durch den Vulkan ins Meer geschleudert wurden, die dann je nach dem Orte, wo sie stattfanden, hier oder da ihre Wirkung äußerten, und endlich die einzige große, verheerende Welle, welche entstand, als der Vulkan in sich zusammenbrach; diesem Ereignisse folgte gleich darauf die Explosion, in der ein Theil der Massen wieder ausgeworfen wurde. Explosionswellen, wie sie in dem in diesen Blättern veröffentlichten Berichte genannt wurden, die durch kleinere Einbrüche und demnächst folgende plötzliche Dampfbildung verursacht sind, schließt Verbeek aus, hauptsächlich weil sich erst bei dem kritischen Ausbruche von 10 Uhr 2 Min. Schlammauswurf nachweisen läßt. Wiewohl der zuletzt genannte Grund uns durchaus nicht stichhaltig vorkommt und die Theorie der Explosionswelle, um diesen Namen beizubehalten, uns sehr geeignet scheint, die beobachteten Erscheinungen zu erklären, verzichten wir gern auf eine nähere Auseinandersetzung, da es ja doch unmöglich ist, diese Frage jetzt noch zur Entscheidung zu bringen. Ferner haben wir noch beizufügen, daß um 10 Uhr (27. August) nicht nur der größte Theil der Insel, sondern auch ein Theil des Meerbodens einstürzte, wodurch gerade die kritische Welle entstand, während die Explosion, die gleich darauf folgte, dazu beitrug, die Wirkung derselben zu verstärken. Durch die Explosion wurde nun die Luftwelle verursacht, welche sich mit einer Schnelligkeit von wenig-

stens 10000 m um die Erde bewegt haben muß. Die Erscheinung der farbigen Sonne schreibt Verbeek den Aschentheilchen zu, welche in der Luft schwebten; das prächtige Abendroth dagegen, welches während so langer Zeit beobachtet wurde, dem frei gewordenen Wasserstoff, der sich in den höheren Luftlagen kondensirte; allerdings waren es möglicher Weise Aschentheilchen, welche diese Wirkung unterstützten. Die starke Abkühlung der Lufttemperatur, welche an einigen Orten beobachtet wurde (6 bis 7°), hat Verbeek dem zugeschrieben, daß die bis in die höchsten Luftlagen emporgeschleuderten Aschentheilchen (schon am 26. August wurde eine Höhe von 33000 m beobachtet) dort so stark abgekühlt wurden, daß sie beim Herabfallen ihrerseits die Luft abkühlten.

Um nicht zu sehr auf Einzelheiten einzugehen, die schließlich doch nur eine untergeordnete Bedeutung besitzen, begnügen wir uns, das Endurtheil Verbeek's hier ziemlich wörtlich folgen zu lassen; eine genaue Vergleichung wird ergeben, daß dasselbe sich auch aus den früher in diesen Blättern mitgetheilten Berichten vollkommen zwanglos ableiten läßt; dasselbe trägt das Datum des 1. Mai 1885. Verbeek sagt: Es sei mir erlaubt, noch zum Schluß kurz anzudeuten, was der Ausbruch uns Besonderes und Wichtiges gelehrt hat.

1) Verdienen die starken Detonationen, mit denen die Eruptionsmassen aus dem Krater geschleudert wurden, unsere Aufmerksamkeit. Dieselben wurden mit großer Geschwindigkeit in eine bedeutende Höhe geworfen; bei keiner früheren Gelegenheit sind die Detonationen über einen so großen Theil der Erdoberfläche gehört worden.

Ganz vor Kurzem (Comptes Rendus de l'Academie 9. März 1885) hat man sogar von einer Fortpflanzung des Schalles durch die Erde hin bis zu den Antipoden sprechen wollen. Es kann diese Mittheilung übrigens nur auf einem Irrthume beruhen. Einmal nämlich wird genau zur angegebenen Zeit von einem Ausbruche im Karibischen Meere berichtet, dann aber könnten die Detonationen von Krakatau nicht am 26. bei Tage, sondern erst am späten Abend bei den Antipoden gehört worden sein.

2) Die Lufterschütterungen waren so ungemein stark, daß sie sich auf große Abstände fortpflanzten, wodurch sogar feste Gegenstände so erschüttert wurden, daß man an Erdbeben dachte.

3) Neu ist auch die Bildung einer Luftwelle, die sich rund um die Erde hin fortpflanzte.

4) Die Erscheinungen der grünen und blauen Sonne, sowie die schönen Abendrothe sind früher schon nach vulkanischen Ausbrüchen beobachtet worden, wiewohl niemals so stark als 1883.

5) Hat man auch früher schon den abgestumpften Kegel vieler Vulkane als die Ruinen von früher spitz zulaufenden Bergen betrachtet, die durch Einsturz des centralen Theiles die stumpfe oder abgeplattete Form bekommen haben, so haben wir hier zum ersten Male einem Einsturze beigewohnt, der, was seine Abmessungen betrifft, mit dem Tengger in Ost-Java übereinkommt, der bekanntlich einer der größten eingestürzten Krater der Welt ist. Die frühere Erklärung, die wohl einmal der ungeheuren Abmessungen wegen bezweifelt worden ist, findet in dem Ausbruche von Krakatau eine neue Stütze.

6) Der bei dem Einsturze gebildete, beinahe senkrechte Durchschnitt des Pik Rakata erlaubt uns einen Blick in den inneren Bau eines Vulkans zu werfen. Man kann natürlich den Befund nicht auf alle vulkanische Kegelberge anwenden, z. B. muß man das Bestehen eines Hohlraumes oder eines massiven Kernes in vielen Fällen für sehr wahrscheinlich halten, obwohl der Durchschnitt durch Rakata denselben nicht zeigt.

7) Dadurch, daß ein Theil des Pik ins Meer stürzte, erhoben sich Wellen, die an Größe den höchsten, bei heftigem Sturme gebildeten Wellen bei Weitem überlegen waren. Diesem — gewissermaßen zufällig eintretenden Umstande müssen die vielen Opfer, welche der Ausbruch von Krakatau gefordert hat, größtentheils zugeschrieben werden.

8) Bemerkenswerth ist die Fortpflanzung der Wellenbewegungen. Nicht nur im Indischen Ocean, sondern auch im Stillen und Atlantischen Ocean hat man durch die Eruption von Krakatau verursachte Bewegungen des Meeres beobachtet; übrigens muß ein Theil der auf der Küste von Europa und von Amerika beobachteten Wellenbewegungen anderen Ursachen zugeschrieben werden.

9) Wenn man aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen die Meerestiefe berechnet, so findet man für die Linie Krakatau-Süd-Georgien die ungeheure Tiefe von 6340 m. Es liegt daher aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Linie ein sehr tiefes Becken und es wäre zu wünschen, daß dessen Existenz bald durch Lothungen nachgewiesen würde.

Wir übergehen die weiteren Bemerkungen, die sich auf die eigenthümliche Zusammensetzung des bei Krakatau gefundenen Gesteins beziehen.

Uebrigens wird Herr Verbeek, sobald er noch einige nothwendige Mittheilungen hinsichtlich der an anderen Stellen gemachten Beobachtungen empfangen haben wird, vermuthlich nochmals auf die den Ausbruch begleitenden Erscheinungen zurückkommen und wir behalten uns vor, diesem Beispiele zu folgen, im Falle er noch neue oder besonders interessante Mittheilungen machen sollte.

Kürzere Mittheilungen.

Expeditionen nach Nord-Sibirien.

Das schwedische Ministerium des Aeußeren hat Mitte September von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes Schreiben erhalten:

Mit Bezugnahme auf den von mir im vorigen Jahre erstatteten Bericht (siehe „Globus", Band XLVI, S. 334) über die von Herrn Sibiriakow während der letzten Jahre ausgerüsteten Expeditionen behufs Herstellung einer Dampfschifffahrt durch das Karische Meer nach dem Jenisej erlaube ich mir folgende, auf das Journal des Dampfers „Nordenskiöld" begründete Mittheilung über das Resultat der diesjährigen Expedition zu machen.

Wie aus ersterwähntem Berichte ersichtlich, hatten der Dampfer „Nordenskiöld" in Archangel und ein gleichfalls Herrn Sibiriakow gehöriges kleineres Schiff „Ob" im Petschoraflusse überwintert, um in diesem Frühjahre nach dem Abgange des Eises die im Laufe des Winters von Ljapinsky-Jurti über den Ural nach Aronetz verfrachteten sibirischen Waaren nach der gegen 100 Werst von der Petschoramündung belegenen

Landstadt Kuja, welche von tiefgehenden Schiffen angelaufen werden kann, zu bringen.

Herr Sibiriakow, der ebenso wie im vorigen Jahre von seinem Wohnorte Irkutsk hier angekommen war, um sich an der Expedition zu betheiligen, segelte am 3. (15.) Juli mit dem Dampfer „Nordenskiöld“, der volle Ladung eingenommen hatte, von Archangel ab. Nach einem kurzen Aufenthalte bei dem Mönchskloster Solowetzk erreichte das Fahrzeug am 9. (21.) Juli in schönem stillem Wetter die Küste von Waigatsch. Um Mittagszeit wurde zum ersten Male auf der Reise Eis angetroffen. Die Temperatur war + 10° C. In dichtem Nebel steuerte das Schiff durch das Treibeis in die Jugorstraße hinein und ging Nachmittags bei Chabarowa an der Südküste der Straße vor Anker. Hier wurde ein von Archangel mitgebrachtes kleineres Kirchengebäude ausgeladen, das auf dem Platze errichtet werden soll, wo Sibiriakow vor einigen Jahren ein Packhaus errichten ließ. In der Strömung wurde einiges Treibeis bemerkt; das Wetter war still und schön. Am folgenden Tage (10. (22.) Juli) war die Temperatur um 12 Uhr Mittags + 19° C., die Luft klar und eine leichte Brise wehte. Um 1½ Uhr Nachmittags ging das Schiff von Chabarowa ab und steuerte wegen des Eises mit wechselndem Kourse in das Karische Meer hinein, bis Nachts um 12¾ Uhr der Beschluß gefaßt wurde, umzukehren; am Vormittage des 11. (23.) Juli ging das Schiff wieder bei Chabarowa vor Anker. Während der Rückfahrt durch die Jugorstraße herrschte einige Zeit dichter Nebel, sonst aber während des ganzen übrigen Tages leichter südlicher Wind bei klarer Luft und schönem Wetter; Nachmittags war die Temperatur + 22° C. Am Abend ging das Schiff nach Kuja, wo es gelöscht wurde und mehrere sibirische Waaren wieder einnahm, welche im vorigen Herbste in der Nähe von Ljapinsky-Jurti magazinirt, aber inzwischen von Aronetz nach dem Petschoraflusse geschafft worden waren. Nachdem „Nordenskiöld“ noch einmal Chabarowa angelaufen war, ging er nach Archangel und von hier nach Hamburg ab. Sibiriakow ist von Kuja den Petschorafluß aufwärts nach Sibirien abgereist.

Wie verlautet, hat Sibiriakow sich definitiv entschlossen, keine Schiffahrtsversuche mehr durch das Karische Meer zu machen; dagegen hat er die früher gemeldeten Wegeanlagen über den Ural (vgl. „Globus“, Bd. 47, S. 285) in Angriff nehmen lassen, um eine Verbindung zwischen den Flußgebieten des Ob und der Petschora herzustellen, und soll er die Absicht haben, auf diesem Wege künftig Waaren in großem Maßstabe zu versenden. Auf Veranlassung Sibiriakow's soll auch der Angora-Fluß schiffbar gemacht werden; wenn dann die begonnenen Kanalisirungsarbeiten zwischen dem Ob und dem Jenisei vollendet sein werden, dann wird es möglich sein, Waaren zu Schiff durch ganz Sibirien zu transportiren, vom Baikal-See und seinen Zuflüssen zur Angara, dem Jenisei und Ob bis Beresow und von da weiter auf den Nebenflüssen des Ob, der Sigva und Sosva nach Soranpaul (Ljapinsky-Jurti) und von dort auf dem 170 Werst langen Landwege bis Aronetz an der Petschora. W. F.

Eine Schamanenvorstellung[1]).

C. H. In den letzten Tagen des Januars mußte ich ein Tungusendorf passiren, in welchem etwa 50 getaufte und 10 ungetaufte, dem Schamanismus huldigende Tungusen leben. Als ich in das Dorf einfuhr, war es schon Abend und ich war genöthigt, zu übernachten. Ich wandte mich zu einem mir bereits bekannten Tungusen, welcher mir gesprächsweise den Vorschlag machte, ob ich ihn nicht begleiten wolle, um einen Schamanen in Thätigkeit zu sehen. Natürlich lehnte ich nicht ab, und wir gingen. Als wir die Jurte, in welcher der Schamane agiren sollte, betraten, war Niemand in derselben, vorn war aus Brettern eine Art Bettgestell gefertigt, auf welchem Schaf- und Ziegenfelle lagen; in der Mitte brannte ein helles Feuer, auf welchem in eiserner Schale Milch kochte. Ich setzte mich in die Nähe des Feuers auf einen Holzklotz; mein Begleiter befühlte die Felle und lobte sie. Bald trat der Schamane in die Jurte; er war offenbar noch jung, 24 oder 25 Jahre. Am Halse trug er eine eiserne Kette, das Haupt war mit kupfernen Hörnern geschmückt; seine Kleidung bestand aus Thierfellen und war mit verschiedenfarbigen Bändern, Schellen und Metallplättchen behängt, welche bei jeder Bewegung laut ertönten. In den Händen hielt der Schamane eine Trommel von kolossalen Dimensionen. Ihm folgte sein Gehilfe und 10 Tungusen. Die Eingetretenen setzten sich nicht, sondern blieben stehen, Niemand sprach ein Wort. Mein Begleiter trat zu mir heran und flüsterte mir zu, ich möge mich weiter nach hinten setzen, was ich sofort that.

Der Schamane richtete das Antlitz gen Westen und begann etwas herzusagen; von Zeit zu Zeit betonte er einige Worte stark, einige Male schlug er auf die Trommel; das dauerte mindestens eine Stunde. Nach Beendigung des Gebetes übergab er die Trommel seinem Gehilfen und begann über der Milchschale zu flüstern; dabei hielt er von Zeit zu Zeit an, als ob er sich vor etwas entsetzte. Der Gehilfe folgte aufmerksam jeder Bewegung des Schamanen und wiederholte langsam die einzelnen einsilbigen Worte. Nach dieser Ceremonie gab der Schamane seinem Gehilfen mit der Hand ein Zeichen; der Gehilfe ging aus der Jurte und kehrte nach einigen Minuten in Begleitung eines kranken Buräten zurück. Der Schamane ließ denselben vor der Schale niederknien, ließ ihn die rechte Hand auf die Brust, die linke auf den Rücken legen; dann trat er an ihn heran und bedeckte ihm den Kopf mit einem Tuche, dabei geheimnißvoll flüsternd, während der Gehilfe die Trommel schlug und wie früher einen eintönigen Gesang hören ließ. Nach einer kleinen Pause wandte sich der Schamane nach Westen, erhob die Hände und begann abermals zu beten; der Gehilfe nahte sich ihm, legte die Trommel ihm unmittelbar vor die Füße und trat in den Hintergrund zurück. Jetzt herrschte eine solche Stille im Raume, daß man fast die Athemzüge eines jeden der Anwesenden hören konnte. Ich blickte auf die neben mir stehenden Tungusen und sah auf ihren Gesichtern einen gewissen unbestimmten Ausdruck — nicht Furcht, nicht Neugier; doch waren alle offenbar in Andacht versunken. Während ich den Blick über die Anwesenden und die Jurte schweifen ließ, ergriff der Schamane die Trommel, stürzte sich mit einem Aufschrei auf den Kranken, schlug aus allen Kräften auf die Trommel und begann um die Schale zu hüpfen und allerlei Körperbewegungen auszuführen. Ich muß gestehen, daß alle bisherigen Ceremonien, der Aufschrei des Schamanen, das unaufhörliche Klingen der Schellen an der Kleidung — beim Scheine des erlöschenden Feuers — auf mich einen so beängstigenden Eindruck machte, daß ich im Begriffe war fortzugehen, allein ich erinnerte mich, daß Leute bei mir waren, überwand meine Furcht und beschloß das Ende abzuwarten. Der Schamane fuhr fort herumzuspringen, schlug aus aller Kraft auf die Trommel und spritzte gleichzeitig Milch aus der Schale nach allen Seiten — plötzlich blieb er stehen, stieß einen langgedehnten Ton aus und — fiel um. Sofort trat der Gehilfe an ihn heran und versuchte ihn an den Händen und dann am Kopfe aufzuheben — der Schamane bewegte sich nicht. Nun zog der Gehilfe ein kleines hölzernes Gefäß hervor, öffnete dem Schamanen den Mund und flößte ihm mit Hilfe des Gefäßes Milch ein; der Schamane fing an zu zittern. Der Gehilfe verabfolgte ihm noch etwas Milch und wandte ihn von einer Seite auf die andere; jetzt fing der Schamane an aufzuwachen, erhob sich, setzte sich und stand nach einiger Zeit

[1]) Nach dem Russischen von Torginetz: „Aus dem Leben der Sibirischen Eingeborenen.“ („Sibir“ Nr. 18, 28. April 1883.)

auf, dann ging er zu dem Kranken, welcher noch vor der Schale saß, nahm ihm das Tuch vom Kopfe, tauchte dasselbe in die Milch und drückte es ihm über dem Kopfe aus. Nachdem er das vollführt, legte er die Schamanenkleidung ab und unterhielt sich in heiterster Weise mit den anwesenden Buräten und Tungusen, welche etwas muthiger drein schauten und zufriedenere Mienen zeigten als früher.

„Komm nach Hause, jetzt giebt es hier nichts mehr", flüsterte mir mein Tunguse ins Ohr. „Gut, laß uns gehen", antwortete ich. Auf dem Heimwege fragte ich: „Wovon redete der Schamane eigentlich, als er sich auskleidete?" „Er erzählte nur, was er gesehen, als seine Seele flog und er dalag; in diesem Augenblicke vermag er alles auf 1000 Werst zu erkennen." „Und ihr glaubt seinen Erzählungen?" fragte ich. — „Warum sollen wir das nicht glauben. Er weiß alles, alles! Wenn du schlecht von ihm denkst, so weiß er es und schießt dich dafür nieder." „Wie, er schießt mich nieder? Mit einer Flinte?" — „Er kann dich niederschießen — er wird schon irgend etwas dir anthun: du wirst dein Leben lang irre sein, den Verstand verlieren, krank werden. So hat er neulich mit einem Russen etwas angestellt; der konnte nicht nach Hause fahren, er hatte den Weg verloren!"

Ein vierkantiger Bambu aus Ostasien.

Ueber eine merkwürdige Bambusform entnehmen wir einer in „Nature" veröffentlichten Mittheilung von Prof. Thiselton Dyer in Kew Folgendes: Die cylindrische Gestalt des Stengels der Gräser ist ein dieser Familie so allgemein zukommendes Merkmal, daß die Berichte von einem Bambu mit vierkantigem Stamme, der in Japan und China vorkommen sollte, allgemein als Märchen betrachtet oder darauf zurückgeführt wurden, daß eine Art mit normaler Weise cylindrischem Stengel zufällig in jener abnormen Form auftrat. Indessen kann jetzt kein Zweifel mehr sein, daß jener Bambu wirklich existirt. Er ist in mehreren Werken abgebildet worden und seit 1880 befinden sich im Museum zu Kew fünf Specimina, welche Mr. C. Maries in Japan gesammelt hatte. Die erste authentische Nachricht von dem Vorkommen dieser Bambuart in China verdanken wir Mr. Frederick S. A. Bourne, britischem Konsularbeamten in China. Derselbe machte 1882 eine Reise von Futschau bis zur westlichen Grenze der Provinz Fu-kian (300 Miles) und erreichte das berühmte Kloster Wu-i-king in den Bohea-Bergen, einen Ort, der, wie Mr. Bourne glaubt, vorher nur von einem einzigen Europäer, nämlich von Mr. Fortune um das Jahr 1845 besucht worden ist. In dem Garten dieses Klosters fand Bourne mehrere Gruppen des quadratischen Bambu, welche eine Höhe von etwa 8 Fuß erreichten.

Die Chinesen selbst bezeigen von Alters her dieser Pflanze großes Interesse. Als man einst dem Kaiser Kao-tsu erzählte, daß sie in Tsche-Kiang vorkomme und zu mancherlei nützlichen und angenehmen Dingen, u. A. zur Fabrikation von Tintenfässern Verwendung finde, ließ er sich davon kommen und bezeigte seine Werthschätzung dieses Artikels dadurch, daß er in dem Tintenfasse eigenhändig Tinte rieb und über die Kuriosität eine Abhandlung verfaßte.

Die Herren Dr. Macgowan und E. H. Parker in Wentschou schickten eine Anzahl von Exemplaren des quadratischen Bambu nach Kew, von denen einige genügend erhalten waren, um ein weiteres Wachsthum zu versprechen. Auch wurden Spazierstöcke und Pfeifenrohre eingesandt, welche aus diesem Materiale gemacht waren. Nach Dr. Macgowan's Mittheilungen erstreckt sich das Vorkommen der Art etwa von 25° bis zu 30° nördl. Br. Ihre Schößlinge entwickeln sich im Herbst und erreichen bis zum Eintritte der Decemberkälte, welche die weitere Entwickelung verhindert, eine Höhe von 2 bis 5 Fuß. Im folgenden Frühlinge beginnt dann das Wachsthum von Neuem und das Gras erreicht seine volle Höhe, 10 bis 14 Fuß. Der untere Theil des Halmes starrt von kurzen Dornen. In den ersten Jahren tritt die Vierkantigkeit weniger hervor, als später. Die Pflanze wird hauptsächlich als Zierde in Gärten, Tempelhöfen 2c. kultivirt; die größeren Halme von zuweilen 1½ Zoll Durchmesser werden als Stöcke benutzt; die kleineren und weniger quadratischen als Rohre für Opiumpfeifen; die kleinsten zu Tabakspfeifen.

Die Chinesen schreiben die Entstehung dieses absonderlichen Bambu übernatürlichen Gewalten zu. Nach einer Ueberlieferung steckte Ko-hung, ein berühmter Alchymist, seine Eßstäbchen, schlanke, vierkantig beschnittene Bambustäbe, in den Erdboden des Klosters nahe der Stadt Ning-po, worauf sie Wurzel faßten und als neue, quadratische Bambuvarietät erschienen.

Da noch keine blühenden Exemplare in die Hände von Botanikern gelangt sind, so ist die systematische Stellung dieser Bambuart noch zweifelhaft. Fenzi hat ihr den Namen Bambusa quadrangularis gegeben.

Lieutenant Mikic über den unteren Congo.

„Le Mouvement géographique", der officielle Moniteur des neuen Congo-Staates, veröffentlicht eine Unterhaltung, welche Herr Wauters mit dem vom Congo zurückgekehrten ungarischen Lieutenant Mikic hatte. Mikic hat drei Jahre lang die Länder zwischen dem unteren Congo und dem Kuilu durchforscht. Nach seinen Angaben ist das ganze Gebiet zwischen Tschimbanza am Tschiloango und Kibata am Lukulu mit dichtem Hochwalde bedeckt, der aus dem 30 m hohen Mawumba (Baumwollenbaum), dem Pandanus, dem Takula, aus dessen Stamme die Eingeborenen ihre Kanoes machen, dem Sandal, der Borassuspalme 2c. bestehen und nur durch kleine Lichtungen unterbrochen wird. Südlicher, zwischen Kibata und Boma, fehlen die Wälder; das Land ist eine weite Hochfläche, bedeckt mit Bananenpflanzungen, mit Feldern von Maniok, Mais, Bohnen und Erdnuß, die sich fast ohne Unterbrechungen folgen; dazwischen stehen Gruppen von Oelpalmen. Die Bananenpflanzungen sind prächtig, symmetrisch angepflanzt und sehr sorgsam gepflegt; die einzelnen Stämme stehen in Reihen zu zwanzig und 1½ bis 2 m von einander; sie bedürfen weiter keiner Pflege, als daß man die überflüssigen Triebe entfernt. Der Boden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und die Leute, Männer wie Frauen, arbeiten gleich fleißig. Die Gegend ist sehr dicht bevölkert, ein Dorf folgt aufs andere, besonders auf dem Plateau von Boma; in einem Tage wurden 26 passirt, auf den drei Tagemärschen zwischen Kibata und Boma zählt man 64. Sie haben bis zu 500 Einwohner, doch meistens weniger, durchschnittlich gegen 125. Kautschuk findet sich in unerschöpflicher Menge, besonders in den Urwäldern von Mayumba an den Quellen des Lukulu, die Eingeborenen bringen ihn in großen Mengen von dort nach dem zehn Tagereisen entfernten Boma. Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr wachsen überall, werden aber nirgends systematisch kultivirt.

Der Interviewer erlaubte sich angesichts dieser Schilderungen die Frage, wie es denn komme, daß in Boma in der Nähe dieser arbeitsamen, zahlreichen Bevölkerung trotzdem ein solcher Mangel an Arbeitern herrsche. Herr Mikic glaubt, das komme nur daher, daß der Neger lieber freier Ackerbauer sei, als Arbeiter in einem europäischen Etablissement. Das fruchtbare Gebiet selbst ist seither nur von Herrn Mikic und Herrn Destrain besucht worden, alle anderen Reisenden haben sich begnügt, die öde Umgebung von Boma kennen zu lernen, den steilen felsigen Plateauabhang, an welchem Felder und Dörfer sehr dünn gesäet sind. Es würde sich empfehlen, eine fahrbare Straße bis auf die Höhe anzulegen, was nicht allzu schwierig sein würde; dann könnte man mit Ochsenkarren bis zum Lukulu fahren.

Die Bewohner dieses Paradieses sind sehr friedfertig und gastfreundlich; Kriege kommen nicht vor. Die blaue Flagge mit dem goldenen Stern ist überall geachtet, die Chefs der Dörfer drängten sich um die Wette, die „Söhne Bula Matari's" (Stanley's) zu geleiten. Die Männer beginnen bereits Baumwollenhemden zu tragen, außerdem wickeln sie ein paar Meter Baumwollenzeug um die Hüften und wenn möglich ziehen sie noch einen europäischen alten Rock darüber. Viele beginnen bereits in ihren Tschimbecks die gekauften Vorräthe in einer Art Sparkasse anzusammeln, und das Ansehen eines Eingeborenen ist um so größer, je größer die betreffende Kiste ist, auf welcher auch Töpfereien und Fayencen aufgestellt werden; Diebstahl ist in diesem Lande des Ueberflusses unbekannt. Rindvieh wird nicht gehalten, nur Ziegen, aber der Eingeborene verschmäht die Milch. Wild ist im Ueberfluß vorhanden (wie es sich zwischen den zusammenhängenden Pflanzungen und zahlreichen Dörfern ernährt, besonders da es viele Jäger giebt, wird nicht gesagt). Verschiedene Antilopen, Gazellen, eine eigene Art Büffel und massenhaftes Geflügel finden sich überall. Ein europäisches Etablissement würde sich hier leicht erhalten können. Die Gesundheitsverhältnisse lassen natürlich nichts zu wünschen übrig, Herr Mikie hat nur im Anfange einmal einen leichten Fieberanfall gehabt, dann nicht wieder.

Also wieder einmal ein Beweis, daß alles Nachtheilige, was über den Congo vorgebracht wird, eitel Verleumdung ist; die Belgier können nichts Besseres thun, als sofort massenhaft nach dem Congo auszuwandern oder doch wenigstens Geld zu einer Anleihe für den neuen Staat herzugeben. Ob die „Association internationale" wirklich glaubt, daß solche Berichte, die wie die Portraits der Maiden Queen ganz ohne Schatten gemalt sind, ihrer Sache nützen?

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellsch. beabsichtigt, eine wissenschaftliche Expedition nach dem Amur-Gebiete auszurüsten.

— Die Frauen der Türkmenen — erzählt Sir Peter Lumsden, der englische Grenzkommissar, in den Proc. R. G. S. (September 1885) — verrichten viel Arbeit; sie verfertigen Teppiche, Thürvorhänge, Arbeitstaschen, Pferdedecken und Decken, und, wenn ein junges Mädchen verlobt ist, hält man es für passend, daß sie alle für die Kibitka erforderlichen Teppiche, sowie die sonstigen für die Haushaltung nöthigen Gegenstände vor der Heirath selbst verfertigt. Wenn letztere jedoch vollzogen wird, ehe sie ihre Aufgabe beendet hat, so erwartet man von ihr, daß sie sobald wie möglich aus dem Ertrage ihrer eigenen Arbeit ihrem Manne in Geld oder Natura die Heirathsgabe zurückerstattet, welche er ihren Eltern bei der Hochzeit bezahlt hat. Dieses Brautgeschenk besteht gewöhnlich aus 100 Schafen und 40 Tillas, welche der Bräutigam entweder auf einem Brette oder in vorher bestimmten Terminen den Eltern der Braut bezahlt. Es ist gewöhnlich, daß der Bräutigam, nachdem er die Anordnungen für die Ausbezahlung des Brautschatzes an die Eltern seiner Zukünftigen getroffen hat, seine Freunde zusammenruft, um Wettrennen und andere Spiele abzuhalten, und ein Kameel auf das Prächtigste auszuputzen, welches danach zur Kibitka der Braut geschickt wird; hiernach besteigt letztere dasselbe und macht sich auf den Weg, um die Glückwünsche ihrer eigenen Verwandten zu empfangen. An dem festgesetzten Hochzeitstage nimmt die Braut auf einem Teppich vor ihrer Kibitka Platz, umgeben von ihrer eigenen Sippe, und die weiblichen Verwandten des Bräutigams kommen, um sie abzuholen. Dem setzen die Verwandten der jungen Dame Widerstand entgegen, indem sie die Angreifer mit rohen Eiern &c. bewerfen, worauf sich unter der Jugend ein förmliches Eiergefecht entspinnt, während die älteren Frauen den Kampf mit Mandeln und Rosinen führen. Mittlerweile stürzt sich der Bräutigam in das Getümmel, führt die Geliebte weg und setzt sie auf den Kadschur oder Kameelsattel, womit die Sache abgemacht ist. Eine andere Form der Heirath ist die Gultscha, wobei das Mädchen dem Bräutigam, ohne die Eltern zu befragen, zuläuft; dies wird für ganz gültig angesehen, wenn beide von gleichem Stande sind und der Brautschatz bezahlt wird.

— Der verlängerte Aufenthalt der englischen Grenzkommission im nordwestlichen Afghanistan hat gute Früchte getragen: dieselbe hat die ganze Provinz Herat aufgenommen und erforscht, und viel werthvolle Nachrichten eingezogen. Jetzt hat sie mit der Aufnahme des afghanischen Turkestan begonnen.

— Ein Telegramm aus Kalkutta übermittelt den Inhalt des zwischen Frankreich und Birma geschlossenen geheimen Vertrages. Danach wird Frankreich die ausschließliche Koncession für den Bau von Eisenbahnen in Oberbirma gewährt. Die birmanische Regierung garantirt $7\frac{1}{2}$ Procent der Auslagen für die Herstellung der Strecke zwischen Mandalay und Tonghu. Als Sicherheit für die Zinsen soll die französische Regierung die Zolleinkünfte der Irawadi-Route kontroliren; ein etwaiger Ueberschuß soll Birma zu gute kommen. Der Vertrag ermächtigt auch die französische Regierung zur Gründung einer Bank in Mandalay mit einem Kapitale von 200 Lakhs Rupien (2 000 000 Pfd. St.). Eine Hälfte der Aktien soll von Frankreich und die andere Hälfte von Birma genommen werden. Die französische Regierung soll die Kontrole der Zolleinkünfte aus dem Theehandel und die Ausbeutung der Rubinenminen als Sicherheit für das vorgeschossene Bankkapital erhalten. Der Vertrag schließt eine Forderung des Königs von Birma an die Bombay- und Birma-Handelskompagnie für eine Summe von 33 Lakhs Rupien (333 000 Pfd. St.) in sich und verfügt, daß im Nichtbezahlungsfalle deren Forsten konfiscirt werden sollen. Man glaubt, diese Verfügung sei auf Veranlassung der französischen Regierung eingeschaltet worden, weil letztere versprochen, ein französisches Syndikat zu bewegen, ein großes Kapital als Entgelt für das Privilegium der Ausbeutung der Forsten vorzuschießen. Der französische Konsul in Kalkutta erklärt ganz offen, daß die Engländer sich jetzt in birmanische Angelegenheiten nicht ohne die Erlaubniß der französischen Regierung mischen können. („Allg. Zeit.")

Afrika.

— Korvetten-Kapitän Hoffmann von der „Möwe" berichtet im Augustheft der „Annalen für Hydrographie &c." über die Tiefenverhältnisse des Suez-Kanals, daß nach dem Reglement die Gesellschaft einen Maximaltiefgang von 7,50 m gestattet und 8 m garantirt. Dies wird denn auch von passirenden Dampfern ausgenutzt. Der der „Möwe" unmittelbar folgende französische Dampfer „Orient" hatte vor dem Kohlenladen in Port Said 7,4 m Tiefgang und passirte den Kanal ebenso leicht wie die „Möwe". Den englischen

Dampfer „Austral“ sah Kapitän Hoffmann von Süden her mit ca. 7,5 m (24' 5" engl.) ankommen; er war mit einer Rudervergrößerung für die Kanalfahrt versehen. Sehr breite Schiffe mit zwei Schrauben werden von den Lotsen als besonders unhandlich bezeichnet, da sie leicht mit den Tonnen in Kollision kommen; der Lotse nannte das englische Schiff „Invincible“ als das am schwierigsten zu hantirende Schiff, welches er bisher durch den Kanal begleitet habe.

— Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wird der „National-Zeitung“ mitgetheilt, daß der Regierungsbaumeister Hörnecke, welcher bekanntlich mit einer Expedition an den Tana beordert und durch die feindselige Haltung des Sultans von Zanzibar während längerer Zeit am Vormarsche gehindert war, wie zwei Depeschen aus Aden mittheilen, durch eine Reihe von Verträgen die Gebiete nördlich des Kilima-Ndscharo bis an den Tana hin in den Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gebracht und dadurch den Anschluß der Gebiete dieser Gesellschaft an das ebenfalls deutsche Witu im Wesentlichen vollzogen hat. Diese neueste Erwerbung erweitert die Besitzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bis etwa an den 2. Grad n. Br., so daß dieselben sich nunmehr durch mehr als sechs Breitengrade oder gegen 100 deutsche Meilen von Norden nach Süden erstrecken. Damit ist, wie Namens der Gesellschaft erklärt wird, das Besitzergreifungs-Programm der Gesellschaft nach Norden hin im Wesentlichen zum Abschluß gebracht.

— Von den Begleitern Robert Flegel's sind zwei, die Herren Dr. Gührich und Dr. Semon, welche demselben von der Afrikanischen Gesellschaft beigegeben waren, erkrankt und haben die Rückreise nach Europa antreten müssen. An ihre Stelle sind zwei andere Reisende, die Herren Staudinger und Hastedt getreten, welche bisher auf eigene Kosten die Flegel'sche Expedition begleiteten. Dieselben befinden sich zur Zeit auf dem Wege nach Sokota, um dem dortigen Herrscher, welcher über einen großen Theil der Fellata-Staaten oberherrliche Rechte (aber mehr geistlicher als weltlicher Art) ausübt, Geschenke und ein Schreiben des deutschen Kaisers zu überbringen. Flegel selbst, dessen kleiner Dampfer beim Einlaufen in den Benuë aufgefahren ist, ist vorläufig nach dem Nigerdelta zurückgekehrt und mit den Vorbereitungen zu der neuen Expedition beschäftigt.

— Nach einer officiellen Anzeige an die Marseiller Kaufmannschaft hat das Deutsche Reich die französische Besitznahme des Popo-Landes anerkannt. Es ist das ein Küstenstreifen von 25 Seemeilen Länge, welcher im Westen von dem deutschen Togo-Lande, im Osten von der, zum Königreiche Dahome gehörigen Stadt Weida begrenzt wird und unter anderen die Orte Groß- und Klein-Popo umschließt. Dieses Gebiet ist unlängst von Hugo Zöller bereist und beschrieben worden; ausführliche Mittheilungen darüber dürfen wir in seinem bald erscheinenden dreibändigen Reisewerke erwarten.

— Die europäischen Kaufleute in Porto Novo am Meerbusen von Guinea sind in der größten Bestürzung. Eine von Dahome kommende Armee von 6000 Streitern, unter denen sich die königliche Garde, die berühmte Amazonentruppe, befindet, hat ganz unerwartet das unter französischem Schutze stehende Porto Novo angegriffen. Zehn große Dörfer sind verbrannt worden. Erwachsene Männer und Frauen haben die Angreifer erbarmungslos niedergemacht und die zu Menschenopfern bestimmten Kinder beiderlei Geschlechts, mehr als 1000 an der Zahl, nach Dahome mitgeschleppt. Die Amazonen sind sogar bis zwei Stunden von Porto Novo, welches eine französische Garnison hat, vorgedrungen. Man hat noch keine nähere Mittheilungen über die Ereignisse, die den Handel auf der Küste gestört und einen lebhaften Eindruck auf die Bewohner gemacht haben; man weiß nur, daß der Angriff in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai stattgefunden hat; Widerstand wurde nicht geleistet. Es ist das erste Mal, daß Dahome auf das unter dem französischen Protektorate stehende Gebiet einen Angriff zu machen wagt. Der französische Kommandant befindet sich mit Urlaub in Frankreich und wird augenblicklich durch einen Lieutenant vertreten, der den Befehl über 50 Tirailleure vom Senegal führt. — Der Negerkönig des Landes heißt Toffa, er zeichnet sich durch fortwährende Trunkenheit aus; wenn die Kaufleute, ehe noch das französische Protektorat bestand, Geschäftssachen mit ihm besprechen wollten, waren sie gezwungen, ihn einige Stunden lang von allem Tafia und Palmenwein entfernt zu halten, um ihm so einige lichte Augenblicke zu verschaffen, die sie zur Verhandlung mit ihm benutzten.

— Die eben für das verflossene Halbjahr veröffentlichte Statistik von Réunion zeigt wieder einmal, daß französische Kolonien mehr Handel mit Fremden, als mit dem Mutterlande treiben. Die Einfuhr belief sich auf 4 668 701 Francs, wovon 597 163 aus Frankreich und 4 074 538 aus fremden Ländern kamen. Wein ist der einzige wichtige Artikel, in welchem das Mißverhältniß nicht allzu stark ist; denn es kam davon für 117 000 Francs aus fremden Ländern und für 117 000 Francs aus Frankreich. Von der gesammten Ausfuhr von 4 249 000 Francs gingen 2 770 000 nach Frankreich, 33 000 nach französischen Kolonien, der Rest von 1 456 000 nach fremden Ländern. Von der letzteren Summe entfallen 431 000 Francs auf Madagaskar.

Inseln des Stillen Oceans.

— Herr H. O. Forbes scheint bei seiner neuen Reise nach Neu-Guinea durch das Geschick hartnäckig verfolgt zu werden. Wie er in einem Briefe vom 27. Juli mittheilt, ist seine Bagage bei der Einschiffung zu Batavia beinahe vollständig verloren gegangen; die Prau, welcher er dieselbe anvertraut hatte, ist gesunken und beinahe die ganze Ladung verdorben. Er beabsichtigt nun seine Träger u. s. w. doch nach der Thursday-Insel (vgl. oben S. 240) zu dirigiren, damit sie dort seine Rückkehr von Brisbane erwarten, wohin er sich begeben will, um sich aufs Neue auszurüsten. Die Folgen des Unfalles lassen sich noch nicht ganz übersehen, jedenfalls werden sie bedeutende Ausgaben zur Folge haben.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland war am Schlusse des Jahres 1884 mit Einschluß der Maoris auf 608 401, und ohne dieselben auf 564 304 gestiegen. Die Provinz Otago auf der Südinsel mit 153 901 Seelen war die bevölkertste. Die größten Städte der Kolonie waren Auckland mit 28 090, Dunedin mit 28 228, Wellington (Hauptstadt) mit 22 757 und Christchurch mit 16 256 Einwohnern. Von den Eingeborenen lebten auf der Südinsel und auf Stewarts Island zusammen 2061, alle übrigen auf der Nordinsel. Die Rate der Sterblichkeit im Jahre 1884 ergab nur 10,33 vom Tausend der Bevölkerung. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle betrug 14 000. Das Geschäftsleben lag auch in dieser Kolonie sehr darnieder. Der Ackerbau (meist Weizen, welcher aber in der Qualität hinter dem australischen zurücksteht) machte sich bei den niedrigen Marktpreisen schlecht bezahlt, und nicht wenig Ackerbauland wurde wieder zu Viehweiden verwendet. Die Ausfuhr des Jahres bewerthete 7 091 667 Pf. St. (— 4332 Pf. St.) und die Einfuhr 7 663 883 Pf. St. (— 310 150 Pf. St. gegen das Vorjahr). Die öffentliche Revenue war von 3 871 297 Pf. St. im Jahre 1883 auf 3 820 000 Pf. St., und die Ausgaben von 3 924 005 Pf. St. auf 3 790 000 Pf. St. gefallen. Die Staatsschuld, mit Einschluß der letzten Anleihe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. im Mai 1885, hat bereits die Höhe von 31 074 903 Pf. St. erreicht. An Briefen wurden im Jahre 1884 mit der Post 35 Millionen befördert, eine Zunahme von 10 Millionen in den letzten vier Jahren.

— Chinesische Auswanderung nach Hawaii. Der Konsul der Vereinigten Staaten auf den Sandwichinseln schreibt: Die chinesischen Arbeiter sind nach dem über-

einstimmenden Urtheile Aller so gut, wie man sie nur bekommen kann. Doch mit ihrem Genossenschaftssysteme und ihren gut organisirten Gesellschaften bringen sie es, wie viel und wie wenige es ihrer sein mögen, doch dahin, daß sie den Preis der Arbeit diktiren. Sie verderben nicht nur den Charakter der Eingeborenen und richten die Frauen zu Grunde, sondern wissen es durch ihre sprichwörtliche Schlauheit und ihren Takt in Geschäften dahin zu bringen, daß sie die Ländereien und überhaupt Alles, was die Eingeborenen von Hawaii besitzen, in ihre Hände bekommen. Die jetzt auf Hawaii anwesende große Zahl von Chinesen hat alle Arbeit, die früher durch Eingeborene gethan wurde, in ihre Hände zu bekommen gewußt, und selbst ein oberflächlicher Beobachter wird bald einsehen lernen, daß eine unbeschränkte chinesische Einwanderung bald nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Europäer verdrängen und diese Inseln, welche bald ein Sanitarium für die ganze Welt sein könnten, thatsächlich eine chinesische Kolonie werden würden.

Nordamerika.

— G. vom Rath, Arizona. Studien und Wahrnehmungen. Nach Vorträgen gehalten in Freundeskreisen. In „Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen“. XIV. 7/8. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.)

Ein kleines, aber inhaltreiches Buch, von dem man anstatt eines Auszuges lieber einen Abdruck geben möchte. Auf 112 Seiten ist des Wissenswerthen viel zusammengedrängt. Zuerst wird, wie natürlich, die geologische Beschaffenheit und die physikalische Geographie „des Landes des Sonnenscheines und des Silbers“ geschildert, dann der wunderbare Metallreichthum und in großen Zügen die Flora der verschiedenen Abtheilungen. Fast die Hälfte des Buches aber ist den Indianern gewidmet. Der Verfasser verurtheilt das Benehmen der Nordamerikaner, des Volkes wie der Regierung, den Eingeborenen gegenüber auf das Strengste, und in der That fällt eine Vergleichung dessen, was die Franzosen und selbst die so verlästerten Spanier gethan, mit dem brutalen Ausrottungssysteme der Amerikaner sehr wenig günstig für die letzteren aus. Die Entdeckung der Mineralschätze in den Indianerterritorien hat ihren Untergang besiegelt. Man kann über die Einwirkung der Missionare einer erheblich anderen Ansicht sein, als der sehr für sie eingenommene Verfasser; jedenfalls muß man es sehr auffallend finden, daß die frommen Nordamerikaner, die Millionen jährlich für die Bekehrung der Juden und der orientalischen Christen ausgeben, nicht einen einzigen Missionar unter den Indianern unterhalten, obschon sie wissen, welche ausgezeichneten Resultate die Jesuiten seiner Zeit im nördlichen Mexiko erzielt hatten. Nur die Mormonen machen eine Ausnahme, da sie in den Indianern die Nachkommen der zehn Stämme sehen. Ob die Worte des Senator Dawson, mit denen vom Rath sein Büchlein schließt, wohl den Anfang einer besseren Zeit für den rothen Mann bedeutet? Die Resultate der Zählungen in den Reservationen der größeren Stämme, der Cherokees, Creeks, Seminolen, Choctaws und Chickasaws ergeben eher eine Zunahme als eine Abnahme der Bevölkerung, und die bestellten Ackerflächen haben von 1860 bis 1882 um das Zehnfache zugenommen. Ko.

Oceane.

— Ueber die Bodengestaltung des Karaibischen (richtiger Karibischen) Meeres bringt das Augustheft der „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“ u. a. folgende Mittheilung, die auf amerikanische Arbeiten begründet ist.

Durch ein submarines Höhenplateau, welches sich in Verlängerung der Windward-Passage bis zur Halbinsel Honduras erstreckt und gegen die letztere hin sich verbreitert, wird das Karaibische Meer, dieses Plateau als besonderen Theil mitgerechnet, in drei Haupttheile zerlegt. Der nordwestliche Theil wird von diesem Plateau, Cuba, Yucatan und der Nordküste von Honduras eingeschlossen, der östliche Theil wird im Norden durch Haïti und Puerto Rico, im Osten durch die Kleinen Antillen und im Süden durch das amerikanische Festland begrenzt. Das erstere Bassin wird durch eine Bank, von welcher die Cayman-Inseln und Misteriosa-Bank Theile sind und die als submarine Fortsetzung des Gebirgsrückens an der Südostseite Cubas zu betrachten ist, wieder getheilt; das nördliche Becken hat eine ziemlich gleichmäßige Tiefe von 4550 m; südlich liegt ein schmales, aber theilweise sehr tiefes Thal, die sogenannte Bartlett-Tiefe; es erstreckt sich von der Windward-Passage bis in den Golf von Honduras, ist 700 Seemeilen lang und durchschnittlich 80 Seemeilen breit; seine größte Tiefe beträgt 6269 m (3248 Faden), zwischen dem Westende von Jamaica und Kap Cruz erweitert es sich, und ergaben die Lothungen hier 5500 m (3000 Faden) bis 15 Seemeilen von Cuba und 5100 m (2800 Faden) bis 25 Seemeilen von Jamaica. Der mittlere flache Theil des Karaibischen Meeres ist durchweg unter 1800 m (1000 Faden) tief und auf ihm bilden die Insel Jamaica, sowie die vielen zwischen dieser und Honduras liegenden Bänke einen fortlaufenden Höhenrücken. Nach Osten zu nehmen die Tiefen allmählich zu, bis zwischen Haïti und Puerto Rico im Norden und dem Festlande im Süden, beiderseits an den Küsten durch einen flachen Gürtel eingesäumt, ein großes Bassin von circa 200 000 Quadratseemeilen mit ziemlich gleichmäßiger Tiefe, durchschnittlich 4750 m (2600 Faden), gebildet wird. Die Tiefen nehmen von Westen nach Osten hin etwas zu, von 4000 m (2200 Faden) bis 5100 m (2800 Faden), um dann östlich von der Linie St. Thomas-Margarita bedeutend abzuflachen. Die vom „Blake“ gewonnenen Lothungslinien von Dominica nach Bird-Insel und zurück nach Monserrat, sowie die Lothungen des „Albatroß“ von Puerto Rico nach Bird-Insel, von dort nach Trinidad und zurück nach der Mona-Passage ergaben eine submarine Erhebung, welche in nordsüdlicher Richtung nahezu der Antillenkette von Granada nach St. Christopher parallel läuft. Auf derselben beträgt die Wassertiefe überall bedeutend unter 1800 m (1000 Faden), an beiden Seiten 2750 m (1500 Faden) und 3650 m (2000 Faden). Bemerkenswerth ist die tiefe Depression, welche diese Erhebung außerhalb der Kleinen Antillen umgürtet, welche sich von der Ostküste Haïtis an längs dem Rande derselben hinzieht, und in welcher die größten bisher im Atlantischen Ocean gemessenen Tiefen, 8341 und 7724 m, gefunden sind.

Im Karaibischen Meere ist die größte Tiefe die oben angegebene in der Bartlett-Tiefe von 6269 m (3428 Faden); dieselbe liegt auf 19° 1′ nördl. Br. und 81° 2′ westl. L.; im östlichen Bassin liegt die tiefste Stelle, 5201 m (2844 Faden), in 13° 25′ 4″ nördl. Br. und 66° 25′ 0″ westl. L.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

I.

Das alte Afrika — denn auf das Küstenland zwischen dem Syrtenmeere und dem auf dem Ostrande des nordafrikanischen Hochplateaus sich erhebenden Aurès-Gebirge beschränkte sich ursprünglich der Name, welchen heute der ganze Erdtheil trägt — ist mit der Uebernahme der faktischen Regierung durch die Franzosen in eine völlig neue Entwickelungsphase eingetreten und wird, von der schanderhaften Mißregierung eines Mustapha ben Ismaïl und dem mehr regulären, aber nicht minder verderblichen Erpressungssysteme der europäischen Commission financière befreit, bei seinem fruchtbaren Boden und seiner dem Berberstamme angehörenden arbeitsamen Bevölkerung schnell genug auch ohne europäische Einwanderung die ehemalige Prosperität wieder erlangen. Es ist darum von besonderer Wichtigkeit, Berichte über den Zustand im Augenblicke der Uebernahme des Protektorates aufzubewahren, um später Material zur Vergleichung zu haben; es wird sich dann ergeben, ob die Franzosen wirklich so vollkommen unfähig sind, ein fremdes Land zu leiten und zu kolonisiren, wie vielfach behauptet wird.

Die französische Regierung hat sofort mit allem Eifer die wissenschaftliche Erforschung Tunesiens in Angriff genommen. Neben verschiedenen anderen Expeditionen sandte das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes den Dr. R. Cagnat und den Architekten H. Saladin aus, um das südliche Tunesien auf seine Alterthümer zu durchforschen. Der Bericht über ihre drei Winter hindurch fortgesetzten Reisen liegt den nachfolgenden Schilderungen zu Grunde.

Für den europäischen Reisenden ist Tunesien immer noch uncivilisirt, d. h. ohne Wirthshäuser. Wer das Land bereisen will und der arabischen Sprache und Sitte nicht ganz kundig ist, bedarf darum eines Am'r Bey oder Amra, eines Regierungsbefehles an die Behörden und Stammeshäupter der zu besuchenden Distrikte, welcher ihm und seinen Leuten Aufnahme und freie Verpflegung sichert. Außer dem Schreiben wird ihm als sichtbares Zeichen der Regierungsgewalt ein Hamba mitgegeben, ein Polizeireiter, wie man sie unter verschiedenen Namen (Spahis in Algerien, Mok'harnr in Marokko, Zaptieh in der Türkei) in allen mohammedanischen Ländern hat; er sorgt für die Unterkunft des Reisenden und ist für dessen Sicherheit verantwortlich. Es ist nicht gerade angenehm, so auf Kosten der ohnehin so furchtbar gedrückten Unterthanen zu reisen, aber so lange außer in La Goletta, Tunis und neuerdings Kairuan Wirthshäuser nicht existiren, ist eine andere Reisemethode in Tunesien durchaus unmöglich.

So sind auch die beiden Reisenden genöthigt, einen Hamba, einen Diener und einen Maulthiertreiber mit sich zu nehmen. Früh am Morgen — Tag und Datum sind nicht angegeben — verlassen sie Tunis durch das Thor Bab el Dschezira und weiter auf leidlicher Straße der Bahira, dem See von Tunis, entlang; sie begrüßen als ein günstiges Omen die Flamingos, die von ihrem Winterstandquartiere in der Sebcha el-Sedschumi, welche die Hügel von Tunis vor den Nordstürmen schützen, Morgens herüber kommen, um ihre Nahrung zu suchen. Unter dem steil ins Wasser vorspringenden Höhenzuge hindurch, welcher das Grab des großen Sidi Ali bel Hassen esch-Schâdeli und die Sauya des Sidi Fetalla — und jetzt auch ein fran-

zösisches Fort — trägt, und vorbei an dem Fonduk Schuscha gelangen sie in das fruchtbare Thal der Miliana und überschreiten diesen im Winter recht wasserreichen Fluß, den Catada der Alten — er mündet in geringer Entfernung bei Rades, dem alten Maxula, ins Meer — auf einer fünfbogigen Steinbrücke, welche zwei arabischen Inschriften zu Folge zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaut worden ist. Vor ihnen erhebt sich nun der prachtvolle Höhenzug, welcher vom Dschebel Zaghuan aus nach dem Ras Addar oder Kap Bon streicht, freilich unterbrochen durch die tiefe Einsenkung zwischen Soliman und Hammamet. Gerade vor ihnen liegt der phantastisch geformte Dschebel R'faß, der Monte Piombino der Italiener, der Bleiberg, dessen reiche Schätze seit den Römerzeiten unbenutzt geblieben sind, bis jetzt eine sardinische Gesellschaft sie zu heben versucht; nach rechts, schon in blauer Ferne verschwimmend, erscheint der König von Nordtunesien, der heilige Dschebel Zaghuan, an dem die Quellen entspringen, die Tunis versorgen und allein die Küstenebene bewohnbar machen. Nach links aber und etwas näher reckt der Dschebel bu Kornein seinen Doppelgipfel in die Luft, dem Vesuv täuschend ähnlich, und an seinen Fuß schmiegt sich, dicht am Meere und auf neu angeschwemmtem Boden, das weiße Hammam Lif oder Hammam el Enf, das künftige Trouville der künftigen französischen Kapitale Tunesiens. Trotz seines wundervollen Badestrandes und seiner köstlichen warmen Quellen, welche heute noch ebenso heilkräftig gegen Rheumatismus und Hautkrankheiten sich erweisen, als zu den Zeiten, wo der Rhetor Appulejus in den Aquae Persianae seinen verrenkten Fuß kurirte, ist es ein kleines Nest mit nur wenigen Häusern und einem zerfallenen Dar el-Bey (Regierungsgebäude). In der Saison der Seebäder (Juli und August) findet sich trotzdem eine ziemliche Anzahl Badegäste hier ein, die meisten Tunesier fahren aber mit der Eisenbahn, die von Tunis hierher führt, Nachmittags heraus und Abends wieder zurück. Doch haben sich nahe der Station ein paar Restaurants in Bretterbuden angesiedelt, und



El Arbaïn. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

unsere Reisenden fanden dort zum letzten Male in Tunesien ein europäisches Dejeuner.

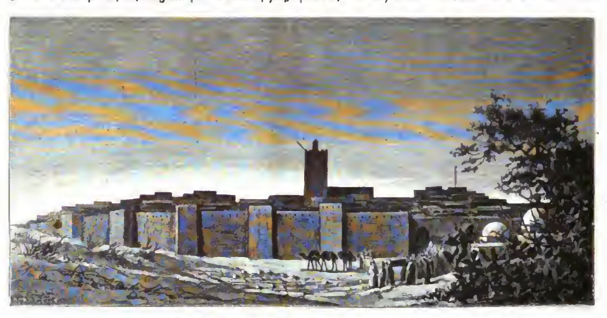
Dann geht es weiter über die langweilige schlammige kahle Ebene, um den Fuß des Bu Kornein herum und in die Einsenkung hinein, welche die Halbinsel Dakhela an ihrer Wurzel durchschneidet. Ein trauriger Weg für den Alterthumsforscher, denn er bietet keinerlei Alterthümer und die Reisenden scheinen nicht daran gedacht zu haben, daß auf eben diesem Wege alle Angreifer auf Karthago losrückten, Agathokles und Regulus, wie später Belisar gegen die Vandalen.

Das Städtchen Soliman links liegen lassend, gelangen die Reisenden in das Dörfchen Krumbelia, wo ihnen, da der Dar el-Bey in Trümmer zerfallen war, in der Boutique eines Veterinärs das Nachtlager angewiesen wird. Am anderen Morgen geht es durch die mit Früchten schwer beladenen Olivenwälder wieder hinaus in die Ebene, welche von hier ab wenigstens mit Lentiskens und Myrten bewachsen ist, nach Beled Dschedeida, wo bedeutende Reste aus der Römerzeit erhalten sind. Etwas weiter erreichte man eine mit drei Palmenbäumen geschmückte Stelle, die durch einige Steinkreise als geheiligt bezeichnet ist. Sie heißt el Arbaïn, die Vierzig, denn hier sind vierzig Glaubensstreiter, die im Kampfe gegen die Ungläubigen den Märtyrertod gefunden, begraben. Vier Kilometer weiter, beim Fonduk Bordsch el-Achfaid, beginnt das Defilé (Khanga), das nach der Meeresküste bei Hammamet hinunterführt. Ziemlich dicht mit Lentisken, Strandkiefern und Thuja (Callitris quadrivalvis, Arar der Araber) bewachsen, stand es früher als Lieblingsplatz der Räuber im schlimmsten Rufe, bei der Erhebung Ali ben Chalifa's erlitten die Franzosen hier eine tüchtige Schlappe.

Beim Austreten aus dem engen Thale sieht man das reizende Hammamet vor sich, dessen Umgebung selbst dem schönen Nabel, das nicht umsonst denselben Namen wie Neapel trägt, mit Erfolg die Palme der Schönheit streitig macht. Im Grunde eines tiefen Golfes liegt die weiße Stadt, umgeben von ihrer wohlerhaltenen Ringmauer mit vorspringenden viereckigen Thürmen, dahinter


10° ö. L. v. Greenwich.
10°30'
11°
TUNIS
La Goletta
Soliman
Nabel
Hammamet
Zaghuan
Enfida
MEERBUSEN
VON
HAMMAMET
Zlass
SUSA
KAIRUAN
Mahedia
El Dschem
Ud Zerud
NORDOST-TUNESIEN
nach der neuen französischen Aufnahme.
Maafsstab: 1:800000.
10°
10°30'
11°

im Hafen die Barken der Fischer; Gärten mit Orangen, Jasmin und Rosen erfüllt, umgeben sie und daran schließt sich ein Wald von Oelbäumen, Mandelbäumen und Karuben, in welchen es von Turteltauben wimmelt. Be-



Hammamet. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)



Meerbusen von Hammamet. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

sonders schön ist der Rundblick von der Höhe der Kasbah (Citadelle), welcher die ganze Küste von Nabel bis Hergla umfaßt. Die Reisenden fanden, Dank der Anwesenheit einer französischen Freikompagnie, diesmal eine freundlichere

Aufnahme als bei einem früheren Besuche, wo sie die Stadt gar nicht betreten durften und ein Nachtquartier in einem der Landhäuser förmlich erzwingen mußten. Hammamet bietet übrigens außer der Kasbah, auf welcher ein paar alte Falkonette Interesse erweckten, dem Touristen fast nichts[1]) und so ging es schon am folgenden Tage weiter nach Süden.

Für gewöhnlich folgen die Karawanen bis Susa dem Meeresstrande; die zwei Tagereisen bis Hergla sind aber so langweilig und eintönig, daß die Reisenden vorzogen, landeinwärts abzubiegen und die Domäne Enfida oder, wie sie eigentlich heißt, Enfida des Uled Saïd zu durchziehen. Aus den Olivenwäldern von Hammamet tritt man urplötzlich in die kahle Sandwüste hinaus, deren Sandmassen unaufhaltsam gegen die Stadt vordringen und bei Süd- und Westwind den Aufenthalt dort fast unerträglich machen. Es dauert ziemlich lange, bis man wieder die erste Menschenwohnung antrifft, einen Fonduk, Bir Buïta genannt, die gewöhnliche Haltestelle der Karawanen zwischen Tunis und Susa, und darum etwas besser im Stande gehalten als die gewöhnlichen Karawanserais und sogar mit einigen besseren Zimmern für anspruchsvollere Reisende versehen. Ein paar Kilometer weiter erhebt sich einsam die Ruine eines römischen Mausoleums, Kasr Mnara von den Eingeborenen genannt, ein mächtiger Mauercylinder auf viereckiger Basis, immer noch 10 m hoch und an das Grabmal der Cäcilia



Der Fonduk Bir Buïta. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Metella an der appischen Straße erinnernd. Die kleinen Altäre, welche frühere Reisende noch auf der Zinne sahen, sind verschwunden, mit ihnen die Weiheinschriften, von denen nur eine noch in Susa aufbewahrt wird. Von den mächtigen Außenquadern sind die meisten herabgestürzt und bilden einen Trümmerhaufen um die Basis; das Innere besteht aus kleinen Steinen mit Mörtel übergossen. An dem flachen Strande ist das Monument weithin sichtbar und dient den Schiffern als Landmarke, daher auch sein Name, der „Schloß des Leuchtthurmes" bedeutet[1]).

In geringer Entfernung davon beginnt die Domäne Enfida, der fruchtbarste Theil der Provinz Byzacena, Regierungsdomäne vielleicht seit Karthagerzeiten, jedenfalls seit Nero's großen Konfiskationen, bis sie der vorige Bey seinem Günstlinge Cheireddin schenkte. Als dieser seine Stellung unterminirt fühlte, verkaufte er das ganze Gebiet, 150 000 Hektaren, nebst verschiedenen anderen Gütern und seinem Palaste in la Goletta an die Société Marseillaise, welche sie Dank der Unterstützung des General-

[1]) Hammamet scheint modernen Ursprunges, wenigstens haben sich keinerlei römische Ruinen da gefunden und es ist keine bedeutendere Stadt bekannt, welche hier gelegen haben könnte. Siagul, das Ptolemaeus zwischen Neapolis (Nabel) und Hadrumetum (Susa) nennt, scheint mehr im Inneren gelegen zu haben. Da Hammamet im Norden eine geschützte Rhede hat, ist das recht auffallend.

[1]) Shaw sah dieses Denkmal, das einer mächtigen Provinzialfamilie gehört haben muß, noch wohl erhalten und giebt Kopien der drei, übrigens sehr unwichtigen, Inschriften.

konsuls Roustan auch in einem langwierigen Processe gegen einen Konkurrenten, Levy, behauptete, der auf das Vorkaufsrecht des Angrenzers, die Schuta, gestützt, die Domäne ebenfalls in Anspruch nahm. Damals hatte die Gesellschaft eben erst durch einen Gewaltstreich Besitz ergriffen und die Einrichtungen auf den einzelnen Verwaltungsstationen waren noch primitiv genug. In dem noch nahe am Meeresstrande gelegenen Bu Fischa, der ersten Station, wo die Reisenden total durchnäßt ankamen, war es ein großes Zelt mit drei Abtheilungen, in welchem sie freundliche Aufnahme fanden. Einige Henschirs (Ruinenhaufen) in der Umgegend boten kein besonderes Interesse; dafür fanden sie dort die Kubbah des Sidi Bethir, eines hochverehrten Lokalheiligen, dessen Name kein Glied der Nachbarstämme zu mißbrauchen wagt. Hat ein Diebstahl stattgefunden, so bringt man darum den Verdächtigen zu



Kasr Mnara. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

dieser Kubbah und hier muß er die Hand an einen der Steine legen und den Heiligen als Zeugen seiner Unschuld anrufen. Selten wird ein Schuldiger das wagen, meistens genügt schon die Drohung, ihn zur Kubbah zu führen, um ein Geständniß zu bewirken.

Um das Zelt des Intendanten herum waren ein paar Familien Eingeborener gelagert, welchen Herr Coyetaux Ländereien verpachtet hatte. Er sah sich freilich dabei genöthigt, auf ihre Eigenthümlichkeiten einzugehen. Hätte er von ihnen verlangt, daß sie das gepachtete Land umroden sollten, so würde er schwerlich Pächter bekommen haben, denn das Ausroden der tiefwurzelnden Dornsträucher, der Lentisken und des Dent du Chien (Zizyphus lotus) hat seine großen Schwierigkeiten, auch für den mit guten Werkzeugen versehenen europäischen Kolonisten. Geht man nicht den letzten Wurzeln bis mindestens 2 m Tiefe hinab nach, so ist binnen wenigen Monaten der Busch wieder da. Es galt also für die Verpachtung Ländereien auszusuchen,

auf denen das Buschwerk lichter steht und zwischen den einzelnen Büschen Raum für Anpflanzung bleibt; diese werden aber nicht in Bausch und Bogen verpachtet, sondern der mit Büschen bedeckte Raum wird in Abzug gebracht und nur unter dieser Bedingung geht der tunesische Landmann auf eine Pachtung ein. Er kratzt dann den Boden etwas auf und säet seine Gerste hinein; kann das zeitig genug geschehen und fallen die Frühjahrsregen nicht zu spärlich aus, so ist der Ertrag trotz der erbärmlichen Bestellungsweise ein sehr bedeutender. Im Kriegsjahre 1881 hatten die Felder um Bu Fischa trotz der verspäteten Aussaat immerhin noch einen siebenundzwanzigfältigen Ertrag gegeben; für Nordafrika, wo sich selbst die Kolonisten häufig mit achtfachem begnügen müssen, eine ganz ungewohnt reiche Ernte. So lange die Société Marseillaise sich damit begnügte, die Pacht — meist 2,10 Francs für den Hektar — und daneben noch den aus dem Aufkaufe der Gerste entspringenden Gewinn einzustreichen, brachte die Enfida einen hübschen Profit. Seitdem sie aber das Land in eigener Regie bebauen läßt, Wege gebaut, kostspielige Gebäude errichtet und allerhand weitaussehende Meliorationen unternommen hat, sind die Produktionskosten so hoch gestiegen, daß die Domäne zu einer Last für die Gesellschaft geworden ist und diese neuerdings versucht, sich ihrer durch Parcellirung und Anlegung von Kolonien zu entledigen.

Die spanischen Presidios an der Nordküste Marokkos.

Von F. Blumentritt.

An der Nordküste Marokkos besitzt Spanien eine Reihe von befestigten Plätzen, welche gewöhnlich unter dem Namen „Presidios“ zusammengefaßt werden, weil sie, wenn auch nicht alle, jene Festungs-Zuchthäuser enthalten, welche in Spanien Presidios genannt werden. Schwere Verbrecher werden in diese Anstalten, welche in der spanischen Gaunersprache Colegios benamst sind, gebracht, da, wie wir sehen werden, die eigenthümliche Lage und Verfassung der Plätze ein Entweichen sehr erschwert. Auch gefährliche politische Missethäter, an denen Spanien ja so reich ist, werden unter den Abschaum der spanischen Verbrecherwelt gesteckt. Es ist vielleicht noch erinnerlich, daß vor einigen Jahren der berühmte cubanische Insurgentenchef Céspedes in Céuta gefangen saß und daß durch seine Flucht nach Gibraltar, von wo aus die Engländer, im Glauben, einen gewöhnlichen Gauner vor sich zu haben, ihn den Spaniern wieder ausgeliefert hatten, bald ein Konflikt zwischen Spanien und England hervorgerufen worden wäre. König Alfonso schlichtete die Angelegenheit durch eine ritterliche Begnadigung. Damals beschäftigte sich die europäische Presse auch mit den Presidios der afrikanischen Küste, kaum aber, daß der Zwischenfall erledigt war, so versanken jene spanischen Sträflingskolonien wieder in die alte Vergessenheit; selbst die Herren des Landes kümmerten sich nicht um dieselben. Erst als vor Kurzem die Franzosen wieder ihr Augenmerk auf Marokko lenkten, erwachte die Eifersucht der Spanier, welche Marokko als eine künftige Provinz Spaniens ansehen; demgemäß begannen sie auch mehr Sorgfalt auf jene Festungen zu verwenden, von wo aus eine eventuelle militärische Aktion gegen Marokko den Ausgang nehmen müßte. Als durch die Tonkin-Affaire Frankreichs Aufmerksamkeit von Marokko nach dem fernen Ostasien abgelenkt wurde, schienen auch die Spanier wieder in die alte Lethargie zu versinken. Erst das Annexionsfieber, welches seit zwei Jahren die Kolonialstaaten ergriffen hat, zwang die politischen wie kommerciellen Kreise Spaniens, für das Gedeihen der furchtbar vernachlässigten marokkanischen Plätze Sorge zu tragen. Die Aktion ist eben im Flusse.

Die „Presidios“ bestehen aus den befestigten Städten Ceuta, Melilla, den Forts Alhucemas, El Peñón de Vélez de la Gomera, den befestigten Islas Chafarinas und der kleinen Isla Peregril. Ceuta gehörte einst zu Portugal, und zwar zum „Königreiche Algarbe jenseits des Meeres“. Als die Portugiesen im Jahre 1640 ihre Unabhängigkeit von Spanien zurück gewannen, blieb Ceuta den Spaniern getreu, so daß diese Stadt der letzte Rest der portugiesischen Territorien ist, die durch die Siege Alba's an Spanien fielen. Die anderen Plätze stammen aus den glorreichen Tagen Kaiser Karl's V. her; zum Theil, wie die Chafarinas, wurden sie erst in diesem Jahrhundert erworben. Der große Cisneros hatte sich mit dem Plane getragen, von diesen Küstenorten aus bis zum Atlas vorzudringen. Die römisch-deutsche Kaiserkrone aber, die dem jungen König Karl zufiel, lenkte die spanischen Heere nicht nach dem Süden, sondern dem Norden. Tunis, Dscherba, Oran, Marzalquivir gingen in den Tagen des Verfalles der spanischen Macht verloren; so blieben nurmehr die oben genannten Presidios übrig, weltvergessene Burgen, in denen man nur Sträflinge und zum Tode gelangweilte Soldaten sah. Die Garnisonen und Galeerenstationen waren überdies so ungenügend mit Mannschaft und Schiffen dotirt, daß sie die spanische, gegenüberliegende Küste nicht vor den Angriffen und Beutezügen der Rif-Piraten zu schützen vermochten. Um ein Haar wäre Ceuta, wie das gegenüberliegende Gibraltar, den unersättlichen Briten in die Hände gefallen. In dem glorreichen Unabhängigkeitskriege, den Spanien mit dem korsischen Despoten führte, besetzten die Engländer als Verbündete der Junta von Cádiz die Festung Ceuta, um sie vor einem französischen Handstreiche zu schützen. Als aber der Kaiser der Franzosen nach Elba verbannt worden war, da weigerten sich die Engländer, Ceuta herauszugeben, und es bedurfte großer Anstrengungen von Seiten Spaniens, um das englische Kabinet zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dann aber sanken diese Plätze in ihre alte Unbedeutenheit zurück. Von dem Verkehre mit der Außenwelt abgeschlossen, dienten jene Orte nur zu einem sicheren Gewahrsam für alle Gattungen von Verbrechern, denen ein Entkommen nach dem Festlande durch die Feindseligkeiten der Marokkaner beinahe unmöglich wurde. Obwohl Marokko mit Spanien officiell im Frieden lebte, so waren die Bewohner des Rif und der bis Ceuta reichenden Sierra Bullones nicht geneigt, den Weisungen der Sherifischen Majestät Folge zu leisten, im Gegentheil: während die Engländer vom nahen Gibraltar aus mit Marokko einen lebhaften Verkehr unterhielten, wagten die

Spanier sich nicht aus dem Bereiche der Festungsmauern heraus; wer die gewölbten Thore der Festungen verließ, war seines Lebens nicht sicher, ja, es gab unter den Rifbewohnern viele Leute, welche die Jagd auf spanische Soldaten wie eine Art edlen Sports betrieben. Stundenlang lauerte der Muselmann hinter einer Hecke und lauerte auf den Augenblick, wo die Mütze eines spanischen Soldaten sichtbar wurde, um sofort Feuer zu geben. Die so Bedrohten neckten wiederum ihre Todfeinde, indem sie Puppen mit Uniformstücken versahen und so die „Moros“ zum nutzlosen Abfeuern ihrer langen Lunten- und Feuerschloß-Gewehre reizten. An diese eigenthümlichen Zustände hatten sich die Spanier allmählich gewöhnt: die Mauren schossen auf die spanischen Posten, diese auf jeden mit Flinten versehenen Mauren, Sträflinge wurden aus- und eingeschifft, die Officiere und Soldaten verrauchten, verschliefen und verfluchten die Zeit ihrer Garnison; das war aber Alles. Von einem Handel, einem Verkehre war gar keine Rede.

Diesem nicht so sehr idyllischen, als tödlich langweiligen Leben machte der spanisch-marokkanische Feldzug vom Jahre 1859 bis 1861 ein Ende. Von Ceuta aus eroberten die Spanier unter der Führung der Generale O'Donnel und Prim nach einer Reihe blutiger Gefechte Tetuan und es schien, als ob die Spanier den nördlichen Zipfel Marokkos behalten wollten. Sie hätten auch dies bei der Schwäche der Marokkaner erreicht, wenn nicht England dazwischen getreten wäre. So mußten die Spanier alles Land, das sie mit Strömen Blutes erkauft, wieder den „Mauren“ zurückgeben und sich in dem Frieden von Uad Ras damit begnügen, daß sie (abgesehen von der Kriegsentschädigung) den Streifen Landes, welcher zwischen dem auf einer Halbinsel gelegenen Ceuta und der Sierra Bullones liegt[1]), sowie Santa Cruz de Mar Pequeña abgetreten erhielten. Die Indolenz der Spanier bewirkte aber, daß man die in jenem Friedensschlusse erwirkten Vortheile gar nicht in Anspruch nahm, wie man denn auch nicht wußte, wo jenes Santacruz zu suchen wäre[2]). Erst die Congo-Conferenz, das Annexionsfieber, das alle Seemächte seit zwei Jahren befallen hat, sowie die Bestrebungen der Franzosen, Marokko mehr oder minder à la Tunis zu annektiren, lenkte die Aufmerksamkeit der spanischen Regierungskreise und Patrioten nach den öden Militärplätzen der marokkanischen Küste.

Man darf eben nicht vergessen, daß die Spanier Marokko als ein Land ansehen, das früher oder später eine Provinz ihres Landes werden soll. Jährlich wandern Tausende von Spaniern aus, um in der französischen Kolonie Algier und zwar im Departement Oran sich eine neue Heimat zu gründen, und sie gedeihen dort. Diese spanischen Auswanderer der Nation und dem Staate zu erhalten, dazu soll die Okkupation eines Theiles von Marokko dienen. Für diesen Zweck existiren Agitationskomitees in allen größeren Städten und Handelscentren.

So beginnt man nun, da die Weltlage und die spanischen Deficits vorläufig die geplante Okkupation nicht gestatten, den Zugangsthoren Marokkos, den „Presidios“, eine ungewohnte Sorgfalt, sowohl von Seiten der Regierung als auch der Privaten, zuzuwenden. Stürmisch verlangt man von den Cortes, von dem Ministerium schleunige Reformen, um jene spanischen Plätze dem Verderben zu entreißen, wenn es nicht schon zu spät ist.

Es sieht in der That schlimm genug aus. Betrachten wir zunächst Ceuta, die wichtigste jener Niederlassungen, die einzige, welche den Namen einer Stadt führt und ein Municipium (Ayuntamiento) besitzt. Eine Stadt von 10 000 Einwohnern an der Küste Marokkos, an der Straße von Gibraltar gelegen, sollte wohl in der Geschichte des marokkanischen Handels dieselbe Rolle spielen, wie Tanger. Davon ist aber keine Rede: eine von steinernen Mauern umgebene Festung, mit einem nur von wenigen Schiffen besuchten, verödeten Hafen, mit einer Bevölkerung, die sich nur aus Soldaten, Beamten und Sträflingen zusammensetzt. Letztere führen hier ein behagliches Leben; wer nicht zu den unverbesserlichen, verthierten Verbrechern gehört, kann sich frank und frei in der Stadt bewegen, er kann sich als Tagelöhner, als Arbeiter, Diener verdingen, ja sogar einen Kaufladen oder eine Werkstätte errichten. Die hohen Officiere, Beamten und Rathsherren der Stadt genießen das Privileg, sich der Sträflinge als Diener und Arbeiter ohne Entgelt zu bedienen und diejenigen Civil- oder Militär-Dignitäre, die jenes Privileg nicht besitzen, können gegen eine lächerlich geringe Entschädigung die Dienste der „Presidiaicos“ in Anspruch nehmen. Diese ganze Wirthschaft erklärt es, warum die Stadt keinen Handel und keine blühende Industrie besitzt: der ehrliche Mann kann mit dem Sträflinge weder als Tagelöhner, noch als Handwerker, noch als Händler konkurriren. So kommt es, daß Ceutas Handel sich darauf beschränkt, einige kleine Segelboote nach Tanger zu senden, welche Lebensmittel und Früchte transportiren. Sonst ist die Stadt steril und todt, die Väter derselben haben es nicht einmal der Mühe werth gefunden, das im Vertrage von Uad-Ras abgetretene Territorium wirklich zu erhalten, ob zwar dasselbe einen fruchtbaren Boden besitzt, der einigen hundert Bauern des durch die Latifundien-Wirthschaft schwer gedrückten Südspaniens eine neue Heimat bieten könnte. Nicht so sehr aus eigenem Antriebe als durch den Druck der öffentlichen Meinung des Mutterlandes hat das Ayuntamiento von Ceuta dem Petitionen-Sturm der übrigen Körperschaften Spaniens sich angeschlossen, um von der Regierung den Bruch mit der Vergangenheit zu verlangen. Dies Zögern der Stadtväter ist erklärlich: die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Beamten, Soldaten und Sträflingen, der geringe Bruchtheil, der übrig bleibt, die ansässige Civilbevölkerung, ist aber im Besitze fetter Pfründen und Privilegien. Werden die Presidios aufgehoben, so leidet diese Klasse erheblich darunter; werden die Presidios nicht aufgehoben, aber doch so reformirt, daß mit Kapitalien versehene einwandernde Industrielle die Sträflingsarbeit benutzen können, so sind die Stadtkinder ebenfalls übel dran, denn wie alle privilegirten Stände sind sie einer freien Konkurrenz nicht gewachsen. Es ist daher hohe Zeit, daß Ceuta seiner Versumpfung entrissen wird; dazu bedarf man aber nicht allein der Reform und Aufhebung des Presidio und der Einschränkungen der überaus großen Befugnisse des Militärkommandanten, sondern auch erheblicher Hafenbauten und vor allem anderen die Herstellung einiger Straßen, um Ceuta mit Tanger und Tetuan in Verbindung zu setzen. Dies läßt sich um so leichter ausführen, als die zwischen den drei genannten Städten seßhafte Bevölkerung zwar auch vom Christen- (speciell Spanier-) Haß beseelt, trotzdem aber durch den häufigen Handelsverkehr mit Europäern soweit gebracht worden ist, daß sie den Fanatismus im Zaume zu halten weiß, wo es gilt, Geld zu verdienen.

Die Feste Peñon de Velez de la Gomera ist ohne jeden militärischen oder kommerciellen Werth; sie

---

[1]) Spanien erhielt alles Land abgetreten, das zwischen Ceuta, dem Kamme der Sierra Bullones und dem Baranco de Angera liegt; doch ist dieses Territorium effektiv noch in den Händen der Marokkaner.

[2]) Erst vor zwei Jahren wurde der heutige Ort Ifni mit jenem Santacruz der spanischen Chronisten identificirt!

besteht in nichts anderem, als in einer großen, befestigten Kaserne, die trotz ihrem Mauerwerke keinem Kanonenboote dritter Klasse Widerstand leisten könnte. Erbarmungslos den Strahlen einer heißen Sonne ausgesetzt, verschmachten hier die unglücklichen Soldaten in diesem Backofen, ohne Beschäftigung, ohne Arbeit. Es ist jene afrikanische Garnison, in welcher das Heimweh am heftigsten sich äußert. Man hat deshalb schon von mehreren Seiten den Vorschlag gemacht, diese gottverlassene Feste gegen einen anderen marokkanischen Hafenort umzutauschen.

Eine weitere spanische Besitzung liegt an der Bai von Alhucemas. Diese tiefe Bai ist gegen den West- und Ostwind vollkommen geschützt und verspricht ein Handelsemporium ersten Ranges für das Rif zu werden, wenn eine europäische Macht sie besetzt und einen Freihafen errichtet. Dort münden nämlich die Flüsse Neckor und Nes, nachdem sie fruchtbare Gefilde durchströmt haben. Fez ist nur drei Tagereisen von Alhucemas entfernt. Die Spanier besitzen hier auf einer Klippe ein armseliges Fort und zwei Inselchen, Cementerio und Mar, deren Steinbrüche nicht ausgebeutet werden. Die interessirten Kreise Spaniens fordern nun die Erweiterung des spanischen Besitzes an der Bai von Alhucemas gegen Rückgabe von Vélez de la Gomera an Marokko. Die Bai von Alhucemas wird von zwei Vorgebirgen begrenzt, im Osten vom Kap Las Palomas, im Westen vom Kap Quilates. Das erstere endet in einen steil abfallenden Felsen, den sogenannten Morro de Alhucemas. Dieser Berg ist weithin sichtbar und beherrscht die ganze Bai, so daß man die bisherige Feste Alhucemas auflassen oder höchstens als Strandbatterie fortbestehen lassen könnte. Am Fuße des Morro de Alhucemas liegt ein tiefer und sicherer Ankerplatz.

An der großen, aber unsicheren Bai von Melilla liegt die gleichnamige Festung, welche die zweitgrößte Besitzung der Spanier an der marokkanischen Küste repräsentirt. Ein Jägerbataillon schützt diesen Platz vor der Ueberrumpelung durch die hier sehr fanatischen Rifbewohner. Die fruchtbare Vega von Melilla war im vorigen Jahrhundert in den Händen der Spanier, sie wurde von der rasch anwachsenden Civilbevölkerung Melillas in einen herrlichen Obstgarten verwandelt, der sich bis zu den Höhen des Frajama (Frakama) ausdehnte. Stattliche Viehherden weideten unter dem Schutze von militärisch organisirten Bürgergarden, ohne daß es zu einem Zusammenstoße mit den Mauren gekommen wäre, denn der Festungsgouverneur Don Antonio de Villalba y Angulo wußte die Interessen der Rifbewohner mit der Blüthe jener spanischen Kolonie in Einklang zu setzen. So lange Villalba hier zu befehlen hatte, ging es gut, die Unfähigkeit seiner Nachfolger verdarb aber Alles. Heute ist die Vega unbebaut. Um aber Melilla vollends zu ruiniren, dazu bedurfte es erst eines Vertrages mit Marokko. Die spanische Diplomatie wollte jenen Platz dadurch heben, hat aber thatsächlich seinen ganzen Handel gelähmt, weil eben die Herren vom grünen Tische mit echt südländischer Nonchalance es versäumt hatten, sich über die Verhältnisse Melillas zu informiren. Cosas de España! In jenem Vertrage, welcher zu Fez am 31. Juli 1866 abgeschlossen wurde, findet man zunächst den Artikel I., welcher bestimmt, daß an der Grenze des spanischen Territoriums eine Zollstätte errichtet würde. Das wäre sehr gut gewesen, man hatte aber auf der spanischen Seite vergessen, daß die Kabylen der Melilla-Bai unabhängig waren und die Zahlung jedes Tributes oder irgend einer anderen Steuer Sr. Sherifischen Majestät verweigerten. Bisher konnten die Bewohner von Melilla mit jenen Kabylen Handel treiben, ohne einen Zoll zu zahlen, jetzt aber sollte man nicht nur dies thun, sondern auch alle die Plackereien geduldig hinnehmen, in welchen die marokkanischen Zollbeamten es zu einer so großen Virtuosität gebracht haben. Die Rif-Kabylen von Melilla erklärten nun, die Errichtung einer Zollstätte an jener spanisch-marokkanischen Grenze nicht dulden zu wollen; da die Marokkaner nichts gegen die Rebellen unternehmen konnten, die Spanier aber nicht für den Sultan von Marokko die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen wollten, so verzichteten beide Kontrahenten auf die Erfüllung des Artikels I. jenes unglückseligen Vertrages. Das Vernünftigste wäre nun jedenfalls gewesen, von der Errichtung einer Zollstätte überhaupt abzustehen und nach wie vor den Handel mit den Kabylen der Umgebung zollfrei zu betreiben, zumal seit den Siegen der Spanier in dem marokkanischen Feldzuge sich der Christenhaß zwar nicht gemindert hatte, aber doch sich nicht mehr so frei zu äußern wagte als vordem. Die spanische Diplomatie wollte aber durch weitgehende Konnivenz bei der marokkanischen Regierung sich beliebt machen, um so den englischen Einfluß zu untergraben, und so gestattete man, daß die marokkanische Zollstätte innerhalb der Festung errichtet wurde. Damit war der gesammte Handel Melillas in Frage gestellt, denn es war den trotzigen Rifbewohnern nicht zuzumuthen, in die Christenstadt zu kommen, um dem Sultan noch Abgaben zu zahlen und sich von seinen unverschämten und habgierigen Beamten prellen zu lassen. Der Artikel VI. hob überhaupt jeden Handel auf, denn er bestimmte, daß die Spanier nicht die Grenzen des spanischen Territoriums überschreiten dürften. Die Marokkaner hatten den unwissenden spanischen Diplomaten als Grund dieses Artikels vorgehalten, daß auf diese Weise jeder Konflikt zwischen Spaniern und fanatischen Muslemin verhindert würde; so könnten sich Christen und Mauren allmählich in ein freundschaftliches Benehmen eingewöhnen. Thatsächlich aber wollten sie den Verkehr der Spanier mit den unabhängigen Kabylen der Bai von Melilla verhindern oder erschweren. Die spanischen Diplomaten ließen sich dupiren und die Kabylen, welche in den Spaniern von Melilla nicht allein Christenhunde, sondern jetzt auch Verbündete des Despoten von Marokko erblickten, brachen jeden Handelsverkehr mit Melilla ab. So sorgte die spanische Regierung durch unfähige Vertreter für das „Wohl“ ihrer Kolonie. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß Melilla kein Municipium mit Autonomie besitzt, der Festungsgouverneur ist im Besitze unumschränkter Vollmachten und hat in Melilla mehr zu sagen, als sein König in Madrid. Militärische Behörden und Regierung sind aber nicht geeignet, eine Kolonie zur Blüthe gelangen zu lassen, das haben die Franzosen in Algier spät genug einsehen gelernt; die Spanier aber haben die französische Lektion noch nicht zur Nutzanwendung gebracht.

Wenn Melilla aus seinem tiefen Verfalle wieder emporgehoben werden soll, dann muß zunächst das militärische Regime und die Zollstätte in der Festung beseitigt werden, dann kann der Handel wieder aufblühen, der vor 1866 darin bestand, daß die Spanier Schwefel, Pulver, Waffen und Tabak einführten, wofür sie Weizen, Hülsenfrüchte, Vieh und Halbedelsteine (auch Marmor) erhielten. Dann müßte auch der Hafen, welcher sich in dem Zustande vollständigen Verfalles befindet, mit Neubauten und Verbesserungen versehen werden. Man glaubt, daß eine Summe von 100 000 Pesetas (80 000 Mark) genügen dürfte. Diese Auslage dürfte sich rentiren, denn in der jüngsten Zeit hat Melilla trotz der Schwierigkeiten, die ihm der Vertrag von Fez auferlegt, wieder Handelsverbindungen mit den Kabylen der Bai anzuknüpfen ver-

standen. Freilich müßte auch hier das „Presidio“ aufgelassen werden.

An und für sich scheinbar unbedeutend sind die Dschafaran- oder Chafarinas-Inseln, faktisch aber eine Besitzung von hohem Werthe, denn sie besitzen einen vortrefflichen Hafen und beherrschen das Mündungsgebiet des Muluya, des ansehnlichsten Wasserlaufes Marokkos. Hier böte sich eine günstige Lage für den spanischen Handel, der hier nicht existiren kann, weil das Festungsreglement keine freie Bewegung gestattet. Die Spanier glauben aber, daß nach Beseitigung der verrotteten Regierungsweise hier ein großes Handelsemporium errichtet werden könnte, dem das ganze Flußgebiet des Muluya, die Schott-Region und Tafilalelt oder Tafilet tributpflichtig würden. Freilich wäre dann auch die Okkupation des Cabo del Agua nothwendig; ob aber die Franzosen die Ausdehnung der spanischen Territorien an den Grenzen ihres algerischen Territoriums ohne Weiteres gestatten werden, ist eine große Frage.

Jedenfalls bemühen sich Gelehrte, Politiker und Kaufleute auf alle Weise, die spanische Regierung zu heilsamen Reformen zu bewegen, um auf diese Art die militärischen Posten an der nordmarokkanischen Küste zu Handelsplätzen zu gestalten. Die Forderungen der Reformfreunde sind in folgenden Punkten einig: 1) Die „Presidios“, d. h. Festungszuchthäuser, sind aufzuheben. 2) Die Militärdiktatur hat der Civilverwaltung zu weichen. 3) Arabische Schulen sind in Ceuta, Melilla, Cádiz und Malaga zu errichten. 4) Die Schiffahrt spanischer Schiffe zwischen dem Mutterlande und den afrikanischen Häfen ist als Küstenfahrt zu erklären. 5) Eine Kommission ist zu entsenden, um das Rif näher zu untersuchen. Die anderen Desiderata gehören nicht hierher, da sie sich mit Einzelheiten, als Hafenbau-Projekten ꝛc. befassen. Ob die großartigen Hoffnungen auf eine Blüthe des spanisch-marokkanischen Handels jemals in Erfüllung gehen werden, darüber wage ich nicht ein Urtheil zu fällen. Die Spanier des 19. Jahrhunderts haben bisher nicht viel kaufmännischen Geist bewiesen; der Handel ihrer Kolonien, ja zum Theile des Mutterlandes selbst, ruht in den Händen der Ausländer. Wenn es aber den Spaniern gelingt, ihr Territorium in Marokko zu erweitern, so wäre dies für das Land ein großer Gewinn, so könnten dort die spanischen Auswanderer, welche der Latifundien-Mißwirthschaft ihrer alten Heimat entfliehen, ein neues Vaterland finden, ohne ihre Nationalität einzubüßen.

Die Arbeiterverhältnisse in der Südsee mit Bezug auf die Entwickelung unserer dortigen Erwerbungen.

Von Dr. Emil Jung.

I.

Australische Zeitungen melden uns, daß deutsche Farmer, unzufrieden mit den Erträgen, welche ihr Land theils in Folge andauernden Raubbaues, theils aus Mangel an nöthigen Regen ihnen in den letzten Jahren gewährte, gesonnen sind, ihre dermalige Heimat mit dem kürzlich vom Deutschen Reiche erworbenen Gebiete im Norden des fünften Welttheiles zu vertauschen. Es ist möglich, daß sich auch der Wunsch regt, wieder unter der alten Herrschaft zu leben, die ihnen doch lieber zu sein scheint als die wegen ihrer Freiheit so viel gerühmte britische. Dieser Wunsch unserer australischen Landsleute, nach Neu-Britannien oder Neu-Guinea überzusiedeln, ist übrigens keineswegs ein neuer, schon vor zwei Jahren, nicht lange nach seiner Gründung, wurde der deutsche Kolonialverein angegangen, Farmern in Südaustralien zu einer Verwirklichung dieses Wunsches seinen Beistand zu leihen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dieser Wunsch nicht gewährt werden konnte; das Einzige, was man bieten durfte, war die Uebersendung geeigneter Schriften zur besseren Information der Auswanderungslustigen, denen es nicht bekannt zu sein schien, daß unter dem Aequator oder doch in unmittelbarster Nähe desselben bei Feuchtigkeitsgraden von außerordentlicher Höhe kein Platz für denjenigen sein kann, welcher sein tägliches Brot sich mit seiner Hände Arbeit zu verdienen hat. Wären diese australischen Deutschen nicht Südaustralier, wären sie Bewohner Queenslands gewesen, sie hätten diese Wahrheit aus eigener Anschauung lernen können.

Der Anbau tropischer Länder mit weißen Arbeitern ist ein Ding der Unmöglichkeit; wo immer ein solcher Versuch gemacht wurde, sind die Folgen für die Unternehmer stets die traurigsten gewesen. Es sind nicht allein die klimatischen Verhältnisse, welche dergleichen Versuche verbieten, auch finanzielle Erwägungen führen zu dem Schlusse, daß nur für farbige, an ein Tropenklima gewöhnte, Arbeitskräfte hier Raum ist. Tropische Kulturen werden ja auch wohl ausnahmsweise von Europäern in subtropischen Gegenden betrieben, wie denn im Norden von Neusüdwales und im südlichen Queensland von englischen und deutschen Farmern Zuckerrohr nicht ohne Erfolg gebaut wird; indeß das sind einzelne besondere Fälle, die der allgemeinen Regel keinen Abbruch thun. Eigentlich ist das Zuckerrohr auf diesen Gebieten auch nur eine Anomalie, wie die häufig durch Frost zerstörten Ernten deutlich besagen. Wir bleiben dabei, zu tropischen Kulturen gehören tropische Arbeiter.

Dieser Satz ist nicht ohne gewichtige Bedeutung für unsere neuen Kolonialunternehmungen. In unseren Besitzungen wohnen bereits Völker, die dem Boden seit Jahrhunderten angehörig, von dem Klima, das unseren Naturen so wenig zusagt, wenig oder nichts zu leiden haben. Wenn das, wie es scheint, auch für sie unvermeidliche Fieber seinen Einzug hält, so wird es leicht überstanden. Verderbliche Folgen treten nicht ein. Diese Leute wären also gerade die rechten, wenn sie sich nur dazu verstehen wollten, solche Arbeiten, wie man sie von ihnen verlangen müßte, auf sich zu nehmen.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels, wie man jetzt die Inselgruppe getauft hat, die man ehedem als Neu-Britannien, Neu-Hannover, Neu-Irland, Admiralitätsinseln ꝛc.

kannte, haben sich auf den Pflanzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee auf Samoa als sehr tüchtig bewährt. „Die Neu-Britannier“, sagt das deutsche Weißbuch, „geben ihren Vorgängern, den Neu-Hebridenleuten, nichts nach; die Salomon-Insulaner sind im Allgemeinen größer und muskulöser gebaut und von den Neu-Irländern, die bis jetzt ihre Heimat noch nicht verlassen haben, heißt es, sie seien „the finest lot of all.“

Das Weißbuch hält die in Andree's Handatlas aufgestellten Daten, die Zahl der Bewohner betreffend, für zu niedrig. Diese Daten stammen von mir; sie fußen theils auf den anerkannt sehr zuverlässigen Berechnungen von Behm und Wagner, theils beruhen sie auf eigenen direkten Erkundigungen. Die Bevölkerung eines Landes, dessen Küsten nur an wenigen Stellen betreten wurden, dessen Umrisse man noch nicht einmal kennt, kann man nur nach der Analogie von Gebieten berechnen, welche bei ähnlichen Verhältnissen des Klimas und Bodens eine in ihrer Lebensweise verwandte Bevölkerung beherbergen. Diese Richtschnur ist auch in dem vorliegenden Falle festgehalten worden und daher die niedrigen Zahlen.

Man darf sich durch die Anwesenheit zahlreicher Eingeborener an der Küste nicht dazu verleiten lassen, die Ziffer der hier gefundenen Bevölkerungsdichtigkeit auf das ganze Gebiet zu übertragen. Es ist eben gerade die Nähe des Wassers, welche Völker, deren Lieblingsbeschäftigung der Fischfang ist, mit Vorliebe aufsuchen. Ich möchte da an Nordamerika erinnern. Es mag Manchem wunderbar klingen, daß ein Gebiet, welches gegenwärtig bereits 55 Millionen weißer Männer bewohnen, ohne es auch nur annähernd ausgefüllt zu haben, vor Ankunft der Weißen nur von 730000 Rothhäuten bewohnt wurde. Und doch sind die besten Kenner amerikanischer Verhältnisse sämmtlich zu diesem Schlusse gekommen. Es wurden eben nur die Flußufer und die Ränder der Seen von diesen Jägervölkern bewohnt; der Ackerbau allein, welcher die Gaben der Natur vervielfältigt, gestattet eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Dennoch wollen wir gern glauben, daß unsere Schätzung von 364 000 Einwohnern für die Bewohner des Neu-Britannia-Archipels und der Salomonen zu niedrig ist.

Wie weit die Ansichten betreffs solcher noch wenig bekannter Gebiete aus einander gehen, das beweisen die Schätzungen der Bevölkerung Neu-Guineas. Auf Beccari's Angaben fußend, berechnen Behm und Wagner die Einwohnerzahl der ganzen Rieseninsel auf 500000 Seelen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Neu-Guinea ein Areal von 14300 Quadratmeilen hat, während das Deutsche Reich 9875 Quadratmeilen mißt, so wird man über die Geringfügigkeit der ersterem zugemessenen Bevölkerung gewiß erstaunen. Und in der That haben mehrere Reisende in den von ihnen durchzogenen Gegenden eine weit stärkere Bevölkerung gesehen, wogegen allerdings wieder andere weite Strecken fast völlig unbewohnt fanden. Chalmers, welcher die Uferlandschaften im Südosten von Bald Head bis zum Ostkap und nach dem Inneren zu bis zur Owen Stanleykette zum Theil mehrmals bereist hat, schließt nach der dort gefundenen Bevölkerung, daß Neu-Guinea $2^1/_2$ Millionen Bewohner habe. In Anbetracht, daß die Bewohner von Neu-Guinea im Süden sowohl wie im Norden ihre kleinen Pflanzungen, zwar in roher Weise, aber fleißig bestellen, und daß ihnen außerdem die Natur viel Gaben freiwillig gewährt, erscheint die Berechnung, welche nach Beccari's für einen kleinen westlichen Theil Neu-Guineas geltender Angabe auf ganz Neu-Guinea ausgedehnt wurde, allerdings viel zu niedrig. Indessen ist eine große Spärlichkeit der Bevölkerung auf alle Fälle festgestellt und im Interesse der Kolonisation ist eine solche auch nicht allzu sehr zu bedauern; um so leichter werden sich die ursprünglichen Herren des Landes von dem ihnen unnützen Eigenthum trennen und dasselbe den bald erscheinenden Europäern überlassen. Die Frage tritt nun ein, werden sie diesen behilflich sein, das so abgetretene Eigenthum nutzbar zu machen oder wird man sich nach anderen Kräften umzusehen haben?

Es ist, wenn man von der Zukunft der deutschen Besitzungen sprach, wie es mir scheint, in nicht gerade geschickter Weise auf die Erfolge hingewiesen worden, welche die Niederländer in Java erzielt haben. Dort hat Holland durch würdige Erfüllung seiner Kulturaufgaben, wie die Einen sagen, durch eine schamlose Ausbeutung der Eingeborenen, wie die Anderen behaupten, sich eine Quelle des Reichthums erschlossen, welche das kleine und arme, mühsam der Nordsee abgerungene Ländchen zu einem der wichtigsten Faktoren im wirthschaftlichen Leben Europas gemacht hat. Welche kolossalen Massen von Kaffee, Zucker, Zinn, Gewürzen, Tabak, Indigo und anderen werthvollen Produkten haben die niederländischen Kolonien in der Sundasee nicht nach Europa versandt, und welche Reichthümer hat Holland dadurch angesammelt! Ist doch, wie Hübbe-Schleiden ziffernmäßig nachweist, die Zunahme von Handel und Wohlstand seit 1828 in den Niederlanden um das $10^1/_2$ fache, in Großbritannien dagegen nur um das 6 fache gestiegen! Allein die beiden Gebiete, das niederländische und das deutsche, stehen unter wesentlich anderen Verhältnissen.

Als die Holländer sich zu Herren Javas machten, traten sie ohne Weiteres in die Rechte der Landesfürsten ein, für welche die Bevölkerung ehedem das Land bebaut, an die es gewisse Naturalabgaben geliefert hatte. Nun bestimmte die niederländische Regierung die Art der Kulturen, je nachdem der heimische Markt die eine oder die andere vortheilhafter erscheinen ließ. Es bestanden hier also völlig geregelte Verhältnisse und eine mit der Kultur der wichtigsten Handelsgewächse von jeher vertraute Bevölkerung. Beides fehlt aber in unseren neuen Kolonien. Wäre die westliche Hälfte Neu-Guineas, welche von Holland beansprucht wird, gleichfalls von Malayen bewohnt, die niederländische Regierung hätte diesem bisher vollständig vernachlässigten, ja fast ignorirten Besitze gewiß längst ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Soll also für die Kultur des Landes etwas durch die Eingeborenen selber geschehen, so wird man sie zur Arbeit heranzuziehen haben. An Zwangskulturen und Ablieferungen der Ueberschüsse, wie bei den Malayen, auch bei den Papua zu denken, wäre eine Absurdität; eine solche Maßregel würde bei dem freiheitliebenden Volke, das kaum einen Häuptling kennt, auf den entschiedensten Widerstand stoßen und eine rücksichtslose Durchführung desselben müßte unbedingt mit dem Untergange der Rasse endigen. Aber es dürfte sich ein anderer Weg finden lassen.

Wie schon bemerkt, verdingen sich die Bewohner Melanesiens gern als Arbeiter auf den samoanischen Plantagen. Wir verstehen unter dieser von der Hautfarbe der Bewohner abgeleiteten Bezeichnung die Archipele von Neu-Britannien, der Salomonen, von Santacruz, Tucopia, die Neuen Hebriden, Neu-Kaledonien und die Fidschi-Inseln. Die beiden letzten kommen als Arbeitermarkt, da sie längst in französischen beziehungsweise englischen Besitz übergegangen sind, ebensowenig in Betracht wie Neu-Guinea, auf das wir später noch einmal zurückkommen werden. Dagegen liefert die stark bevölkerte mikronesische Gilbert-Gruppe, deren Bewohner häufig durch Fehlschläge ihrer Kokosernten Mangel leiden, sehr beträchtliche Kontingente auf den Arbeitermarkt. Wir

haben es hier mit einer Menschenzahl zu thun, die sich auf etwa 500 000 Seelen beziffern dürfte. Von den Gilbert-Inseln dient schon jetzt mehr als ein Procent der Bewohner auswärts, so daß nach diesem Maßstabe eine Arbeitermenge von 5000 Köpfen zur Verfügung stände.

Um diese bewerben sich gegenwärtig drei Gebiete: die deutschen Pflanzungen auf Samoa, die Fidschi-Inseln und Queensland, zu denen wir als viertes noch Neu-Kaledonien hinzufügen könnten. Wir wollen diese Gebiete in Bezug auf die von ihnen gegenwärtig verwandten und etwa verwendbaren Arbeitskräfte der Reihe nach betrachten.

Die Besitzungen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft auf den zur Samoagruppe gehörigen Inseln Upolu, Sawai, Tutuila, Manua und Rose umfassen ein Areal von 200 000 Morgen, von denen bisher 10 000 Morgen in fünf verschiedenen Pflanzungen unter Kultur sind. Diese Pflanzungen, von denen die erste im Jahre 1865 angelegt wurde, befinden sich gegenwärtig noch im Stadium des Experimentes. Es ist dies wohl zu beachten; man ist hier nach zwanzigjähriger Arbeit noch nicht zu einem abschließenden Urtheile gekommen, in welcher Weise der Plantagenbau am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten anzugreifen sei.

Bekanntlich beschäftigt man sich gegenwärtig auf Samoa vorzugsweise, ja fast ausschließlich, mit der Gewinnung von Kopra, dem getrockneten Kerne der Kokosnuß. Die meiste Kopra, welche von hier, wie von den Fidschi-Inseln, der Marshallsgruppe u. a. in den Handel kommt, wird aus den natürlichen Beständen der pacifischen Inselgruppen gewonnen; da aber Nahrungsmangel die Bewohner häufig zu größerem Verbrauche der Nüsse nöthigt, suchte man sich schon seit längerer Zeit von Zufälligkeiten unabhängig zu machen, indem man selber Kokospflanzungen anlegte. Ehe solche aber ertragsfähig werden, vergehen in der Regel zehn Jahre. In den ersten fünf Jahren liefert die zwischen die jungen Stämme gepflanzte Baumwolle gute Ernten, danach aber stirbt die Baumwollstaude ab und eine weitere Kultur von Baumwolle ist in Folge der Entwickelung der Kokospalme ausgeschlossen. Dafür läßt sich auf dem schnell mit Gras und Kräutern bedeckten Boden Rindviehzucht treiben, wie dies auf zwei Pflanzungen bereits geschieht, um später die Arbeiter mit Fleisch zu versorgen, das jetzt noch als Konserve eingeführt wird, soweit es sich nicht durch die auf allen Pflanzungen herangezogenen Schweinebestände decken läßt.

Der Gewinn aus den Kokospflanzungen ist unter den angegebenen Verhältnissen kein großer; viel bessere Erfahrungen hat man mit Baumwolle gemacht, auch Kaffee und Tabak, von welchen der letztere schon seit langer Zeit von den Eingeborenen angebaut wird, versprechen gute Resultate. Ebenso ist die Kultur von Kakao und Thee in Aussicht genommen, dagegen trägt die Direktion noch Bedenken, den Anbau von Zuckerrohr in Angriff zu nehmen, da man einen zu dieser Kultur nothwendigen tiefen und steinfreien Boden bisher noch nicht ermittelt hat. Inzwischen ist das Klima Samoas der Zuckerkultur durchaus günstig, auch sind die nöthigen Wasserkräfte vorhanden, zu Versuchen gebricht es der Gesellschaft aber augenblicklich noch an dem nöthigen Kapital. Sollte jedoch der Arbeitermarkt in derselben Weise sich vertheuern, wie er es bisher gethan hat, so wird man die alten Kulturen ohne Zweifel aufgeben und sich neuen, wie der des Zuckers, zuwenden müssen, die eine höhere Belastung zu ertragen vermögen.

Auf Hawai wird Zucker bekanntlich bereits mit Hilfe deutscher Einwanderer gewonnen; es ist über deren Beschäftigung manches Ungünstige in die deutsche Presse gedrungen, es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Deutsche mit dem Chinesen wird konkurriren können. Sollte sich indeß wider Erwarten bei diesem Versuche ein günstiger Erfolg herausstellen, so dürfte das Beispiel auch auf Samoa Nachahmung finden. Die Firma Godeffroy hegte früher einmal den Plan, ihre Besitzungen auf der Insel Upolu in der Weise zu verwerthen, daß sie auf den niedrig gelegenen Ländereien tropische Kulturen durch Südsee-Insulaner und chinesische oder ostindische Kulis betreiben ließ, während sie die höher liegenden Landschaften durch Deutsche zu kultiviren hoffte und Peruaner und Chilenen mit ihren Maulthiertropas den Verkehr zwischen dem Nord- und Südgestade über die mittleren Bergkämme hinweg vermitteln sollten. Der Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich hemmte die schon in der Ausführung begriffenen Pläne; sie sind später niemals wieder aufgenommen worden.

Die gegenwärtigen Kulturen von Kokospalmen lassen nur die Beschäftigung von Südsee-Insulanern zu. Vor einiger Zeit konnte man dieselben für 25 Dollars pro Kopf haben. So viel betrugen die Kosten für Anwerbung und Einführung der Arbeiter, die dann fünf Jahre lang auf den Pflanzungen von Samoa blieben. Heute belaufen sich die Kosten bei einer nur dreijährigen Dienstzeit auf 60 Dollars, die Kosten der Heimbeförderung betragen 15 Dollars.

Die Behandlung, Pflege und Ernährung der Arbeiter auf den Pflanzungen verdient nach den officiellen Berichten alle Anerkennung. Die Häuser derselben sind luftig und werden reinlich gehalten. Die ihnen gewährte Kost besteht im Wesentlichen aus vegetabilischer Nahrung, an welche die Leute in ihrer Heimat gewöhnt sind, wie Bananen, Yams, Taro, Brotfrucht, ferner Mais mit dem Kerne der Kokosnuß gekocht und Reis. Dazu kommt einmal in der Woche gesalzenes Fleisch oder gesalzener Fisch in Portionen von $^3/_4$ Pfund pro Kopf. Tabak und Pfeifen werden gratis verabreicht.

Man trennt die zu einem Inselgebiete gehörigen Leute nicht von einander, läßt sie vielmehr beisammen, so daß sie, wie in ihrer Heimat, sich an ihren altgewohnten Spielen und Tänzen in den Feierstunden erfreuen können. So leben sie in gewissem Maße im alten Stammesverbande zufrieden und glücklich und schon haben sich ganze Familien bereit erklärt, die Samoa-Inseln dauernd zu ihrer Heimat zu machen, wenn ihnen ein Stück Land, ein eigenes Haus, ein freier Wochentag und der Lohn der übrigen Arbeiter gegeben wird. Könnte man Südsee-Insulaner in größeren Zahlen zur festen Ansiedelung gewinnen, so würde der Plantagenbetrieb sogleich ein ganz neues Gesicht annehmen.

Bisher befolgte man bei der Arbeiteranwerbung den Modus, der noch jetzt in Queensland und Fidschi gilt. Man sandte eine Anzahl von Schiffen aus, welche von Insel zu Insel fahrend eine genügende Menge von Arbeitern zu gewinnen suchten, indem die Mannschaften mit den Insulanern in direkte Verbindung traten. Zuweilen verband man diese Anmusterungen mit der Zurückführung der Arbeiter, welche ihre Kontraktzeit auf den Pflanzungen bereits ausgedient hatten. Dabei wurde und wird noch heute viel Zeit verloren. Man hat daher deutscherseits bereits begonnen, an geeigneten Punkten Arbeiterdepots anzulegen, auf denen Arbeiter aus einer Gruppe angesammelt werden, bis das dazu bestimmte Schiff sie abholt. Solch ein Depot hat man auf Mioko in der Duke of York-Gruppe errichtet. Ein Schuner ist beständig beschäftigt, Leute im jetzigen Bismarck-Archipel anzuwerben und hierher zu bringen, mehrere größere Schiffe

sind dazu bestimmt, die Arbeiter nach Samoa auszuführen. Dasselbe geschieht im Salomo-Archipel, wo die Lord Howe-Insel, auch Ongtong Java genannt, zur Sammelstelle ausersehen ist; später wird man dies vielleicht auch im Archipel der Neuen Hebriden thun, wo die Gesellschaft werthvolles Grundeigenthum am Sandwichhafen auf Malikolo besitzt, wo man aber bisher keine guten Erfahrungen gemacht hat.

Nicht nur Deutsche, auch Engländer haben den deutschen Plantagenbesitzern auf Samoa das Zeugniß ausgestellt, daß ihre Behandlung der eingeborenen Arbeiter alles Lob verdiene. Diese Menschen, die oft in äußerster Rohheit auf den Pflanzungen anlangen, sind kaum wiederzuerkennen, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren. Man hat sie in strenger Disciplin gehalten, aber sie nicht mit Arbeit überbürdet. Man reißt die Einzelnen nicht aus ihren Familien heraus und erfüllt sie dadurch mit fortwährender Sehnsucht nach ihren Angehörigen, man führt vielmehr die Familie selber hinüber und schafft dadurch Zufriedenheit. Wie die Arbeiter nur aus freiem Entschlusse gekommen sind, ohne daß irgend ein zweifelhaftes Mittel der Ueberredung oder gar Gewalt gebraucht worden sei, so gehen sie auch wiederum frei und unbehindert in ihre Heimat zurück, wenn ihre Dienstzeit abgelaufen ist, ohne ein anderes Gefühl als das der Zufriedenheit mit den Herren, unter denen sie standen, und der Arbeit, die sie verrichteten. Daher auch die häufige Wiederkehr der alten Arbeiter zu der ihnen lieb gewordenen Beschäftigung.

Ganz anders lauten die Berichte über Queensland und Fidschi, über welche der Schreiber dieser Zeilen zum Theil aus eigener Anschauung sprechen kann. Aber es ist schon so häufig sowohl in den Spalten dieses Blattes wie anderen Schriften von den Vergewaltigungen gesprochen worden, welche sich die von diesen Kolonien abgesandten Arbeiterschiffe bei ihren sogenannten Anwerbungen zu Schulden kommen lassen, daß es eine überflüssige Wiederholung erscheint, noch einmal darauf zurückzukommen. Auch die ihrem Buchstaben nach so strengen Gesetze, welche die dortigen Regierungen erlassen haben, und die Anordnung, daß ein jedes Arbeiterschiff einen Beamten der Regierung mit sich führen müsse, welchem die Aufsicht über die Anwerbung und Behandlung der Südsee-Insulaner übertragen ist, scheint an dem alten Raubsysteme, begleitet von Brand und Mord, nichts geändert zu haben. Die Kolonialgerichte üben in den wenigen Fällen, welche zu ihrer Kenntniß kommen, die weitgehendste Nachsicht aus und die Geschworenen sind stets bereit, in offenbarem Widerspruche mit den vorliegenden Thatsachen, ein gefälliges Nichtschuldig auszusprechen, wenn irgend welchen Interessen ihrer Mitkolonisten dadurch gedient werden kann. Davon haben wir noch ganz kürzlich einen Beweis gehabt, als eine Bande solcher gewaltthätiger Arbeitersucher sich auch an dem Eigenthume Deutscher vergriff und mit ganz rücksichtsloser Frechheit deren Gebäude und Waarenvorräthe auf den Hermiteinseln zerstörte, darauf dingfest gemacht und vor den High Commissioner in Levuka und von da nach Sydney geführt wurde, überall aber sich seitens der englischen Bevölkerung einer enthusiastischen Aufnahme zu erfreuen hatte, so daß ihre Fahrt weniger einem Transporte von Untersuchungsgefangenen, die ihrem wohlverdienten Strafspruche entgegensehen, verglichen werden konnte, als dem Triumphzuge heldenmüthiger Kämpfer, welche soeben einen Sieg über den Feind erfochten haben. Und in der That war dieser Coup wohl einer ganzen großen Schicht der Bevölkerung von Fidschi und Queensland, der mächtigen Pflanzeraristokratie, in höchstem Grade willkommen. Freilich sollte ihnen dies wenig nützen; nicht nur forderte und erlangte die deutsche Reichsregierung vollen Ersatz für den ihren Angehörigen zugefügten Schaden, es war auch dies Gebahren wohl nicht am wenigsten ausschlaggebend für die Entscheidung, welche zur Aufhissung der deutschen Flagge über ganz Neu-Britannien und Neu-Guinea führte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 19. September ist in Rostock ein **Pogge-Denkmal**, eine Erzbüste in etwa doppelter Lebensgröße, enthüllt worden. Die Festrede hielt Major A. von Homeyer; es fehlte in derselben, so wie in dem Berichte, welchen die „Mecklenburgischen Anzeigen“ über die Feier bringen, leider nicht an (begründeten?) Vorwürfen gegen die Afrikanische Gesellschaft, daß sie den verstorbenen Forscher nicht kräftig genug unterstützt habe.

— Wie die Färör-Zeitung „Dimmalaetting, Amtstidende for Faeröerne“ Nr. 12, 1885 meldet, ist die wohlbekannte Felseninsel **Munken**, $3^1/_4$ Meilen südlich von Sumbö, die eine Höhe von 70 Fuß über dem Meeresspiegel besaß, **ganz verschwunden**. Schon im vorigen Jahre wurde berichtet, daß ein bedeutender Theil derselben eingestürzt war; doch jetzt ist sie nicht höher als die niedrigen Felsen der Umgebung, so daß auch bei ziemlich ruhigem Wetter die Wellen sich an dem Ueberreste brechen und denselben bedecken. Das untiefe Wasser in der Nähe der Insel verursacht so heftige Strömungen, daß die Seeleute früher glaubten, es sei ein Malstrom an jener Stelle, und es ist darum ein recht unglücklicher Umstand, daß jener Felsen, der als Seezeichen diente, die Seefahrenden nicht mehr warnt. In seiner Beschreibung der Färör aus dem Jahre 1673 sagt Pastor Lucas Jacobsön Debes: „Südlich von Suderöe ist ein Malestrom; mitten in demselben steht ein hoher Felsen, genannt Sumbö Munck; bei demselben befinden sich sechs Klippen, die eben über das Wasser hervorragen; wenn man einen Kompaß da aufstellt, fliegt die Nadel in die Runde und wird dadurch so beschädigt, daß sie späterhin unbrauchbar wird.“ In des Pastor Jörgen Landt Versuch einer Beschreibung der Färör vom Jahre 1800 wird folgende Beschreibung gegeben: „Eine Meile (vier englische Seemeilen) südlich von Sumböe, oder volle drei englische Seemeilen von der südlichsten Spitze der Insel liegt **Munken**, eine 12 Faden hohe Felsmasse, um welche hin bis zu einem Abstande von vier englischen Meilen ein gefährlicher Strom läuft, der durch zahlreiche über und unter Wasser gelegene Felsen in der Nähe verursacht wird. Von der Seeseite her hat der Fels die Gestalt eines Schiffes unter vollen Segeln, von der Landseite her gleicht derselbe jedoch so ziemlich der Gestalt eines Mönches; der Hals ist von hartem rothem Thon, aber Kopf und Körper bestehen aus schwärzlich grauem Felsen, der wie formloser Basalt aussieht; auf der Spitze des Felsens liegen einige Steine, von denen einer so groß ist, daß man ihn vom Lande her sehen kann.“

Unter dem 28. Mai hat der dänische Marine-Minister das Verschwinden des „Mönches" officiell bekannt gemacht, und so ist eine der Merkwürdigkeiten der Färör-Gruppe von der Oberfläche des Oceans verschwunden.

(Proc. R. G. S. Septemberheft.)

Afrika.

— Dr. G. A. Fischer, welcher sich Ende April d. J. nach Zanzibar begab, um eine Expedition zur Aufsuchung von Dr. Junker und Emin-Bey nach den oberen Nilgebieten zu unternehmen, schreibt unter dem 1. August aus Pangani an L. Friederichsen wie folgt:

„Seit einigen Tagen bin ich hier. Morgen breche ich mit 221 Mann von hier auf. Es ist nicht möglich, eine Reise, welche die Zwecke verfolgt, wie die meinige, mit irgend welchen Aussichten auf Erfolg auszuführen, ohne die Ausrüstung und Zusammensetzung, wie die jetzige, von welcher Konsul Kirk zwar noch behauptet, daß sie lange nicht hinreichend sei. Die Engländer können aber mit anderen Ziffern rechnen. Meine 40000 Mk. sind fast schon alle fort; 16000 Mk. stecken in den Waaren, 4000 Mk. in Gewehren und Pulver, das Uebrige zum größten Theile in Löhnen, die drei Monate im Voraus bezahlt werden mußten. Bleibe ich ein Jahr aus, so habe ich wieder eine beträchtliche Summe nöthig. Was sollte ich aber mit einer kleinen und nur dürftig ausgestatteten Karawane thun? Die Fürsten von Uganda und Unjoro wollen auch beschenkt sein. Die Stoffe, welche nach Uganda gehen, sind die theuersten des Sansibar-Marktes. Höre ich etwa in Uganda, daß mein weiteres Vordringen unnütz ist, so kann ich Elfenbein einkaufen, um den größten Theil des Geldes wieder zu erhalten. — Nach den letzten Nachrichten soll zwischen Unjoro und Ladó ein Aufstand und Krieg herrschen. Konsul Kirk hat übrigens vor einiger Zeit an den Herrscher von Uganda einen Brief geschickt, worin er ihn auffordert, auf Kosten der englischen Regierung eine Expedition nach Ladó zu senden, um die Europäer zu befreien; die englische Regierung würde reiche Geschenke senden.

Ich bitte Sie, was Sie thun können, um weitere Gelder für meine Expedition zu schaffen, ins Werk zu setzen. Ich erschrecke schon, wenn ich berechne, wie viele Tausende der Lohn verschlingen wird, wenn ich ein Jahr ausbleibe. Und doch ist es anders nicht zu machen. In Sansibar veranschlagten die Engländer die Kosten meines Unternehmens auf 5000 Pfd. St.; 80000 Mk. werden gewiß darauf gehen.

Ich nehme eine neue Route über Kibaia und Irangi, sie ist kürzer als diejenige über Tabora.

Ich muß schließen, da ich keinen Augenblick vor den Trägern sicher bin, die mit allen möglichen Anliegen zu mir kommen. Ihre Schulden muß ich noch im letzten Augenblicke bezahlen, so daß Viele schon ihren Lohn für 4½ Monate im Voraus erhalten haben. Nun leben Sie wohl! Auf Wiedersehen in 1½ Jahren."

(„Hamb. Korresp." vom 5. Okt. 1885.)

— Der von Madeira stammende Kaufmann J. A. de Moura in Lissabon hat von der portugiesischen Regierung 5000 ha bisher unbebauten Landes in der Provinz Mossamedes nördlich vom Kap Frio zugetheilt erhalten und will auf derselben eine Kolonie unter dem Namen „Luciano Cordeiro" errichten. Die Regierung hat sich verpflichtet, von Funchal 200 Häuser für Kolonisten nach der Kolonie schaffen zu lassen. — Im Inneren der Provinz Mossamedes haben die abergläubischen Eingeborenen aus Anlaß des Todes des Häuptlings von Huilla 20 Europäer, darunter 8 Missionare, massakrirt.

— Von Harry George Whitley, einem Missionar der Baptisten-Mission, sind folgende interessante Briefe in England eingetroffen und in der Wochenausgabe der „Times" vom 25. September veröffentlicht worden.

Baptisten-Missionsstation Stanley Pool am Congo. 14. Juli 1885.

„Der deutsche Reisende Wißmann, der vor 18 Monaten von St. Paulo de Loanda aus in das Innere vorgedrungen ist, kam gestern am 13. Juli am Stanley Pool an. Er hat ein weites Gebiet durchwandert und manche wichtige Thatsachen zur Entscheidung gebracht. Die großen Flüsse Lulua, Sankuru, Kassai und Lubilasch wenden sich, anstatt nach Norden zu fließen und sich mit dem Congo in seinem großen Bogen nördlich vom Aequator zu vereinigen, alle nach Westen und bilden einen großen Strom, der verschiedene Namen trägt, doch den man den Kassai nennen kann. Dieser Strom nimmt den Kuango auf und, während er seinen Weg nach Westen fortsetzt, auch die Gewässer, welche aus dem Leopold-See kommen, und fällt dann in der Nähe des Kwamouth genannten Ortes in den Congo. Nun bleiben jedoch immer noch gewisse Flüsse, der Iruki, Lulonga, Ikelumba und andere übrig, deren Lauf noch festgestellt werden muß, und die einzige Vermuthung, die Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen kann, ist die, daß ein großer See oder ausgedehnter Morast sich in dem nördlichen Bogen des Congo befinden muß. In wenigen Monaten wird diese Frage entschieden sein. Das neu entdeckte Land ist reich und fruchtbar, die Leute freundlich und, was für uns eine Ursache der Ueberraschung sowohl als auch der Freude ist, ist der Umstand, daß sie einige Kenntniß von der Religion haben. Sie glauben an einen Gott, der in den Lüften wohnt und Alles weiß und sieht, was sie thun, und sie erwarten zu ihm zu gehen, wenn sie sterben.

31. Juli 1885.

Ich fuhr in dem Dampfer „Peace" der Kanoe-Flotte mit etwa 200 Balubas (dieselben wohnen zwischen 5 und 7° südl. Br. am Kassai, Moansangoma und Lubilasch und haben Lieutenant Wißmann nach dem Congo begleitet) entgegen. Diese Leute sind von den Menschen, welche wir hier zu sehen gewohnt sind, sehr verschieden. Die Männer sind meistens groß und tüchtige Burschen, über den ganzen Körper tatuirt, nicht mit erhabenen Narben, wie die Bayansi, sondern mit schönen blauen Linien und Kurven, wie die Fidschi-Insulaner.

Ehe sie hierher kamen, bekümmerten sie sich nicht viel um ihren Anzug, da sie auf das Allerdürftigste gekleidet waren; doch jetzt ist dies verbessert. Die Frauen sehen ziemlich gut aus und sind ganz frei von jeder Spur von Tatuirung, mit weicher gesunder Haut. Sie sind lustige gesellige Leute und sehr neugierig; einige befinden sich augenblicklich in meinem Zimmer, sehen über meine Schulter nach meiner Feder, öffnen alle Schubfächer und spähen in alle Ecken und Winkel. Einzelne besehen im Spiegel ihr eigenes Bild und scheinen höchlichst von demselben entzückt zu sein; es ist unmöglich, sich von ihnen los zu machen; ihre Gutmüthigkeit schlägt jeden Aerger nieder, der wegen ihrer Zudringlichkeit entstehen könnte und, trotzdem sie alles in die Hände genommen haben, haben sie nichts gestohlen, obwohl sie nun seit zehn Tagen oder noch länger hier sind. Doch haben sie einige unangenehme Gewohnheiten. Eine Gesellschaft tritt ein und wiederholt ein paar Worte, wobei die Mitglieder derselben die Erwartung hegen, daß ich mit der Wiederholung eines jeden einzelnen Wortes antworten soll. Das ist ohne Zweifel eine freundliche, gütige Gewohnheit, aber doch etwas eintönig; am ersten Tage hatte ich den Ansprüchen von fünfzehn verschiedenen Gesellschaften in dieser Weise zu genügen, Tanz, Trommel und Gesang werden mit Macht geübt; sie beginnen Nachmittags um 5 Uhr und setzen das bis früh 8 Uhr fort. Ihr Lager ist in der Nähe meines Hauses; vor einigen Tagen kamen sie einmal um 4½ Uhr und tanzten und schrieen vor meinem Fenster bis 9½ Uhr.

Sie werden noch einige Zeit hier bleiben und dann unter der Führung der Weißen, welche sie hierher gebracht haben, wieder nach ihrer Heimat aufbrechen. Wenn sie über Land gehen, müssen sie sich ihren Weg erkämpfen, da zwischen

unserem Wohnorte und dem friedlichen Balubalande wilde Stämme wohnen. Die Reise auf dem Kassai stromabwärts erforderte einen Monat, und sie hatten außerdem einige Tagemärsche machen müssen, ehe sie an ihren Einschiffungsort kamen, und so werden sie eine lange und gefährliche Reise zurücklegen müssen. Sie stehen unter drei Häuptlingen, aber die Schwester eines derselben steht im höchsten Ansehen und ist der eigentliche Herrscher. Ihr Aeußeres ist imponirend und sie besitzt eine ganz königliche Haltung. Auf eine einzige ihrer Handbewegungen hörte der ganze Haufen im tollsten Wirbel des Tanzes auf und ein tiefes Schweigen trat ein, wie wenn die ganze Gesellschaft plötzlich versteinert worden wäre. Der Einfluß der portugiesischen Missionare muß sie erreicht haben und wahrscheinlich haben sie von denselben ihre Ansichten über die Gottheit empfangen. Ich habe da ein messingenes Kruzifix unter ihrem Schmucke bemerkt und natürlich haben sie das Wenige, was sie von Gott wissen, mit ihrem Fetischdienste vermengt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Dr. Otto Finsch, welcher, wie bereits bekannt, im Jahre 1884 auf dem in Sydney angekauften kleinen Dampfer „Samoa" die nordöstliche Küste von Neu-Guinea vom East Cape (10° 13' südl. Br. und 150° 35' östl. L. Gr.) bis zum 141. Meridiane, wo das holländische Gebiet beginnt, erforschte, ist Anfangs September wieder in Berlin eingetroffen. Er wurde in Adelaide, wo er sich bei seiner Rückkehr nach Europa auf dem Postdampfer „Iberia" einige Stunden aufhalten konnte, von den dortigen Deutschen aufs Herzlichste bewillkommt und zugleich auch von einem Reporter einer dortigen englischen Zeitung „interviewed". Vieles aus seinen Mittheilungen ist bereits bekannt; wir beschränken uns daher auf einen kurzen Auszug.

„Das Klima des nordöstlichen Neu-Guinea", erzählte er, „läßt sich mit dem der australischen Kolonie Queensland vergleichen. Ich befand mich stets sehr wohl, und auch unter der ganzen Mannschaft des Dampfers kam kein einziger Krankheitsfall von Bedeutung vor. Den von mir entdeckten schönen Fluß Augusta, wie ich ihn benannte, fuhr ich ungefähr 45 km hinauf. Das Inland war hoch, gebirgig und gut bewaldet, die Ebenen zeigten viel Gestrüpp und an guter Bewässerung fehlte es nirgends. Cederbäume kamen viel vor, und mit dem Exporte von Ceder- und anderen Nutzhölzern ließe sich sicher ein gutes Geschäft betreiben. Der Boden ist fruchtbar und für Ackerbau und Viehzucht vorzüglich geeignet. Von werthvollen Mineralien fand sich keine Spur, und ich glaube nicht, daß Gold existirt — sicherlich nicht in der Nähe der von Korallenriffen umgebenen Küste. Eine an der Nordostküste angelegte Kopra-Station mußte wieder aufgegeben werden, weil sie, wie sich herausstellte, auf englischem Gebiete lag. Ein dort bereits errichtetes Haus ließen wir stehen. Die Eingeborenen haben das Land, so weit es ihr Bedarf erfordert, mit Zuckerrohr, Bananen, Yams u. s. w. gut angebaut. Sie sind in ihrer äußeren Erscheinung eine untergeordnete Rasse, besitzen jedoch viel Intelligenz. Ich war der erste weiße Mann, welchen die Meisten von ihnen je gesehen hatten, und doch erfuhr ich von ihnen nur Güte und Freundlichkeit. Schießwaffen, welche ich an Bord genug hatte, führte ich im Verkehr mit ihnen nicht bei mir. Niemals schoß ich eine Flinte ab, um ihnen die Wirkung davon zu zeigen, noch suchte ich ihnen durch Aufwerfen von Raketen zu imponiren. Wenn sie einmal Bogen und Pfeil auf mich richteten, stand ich still und sagte nichts. Sie machten dann keinen weiteren Angriff auf mich, und ich hatte während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes nicht das geringste Abenteuer mit ihnen zu bestehen. Ihre Sprache, welche leicht und einfach ist, lernte ich bald. Ich gewann großen Einfluß unter ihnen, und sie leisteten mir jede Hilfe, wie ich sie nur verlangte. Einmal waren es 80 Eingeborene, welche mein Gepäck trugen und andere Dienste ausführten. Sie würden, glaube ich, einer Niederlassung von Europäern unter ihnen keinen Widerstand entgegen stellen. Ich fühlte mich vollkommen sicher unter ihnen. Kannibalen sind sie nicht, aber viel lenksamer und gefügiger als andere Eingeborene, mit denen ich in Berührung kam. Ich setze große Hoffnung auf die Zukunft des unter deutschen Schutz gestellten nordöstlichen Neu-Guinea. Eine dortige Ansiedelung wird meiner Ueberzeugung nach sicher zur Blüthe gelangen."

Dr. Finsch, schließt der Bericht, nimmt eine Sammlung von allerlei Kuriositäten, für das Berliner Museum bestimmt, mit sich, auch zwei Schweine, welche einer besonderen Rasse angehören sollen. Paradiesvögel, die sich nur in den höher gelegenen Gegenden des Inlandes aufhalten, konnte er sich nicht verschaffen. H. G.

— Wie die neuesten Nachrichten besagen, mußte die Expedition zur Erforschung des englischen Neu-Guinea unter Kapitän Everill (vergl. oben S. 144) ihren ursprünglichen Plan, vom Aird River aus (in 7° 45' südl. Br. und 144° 15' östl. von Gr.) ins Innere von Neu-Guinea einzudringen, aufgeben. Der Golf of Papua ist in jener Jahreszeit, wo die Expedition eintraf, immer außerordentlich stürmisch und für Schiffe gefährlich, und man wagte es nicht, ihn mit dem kleinen Dampfer „Bonito" zu befahren. Aus diesem Grunde begab man sich an die Mündung des Fly R. im Westen des Golfs (in 8° 33' südl. Br. und 143° 15' östl. L. Gr.). Die Masse Wasser, welche sich aus diesem Flusse ergießt, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß er die große Fahrstraße ins Innere von Neu-Guinea bildet. An der Stelle, wo der Fluß sich spaltet, ist er 11 km breit. Kapitän Everill war nun mit seiner Gesellschaft den Fly 48 km hinaufgelangt und wollte den ersten wichtigen Nebenfluß, welcher von Osten her einmünden würde, verfolgen und dann in nordöstlicher Richtung das Hochland des Inneren zu erreichen suchen. Die Reisenden erfreuten sich bis dahin (23. Juli) vollkommener Gesundheit. Es herrschte die größte Einigkeit unter ihnen und sie fühlten sich eines guten Erfolges ihrer Reise sicher.

— Kapitän Strachan, welcher früher die von den Besitzern der Zeitung „Age" in Melbourne ausgerüstete Expedition nach Neu-Guinea leitete, wird wieder die Führung einer neuen Expedition dahin übernehmen. Dieselbe will den in 9° 20' südl. Br. und 142° 21' östl. von Gr. mündenden Mai Kassa oder Baxter R., welcher eine hinlängliche Fahrtiefe besitzt, hinauffahren und ausforschen, ob dieser Fluß mit dem oberen Fly zusammenhängt und dann versuchen, in das centrale Neu-Guinea einzudringen.

Nordamerika.

— Die American Association for the Advencement of Science hat in diesem Jahre in Ann Arbor getagt, sie war nicht besonders zahlreich besucht, nur von 328 Mitgliedern, doch boten die Verhandlungen viel Interessantes. Besonders hat die Versammlung Stellung genommen gegen die Angriffe auf die Leitung der Coast Survey, welcher bekanntlich besonders zum Vorwurf gemacht wird, daß sie zu viel Geld für unnütze Arbeiten, wie Untersuchungen über die Schwerkraft u. dgl., vergeudet habe. Die Versammlung verlangt in ihrer einstimmig angenommenen Resolution ganz entschieden, daß die Entscheidung über den wissenschaftlichen Werth der Arbeiten der Coast Survey einer wissenschaftlichen Kommission übergeben werde, und verlangt, daß besonders die so viel angegriffenen Untersuchungen über die Schwerkraft fortgesetzt werden. Geographisches kam nur wenig vor.

Ueber eine alte Uferlinie des Ontariosees berichtete Gilbert. Sie lief in ihrem weitaus größeren Theile dem heutigen Ufer parallel, nur im Staate New

York ging eine tiefe Bucht nach Süden, welche das Gebiet des Oswego River einnahm und einen schmalen Arm nach dem Cayuga Lake ausstreckte, der Abfluß erfolgte bei Rome durch den Mohawk zum Hudson; der St. Lorenz war damals wahrscheinlich noch durch Eismassen versperrt. Die Wasserfläche war anscheinend nicht horizontal, sondern senkte sich um etwa vier Fuß auf die Mile nach Süden und etwas weniger nach Westen. Als der St. Lorenz sich öffnete, scheint der See erheblich unter sein heutiges Niveau gefallen zu sein, denn viele seiner Buchten zeigen Spuren von Gletschererosion.

Dall legte einen Bericht über die Ethnographie von Alaska vor, die sich namentlich mit den Innuit beschäftigt. Dieselben sind nicht in Stämme geschieden wie die Indianer oder auch die Eskimos am Kotzebue-Sund, sondern die anscheinenden Stämme sind nur geographische Gruppen, deren Angehörige wechseln und umherziehen, wie sie wollen, so daß sie heute zu diesem, morgen zu jenem „Stamme" gehören. Ueber die Sprache der Anwohner von Point Barrow hat Murdoch gelegentlich der Roy'schen Expedition interessante Daten gesammelt, welche demnächst veröffentlicht werden sollen. Die wichtigsten Neuforschungen sind die über die asiatischen Eskimos, welche zu den Korak der Orarian-Group gehören. Sie nennen sich selbst Yüit und wohnen unter den ansässigen Tschuktschen (Tsau-yü); ihr Gebiet erstreckt sich von Kap Olintorsk bis zum Ostkap; hier und da mischen sie sich mit den Tschuktschen. Echte Tschuktschen kommen auf der amerikanischen Seite der Beringsstraße nicht vor. Die Bewohner der Lorenz-Insel vermitteln den Uebergang von den asiatischen zu den amerikanischen Innuit. In Amerika selbst verwischen sich neuerdings die Grenzen der Jagdgebiete immer mehr, da die Regierung die Fehden der einzelnen Gruppen, welche früher die regelmäßige Folge von Grenzverletzungen waren, nicht mehr duldet. — Der östlichste Stamm der echten Innuit wohnt am Prince Williams Sound; es sind die Chügächigmüt, mit denen sich hier die Tinneh vom Atna (oder Copper River) und die Chilkaht vom Tlinkit berühren. Eine Mischung von diesen Stämmen scheint aber nicht stattzufinden, da zwischen ihnen und den Innuit ein erbitterter Stammeshaß besteht, bedingt durch die ewigen Angriffe dieser energischen Indianerstämme. Dall hält seine Ansicht, daß die Innuit früher viel weiter östlich und südlich gereicht haben, energisch aufrecht.

Ko.

— Steinkocher. Die Yampai-Indianer in Arizona haben nach einer von G. vom Rath (Arizona. Studien und Wahrnehmungen.) reproducirten Angabe Bigelow's eine interessante Art von Steinkocherei in einem Naturkessel; sie höhlen die mächtigen Kugeln des Echinocactus (Visnaga der Mexikaner) aus, nachdem sie die Stacheln abgesengt, bringen die zu kochenden Sachen hinein und werfen dann erhitzte Steine hinein, bis die Flüssigkeit kocht.

Südamerika.

— Der Oberstlieutenant Feilberg (s. „Globus", Bd. 47, S. 288) und Thonar, der französische Entdeckungsreisende, sind im Juli von dem Präsidenten der Argentinischen Republik mit der näheren Untersuchung des unteren Rio Pilcomayo und namentlich seines Deltas beauftragt worden.

— Der Kolonisation in Patagonien stellt Heußer (Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos Aires, St. Fé und Entrerios; Zürich 1885) kein sonderlich günstiges Prognostikon. Weizen läßt sich zwar sehr gut noch am Rio Chubut, wo sich eine Anzahl Walliser angesiedelt haben, pflanzen, aber das kultivirbare Terrain ist überhaupt sehr unbedeutend. Die ganze Hochfläche, die der Tertiärformation angehört, ist ein trockenes unfruchtbares Haideland mit niederer Buschvegetation, die bald geschlossen, bald in Inseln, bald nur in einzelnen Büschen auftritt; dazwischen stehen harte Gräser, auch meist in einzelnen Büschen, viele salzig, so daß sie sogar das Vieh verschmäht. Wasser findet sich nur in großer Tiefe und auch dann oft noch salzig. Es bleiben somit für die Kolonisation, außer den noch wenig erforschten und schwer zugänglichen Gebieten am Fuße der Anden, nur der schmale Küstensaum und die tief eingerissenen Flußthäler, besonders das des Rio Negro. Hier ist der Boden sehr fruchtbar und die sogenannten Rincones, die vom Flusse fast ganz umflossenen Halbinseln, die man durch einen kurzen Zaun absperren kann, eignen sich vortrefflich für Viehzucht, aber sie sind von Zeit zu Zeit verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, die so plötzlich kommen, daß sie sogar das Leben der Kolonisten bedrohen. Doch hat die Weinkultur hier vielleicht eine Zukunft; bis jetzt wird allerdings nur ein leichter Chocoli producirt, der sich nur 6 bis 7 Monate hält und an der Luft rasch dunkelgrün färbt. Leider ist der größere Theil des guten Bodens schon in den Händen von Spekulanten und kann somit zur Einwanderung dahin nicht gerathen werden.

Oceane.

— Das nordamerikanische Forschungsschiff „Albatroß" ist von seiner ersten diesjährigen Fahrt am 16. Juli wieder in Woods Holl eingetroffen. Seine Forschungen galten diesmal besonders der großen Bank von Neufundland, unzweifelhaft dem unbekanntesten Theile des Nordatlantischen Oceans, sowie ihren Abhängen und den benachbarten kleineren Bänken (Greens Bank und Peters Bank). Die gemachte Ausbeute soll sehr reich sein. Versuche, die dicht am Boden lebenden Fische durch Sprengung von Torpedos betäubt an die Oberfläche zu bringen, mißlangen; allem Anscheine nach ist die Schwimmblase bei diesen Arten zu klein, um sie nach ihrem Tode an die Oberfläche zu bringen.

— Eisberge im Atlantischen Ocean sind in diesem Jahre ungewöhnlich zahlreich und ungewöhnlich weit südlich und westlich beobachtet worden. Daß die zur Verproviantirung der Stationen an der Hudsonsbai ausgesandte Expedition unverrichteter Dinge hat umkehren müssen, weil der Eingang gesperrt war, haben wir bereits berichtet. Aber auch der Zugang zur St. Lorenzbai war, was seit der Gründung von Quebeck noch nicht vorgekommen, im Mai für längere Zeit unmöglich; sechs Segelschiffe und ein Dampfer gingen bei Nebel völlig verloren, acht andere Dampfer wurden schwer beschädigt und nur dadurch gerettet, daß sie wasserdichte Scheidewände besaßen. Für etwaige Polarexpeditionen durch die Baffinsbai dürften somit die Verhältnisse in diesem Herbste besonders günstig sein.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

II.

Am folgenden Morgen ging die Reise weiter in fast genau südlicher Richtung, der Wohnung des Oberintendanten der Enfida zu. Vorbei an dem Trümmerhaufen Henschir Sidi Chalifa, der einige Tage später besucht werden sollte, erreichten die Reisenden gegen Mittag den am Westrande eines im Sommer austrocknenden Strandsees gelegenen Henschir (d. i. Ruinenstätte) Fragha, wo ihnen der Oberintendant Herr Mangiavacchi, entgegen kam. Unter seiner Leitung untersuchten sie die Ruinen und erkannten sie als die Reste von Uppena, das zu Constantin's Zeiten eine Kolonie war und natürlich einen Bischof hatte, der mehrfach in den Verzeichnissen der Concilbesucher figurirt. Ein kurzer Ritt brachte mit sinkender Sonne die Gesellschaft zum Sitze des Oberintendanten, dem Dar el-Bey der Enfida, damals einem mehr als bescheidenen Wohnhause, das aber seitdem durch einen etwas großartigeren Bau ersetzt worden ist.

Eine weite Ebene bietet sich dem Blicke beim Verlassen des Dar el-Bey am anderen Morgen; nur in einiger Entfernung südwärts erhebt sich steil abfallend und anscheinend unersteiglich der Dschebel Takruna, dem die Reisenden einen Tag widmen. Ueber ein breites sandiges, noch trockenes Flußbett, dessen Winterfluthen aber gar manchmal den Weg sperren, gelangen sie an den Fuß des circa 250 m hohen steilen Abhanges, an welchem ein schwindelnder Pfad in unzähligen Windungen herabführt. Er ist belebt von den Frauen der beiden oben gelegenen Dörfer, welche mit Krügen und Schläuchen herabsteigen, um aus dem im Thale liegenden Römerbrunnen das nöthige Trinkwasser zu holen. Das ist überall im Kabylenlande die Pflicht, aber auch das Recht der Frauen, selbst die reichste Kabylenfrau läßt es sich nicht nehmen, selbst zum Brunnen zu gehen; freilich läßt sich dort ebenso gut schwatzen, wie am Marktbrunnen einer deutschen Kleinstadt, nur daß es den Männern verboten ist, sich in der Zeit, wo die Frauen Wasser holen, dem Brunnen zu nähern. Römerreste finden sich auf dem Plateau nicht, aber man hat eine herrliche Aussicht und übersieht die Byzacena vom Dschebel Zaghuan bis nach Kairuan, dessen Hauptmoschee am südlichen Horizonte aufragt.

Ausgedehnte Trümmer liegen dagegen weiter südwestlich, eine Kubbah (Grabkapelle) des Sidi Abderrahman el Garsi umgebend und jetzt nach dieser benannt. Hier lag vermuthlich das Aggersel oder Aggerfel der Itinerarien, aber es ist fast nichts davon übrig geblieben als ein kleines Bassin, das von Schildkröten wimmelt, welche, ähnlich wie die in der warmen Quelle bei Utica, heilig gehalten und von den Wallfahrern gefüttert werden. In geringer Entfernung fließt in einer römischen, in den Fels gehauenen Leitung ein kleiner Bach, dessen Wasser vollkommen dem des berühmten Sauerbrunnen von Saint-Galmier zu gleichen scheint. Es dankt seine Güte natürlich dem Heiligen; als er auf seinen Wanderungen hier vorbeikam, wurde er von den Eingeborenen so gut bewirthet, daß er ein paar Tropfen saurer Milch (leben), die ihm übrig geblieben waren, ins Wasser spritzte und es so in Mineralwasser verwandelte. Heute verrinnt das Wasser noch fast unbenutzt im Sande; bei der Armuth Nordafrikas an zum Trinken geeigneten Sauerquellen — unseres Wissens existirt in ganz Algerien nur die eine ziemlich schwache Quelle

von Takitunt am Wege von Bougie nach Setif — kann es nicht fehlen, daß sie binnen Kurzem eine bedeutende Wichtigkeit erlangen wird.

Am Abend ging es wieder zurück zum Dar el-Bey, um am folgenden Tage dem schon oben erwähnten Henschir Sidi Chalifa, den Resten von Aphrodisium, eine eingehendere Untersuchung zu widmen. Die Stadt lag in einer Schlucht zwischen der Kubbah des Sidi Chalifa und Ain el-Halluf; eine prächtige Quelle, welche einst das von Procop gerühmte Paradies der Vandalenkönige bewässerte, hält heute noch die Umgebung frisch und grün. Durch einen Triumphbogen von etwa 10 m Weite, der zwar offenbar der Zeit des sinkenden Römerthumes entstammt, aber trotzdem, vollkommen wohl erhalten, mit dem warm orangefarbenen Tone seiner Quadern einen prächtigen Effekt macht, gelangt man auf das Forum; wo einst die Hauptstraße einer prächtigen Römerstadt durchführte, hat sich nun ein von Binsen und Gestrüpp erfüllter Wildbach den Weg gebahnt. Die Untersuchung der ausgedehnten Trümmer hielt die Reisenden mehrere Tage fest; sie lagerten in einem Zelte, das der Scheich der Kubbah zur Verfügung gestellt hatte, umgeben von den Soldaten der Eskorte, die ihnen von Hammamet aus gefolgt war. An verschiedenen Punkten wurden Nachgrabungen angestellt, doch wird über den Erfolg nichts Näheres berichtet.

Beim Verlassen der Trümmerstätte, über welcher sich, die Gegend beherrschend, die Reste einer ausgedehnten byzantinischen Citadelle erheben, begleitete sie der Scheich



Dschebel Takruna. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

bis zum Bassin, das die Quelle Ain el-Halluf, die Schweinequelle, speist; gelagert wurde am Grabmale des Sidi Abderrahman. Am anderen Tage wird das Thal des Uëd el-Bul erreicht, welcher, vom Südabhange des Dschebel Zaghuan kommend, sich in dem Strandsee von Hergla verliert; er führt immer Wasser und bewässert einen Theil der Enfida. Durch sein Thal lief die große Römerstraße von Karthago nach Hadrumetum, an deren Stelle nun eine Eisenbahn projektirt ist. In dem Steilhange sind uralte Grabkammern eingeschnitten. Die Expedition rastet in Dar bel-Uar, der Residenz eines mächtigen Araberchefs, der sich bei der Insurrection Ali ben Chalifa's mit seinem Stamme diesem anschloß und schließlich mit ihm nach Tripolitanien übertrat. Kaum fünf Minuten davon entfernt, sahen sich die Reisenden plötzlich von unzähligen Steingräbern umgeben, echten Dolmen, welche einen Raum von mindestens einem Quadratkilometer bedecken. Es sind das offenbar dieselben Todtenfelder, welche schon Rebatel und Tirant (vergl. „Globus“ Bd. 29, S. 81 ff.) kurz erwähnen. Die Dolmen sind durchschnittlich 1,50 bis 2 m hoch und von Steinkreisen umgeben; einmal stehen auch zwei beisammen in demselben Kreise. Hocherfreut über diese unerwartete Entdeckung schlagen die Reisenden innerhalb des Gräberfeldes ihr Zelt auf und beschließen eingehende Forschungen anzustellen und auch den Zusammenhang dieser Dolmen mit den vorher erwähnten Felsengräbern zu prüfen, aber sie sollten sehr unangenehm gestört werden. Noch am Abend brachte ein Scheich aus

der Nachbarschaft die Kunde, daß Ali ben Chalifa über die Grenze gebrochen sei, in der Nähe von Kairuan eine Karawane geplündert und nur sechs Meilen vom Lagerplatze entfernt siebenhundert Kameele geraubt habe. Die Garnison von Kairuan verfolgt den kühnen Räuber und sperrt ihm den Weg nach Süden und der Kapitän der Freicompagnie, welche die Eskorte unserer Reisenden bildet, beschließt sofort den Versuch zu machen, ihm auch den Paß nach dem Berglande im Nordwesten, dessen Bewohner jederzeit zum Anschluß an einen Aufstand bereit sind und den Franzosen schon so viel zu schaffen gemacht haben, zu verlegen.

Es wird sofort aufgebrochen, aber ein wolkenbruchartiger Regen mit furchtbarem Sturm hemmt den Marsch und die Nacht bricht schon herein, als man die Kubbah von Sidi Saïda erreicht. Hier wird ein widerstrebender



Triumphbogen von Aphrodisium. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

Scheich aus der Nachbarschaft zum Führer gepreßt und es geht weiter durch die Vollmondnacht. Gegen zehn Uhr wird an dem von einem Kaktusdickicht umgebenen Brunnen Bir Dscherabia einen Moment gerastet, dann der Marsch wieder aufgenommen. Aber nun umzieht sich der Himmel von Neuem und in strömendem Regen wird die Ebene Zlaß durchzogen, bis man die verlassene Wohnung des Keids der Ebene, den Dar Tschausch Hedili, erreicht. In dem weitläufigen Gebäude findet die ganze Expedition Schutz vor dem Unwetter, doch schon um sechs Uhr befiehlt der Kapitän den Aufbruch. Die Sonne scheint wieder und trocknet die durchnäßten Kleider rasch; bald kommt aber neuer Regen und nun gilt es, den Uëd Nebhana zu passiren, der, gestern noch ein kaum bemerkbarer Wasserfaden, jetzt zu einem tosenden Strome angeschwollen ist. Ein erster Versuch, ihn zu passiren, mißlingt; mehrere Soldaten werden fortgerissen und nur mit Mühe gerettet; die Lastthiere durch das Wasser zu bringen erweist sich als

ganz unmöglich. Man marschirt stromab und findet endlich eine Stelle, wo der Fluß zwar breiter ist, aber langsamer strömt. Glücklich gelangen die Fußgänger und Reiter hinüber, von den Lastthieren werden zwei fortgerissen und verlieren ihre Ladung, aber die kleine Heerde, welche als wanderndes Magazin mitgetrieben wird, und besonders die Esel trotzen allen Versuchen, sie ins Wasser zu bringen, es muß damit bis zum anderen Tage gewartet werden, wo das Wasser sich verlaufen hat.

In geringer Entfernung vom Flusse, auf der Straße

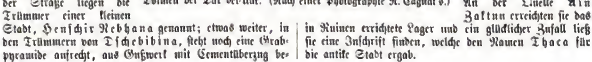


Ruinen des Forum von Aphrodisium. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)

von Kairuan nach Tunis, stößt die Kompagnie auf einen Theil der Garnison von Kairuan, welche vergeblich nach den Räubern fahndet. Ali ben Chalifa versteht sein Handwerk und hat seine Schaar getheilt; die eine Abtheilung marschirt direkt nach Süden und zieht die Verfolger nach, die andere mit dem geraubten Vieh sucht auf Schleichwegen die tripolitanische Grenze zu erreichen, die Kompagnie kann also nichts nützen und der Kapitän richtet ihren Marsch nordwärts gegen das Lager von Zaghuan, natürlich erst nach einem wohlverdienten Rasttage, welcher dem rebellischen Flusse Zeit läßt, in sein Bett zurückzukehren. Wenige Kilometer oben beweisen die Trümmer einer prächtigen Römerbrücke, daß früher besser für die Passage des Flusses gesorgt war. Das Land ist weiterhin noch ziemlich eben; an der Straße liegen die Trümmer einer kleinen



Dolmen bei Dar bel-Uar. (Nach einer Photographie R. Cagnat's.)



Stadt, Henschir Rebhana genannt; etwas weiter, in den Trümmern von Tschebibina, steht noch eine Grabpyramide aufrecht, aus Gußwerk mit Cementüberzug bestehend, ohne Inschrift; die Eingeborenen nennen sie el Radur.

Das Nachtquartier wird wieder in den Trümmern einer anderen Stadt aufgeschlagen; so dicht war einst das jetzt so öde Land bevölkert. Eine prächtig erhaltene byzantinische Citadelle erhebt sich über diesem Henschir Sgiba (Zgnibân), dessen antiken Namen keine Inschrift erhalten hat. Die Umgebung ist nicht mehr die kahle Ebene, wie sie seither durchzogen wurde; ringsum erheben sich bewachsene Hügel, das Gebiet der Ausläufer des Zaghuan-Gebirges hat begonnen. Der Marsch am anderen Tage, an welchem die zur genaueren Untersuchung zurückgebliebenen Reisenden allein mit dem Führer der Kolonne folgten, wurde durch den dichten Buschwald nicht wenig erschwert. An der Quelle Ain Zaktun erreichten sie das in Ruinen errichtete Lager und ein glücklicher Zufall ließ sie eine Inschrift finden, welche den Namen Thaca für die antike Stadt ergab.

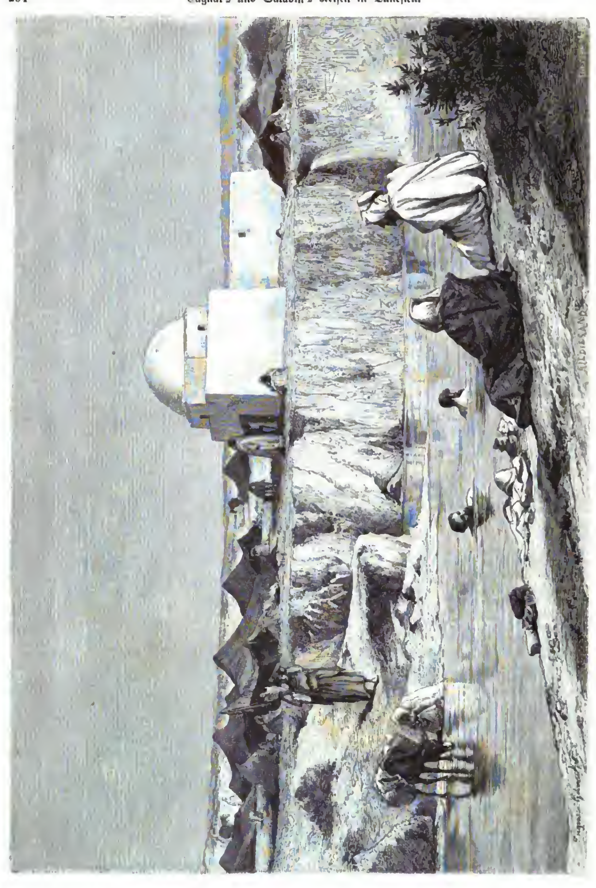
Das kleine Hochplateau, fast wie ein Cirkus vom Dschebel Zriba und dessen Ausläufern eingeschlossen, ist von Norden nur durch das Halk en-Neb genannte Defilé des Uēd Tella zu erreichen, das den Pferden der Reisenden viel zu schaffen machte. Der Schwerzugänglichkeit mag es zuzuschreiben sein, daß Thaca noch zur Zeit der Antonine als ein rein numidisches Gemeinwesen erscheint. Die Maurusier aus diesen Bergen spielten in den Kämpfen gegen die Byzantiner nach dem Sturze der Vandalenherrschaft eine Hauptrolle und auch jetzt noch rühmte sich der Scheich el Hadsch Mohamed ben Amor, der den Gästen beim Abendessen Gesellschaft leistete, daß er freier Herr in seinen unzugänglichen Bergen sei. Die Herrschaft des Bey war hier immer nur nominell gewesen. Der Engpaß mündet auf die fruchtbare „Ebene des Windes“ (Fahs er-Riah), von welcher aus wieder eine enge Passage in das Thal zwischen den Gebirgen Zriba und Zaghuan hinaufführt. Hier liegen im Henschir el Kasr wieder die Ruinen einer Römerstadt mit wohl erhaltener Citadelle und einem Grabmal, das die Inschrift „Egregiorum tredecim“ trägt. Noch eine Verengerung des Thales, und die Reisenden sehen ein kubbahartiges Gebäude vor sich, das Hammam (Warmbad) Zriba. Hier entspringt eine von den Arabern hoch geschätzte Quelle, deren antike Piscine von einer Kubbah überwölbt ist, an die sich ein durch Decken in zwei Abtheilungen, für Männer und Frauen, geschiedenes Schwitzzimmer anschließt. Das Wasser hat 38° C. Den Reisenden wird als Aerzten der Eintritt gestattet, obschon auch Frauen anwesend sind, die man freilich kaum mehr als das schönere Geschlecht bezeichnen kann; sie ziehen aber vor, ein Bad in dem Bache oberhalb zu nehmen, wo eine Schicht heißen Wassers unvermischt über kaltem Grundwasser steht; eine Erforschung der Quellenschlucht erweist sich aber unmöglich, da die Felsen den Weg versperren.

Von Zriba aus zieht die Kolonne nach Zaghuan, das schon früher (vgl. „Globus“, Bd. 29, S. 132 ff.) geschildert worden ist, und wendet sich dann wieder südlich, zunächst zum Henschir Badria, der alten Römerstraße folgend, von der die Reisenden einen Meilenstein auffinden. Ausgedehnte Ruinen aus christlicher Zeit liegen in der Nähe. Hier beginnen die Halfa-Flächen, in denen die Expedition von nun ab fast drei Monate zu verbringen hatte. Beim Henschir Medeker, welcher den Namen des alten Medicerra fast rein bewahrt hat, erscheint das Meer wieder am Horizonte und das Nachtquartier wird im wohl bekannten Dar el-Bey der Enfida genommen.

Hier trennen die Reisenden sich von der Freikompagnie, die seither als Eskorte gedient, nun aber nicht mehr nöthig ist, und wenden sich nach Hergla; da aber die Sebcha im Winter nicht passirbar ist, muß sie im Norden umgangen werden, was zu einem durch Ratten sehr unbehaglich gemachten Nachtquartiere im Bordsch Baba Sellum zwingt. Noch vor dem Frühstück ist der Rest der schmalen Landenge passirt und Hergla, das alte Horrea Caelia erreicht, heute noch wie im Alterthume ein wichtiger Ausfuhrhafen. Auf einem kleinen Kap gelegen, auf drei Seiten von üppigen Gärten umgeben, bietet es aus der Ferne einen reizenden Anblick; in der Nähe freilich präsentirt es sich mit seinen zerfallenden Häusern und seinen stauberfüllten Straßen weit weniger günstig. Die Olivenernte war gerade im vollen Gange. Die Männer, drei Finger der rechten Hand mit Widderhörnern bewaffnet, besteigen die Bäume und streifen einen Zweig um den anderen ab. Hier beginnt schon das Olivenland des Sahel, dessen Centrum Susa ist.



Dar bel-Uar. (Nach einer Photographie.)



Hammam Zriba. (Nach einer Zeichnung R. Cagnat's.)

Von der alten Stadt ist wenig übrig geblieben; ein paar Mosaikfragmente, einige Häuserfundamente und ein heute noch im Gebrauch befindlicher Römerbrunnen dicht am Strande, das ist Alles. Die Merkwürdigkeiten sind bald betrachtet; gefällige Araber führen die Franzosen dann an die tiefen Brunnen, aus denen die Gärten bewässert werden, und in denen eine Menge Tauben ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, eine große Anzahl wird, durch Steinwürfe aufgeschreckt, für das Abendessen erlegt. Auch an der Südseite des Kaps, die eine steile Klippe bildet, nisten in Felshöhlen, in welche die Wellen brausend hineindringen, zahlreiche Taubenfamilien. Die ganze Küstenbeschaffenheit, wie die Reisenden sie schildern, spricht durchaus nicht für eine Hebung dieser Küstenstrecke, wie sie Theobald Fischer nachzuweisen versucht hat, eher könnte man eine Senkung annehmen, denn die Wellen schlagen jetzt in römische Steinbrüche hinein. Doch ist am wahrscheinlichsten, daß dieser Theil der Mittelmeerküste eine nennenswerthe Niveauschwankung in historischer Zeit überhaupt nicht durchgemacht hat.

Die Arbeiterverhältnisse in der Südsee mit Bezug auf die Entwickelung unserer dortigen Erwerbungen.

Von Dr. Emil Jung.

II. (Schluß.)

Die Fidschi-Inseln sind von einer Bevölkerung bewohnt, welche zur papuanischen Rasse gehört, die in ihnen die höchste geistige und gesellige Entwickelung erreicht hat, indem sie durch innigen Verkehr mit den Bewohnern von Tonga sich polynesische Satzungen und Erfindungen aneignete. Sie kultivirten von jeher ihren außerordentlich ergiebigen Boden nach gewissen Gesetzen und Regeln, welche an unsere feudalen Institutionen im Mittelalter erinnern. Dem Oberhaupte eines Dorfes hatten seine Untergebenen gewisse Naturalabgaben zu liefern; diese Dorfhäuptlinge waren zu gleicher Leistung an den Häuptling eines größeren Distriktes verpflichtet und so verjüngte sich das Staatsgebäude staffelförmig nach oben, bis es in dem Haupte Aller seine Spitze fand.

Aber so wenig die Fidschianer auch zauderten, an solche Arbeiten für ihre angestammten, durch das Herkommen mit dem Nimbus der Autorität umgebenen Herren heranzutreten — zwang doch die geheimnißvolle Gewalt des Tabu unwiderstehlich zu allem und jedem — so groß war ihre Abneigung, sich in den Dienst der Fremden zu verdingen. Einmal sah der körperlich ausgezeichnete Fidschianer mit einer gewissen Geringschätzung auf den weniger tüchtigen Weißen herab, andererseits war er auch, ganz nach der Sitte wilder Völker, durchaus abgeneigt, sich einer regelmäßigen Thätigkeit zu bequemen, am wenigsten mochte er, angesichts seiner übrigen Stammesgenossen, sich zu Arbeiten verstehen, die man eines freien Kriegers für unwürdig erachtete.

Als daher die weißen Ansiedler den Anbau von allerlei tropischen Produkten begannen, waren sie bald genöthigt, sich nach anderen als einheimischen Kräften umzusehen. Daß die englischen Pflanzer dabei von vornherein in wenig humaner Weise verfuhren, bezeugt uns Miß Gordon Cumming in ihrem anziehenden Buche über die Fidschi-Gruppe. Und welcher Kunstgriffe man sich bediente, um der Arbeiter habhaft zu werden, das habe ich schon einmal früher in diesen Blättern gezeigt. Die Berichte der englischen Missionare sind übrigens voll von Gewaltthätigkeiten, welche bei diesen Anwerbungen verübt wurden, wenngleich man nicht immer auf jedes Wort dieser Herren schwören darf. Gewiß ist, daß der erste Gouverneur von Fidschi, Sir Arthur Gordon, beim Antritte seines Amtes die Arbeiterverhältnisse auf der Inselgruppe in höchst unbefriedigendem Zustande vorfand. Leute, welche schon vor Jahren in ihre Heimat hätten zurückbefördert werden sollen, wurden noch immer zurückgehalten, und die größten Ausschreitungen dieser mit Recht erbitterten Menschen waren die Folge. Ihre Angehörigen daheim, welche längst auf ihre Rückkehr warteten und denen es ohnehin schon schwer fiel, sich eine klare Vorstellung eines Zeitraumes von drei Jahren zu bilden, glaubten sie von den Weißen getödtet oder mindestens zu immerwährender Sclaverei verdammt und übten rücksichtslose Wiedervergeltung an dem ersten, der sich ihrer Rache darbot. Sir Arthur Gordon erließ daher sehr streng gefaßte Regulative, welche noch heute zu Kraft bestehen, sehr zum Mißvergnügen der Fidschi-Pflanzer.

Zunäst beschränkte er die Arbeitszeit, zu welcher ein eingeborener Fidschianer kontraktlich verpflichtet werden durfte, auf einen Monat, nach dessen Ablaufe aber immer wieder ein neuer auf dieselbe Frist lautender Kontrakt eingegangen werden konnte. Dann erließ er bis ins Einzelne gehende Vorschriften über die Anwerbung der sogenannten Polynesier, die aber damals fast ausschließlich von den Neuen Hebriden und den Salomonen kamen, also Melanesier waren.

Die ganze Arbeiterangelegenheit vom Augenblicke des Auslaufens des Arbeiterschiffes mit dem dazu bestellten Regierungsagenten bis zur Rückkehr der Arbeiter in ihre Heimat wurde unter die unmittelbare Aufsicht eines der vier neu kreirten und sehr ausgiebig dotirten Minister des Inselreiches gestellt. Die Größe und Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen, Kleidung, Nahrung, periodische Inspektion wurden genau festgesetzt, auch gewisse Bestimmungen hinsichtlich der Lohnverhältnisse getroffen. Diese letzteren sind für den Pflanzer von Jahr zu Jahr ungünstiger geworden. Nach einem vorliegenden amtlichen Berichte betrugen die Kosten eines „polynesischen" Arbeiters pro Jahr 16 Pfd. Strl., nämlich 3 Pfd. Strl. als ein Drittel des für die dreijährige Dienstzeit gezahlten Bonus, dieselbe Summe als Jahreslohn, 4 Pfd. Strl. 15 Schill. Verpflegungskosten, Wohnung 10, Matten 5, Decken 8, Sulus (Lendentücher) 10 und Arzt und Arznei 10 Schill., Rückfracht 4 Pfd. Strl. 10 Schill. Diese Kosten sind durch neuerliche Verordnungen um 15 Proc. gesteigert worden und damit schwindet der Unterschied, welcher zwischen den

Kosten der Arbeiter aus den Südsee-Inseln und denen aus Fidschi selber und aus Ostindien bestand, fast gänzlich. Die Gesammtkosten für einen Fidschi-Arbeiter berechnen sich gegenwärtig pro Jahr auf 17, für einen ostindischen Kuli auf 19 Pfd. Strl.

Die ersten Kulis wurden 1879 eingeführt, nachdem die Regierung von Britisch-Indien ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. Unglücklicher Weise aber brachen die Pocken auf dem sie überführenden Schiffe aus und die Pflanzer verspürten wenig Lust, sich der ihnen gebotenen Hülfskräfte zu bedienen. Man erinnerte sich der 1875 von Sydney aus eingeschleppten Masern, welche so furchtbare Verheerungen unter den Eingeborenen anrichteten, was hauptsächlich Grund zu dem nachmaligen Aufstande gab, da die Eingeborenen glaubten, diese Einschleppung sei zu ihrer Vernichtung absichtlich seitens der Europäer geschehen.

So sah sich die Regierung genöthigt, diese Kulis auf andere, leider für dieselben wenig geeignete Weise zu beschäftigen. Das Resultat war naturgemäß für beide Theile wenig befriedigend. Indessen veranlaßte die wachsende Arbeiternoth die Regierung, den Versuch 1883 zu wiederholen; diesmal mit besserem Erfolge. Von da ab sind regelmäßig Kulis eingeführt worden, 1882 belief sich ihre Zahl auf 1487 und 1883 auf 2409 Seelen, darunter 747 weiblichen Geschlechtes. Dagegen hatte sich die Zahl der Südsee-Insulaner, die 1882 noch auf 6696 Seelen angegeben wurde, bis Ende 1883 auf 5650 vermindert, unter den letzteren waren 809 weiblichen Geschlechtes. Angesichts dieser außerordentlich großen Ungleichheit der Geschlechter erscheint die strenge Einhaltung der gesetzlichen Vorschrift, wonach Arbeiter aus den Inseln der Südsee unter keiner Bedingung, selbst wenn ihre Wünsche dahin gehen, länger als die kontraktliche Zeit von drei Jahren von ihrer Heimat ferngehalten werden dürfen, durchaus nicht ungerechtfertigt. Freilich beklagen sich die Pflanzer bitter genug über ein Gesetz, welches ihnen vorschreibt, den Arbeiter gerade dann zu entlassen, wenn seine Vertrautheit mit der ihm gestellten Aufgabe ihn seinem Herrn erst eigentlich recht nützlich gemacht hat. Angesichts dieser Klagen ist der Aufschwung, welchen diese Kolonie Englands seit ihrer Annexion im Jahre 1876 genommen hat, geradezu wunderbar zu nennen. Bis Ende 1883 ist der Tonnengehalt der ein- und auslaufenden Schiffe von 17630 auf 68530 Tonnen gestiegen und zugleich der Gesammthandel mit dem Auslande von 212913 auf 802593 Pfd. Strl. Welche Fortschritte wird diese werthvolle Besitzung erst machen, wenn ihr ein beständiger Strom geeigneter Arbeitskräfte zugeführt werden kann.

Die Verhältnisse in Queensland sind ganz ähnlicher Art. Auch diese australische Kolonie hat eine ziemlich starke einheimische Bevölkerung, stark, wenn wir bedenken, daß es ein umherschweifendes Jägervolk ist, mit welchem wir es hier zu thun haben. Die Zahl 20585, welche man bei dem letzten Census (1881) für die Aboriginer Queenslands herausrechnete, ist eingestandenermaßen nichts besseres als Rathwerk, in Wahrheit dürfte sich diese Ziffer bedeutend höher stellen. Allein als Arbeitskräfte kommen diese Aboriginer gar nicht in Betracht, obschon ich durchaus nicht der Ansicht bin, daß die Eingeborenen Australiens nicht zur Arbeit herangezogen werden könnten. Ich glaube, man könnte das mit ihnen ebensowohl erreichen, wie mit anderen gleichstehenden Rassen. Auf mehreren Missionsstationen in Südaustralien, Victoria und Westaustralien erwiesen sie sich ja auch als recht tüchtige und, was noch mehr sagen will, als ganz beharrliche Arbeiter. Daß es großer Geduld und freundlicher Behandlung bedürfen würde, um diese wilden Kinder Australiens für die ungewohnte Beschäftigung zu gewinnen, daran ist wohl kein Zweifel. Ohne solche werden sie schleunigst wieder im „Busch“ verschwinden. Aber diese beiden Erfordernisse dürfte man bei den meisten Queensländer Pflanzern vergebens suchen; bisher wenigstens ist davon nichts zu verspüren gewesen.

So endeten die in den ersten Anfängen der Zuckerkultur gemachten schüchternen Versuche mit australischen Eingeborenen in einem Fehlschlage; nicht glücklicher war man mit den bald darauf eingeführten indischen Kulis. Denn diese größtentheils aus dem Abschaume der indischen Bevölkerung ausgesuchte Klasse zeigte sich ebenso unbotmäßig als anspruchsvoll und kostspielig. Nun begann man die kräftigen Bewohner der Südsee, die Kanaken, wie man sie nennt, einzuführen.

Sowohl über den Modus der Einführung dieser Menschen, wie über ihre Behandlung seitens ihrer Arbeitgeber ist bereits sehr viel geschrieben worden und zwar in recht widerspruchsvoller Weise. Trollope, welcher die australischen Kolonien 1873 bereiste, schildert uns den Zustand der „polynesischen“ Arbeiter als durchaus zufriedenstellend und verweist alle anders lautenden Berichte ins Bereich der Fabel, Andere schildern die Zustände als wahrhaft barbarische, gegen welche die ehemalige Sklaverei Nordamerikas noch vortheilhaft absteche. Meine eigenen Beobachtungen gehen dahin, daß nicht wenige Pflanzer von jenen Beschuldigungen voll und ganz getroffen werden, während andere freilich wegen der humanen Behandlung ihrer Untergebenen alles Lob verdienen. Was die sehr genau abgefaßten Regulative der Queensländer Regierung hinsichtlich der Verpflegung, Bekleidung, Bezahlung und Behandlung der eingeführten polynesischen Arbeiter anlangt, so lassen dieselben durchaus nichts zu wünschen übrig, immer vorausgesetzt, daß dieselben wirklich ausgeführt werden, was erwiesenermaßen in recht vielen Fällen durchaus nicht stattfindet. Ich habe darüber in diesen Blättern und an anderer Stelle schon mehrfach gesprochen und will jetzt nicht darauf eingehen. Wenn man gegen die Arbeiter, welche ganz dem Kontrakte zuwider, nach verflossener Arbeitszeit, die auch hier drei Jahre beträgt, sehr oft nicht in ihre Heimat zurückgebracht werden, ganz berechtigter Weise die Anklage erhoben hat, daß sie bei ihren Wanderungen durch die Kolonie mancherlei Excesse, namentlich gegen das wehrlose weibliche Geschlecht, verüben, so ist das nicht gerade verwunderlich angesichts der zahlreichen Beispiele, welche ihnen das keineswegs sittenstrenge Queensland lieferte, und des hier befolgten, in vieler Beziehung tadelnswerthen Princips, wonach diese ungebändigten Naturmenschen ohne ihre Weiber in die Kolonie gebracht und so Jahre lang gehalten werden. Indessen scheint man in letzterer Zeit in Queensland davon zurückgekommen zu sein und das deutsche Beispiel auf Samoa wenigstens etwas nachzuahmen, denn während der Census von 1881 von 6348 Polynesiern nur 373 Frauen nachweist, giebt ein officieller Bericht von 1884 die Zahl der damals in Queensland lebenden Südsee-Insulaner auf 12204, darunter 1138 weiblichen Geschlechts, an. Immer noch aber ist die Ungleichheit der Geschlechter eine außerordentliche und wird auch wohl so bleiben, da dem Queensländer der Kanake weiter nichts ist als das menschliche Material, aus dem soviel Arbeit als möglich herauszupressen ist und den man nach Ablauf der Vertragszeit laufen läßt, wenn er als Arbeiter nicht mehr in Betracht kommt.

Obschon die Queensländer Beamten den Pflanzern gegenüber fast immer eine möglichst weitgehende Konnivenz gezeigt haben, so ist doch die Regierung durch das Drängen des englischen Kolonialministeriums bestimmt worden, eine

Reihe von Verordnungen zu erlassen, welche die Arbeiterzufuhr außerordentlich erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. Es ist erst kürzlich vorgekommen, daß nach gerichtlicher Untersuchung eine Anzahl von Pflanzern gezwungen wurde, die von ihnen durch gewisse Arbeiterschiffe erlangten Kanaken wieder herauszugeben und auf ihre Kosten auf die Inseln der Betreffenden zurückführen zu lassen. Ganz ohne Zweifel ist die Agitation, welche Queensland veranlaßte, eigenmächtig die britische Flagge auf Neu-Guinea und Neu-Britannien aufzupflanzen, in erster Linie hervorgerufen worden durch den Wunsch, sich diese beiden Gebiete als Bezugsquellen billiger Arbeit zu sichern. Als aber England seine Oberhoheit über den südöstlichen Theil von Neu-Guinea proklamirte, untersagte es ganz ausdrücklich jede Anwerbung von Arbeitern aus diesem Gebiete in richtiger Voraussetzung, daß eine Erforschung und Ansiedelung des Landes nur so möglich sein würde, ohne blutige Kollisionen zwischen Eingeborenen und Europäern heraufzubeschwören. Wie wenig sich die Arbeiter suchenden Schiffe an diese Proklamation gekehrt haben, das beweist eine Nachricht aus Corktown, wonach vier solcher Schiffe kürzlich am Ostkap von Neu-Guinea 38 Eingeborene niederschossen, weil sie sich ihrer eigenen Wegführung und der ihrer Verwandten widersetzten.

Aber ohne solche oder ähnliche Arbeiter ist eine Kultur tropischer Produkte aus klimatischen, namentlich aber aus ökonomischen Rücksichten gar nicht denkbar und so wandten sich die Queensländer, ermuthigt durch das Beispiel von Fidschi, abermals nach Indien, denn an eine Verwendung von Chinesen war gar nicht zu denken, da der Volkswille sich gar zu energisch gegen dieselben aussprach und das Parlament durch Erhebung einer hohen Kopfsteuer und mancherlei vexatorische Bestimmungen die Einführung derselben aufs Aeußerste erschwerte. Aber auch die indischen Kulis wollte man nicht haben, da der gemeine Mann deren Konkurrenz auch auf anderen Gebieten als der Zuckerrohrkultur fürchtete, und so wurde dann ein schon früher erlassenes Gesetz, welches die Einführung indischer Kulis gestattete, vor Kurzem aufgehoben. Damit ist ein Interessenkampf zwischen dem zuckerbauenden Norden der Kolonie und dem gemäßigteren Süden entstanden, der wahrscheinlich in eine Trennung beider auslaufen wird. Schon sprechen sich die Volksversammlungen des ersteren ganz unverblümt dahin aus und es ist auch gar nicht abzusehen, wie die tropischen Kulturen des Landes ohne ein Arbeitermaterial gepflegt werden können, das dem Klima gewachsen ist. Die Kolonie Südaustralien, welche in ihrem Nordterritorium ein großes, noch ganz unentwickeltes tropisches Gebiet besitzt, hat dies ganz richtig erkannt, auf alle Aufforderungen, der Chinesenhetze sich anzuschließen, durchaus ablehnend geantwortet und nach Palmerston eine Anzahl chinesischer Arbeiter (1884: 3725) gebracht, die indeß keine ausgiebige Verwendung gefunden haben und sich zum großen Theil mit Goldgräberei beschäftigen. Auf die Chinesenfrage, soweit sie Australien und Polynesien angeht, können wir hier nicht näher eingehen; soviel läßt sich indeß mit Sicherheit behaupten, daß eine Einführung derselben in die tropischen Gebiete des Welttheiles dessen materielle Entwickelung zwar sicherlich schnell fördern würde, neben anderen bedenklichen Komplikationen aber mit ebenso großer Sicherheit zur Verdrängung und zum Untergange der einheimischen Rassen führen müßte.

Und eine solche Eventualität heraufzubeschwören, dazu ist durchaus kein Grund vorhanden. Die melanesischen Inseln, sowie auch einige der polynesischen und mikronesischen Gruppen können, wenn man die Leute human behandelt, schon jetzt hinreichende Arbeitskräfte für die bestehenden und die in nächster Zeit wahrscheinlich ins Leben tretenden Unternehmungen liefern. Vorläufig ist der Eingeborene noch wenig geneigt, in seiner Heimat zu arbeiten. Die Gebundenheit, welche die Bodenkultur nothwendig bedingt, erscheint des freien Mannes unwürdig, und doch gilt diese Anschauung nicht bei allen papuanischen Stämmen. Stone erzählt uns, wie die Eingeborenen um Port Moresby an der Südküste von Neu-Guinea ihre Pflanzungen ganz systematisch mit spitzen Stäben umgraben, und zwar ist das die Beschäftigung freier Männer. An der Astrolabebai konnten sowohl der Russe Miklucho Maklay als die Mannschaften unserer Kriegsschiffe Zeugen von der ackerbauenden Thätigkeit der dortigen Papua sein, welche sie den ganzen Tag von ihren Dörfern fern hielt. Von den Bewohnern der Neuen Hebriden wird die Regelmäßigkeit und Ordnung gerühmt, die sie in ihren Pflanzungen zeigen, sie bearbeiten den Boden mit rohen hölzernen Spaten und umgeben die angelegten Felder mit zierlichen Zäunen. Dieselben Beobachtungen hat man wenigstens auf einigen der Salomonen und den Königin-Charlotte-Inseln gemacht. Den Neu-Kaledoniern aber wird Niemand seine Bewunderung versagen können, wenn er die durch Steinmauern aufgerichteten Terrassen an den Bergabhängen sieht, auf denen die Tarofelder ehedem durch ein kunstvolles System von kleinen Kanälen bewässert wurden. Und daß gerade die Neu-Britannier den Landbau in bedeutender Ausdehnung und mit großer Sorgfalt betreiben, erklärte schon 1842 der englische Kapitän Hunter, dem die Makada in der Duke of York-Gruppe wie ein blühender Garten erschien, und Vendola, die östlichste der Admiralitätsinseln fand d'Urville bis an den Gipfel mit Pflanzungen bedeckt, die an beiden Orten mit zierlichen Zäunen eingefaßt waren. Wilfred Powell hat uns das alles in neuester Zeit bestätigt.

Sind aber die Papua nicht abgeneigt, sich mit Landbau zu beschäftigen, haben sie es auf manchen Inseln sogar schon zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit darin gebracht, so sind sie doch durchaus nicht damit einverstanden, die Arbeit, welche sie für sich selber verrichten, in ihrer Inselheimat auch für Andere zu übernehmen. Das würde sie in den Augen ihrer Stammesgenossen unwiderruflich degradiren. Der auf seine Freiheit so stolze Mann, der selbst dem Häuptlinge nur in beschränktem Maße sich fügt, würde so zum Sklaven herabsinken. In einem fremden Lande aber unterzieht er sich ganz willig denselben Arbeiten, wenn ihm die Hoffnung lacht, durch solche Dienstbarkeit in den Besitz von Schätzen zu gelangen, welche ihm nach seiner Rückkehr zu einer hohen Stellung in der Meinung seiner Stammesgenossen verhelfen. Ist das nicht ein allgemein menschliches Gefühl, das auch bei uns vorherrschend so Manchen übers Meer treibt, um dort in Verhältnisse zu treten, die er hier verächtlich verschmähen würde?

Somit würde die Entwickelung unserer Besitzungen im Stillen Ocean auf dem durch Gewinnlust angeregten Wandertriebe der melanesischen Eingeborenen beruhen, welche wechselseitig die verschiedenen Gruppen bebauten. Das erscheint unnatürlich. Sollte es nicht möglich sein, die bestehenden Vorurtheile zu durchbrechen, wie das Stanley am Congo that? In der That beabsichtigt der Engländer Farrell, welcher auf Neu-Britannien einiges Land erworben hat, den Versuch zu machen, dieses Land durch eingeborene Neu-Britannier bebauen zu lassen. Man darf auf den Erfolg dieses Experimentes gespannt sein, denn mit seinem glücklichen Verlaufe wäre eine der wichtigsten Fragen hinsichtlich der zukünftigen Entwickelung unseres neuen Besitzes in befriedigendster Weise gelöst.

Daß die Bewohner des Bismarck-Archipels, wie alle anderen Melanesier, in hohem Grade bildungsfähig sind, ist sicher. Daß sie ein körperlich kräftiger Menschenschlag sind, dafür haben wir mannigfache Zeugnisse. Wenn sie jetzt argwöhnisch, mißtrauisch, verrätherisch und grausam, dabei arge Menschenfresser sind, so erinnern wir an die Fidschianer, welche alle diese schlechten Eigenschaften im höchsten Maße besaßen und jetzt sich durch Ruhe, Ordnung und zunehmende Gesittung auszeichnen. Unter unserem Regimente wird doch ein solches Resultat nicht weniger sicher erreicht werden können, als unter dem der Engländer. Zudem hoffen wir, daß eine humane, die Interessen der Eingeborenen gewissenhaft berücksichtigende Verwaltung denselben wohlthuenden Einfluß auf das Anwachsen der Bevölkerung haben möge, wie die holländische in Java, wo trotz mancher, früher unsägliches Elend verbreitenden Maßnahmen die Zahl der Einheimischen in der überraschendsten Weise gestiegen ist.

Noch aber halten wir es für wünschenswerth, daß sich ein Faktor an dem Civilisirungswerke betheilige, welcher auf anderen Gebieten sich bereits als sehr wirksam erwiesen hat. Das ist die deutsche Mission. Auf der Duke of York-Gruppe besteht gegenwärtig eine englische Missionsanstalt, ein Zweig jener großen Londoner Gesellschaft, welche ihre Fäden über den ganzen Großen Ocean gespannt hat. Ueber ihre Thätigkeit sind neuerdings Berichte in die Oeffentlichkeit gelangt, welche die englische Mission in der Südsee in den ungünstigsten Farben erscheinen lassen. Es muß indeß daran erinnert werden, daß es räudige Schafe in jeder Heerde geben kann, und ich persönlich darf versichern, englische Missionare gekannt zu haben, welche wegen ihrer Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit das höchste Lob verdienen. Jedenfalls erreicht es die englische Mission überall, die englische Sprache und in gewissem Maße auch englische Sitten und damit Bedürfnisse einzuführen, welche dann naturgemäß durch die englische Industrie gedeckt werden. Ich möchte diesen letzten Punkt nicht zu stark betonen, um mir den Vorwurf zu ersparen, als betrachte ich gleich den Engländern die Verbreitung des Christenthums als ein geeignetes Mittel für den Absatz von billigen Baumwollzeugen, schlechten Werkzeugen und allerlei Tand. Aber ich kann mir eine wirkliche Civilisirung dieser Naturvölker nicht ohne eine Hebung ihrer religiösen Vorstellungen denken. Und es wird doch unsere Aufgabe sein müssen, auch an die Civilisirung unserer Untergebenen zu denken, nicht nur an deren wirthschaftliche Ausnutzung. Mit den Alten wird wohl schwerlich etwas anzufangen sein, ihre barbarischen Gelüste müßten sie freilich lernen zu bezähmen oder abzuthun, aber die junge Generation würde sich gewiß bei richtiger Schulung zu etwas recht Brauchbarem heranbilden lassen. Die Holländer haben freilich in Java jede Missionsthätigkeit aufs Strengste verboten, und sie thaten recht daran, denn sie haben es dort mit Mohammedanern zu thun, während wir in Neu-Guinea und den Nachbarinseln einen Götzenkultus der allerrohesten und theilweise der allerblutigsten Art vorfinden. An seine Stelle muß etwas Anderes gesetzt werden und dieses Andere kann doch nur das Christenthum sein, wenn wir nicht dem Islam, der sich schon allmählich im westlichen Neu Guinea einbürgert, gestatten wollen, auch hier seinen Einzug zu halten. Auf den Samoa-Inseln stellt es die deutsche Plantagengesellschaft den Geistlichen verschiedener Bekenntnisse völlig frei, sich mit ihren Arbeitern zu beschäftigen; nach Allem, was wir wissen, hat dort aber wohl die Disciplin mehr zur Civilisirung der Eingeborenen gethan, als alle Missionare zusammengenommen, anglikanische, wesleyanische und katholische. Wir wünschen auch keinesfalls in unseren Besitzungen das englische Muckerthum eingeführt zu sehen, das mit Busenschürzchen und Bibeln in der Tonga-Gruppe so vortreffliche Geschäfte macht. Sollte aber die Rheinische Missionsgesellschaft, welche ihre Aufgabe in Süd-Afrika so tüchtig anzufassen wußte, sich nicht berufen fühlen, hier ihre Wirksamkeit zu entfalten? Die englische Mission, welche sich bereits auf der Duke of York-Gruppe festgesetzt hat, möchte dann vielleicht und hoffentlich recht bald das Feld räumen.

Denn die Missionare werden in ihren Schulen immer mehr oder weniger die Sprache ihrer Nation einführen; Joseph Frederiks von Bethanien versteht Deutsch, aber kein Englisch, und es kann uns keineswegs erwünscht sein, daß englische Missionare ein uns untergebenes Volk in englischer Weise erziehen. Es ist ja ohnehin schon so weit gekommen, daß bei dem Arbeitergeschäfte das zur Verständigung dienende Medium das Englische geworden ist. Ist dies in unseren Besitzungen der Fall, so werden die Eingeborenen die Begriffe Deutsch und Englisch schwer von einander trennen können oder, wenn sie dies thun, so dürfte diese Trennung sehr zum Nachtheile des ersteren ausfallen. Unsere neuen Untergebenen sollten jedenfalls als Medium der Verständigung mit Europäern Deutsch lernen, mögen die Herren Engländer doch, wenn sie hier Handel treiben wollen, unserer Sprache einige Aufmerksamkeit widmen. Auf alle Fälle müßte die Mission sich mit der wirklichen Civilisation, also mit der Erziehung zur Arbeit, beschäftigen, wie das beispielsweise die katholische Mission in Westaustralien mit so gutem Erfolge gethan hat.

Dann wird sich auch der Eingeborene nicht länger scheuen, in seiner eigenen Heimat für den weißen Mann zu arbeiten. Das wäre auch vom ökonomischen Standpunkte von außerordentlicher Wichtigkeit. In Samoa rechnet man 5 Cents tägliche Ernährungskosten für einen Arbeiter, in Nord-Britannien kann man für $1\frac{1}{2}$ Cent so viel Taro, das beliebteste Nahrungsmittel der Eingeborenen, kaufen, als eine Person nur essen mag. Dabei ist Tabak das Tauschmittel. Man hätte in Neu-Britannien auch sogleich einen Stab geschulter Arbeiter, welche ihre Lehrzeit auf den Plantagen von Samoa durchgemacht haben. Rechnen wir nun noch die Vortheile hinzu, welche den Unternehmungen hier erwachsen, wo der reiche Prärieboden nach Abbrennung des mannshohen Grases das sofortige Einsetzen des Pfluges ermöglicht, während auf Samoa das nöthige Ausroden des Urwaldes und das Vorhandensein vieler Steine und Felsen im Boden zur Anwendung der Handarbeit zwingt, so dürfen wir unseren neuen Unternehmungen im Bismarck-Archipel gewiß ein sehr günstiges Prognostikon stellen. Es wird allein auf die Leitung ankommen und für diese scheint man ja die besten Kräfte gewinnen zu wollen.

Die spanische Mission auf den Karolinen-Inseln.

Im Juliheft des „Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid" eröffnet der Fregattenkapitain D. Emilio Burton y de la Serna, welcher im Anfange dieses Jahres mit dem in letzter Zeit vielgenannten Kreuzer „Velasco" die Gruppe besucht hat, eine Reihe von Mittheilungen über die Karolinen, die, was die neueren Berichte betrifft, schon durch die Tagespresse ein Eigenthum des Publikums geworden sind. Wir erlauben uns nun im Folgenden das zusammenzustellen, was er über die zur Bekehrung der Insulaner gemachten Versuche und die durch die Missionare erstatteten weiteren Berichte mittheilt. Es wurden ihm durch den P. Superior des Jesuiten-Kollegiums zu Manila für seine Arbeit eine Menge noch nicht veröffentlichter Briefe, welche von Jesuiten in französischer und deutscher Sprache im Laufe des vorigen Jahrhunderts nach Europa geschrieben waren, zur Verfügung gestellt.

Im Jahre 1701 wurden mehrere nach den Karolinen gehörige Boote durch Strömungen und Stürme nach den Philippinen verschlagen; trotzdem daß die Unruhen des spanischen Erbfolgekrieges die Aufmerksamkeit Philipp's V. in Anspruch nahmen, gab er den Jesuiten nicht nur den Auftrag, das Evangelium dort zu verkünden, sondern wies ihnen auch für diesen Zweck einige Geldmittel an.

1707 wurde der P. Joseph Bobadilla, ein geborener Italiener, aber von spanischem Blute, dorthin gesendet; er sollte zuerst aus dem Munde der Schiffbrüchigen die Sprache der Palaos-Insulaner lernen. Ein Jahr nachher reiste er ab, wurde jedoch nach der Ostküste von Mindanao verschlagen und war genöthigt, nach Manila zurückzukehren. Im Jahre 1708 machte er einen neuen Versuch; nach sechs Monaten aber hatte er die Palau-Gruppe noch nicht erreicht! Der Monsun und der Gegenstrom verursachten ihm viele Mühe; die Bemannung hatte mit dem größten Mangel zu kämpfen, bis sie endlich nach Manila zurück kam. Man ließ sich jedoch hierdurch nicht abschrecken; schon 1710 ging eine neue Expedition, diesmal auf zwei Schiffen, ab; dem unermüdlichen P. Bobadilla hatten sich zwei flämische Missionare, die P. P. Duberon und Costet, angeschlossen. Eines der Schiffe verunglückte wieder, P. Bobadilla mußte wegen Krankheit in S. Bernardino bleiben, aber die anderen Geistlichen mit den Schiffbrüchigen vom Jahre 1701 setzten die Fahrt nach der Palau-Gruppe fort, die sie wenige Tage später sichteten; durch den unüberlegten Eifer der Seeleute aber mißglückte Alles. Zwölf Personen, darunter die Padres und die Eingeborenen, schifften sich in einem Boote ein, um ans Land zu gehen, ohne aber irgend welche Lebensmittel oder Wasser mitzunehmen; sie wurden von einem heftigen Sturme überfallen, das Schiff verlor das Boot für immer aus dem Gesichte und kehrte mit der traurigen Nachricht nach den Philippinen zurück. 1711 wurde die vierte Expedition abgeschickt, doch da auch diese verunglückte, gab man weitere Versuche auf und tröstete sich damit, „daß die Zeit noch nicht gekommen sei, welche die göttliche Vorsehung für die Bekehrung der Insulaner bestimmt habe". Dies dauerte 18 Jahre; da schiffte sich im Jahre 1729 der P. Cantova nach den Mariannen ein; doch auch diese Expedition hatte Unglück, sie litt bei den Philippinen Schiffbruch. Die ganze Bemannung ertrank, mit Ausnahme des Padre, der sich nach Manila wendete.

So viele Schwierigkeiten, die man bei den Versuchen, die Inseln zu erreichen, gefunden hatte, gaben Veranlassung, daß die Spanier in den Philippinen ihnen anstatt des bisherigen den Namen Islas encantadas — bezauberte Inseln — beilegten; es schien, sagt unser Autor, daß die Gruppe das traurige Schicksal ihres erlauchten Pathen theilte, dessen Leben so unglücklich war und dessen Tod Spanien so viele Leiden verursachte.

P. Cantova ließ sich jedoch nicht abschrecken; er erlernte sogar die Steuermannskunst, um selbst den Befehl übernehmen zu können, und reiste im Jahre 1731, begleitet vom P. Victor Walter, einem Deutschen, in einem nur mit acht Ruderern bemannten Schiffe, nach der Palau-Gruppe ab. Nach einer Reise von 18 Tagen landete er auf einer Insel derselben; er traf einige vorbereitende Maßregeln und unternahm dann die Verkündigung des Evangeliums (auf der Gruppe, welche, wie er glaubt, die Spanier „de los Garbanzos" nennen). Von den Insulanern hatte er eine sehr gute Meinung, er nannte sie reich an guten Eigenschaften und berichtet u. A., daß Männer und Frauen abgesondert von einander baden und daß kein Mann nach Sonnenuntergang in das Haus eines verheiratheten Mannes eintrete; er nennt sie endlich demüthig und bescheiden.

Nach Briefen eines Jesuiten vom 12. Mai 1732 erfüllten sich die Hoffnungen, welche die P. P. Cantova und Walter hinsichtlich einer baldigen Bekehrung der Eingeborenen gehegt hatten, durchaus nicht. Derselbe Pater schrieb am 26. Mai 1734 einen Brief aus Acapulco, in dem er mittheilte, daß alle Anstrengungen vergeblich gewesen seien; man habe die besten Aussichten gehabt, jene Wilden zu bekehren, als P. Cantova ermordet wurde; sein Begleiter P. Victor Walter hatte sich vorher schon nach den Mariannen begeben wollen, wurde jedoch durch Wind und Strom nach Manila verschlagen. Länger als ein Jahr hatte P. Victor hier abzuwarten, ehe er vom Gouverneur eine Gelegenheit bekam, nach den Karolinen zurück zu kehren. Endlich konnte er sich auf einem großen Fahrzeuge einschiffen, welches beim Landen auf den Mariannen Schiffbruch litt, so daß P. Walter nur mit Mühe dem Tode entging. Er verlor darum den Muth nicht und aus den Ueberresten des gestrandeten Schiffes ließ er ein Boot bauen, mit welchem er die Reise nach den Karolinen fortsetzte.

Als er sich der Küste näherte, empfing er von den Christen kein einziges Zeichen; hierdurch zur Vorsicht gemahnt, verzögerte er die Landung unter allerlei Vorwänden, um abzuwarten, bis einige Insulaner an Bord kämen; sein Wunsch erfüllte sich und P. Walter nahm den Mann, der ihm die Nachricht vom Tode des P. Cantova mitgetheilt hatte, mit nach den Mariannen und von da nach Manila. Er hörte von demselben, daß die Feinde des Christenthums den P. Cantova aufgefordert hatten, nach einer anderen Insel, Mog-Mog, zu kommen, um einem Kranken beizustehen, und ihn dann ermordeten, weil die vom Pater verkündeten Lehren im Streite mit ihrem Aberglauben und ihren schlechten Gewohnheiten waren. Es folgt nun eine Reihe von Mittheilungen, die wir ziemlich unverkürzt hier anschließen. Nach dem Berichte des P. Cantova sind die Bewohner der Karolinen sehr geschickte Seefahrer; viele waren im Stande, die gegenseitige Lage der verschiedenen

Inseln anzudeuten; zur Bezeichnung der letzteren bedienten sie sich der Kieselsteinchen und Maiskörner. Nach der Ansicht des Paters beweist die Sprache der Bewohner, daß sie vom Hebräischen (!) oder vom Arabischen (!) stammt, und P. Cellins ist der Ansicht, daß die Leute weder mit den Malayen noch den Japanern verwandt seien.

An Stelle des Brotes gebrauchen die Bewohner süße Bataten, welche nach der Versicherung eines der Insulaner einer seiner Vorfahren, der Coor hieß und ein angesehener Mann war (denn er gehörte zu den Vornehmen der Insel), in sein Land gebracht und über die ganze Insel verbreitet hatte, so daß sie in den Karolinen ein ganz allgemeines Nahrungsmittel geworden sind. Jener Coor nämlich war durch einen Orkan nach einer der Visaya-Inseln verschlagen worden und ein Jesuitenpater hatte ihn dort freundlich aufgenommen, ihm Eisen, Kleider und namentlich die Bataten-wurzel gegeben.

„Kein Volk scheint mehr der Theilnahme werth, da es bis heute Niemand gefunden hat, der es auf den Weg des Heils führt, für den es so geeignet ist."

Die Leute leben ohne die geringste Kenntniß von Gott, ohne Glauben, ohne Religion, dagegen besitzen sie auch keinen Aberglauben [1]), dessen Ausrottung für das Bekehrungswerk so schwierig ist. Von dem, was man ihnen in Bezug auf die guten und bösen Geister, auf Gott und den Teufel sagt, glauben sie weniger, als wir von der griechischen Mythologie. Wenn man sie fragt, wer Himmel und Erde und alles Bestehende geschaffen habe, wissen sie nichts zu antworten. Sie besitzen Ueberlieferungen, die in gewisser Beziehung denen der griechischen Mythologie analog zu sein scheinen, und vielleicht deshalb glauben die Insulaner, daß Derjenige, welcher eine Frau im Bade belauert, ebenso bestraft werden wird wie Aktäon, als er Diana belauschte. Sie betrachten Sonne, Mond und Sterne als belebte Personen und glauben, es gebe überirdische Reiche, welche durch himmlische Völker bewohnt seien, die in der Luft leben, wie wir auf der Erde; eine besondere Ehre beweisen sie aber diesen Personen nicht. Götzentempel, Priester oder Opfer sind ihnen unbekannt. Sie verehren aber einige ihrer Todten, die, wie sie glauben, zu einem besseren Leben eingegangen sind. Es giebt Leute unter ihnen, sowohl Männer als Frauen, welche mit den Todten im Verkehre zu stehen glauben und den Lebenden Bericht erstatten, wer von den ersteren zur Hölle und wer zum Himmel gegangen sei. Die Auserwählten oder Glücklichen kommen am vierten Tage vom Himmel, um auf der Erde zu erscheinen; im Hause ihrer Verwandten und Freunde nennt man sie gute Geister oder Vermittler. Jede Familie hat einen oder einige solcher Helfer, an die man sich in Kummer und Noth wendet; die Kranken bitten dieselben um Gesundheit, auf dem Meere erfleht man günstigen Wind von ihnen und beim Fischen einen guten Fang. Wenn die Insulaner etwas von denselben erlangen wollen, oder auch wenn ihre Bitte erfüllt worden ist, geben sie dem Häuptlinge gewisse Geschenke. Das Volk von Jap ist sehr wild; 1734 wird es als das grausamste von allen geschildert; man verehrt dort das Krokodil [2]), d. h. unter der Gestalt desselben verehrt man den Teufel mit abergläubischen Ceremonien. Die Wahrsager und Zauberer versetzen die Leute in den Glauben, daß sie mit diesen Thieren befreundet seien und daß es nur an ihnen liege, die Insulaner von denselben zu befreien.

Die Polygamie ist auf jenen Inseln sehr verbreitet und der Tacnol oder Sultan ist um so einflußreicher und geachteter, je mehr Nebenfrauen er hat; der Herrscher von Jap hat deren jetzt sieben. Es ist sowohl dem Manne als der Frau erlaubt, die Ehe aufzulösen, wenn nur hinsichtlich des eingebrachten Heirathsgutes nach gewissen Regeln gehandelt wird. Wenn die Frau untreu ist, muß der Verführer dem Manne ein reiches Geschenk geben, doch wenn der beleidigte Gatte das Geschenk nicht annimmt, kann er die Frau wegschicken. Eine Wittwe mit Söhnen kann sich nur mit dem Bruder des verstorbenen Mannes verheirathen. Gewöhnlich werden die Leichen an einer recht unruhigen Stelle ins Meer geworfen; wenn man jedoch dem Verstorbenen eine rechte Ehre erzeigen will, bestattet man ihn in einem Sarge im Inneren eines Hauses oder errichtet ihm eine Art von Todtenkapelle, die ohne Mörtel an einem besonderen Orte aus Steinen erbaut wird. Uebrigens werden an solchem Orte alle möglichen Lebensmittel niedergelegt, die der Seele des Todten zu gute kommen sollen. Ehe der Leichnam bestattet wird, bestreuen die Leidtragenden denselben mit wohlriechendem, gelbem Pulver, stoßen in ihrem Schmerze Schreie aus und weinen bitterlich; manche schneiden sich zum Zeichen der Trauer Haar und Bart ab, wiewohl dieselben das deutlichste Zeichen einer hohen Abkunft sind. Wenn die Leiche einmal im Sarge ist, hält eine der Frauen mit sanfter Stimme die Leichenrede, in welcher die guten Eigenschaften des Verstorbenen gelobt, die Schönheit seines Körpers, die Vortrefflichkeit seines Stammes, seine Geschicklichkeit beim Tanze, sein Glück beim Fischen, seine Tapferkeit beim Kampfe hervorgehoben werden. Die Trauerfeierlichkeit endet mit einem großen Bankette, worauf alle Theilnehmer bis zum folgenden Tage weder essen noch trinken dürfen.

Ihre Spiele und Vergnügungen beschränken sich auf das Schwimmen, den Tanz, das Lanzenwerfen und das Schleudern von Steinen. Sie baden sich dreimal Tags, vor Sonnenaufgang, mitten am Tage, und in der Abenddämmerung, worauf sie zu Bette gehen. Frauen und Männer baden an verschiedenen Stellen, ohne sich ganz zu entblößen.

Die Eingeborenen besitzen keine Musikinstrumente, und wenn sie tanzen, so geschieht das gewöhnlich im Mondlichte vor der Wohnung des Königs; dabei singen sie so laut wie möglich und nach dem von der Stimme angegebenen Takte bewegen sie den Kopf, die Arme, die Hände, die Füße, ohne sich nur einen Strohhalm breit von derjenigen Stelle zu bewegen, wo sie sich gleich anfänglich aufgestellt haben.

Ihre Stellungen und Bewegungen sind künstlerisch und eindrucksvoll; sie schmücken den Kopf mit Blumen, Federn und wohlriechenden Pflanzen, und in den Ohren haben sie künstlich geflochtene Gewebe von Palmblättern, und an jedem der anderen Glieder, an Armen, Händen, Füßen, Waden einen besonderen und charakteristischen Schmuck. Nach dem Tanze beschenkt der König, wenn er nicht gar zu filzig ist, die Theilnehmer mit einem Stücke Schildpatt oder Zeug; er hält es eigenhändig in die Höhe und dasselbe wird das Eigenthum dessen, der es im Sprunge erreicht. Die Frauen tanzen gewöhnlich nicht; sie setzen sich in zwei Reihen auf die Erde und fangen gleich an die Arme, das Haupt und den Körper nach dem Takte einer süßen, einförmigen Musik zu bewegen, was Allen sehr gefällt.

Die Männer beschäftigen sich mit der Erbauung von Booten für den Fischfang und dem Anbau und dem Sammeln von Pflanzen und Gemüsen, während die Frauen die Nahrungsmittel kochen, Kleidungsstücke für sich aus den Fasern der Kokosnuß und anderen Pflanzen weben, Bett-

[1]) Das scheint nach dem Folgenden nicht ganz richtig.

[2]) Das muß ein Irrthum sein, sagt der Berichterstatter; man kennt den Namen des Krokodils nicht, und es giebt auf jener Insel keine Flüsse, wo dasselbe sich aufhalten könnte.

säcke verfertigen und die Männer beim Anbau der Yams unterstützen.

Um die Rinde und Faser der Bäume zu zerkleinern, zu strecken, zu verbinden und an einander zu fügen, haben sie Werkzeuge von Stein; eiserne Geräthschaften hat nur der König.

Andere Fertigkeiten, namentlich die freien Künste, kennen sie gar nicht, sie wissen daher auch nichts von einem Alphabet, haben keine Bücher und keine Lehrer; vielleicht sollte man jedoch astronomische Kenntnisse ausnehmen, von denen sie soviel zu wissen scheinen, wie ihnen für die Schiffahrt nöthig oder nützlich sein kann.

Ehe sie eine Reise unternehmen, befragen sie das Loos, um zu wissen, ob dieselbe glücklich oder unglücklich verlaufen wird; dasselbe thun sie auch, ehe sie zum Fischen auslaufen. In letzterem Falle nehmen sie nie Lebensmittel mit, da sie glauben, daß, wenn sie bei solcher Gelegenheit Speise oder Trank im Boote hätten, ihnen Hände, Füße und Schamtheile aufschwellen würden.

Sie haben vor ihrem König, den sie gleichzeitig als Oberpriester ansehen, große Ehrfurcht, da sie von ihm sowohl in geistlichen als in weltlichen Sachen vollständig abhängen; die Unterwürfigkeit, der Respekt und der Gehorsam, die sie ihm beweisen, sind wirklich bewunderungswürdig. Sie unternehmen nichts, ohne ihm vorher Hände und Füße zu küssen; in seiner Gegenwart biegen sie den Kopf bis zum Knie, so daß ihr Körper rund wie eine Kugel wird; diese Haltung bewahren sie, so lange sie vor dem Könige stehen. Jedesmal, wenn sie an seinem aus bunt gemalten Brettern gebauten Hause vorbeigehen, welches etwas höher als die anderen steht, machen sie dieselben Zeichen der Ehrfurcht, wobei sie den Körper tief neigen. Jeden Abend kommen einige Mädchen zum Hause des Königs und singen da mit leiser Stimme, bis er schläft oder sie auffordert, sich zurück zu ziehen. Sie flößen ihren Kindern mit der Muttermilch die größte Ehrfurcht vor den Häuptlingen ein und jeder Mangel an Achtung gegenüber denselben würde als eines der schwersten Verbrechen gestraft werden. Um sich die Beweise solcher Achtung und Ehrfurcht zu erhalten, herrscht der König mit der äußersten Strenge. Er spricht mit seinen Unterthanen nur wenig und immer mit größtem Ernst. Er giebt seine Befehle von einem hohen Gerüste aus, die Unterthanen horchen auf dieselben, indem sie auf der Erde ausgestreckt liegen. Die Strafen bestehen im Verluste des Besitzthums oder in Verbannung nach einer entfernten Insel. Schon sein Anblick verursacht den Unterthanen Schrecken, da er gegen die Gewohnheit des Landes einen langen Bart trägt, sich prächtig mit Blumen und Federn schmückt und sich gewöhnlich eines Mantels bedient, der von den Schultern bis zu den Knien wallt. Die Waffen sind die Steinaxt und die Lanze, an deren Spitze sie eine Fischgräte oder einen Haifischzahn befestigen. Niemals bedienen sie sich dieser Waffen bei ihren Privatstreitigkeiten, die immer durch Vermittelung einer dritten Person oder durch Geschenke beigelegt werden, sondern nur in den Kämpfen, Volk gegen Volk. Ihre Kampfweise ist sehr sonderbar, sie gehen dem Feinde in drei Reihen entgegen, in der ersten die Knaben, in der zweiten die Jünglinge, in der dritten die wirklichen Männer. Wenn die feindlichen Heere einander zu Gesicht bekommen, schicken sie beiderseits einen kleinen Jungen voraus und fangen an, mit der Schleuder Steine auf diese Vorkämpfer zu richten, bis einer verwundet ist oder flieht. Dann kommen die Jünglinge und endlich die Männer an die Reihe; der Sieger stimmt Kriegslieder an. — Soweit der Auszug aus den Berichten des vorigen Jahrhunderts.

Kürzere Mittheilungen.

Wißmann's Kassai-Fahrt.

„Le Mouvement Géographique" (2. Jahrgang, Nr. 21) giebt einen genauen Bericht über die glückliche Fahrt unseres Landsmannes, die die Hauptzüge der Hydrographie der südlichen Congozuflüsse nun fast vollständig aufgeklärt hat.

Wißmann hat bekanntlich alsbald nach seiner Ankunft bei Mukenge dort Terrain erworben und die Station Luluaburg begründet. Während er die nöthigen Gebäude errichtete und Boote zimmern ließ, sandte er die Herren von Francois und Dr. Wolff zu einer Rekognoscirung nordwärts; ersterer gelangte bis zur Residenz des Häuptlings Mona Tenda. Die Station wurde dem Zimmermann Bugslag übergeben, und ihm 25 Soldaten und 30 Arbeiter zurückgelassen. Am 28. Mai dieses Jahres brach die Expedition auf; sie bestand aus dem Stahlboote „Paul Pogge", aus zehn von Bugslag gezimmerten Pirogues und zehn Kanots der Eingeborenen; außer den fünf Weißen Wißmann, Hans Müller, von Francois, Dr. Wolff und dem Mechaniker Schneider führte die Flotille 48 in Malandsche engagirte Angolaneger und 150 Baluba, darunter 30 Frauen und Kinder, mit. Für die ersten drei Tage bot der Lulua keinerlei Hindernisse, dann traf man auf Stromschnellen, in denen leider eine Pirogue kenterte; zwei Eingeborene, davon einer der Chef der Muluba, ertranken, ein anderer wurde schwer verwundet; zehn Gewehre und ein Quantum Waaren gingen verloren. Von da an traf man aber auch kein Hinderniß mehr; die Eingeborenen lernten auch von Tag zu Tag die Pirogues besser führen; am 2. Juni wurde die Einmündung des Luebo passirt und am 5. Juni war der Kassai erreicht. Er ist von der Vereinigung mit dem Lulua ab schon ein mächtiger Strom mit zahlreichen reich bewachsenen Inseln. Die Eingeborenen nennen ihn hier Saire, ein Name, den Livingstone schon vor dreißig Jahren erkundete. Auf dem rechten Ufer wohnten die Bakuba, auf dem linken die Baschilele; beide Stämme nahmen die Expedition äußerst freundlich auf und brachten außer Lebensmitteln auch Kautschuk (kennen die Eingeborenen, wo noch gar kein Handel stattfindet, die Bereitung des Kautschuk?) und Elfenbein in Tausch gegen Kauris, Perlen und Kupfer. Die ausgedehnten Wälder scheinen unerschöpfliche Reichthümer an Kautschuk zu bergen.

Die Fahrt den Kassai hinab war völlig unbehindert, am 16. Juni wurde ein großer Fluß erreicht, der in zwei je 300 m breiten Armen in den Kassai mündete; die Eingeborenen nannten ihn Sankuru, er ist zweifellos identisch mit dem 1881 von Pogge und Wißmann entdeckten Lubilasch, der also nicht, wie Stanley annimmt, in den Lomami und mit diesem nahe den Stanleyfällen in den Congo mündet. Nach der Angabe der Eingeborenen ist er bis weit hinauf ohne alle Schnellen oder Fälle.

Eine große Ueberraschung wartete nun der Reisenden: der Kassai anstatt weiter direkt nordwärts zu fließen, wandte sich nach Westen. Sein Gebiet war reich bevölkert. Am

19. Juni wurde das Land der Babinga erreicht, die mit ihrem Chef Itaka die Expedition sehr freundlich aufnahmen und alsbald Tauschhandel anfingen. Am folgenden Tage sah man am linken Ufer die etwa 40 m breite Einmündung des Temba, den Wißmann für den mit dem Lutschiko vereinigten Loange hält; er hat ein röthliches Wasser und starke Strömung. Weiterhin kam man in das Gebiet der Bangodi, welche ebenfalls sehr freundlich und nach Anknüpfung von direkten Handelsverbindungen begierig waren; ihr Chef Gina-Damata geleitete die Expedition mit seinen Piroguen eine Strecke weit.

Nun begann aber das Gebiet der gefürchteten menschenfressenden Bakutu, vor welchen die Anwohner des Kassai die Expedition schon lange gewarnt hatten; der erste Tag in ihrem Bereiche verlief noch friedlich; nur die Frauen zeigten sich und beschimpften die Fremden. Am anderen Morgen aber versuchten die Bakutu einen Ueberfall, der freilich energisch zurückgewiesen wurde, ebenso ein zweiter, und von nun an hielten sich die Wilden mehr zurück.

Bis dahin hatte man noch keine Spur europäischer Produkte entdeckt; am 1. Juli sah man bei den Babinga zum ersten Male ein Gewehr und einige Zeuglappen, man näherte sich dem Congo. Ueber die Stelle der Einmündung konnte nun kein Zweifel mehr sein, die nordwestliche Richtung, welche der Fluß beibehielt, führte direkt zur Mündung des Kwa. Der Fluß war seither schmäler und tief gewesen, vom 2. Juli an verbreiterte er sich plötzlich auf 9000 bis 10000 m und überall traten Inseln und Sandbänke auf. Nach kurzer Zeit sah man am linken Ufer die Mündung des Kuango. Von hier an waren die Eingeborenen mit Flinten bewaffnet und kannten die blaue Flagge mit dem goldenen Sterne. Am 4. Juli sah man an der rechten Seite die Einmündung des Mfini, des Ausflusses des Leopold-Sees, und nun war man wieder auf bekanntem Gebiete. Die labyrinthischen Windungen und Verzweigungen des Kassai zwischen den Mündungen des Kuango und des Mfini hatten Stanley verhindert, die Bedeutung des Kwa, welchen Namen der Fluß von da an annimmt, zu erkennen.

Das rechte Ufer ist bewohnt und gut kultivirt, das linke eine von Elephanten wimmelnde Wildniß, in welcher die Expedition an einem Tage sieben Stück erlegte und am anderen Tage vom Flusse aus vier Heerden sah. Flußpferde waren so zahlreich, daß sie mehrere Male die Expedition zwangen, sich ein Boot hinter dem anderen am Ufer hinzuschleichen und verschiedene Boote in Gefahr brachten. Am 9. Juli, nach einer Fahrt von 43 Tagen, erreichte die Flotille den Congo, zur großen Ueberraschung der Beamten auf der Station von Kwamouth und sieben Tage später war Wißmann in Leopoldsville. Der Kwa ist an seiner Mündung nur 400 m breit und nur seine Tiefe und seine starke Strömung deuten seine Wichtigkeit an. Die von Lieutenant von Francois aufgenommene Karte seines Laufes bietet nach einer Anmerkung der Redaktion sehr erhebliche Differenzen gegen die Stanley'sche. Der Zusammenfluß von Lulua und Kassai liegt unter 5° 5′ südl. Br. und 20° 5′ östl. L., die Sankuru-Mündung unter 4° 20′ und 20° 25′; die Kuango-Mündung bei 3° 15′ und 17° 50′, Kwamouth selbst bei 3° 10′ und 16° 45′.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein schon vor 20 Jahren besprochenes Projekt, die direkte Eisenbahnverbindung zwischen Brüssel und Mainz, ist bei der Ausstellung zu Antwerpen durch die Herren van der Straeten-Ponthoz wieder zur Sprache gebracht worden. Die Linie soll von Brüssel über Wawre und Huy gehen, die deutsche Grenze bei Vieilsalm überschreiten, quer über die Eifel und den Hundsrück nach Kreuznach laufen und von dort aus die Ludwigsbahn in der Nähe von Mainz erreichen. Diese Linie würde die kürzeste Verbindung zwischen England und Mainz, dem Centrum der Linien nach dem Süden und dem Osten, bilden. Unter Annahme der bei Expreßzügen üblichen Geschwindigkeit glaubt man die Reise von London via Ostende nach Mainz in 12 St. 50 Min. machen zu können, während die Dauer derselben auf dem kürzesten Wege jetzt 20 St. 12 Min., auf dem Wege über Vlissingen gar 23 St. 37 Min. beträgt. Daß außer dem Gewinn, welchen der Verkehr im Allgemeinen aus dem Bau einer solchen Eisenbahn ziehen würde, dieselbe namentlich für Belgien große Vortheile zu bieten geeignet wäre, bedarf kaum der Erwähnung.

— Da in neuerer Zeit, wo die Vergewaltigung der Sachsen durch die Magyaren die Blicke öfter nach Siebenbürgen lenkt, auch die Zahl der Besucher Siebenbürgens aus dem Deutschen Reiche eine größere geworden ist, so werden vielleicht manche unserer Leser mit Interesse von einem Reiseführer durch das Land Kenntniß nehmen, von Albert Bielz' nach eigenen zahlreichen Reisen und Ausflügen gearbeiteten „Siebenbürgen" (Wien, C. Graeser), der unlängst in zweiter, sehr erweiterter Auflage erschienen ist. Da die Beschreibung der einzelnen Routen, der Städte und Gebirgspartien sehr ausführlich gehalten ist, nicht in der knappen Art der „Bädeker", und viel Historisches und Naturwissenschaftliches enthält, so findet das Buch auch daheim in der Bibliothek einen passenden Platz. Die beigegebene Karte reicht zur Uebersicht aus, nicht aber mit ihrem wenig ausdrucksvollen Terrain zu Gebirgswanderungen.

— Die französische Regierung hat nach einer Mittheilung in „Science et Nature" folgende neue wissenschaftliche Missionen angeordnet: Der Zoologe Frédéric Bordas erforscht die Maskarenen, Seychellen und Komoren; Clermont-Ganneau geht nach dem Golfe von Akaba, um die dortigen Felsinschriften zu studiren; Jacques de Morgan geht nach Südafrika, um Natal und die Boeren-Freistaaten geologisch zu erforschen; Lieutenant Palat soll den Versuch machen, von Medina am Senegal nach Timbuktu und von da über Tuat nach Algerien vorzudringen; Benjamin Balansa geht zu wissenschaftlichen Forschungen nach Tonkin und Jules Borelli nach Schoa.

— Schwedens Bevölkerung betrug nach dem letzten Berichte des schwedischen statistischen Centralbureaus am 31. December 1884 4 643 128 Personen, oder 39 533 Personen = 0,86 Procent mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme der Bevölkerung war im vorigen Jahre größer als in den drei vorhergehenden Jahren zusammen genommen; im Jahre 1883 belief sich dieselbe auf 24 480 Personen, in 1882 auf 6870 und in 1881 auf 6577. Die Bevölkerung des platten Landes vermehrte sich um 12 605 Personen und betrug am Ende vorigen Jahres 3 866 313 Personen; die der Städte vermehrte sich um 26 928 Personen auf 776 815 Personen. Auf Stockholm allein kam eine Zunahme um 10 660 Personen, so daß die Einwohnerzahl der schwedischen Hauptstadt am Schlusse des Jahres 1884 205 129 betrug. — Die Proportion der in Schweden während der Periode 1776 bis 1880 geborenen unehelichen gegen die ehelichen Kinder war folgende:

	Auf 1000 eheliche Kinder wurden uneheliche geboren:
1776 bis 1780	32
1781 „ 1785	35
1786 „ 1790	46
1791 „ 1795	51
1796 „ 1800	55
1801 „ 1805	62
1806 „ 1810	69
1811 „ 1815	71
1816 „ 1820	74
1821 „ 1825	75
1826 „ 1830	67
1831 „ 1835	70
1836 „ 1840	74
1841 „ 1845	92
1846 „ 1850	98
1851 „ 1855	103
1856 „ 1860	96
1861 „ 1865	101
1866 „ 1870	111
1871 „ 1875	121
1876 „ 1880	112

Diese Angaben umfassen sämmtliche lebend- und todtgeborenen Kinder.

Asien.

— Wie die „Novosti" berichtet, sieht man die chinesische Einwanderung in den ostasiatischen Provinzen Rußlands sehr ungern; der Strom nimmt mit jedem Jahre zu, denn das himmlische Reich sendet jetzt seinen Menschenüberschuß dorthin, ebenso wie es denselben früher nach Amerika schickte. Die Chinesen haben sich auf russischem Gebiete eine ganz angenehme Existenz verschafft, sie nutzen den natürlichen Reichthum aus, bearbeiten den Boden, exploitiren die Goldminen, ohne beaufsichtigt zu werden, besitzen Brennereien, von denen sie keine Abgaben bezahlen, zerstören ungestraft die besten Eichenwälder und sind frei von allen Steuern; demnach kann man sich nicht verwundern, daß sie ihr Vaterland ohne Bedauern verlassen, um nach dem russischen Gebiete auszuwandern. Die „gelbe Frage", welche den Amerikanern so viel Verlegenheit bereitet hat, wird sich auch in Rußland erheben, da die Chinesen durch eine friedliche aber unwiderstehliche Invasion die dem Zarenreiche abgetretenen Gebiete überschwemmen. Man könnte dem nur entgegentreten oder ihre Einwanderung wenigstens weniger nachtheilig machen, wenn man das russische Element in jenen Gegenden verstärkte, nämlich eine Kolonisation jener Gegenden durch eine Mittel-Rußland entstammende Bevölkerung unterstützte, wodurch von selbst die Einwanderung der Chinesen abnehmen würde. Mit Hilfe der freiwilligen Flotte hat zwar eine derartige Kolonisation, jedoch nur in kleinem Maßstabe, angefangen, und ohne daß die erhaltenen Resultate eine Bürgschaft für die Zukunft gäben. Man begeht jetzt wieder dieselben Fehler, die man vor einigen Jahren bei der Lösung der Ansiedelungsfrage in den Amur-Provinzen begangen hat; der Boden ist nicht hinreichend erforscht und die Kolonisten werden ihren eigenen Hilfsmitteln überlassen. Um den hiermit verbundenen Uebelständen zu begegnen, müßte man die genauesten Erkundigungen über die Beschaffenheit des Bodens einziehen, welcher den Kolonisten zur Bearbeitung übergeben werden soll; nach den von den Behörden gemachten Aufstellungen würde die Provinz Ussuri 25000 bis 30000 Einwandererfamilien aufnehmen können, doch eine viel kleinere Anzahl würde schon genügen, um das russische Element zu kräftigen. Man sollte den schon 1883 aufgestellten Grundsatz festhalten, daß es nicht so sehr darauf ankommt, eine möglichst dichte Bevölkerung zu erzielen, sondern vielmehr möglichst viele Punkte auf dem ganzen Gebiete durch das russische Element in Besitz nehmen zu lassen.

— Das „Journal officiel" vom 27. August veröffentlicht das Ergebniß der bei den Zollstätten in Tongking und Annam während der ersten vier Monate des Jahres 1885 eingegangenen Zölle. Dieselben beliefen sich auf 366967 Francs, davon 196745 für Ein-, 132240 für Ausfuhren, 28318 für Leuchtfeuer, 9655 für Strafen und Beschlagnahmungen. Es fungirten sieben Zollstätten, nämlich Haï-phong, Hanoï, Nam-dinh, Quang-yen und Hong-hoa (neuerdings aufgehoben) in Tongking, Tourane und Quinnhon in Annam. Der Werth der Einfuhr belief sich fast auf 4 Millionen Franken, wovon fast ein Drittel auf gesponnene Baumwolle entfiel. Die Einfuhr von Leinwandwaaren und fertigen Kleidern, welche nur 25000 Francs werth war, nimmt an Bedeutung zu, weil viele Eingeborene anfangen, sich nach europäischer Weise zu kleiden. Die Ausfuhr hatte einen Werth von 933640 Francs, wovon etwa 100000 auf Reis entfielen. Uebrigens ist dabei zu berücksichtigen, daß jenes Trimester kein normales war, sondern daß während desselben noch Kriegszustand herrschte.

— Wie der „London and China Telegraph" berichtet, hat Herr J. Izrman, Chefingenieur bei der Staatseisenbahn zu Djokjokerta (Java), bei einem Besuche der Tempelruinen zu Brambanan in der Nähe derselben einen anderen prächtigen Tempel, der in seinen Abmessungen beinahe den Tjandi Sewu gleichkommt, entdeckt. Derselbe war ganz unter einem aus Sand, Erde und Steinen gebildeten Hügel begraben.

Afrika.

— Die neueste „Kolonialpolitische Korrespondenz" schreibt: „Ein Telegramm aus Zanzibar meldet, daß Lieutenant Schmidt die Landschaft Usaramo durch Verträge für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erworben und die deutsche Flagge daselbst gehißt hat. Damit ist die wichtige Küstenlandschaft südlich von Usegnha ebenfalls deutsch und der ganze Lauf des Rufidschi im Besitze der Gesellschaft. Der vorzügliche Hafen Dar-Es-Salam, der beste an der gesammten Ostküste von Central-Afrika, gehört dieser Landschaft an. Wie weit der Sultan von Zanzibar Anrechte an einen oder den anderen Küstenpunkt von Usaramo hat, wird zu untersuchen sein. Durch die Schmidt'sche Erwerbung dieser Provinz, welche 400 bis 500 deutsche Quadratmeilen umfaßt, gewinnt die Erwerbung von Chutu erst ihren vollen Werth, da nunmehr der unmittelbare Anschluß an die Küste auch von dort aus erreicht ist."

— In einem Vortrage, welchen Dr. Aurel Schulz über seine Reise an den Flüssen Tschobe und Kubango (Süd-Afrika) in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat (s. deren „Verhandlungen" Bd. 12, Nr. 7), kommt derselbe auch auf die Kalahari-Buschmänner zu sprechen, welche Serpa Pinto in seiner „Wanderung quer durch Afrika" (Bd. 1 der deutschen Uebersetzung, S. 296 ff.) unter dem Namen Mucassequeres beschreibt. Schulz nennt sie eine unschuldige und hilflose Menschengruppe, die, wenn sie auch nur das Geringste gesammelt haben, von den Schwarzen ausgeraubt werden. Deshalb geben sie sich kaum Mühe, selbst die Früchte des Waldes aufzuspeichern, sondern wandern im Urwalde von Stelle zu Stelle, wo sie Früchte und Wurzeln finden, bei denen sie so lange sich aufhalten, als der Vorrath reicht. Diese Mossaro oder Mossakere, wie sie Schulz nennt, sind von mittlerer Körperhöhe, haben ausgedehnten Unterleib, dünne Extremitäten, hell- bis dunkelbraungelbe Hautfarbe, kurz geringelte, schwarze Haare und dolichokephale, stark prognathische Kopfform. Trotz ihrer schlechten Nahrung besitzen sie eine bewundernswerthe Ausdauer im Gehen und Laufen; dadurch in Verbindung mit einem Spürsinne ohne Gleichen sind sie im Stande, verwundetem Wilde nachzujagen, bis sie es bekommen. Sogar Antilopen sollen sie in sechsstündigem Dauerlaufe einzuholen im Stande sein. Dies

muß ein Jeder vollbringen, ehe er heirathen darf, um den Eltern des Mädchens den Beweis zu liefern, daß er dasselbe auch ernähren kann. Oefters verlangt der Vater, daß eine Giraffe auf diese Weise getödtet wird. Ist dies gelungen, so kehrt der Freier nach dem Aufenthaltsorte der Eltern zurück und setzt sich stillschweigend nieder, indem er stolz auf den Schweif des getödteten Thieres deutet. Jetzt stürzt Alles, was laufen kann, ohne daß ihm die Richtung angedeutet wird, und nur der Spur des Jägers sicher folgend, nach der Stelle, wo sie das Wild mit Zweigen und Gras zugedeckt finden. Jetzt wird es zertheilt und nach Hause geschleppt, wo dann die Heirath stattfindet, indem der Bräutigam seine Braut an die Hand nimmt und wegführt. Besitzt sie eine Schwester, so behält er an diese insofern ein Recht, daß, wenn seine Frau krank wird oder stirbt, er sie zu sich nimmt. — Diese Mossaro sollen von den Gona-Hottentotten, denen sie in Sprache und Sitten vielfach gleichen, abstammen.

— Von dem Leiter der österreichischen Congo-Expedition, Prof. Oskar Lenz, sind eine Reihe von Briefen in Wien eingetroffen, welche die Fahrt längs der Westküste Afrikas schildern, und in den „Mittheilungen" der Wiener geographischen Gesellschaft (Bd. 28, Nr. 9) veröffentlicht worden sind. Wir entnehmen denselben folgende Angaben von Interesse über Gabun. Wie Lenz hörte, beabsichtigt eine deutsche Gesellschaft am Fuße des eigentlichen Kamerunpik größere Strecken Landes anzukaufen, um Plantagen anzulegen. Es bedarf dazu aber einer genaueren Untersuchung des Bodens, um nicht in ähnlicher Weise enttäuscht zu werden, wie es in der Woermann'schen Sibange-Farm bei Gabun der Fall gewesen ist. Dort hat sich nach jahrelanger kostspieliger Arbeit herausgestellt, daß die Humusschicht nicht genügend ist für die Wurzeln der Kaffeebäume und daß eine Lage thonigen Brauneisensteines (Laterit) das Gedeihen der Pflanzen hindert. Jetzt will man auf dieser Farm versuchen, Tabak anzubauen, was möglicher Weise von Erfolg sein kann.

Die englisch-amerikanische Mission Baraka in Gabun ist jetzt in ihrer Existenz gefährdet, da das französische Gouvernement verlangt, daß dort nur in französischer Sprache gelehrt werden soll; überhaupt haben die Franzosen in den letzten Jahren, seitdem Brazza die großen Erwerbungen für Frankreich gemacht hat, sich den Ausländern gegenüber schärfer benommen, als es früher der Fall war. Auch den Handel hat man in empfindlicher Weise durch Einführung von verhältnißmäßig hohen Zöllen geschädigt, so daß in Gabun gegenwärtig nur eine äußerst geringe Handelsbewegung stattfindet.

Nordamerika.

— Mineralreichthum von Arizona. Dem inhaltsreichen Büchlein G. vom Rath's (s. oben S. 272) entnehmen wir folgende Notizen: Die alten Bergwerke wurden 1855 nach der Besitznahme durch die Union wieder aufgenommen; die Bergstadt Tubac blühte neu auf, aber mit dem Bürgerkriege mußte die Provinz wieder aufgegeben werden und erst die Entdeckung der Goldlager in Yuma County, namentlich der reiche Fund im Antelope Creek 1863 zog wieder Arbeiter dorthin. Bis 1874 konnten sich die Arbeiter kaum der Apaches erwehren, dann begann die neue Zeit. 1878 entdeckte Shieffelin die Mine Tombstone in Cochise County, die bis 1883 für 25 Mill. Dollars Silber lieferte. Daneben fanden sich die reichen Kupfererze von Copper Queen, eine Erzmasse von 45 m Höhe und 25 m Durchmesser. — In der Wüste Papagueria ist New Virginia entstanden, an einer Silbermine mit zwei Gängen von $1\frac{1}{2}$ m Mächtigkeit. Fast alle Berge enthalten Gänge von Bleiglanz und Weißbleierz, in Yavapay County auch Gold. Die Peck-Mine, welche 1875 zufällig in einem Quarzriffe entdeckt wurde, ergab in drei Jahren für $1\frac{1}{4}$ Mill. Dollars Silber. — Am Mittellaufe des Rio Gila wurde 1875 die reichste Mine der Union, die Silver King, durch einen Zufall entdeckt und lieferte bis 1883 für 4 Mill. Dollars. In Beziehung auf Silberproduktion stand Arizona 1882 nur noch hinter Colorado zurück, in der Gesammtproduktion nahm es unter den Staaten der Union den vierten Rang ein. In der Kupferproduktion steht es nur hinter den Minen am Oberen See zurück. — Auch Steinkohle hat sich bei Gallup gefunden und es fehlt nur an Wasser, um das Land noch zu rascherem Aufschwunge zu bringen. Ko.

Südamerika.

— Im Septemberheft des „Kosmos" beschließt Dr. Fr. Johow seine reizvollen „Vegetationsbilder aus Westindien und Venezuela" mit der Schilderung eines von Maturin aus unternommenen Ausfluges nach der Guacharo-Höhle bei Cumana. Gelegentlich der Beschreibung der Reise durch die Llanos wird dabei auch der Zitteraale oder Gymnoten gedacht, über deren Fang Humboldt die bekannte Schilderung geliefert hat. Wiederholt nahmen Dr. Johow und seine Begleiter Gelegenheit, an Orten, in deren Nähe sich Flüsse oder Lagunen befanden, sich nach dem Vorkommen von Gymnoten zu erkundigen. Zwar erhielten sie öfter von den Leuten die Antwort, es gäbe „Tembladores" in den umliegenden Gewässern; aber niemals gelang es ihnen, ein Exemplar zu Gesicht zu bekommen oder mit einem solchen, obwohl man oft genug durch Bäche und Flüsse zu reiten hatte, eine „elektrische" Bekanntschaft zu machen. „Da wir nun wenigstens über den merkwürdigen, mit Pferden betriebenen Fang der Gymnoten, das „embarbascar con cavallos", von dem Humboldt erzählt, Einiges, wenn auch nur durch Hörensagen, zu erfahren wünschten, befragten wir darüber sowohl auf dem Wege nach Caripe als auch später noch in Maturin mehrere Llaneros und andere kundige Leute, wurden aber stets dahin beschieden, daß gegenwärtig in den Llanos eine solche Art des Fischfanges gänzlich unbekannt und wahrscheinlich auch früher niemals gewohnheitsmäßig betrieben worden sei." Es stimmen diese Aussagen durchaus mit den Ermittelungen überein, welche Dr. C. Sachs, mit physiologischen Untersuchungen über die elektrischen Erscheinungen des Zitteraales beschäftigt, im Jahre 1876/77 in der Gegend von Calabozo gemacht hat. „Eine sonderbare Verkettung von Umständen", sagt Sachs, „hat dazu geführt, daß ein einzelnes Erlebniß zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zuge im Naturcharakter eines Landes gestempelt worden ist. Es ist völlig unmöglich, daß es in den Llanos je Sitte gewesen ist, die Gymnoten mittels ins Wasser getriebener Pferde zu fangen; es müßte sich sonst bei den Bewohnern der Gegend wenigstens eine Spur von Erinnerung daran erhalten haben."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen H. Saladin's.)

Der Weg von Hergla weiter südlich führt noch einige Kilometer weit auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und der Sebcha hin, bis man an den Punkt gelangt, wo diese im Winter, wenn die angeschwollenen Bergströme von der einen, das vom Sturme herüber getriebene Meerwasser von der anderen Seite sie in einen ungeheuren See verwandelt haben, mit dem Meere zusammenhängt. Hier war die Passage früher oft sehr schwierig. Die Römer zwar hatten sich durch einen chaussirten Steindamm eine Verbindung zu allen Zeiten gesichert, aber im Laufe der Zeiten hat die Chaussee sich an einigen Punkten gesenkt, an anderen ist sie bei Stürmen durchbrochen worden, und so war der Verkehr erheblich erschwert, bis 1854 ein ungewöhnlich intelligenter und energischer Gouverneur des Sahel, Mohammed ben Hossein, die Durchbrüche überbrücken ließ; Dank der Kantara Half el Menzel (der Brücke über den Ausfluß des Sees el Menzel) können nun Karawanen zu jeder Zeit von Hergla südwärts nach Susa gelangen.

Die Reisenden gehen leider auf eine sehr wichtige Frage nicht ein, in welcher dieser Strandsee, Bahr Dscheriba, wie ihn die Araber nennen, eine Rolle spielt. Dr. Rouire sieht nämlich (wohl mit Unrecht; Red.) in ihm und nicht in dem hypothetischen Meerbusen bei Gabes den Palus Tritonis der Alten und in der Insel, welche sich im Winter zwischen den beiden Ausflüssen der Sebcha bildet, das Phla des Herodot. Die ganze verworrene Frage des Palus Tritonis, den Sir Richard Wood in der Meerenge zwischen dem Festlande und der Insel Dscherba sucht, verdiente wohl einmal eine eingehende Prüfung an Ort und Stelle.

Kaum hat man diese Brücken überschritten, so beginnen Baumpflanzungen und Gärten, und sie werden immer zahlreicher und schöner, je mehr man sich Susa nähert. Zur Linken freilich haben sie schwer zu ringen mit dem vordringenden Dünensande, welcher die Baumstämme hier und da schon bis zur Hälfte begraben hat; rechts von der Straße sind sie dafür aber um so üppiger. Hat man den ziemlich breiten Ued el Hammam überschritten, der noch zwei Stunden von der Stadt entfernt ist, so beginnen schon überall in den Olivenhainen die Landhäuser, in denen die wohlhabenden Bewohner der Stadt die Sommermonate verbringen. Man merkt, daß man sich einer reichen und gewerbthätigen Stadt nähert; fortwährend begegnet man Karawanen, die Produkte entweder in die Stadt oder von dort ins Land hinaus führen. Immer ist der Boden Flugsand, in den die Pferde bis über die Hufen einsinken, aber bei ausreichender Bewässerung trägt er reichlich, und die Provinz Sahel ist der fruchtbarste und reichste Theil Tunesiens. Endlich erscheint im sinkenden Glanze der Sonne Susa mit seinen glänzend weißen Mauern, seiner hochragenden Kasbah, seinen Minarets und dem Kasr er-Rbat am Meeresstrande und über das wüste Todtenfeld mit seinen sandverwehten Gräbern, das die Stadt wie alle Maurenstädte umgiebt, erreichen die Reisenden das Thor und das Hotel

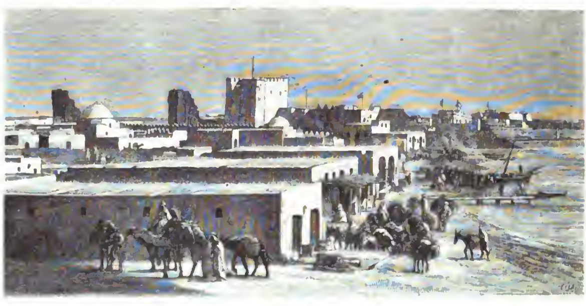
de France, das ihnen seit Wochen zum ersten Male wieder einen, wenn auch sehr bescheidenen europäischen Komfort bietet.

Die oft beschriebene Nachfolgerin des alten Hadrumetum konnte die Forscher diesmal nicht lange fesseln; nach kurzer Rast zogen sie weiter, immer dem Strande entlang, auf Monastir zu. Weithin erstrecken sich noch Gärten, dann treten kahle Dünen dicht ans Meer heran, nur einmal durch eine Palmenoase unterbrochen, und weiterhin folgte eine ausgedehnte Sebcha, die man nur auf einem



Brücke über die Sebcha südlich von Hergla.

Steindamme passiren kann. Jenseits derselben beginnen wieder ausgedehnte Gärten und bald erscheint das Kap von Monastir mit der Stadt, von Palmen überragt, das pittoreskeste Städtebild in Tunesien. Eine Barke bringt die Reisenden am folgenden Tage nach den drei kleinen vorliegenden Inseln, zuerst nach der kleinen Taubeninsel (Dschezirет el-Hamam), deren Bewohnern sie vergeblich nachstellen, dann nach der größeren Quarantäne-



Mahedia.

insel, deren bekannte Steinkammern früher Mönchen, dann Thunfischern Zuflucht gewährt haben und jetzt als Quarantänelokal benutzt werden, und endlich nach der größten, la Tonnara. Hier finden sich noch alte Cisternen und ein mit dem Meere zusammenhängendes viereckiges Bassin, das Bad der Sultanstochter, Hammam bent es-Sultan genannt, den Fischerbarken als Zufluchtsort dienend und wahrscheinlich von Anfang an zu diesem Zwecke eingehauen.

Die drei Inseln sind für gewöhnlich unbewohnt, aber man findet fast immer Fischer dort, die den ungeheuren Fischreichthum des Syrtenmeeres ausbeuten.

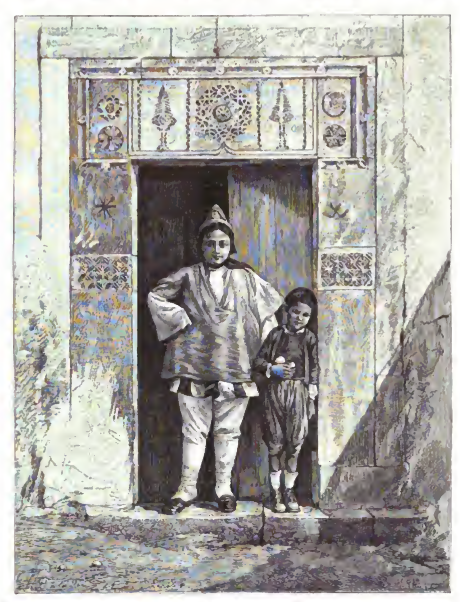
Monastir war seiner sicheren Rhede wegen schon im Alterthume als Ruspina nicht ganz unbedeutend, aber die Hauptansiedelung der Gegend war doch das nahe Lepti minus, dessen Trümmer, durch einen tief einschneidenden Golf getrennt, nicht weit von Monastir, bei dem Dorfe Lamta, liegen. Eine merkwürdige Methode der Fischerei wird im Sommer hier betrieben; man läßt Matten aus Halfa auf dem Meere schwimmen und die Fische suchen unter denselben Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen, welche das seichte Meer bis auf den Grund erwärmen; gegen Abend werden sie dann vorsichtig mit Netzen umstellt und so leicht gefangen. Die direkte Entfernung von Monastir nach Lamta ist nicht bedeutend, aber da man der Küste folgen muß, braucht man doch ungefähr vier Stunden. In dem Hause eines französischen Kaufmannes finden die Reisenden gastliche Aufnahme und gute Verpflegung; die Verwalterin des Hauses, Tuira, eine prächtige Repräsentantin des nichts weniger als unschönen Typus der tunesischen Jüdinnen, steht Herrn Saladin gern als Modell zu dem Bilde, das wir hier wiedergeben; in ihrem spitzen, goldgestickten Mützchen, der gestreiften Seidenblouse, über welche noch eine zweite grellorangefarbene gezogen ist, und den enganschließenden weißen Leinenhosen macht sie wirklich einen äußerst stattlichen, originellen Eindruck. Die Reisenden machten hier eine längere Station und unternahmen Ausgrabungen auf einem zufällig entdeckten altchristlichen Friedhofe, dessen Gräber merkwürdige Mosaikverzierungen zeigten. Der Scheich von Lamta weigerte sich anfangs, die nöthigen Arbeiter zu stellen, wurde aber mit Hilfe des Chalifa von Monastir, seines Vorgesetzten, dazu gezwungen. Die Gräber enthielten zwar noch wohlerhaltene Skelette, aber, wie natürlich, keinerlei Beigaben.

Während der eine Zeit lang fortgesetzten Ausgrabungen unternahmen die beiden Forscher mehrere Ausflüge in die Umgegend. Zunächst wurde Mahedia besucht, jetzt der Hauptort des Cercle militaire. Der Weg zieht anfangs dem Strande entlang, an welchem Araberinnen mit Waschen beschäftigt sind, dann geht es fast fünf Stunden lang durch ununterbrochenen Olivenwald, bis man an der felsigen Halbinsel, welche Mahedia trägt, das Meer wieder erreicht. Die Stadt, einst die prächtige Residenz des ersten Fatimiden Obeid-Allah, hat noch ihren künstlichen Hafen, der nur durch eine schmale Oeffnung mit dem Meere zusammenhängt; seine Ufermauern bestehen großentheils aus antiken Trümmern und er könnte leicht ausgebaggert und wieder für kleine Schiffe brauchbar gemacht werden; jetzt erfüllt ihn Sand zum größeren Theile. Auch die von el Bekri so gepriesene Moschee besteht noch und enthält zahlreiche antike Marmorsäulen. Die Hauptmerkwürdigkeit ist aber die gewaltige Ringmauer, welche nur zum Theil von den Spaniern zerstört wurde, als sie die Stadt räumen mußten. In der Kasbah lagern jetzt die französischen Truppen. Mit ihrer Unterstützung ist es neuerdings gelungen, einen punischen Friedhof aufzudecken, welcher den Beweis liefert, daß auch der Hafen ein phönicisch-punischer Kothon ist. Seine Hauptblüthe hat Mahedia nicht im Alterthume, sondern unter den Fatimiden gehabt; man weiß nicht einmal, welche antike Stadt — Maltzan nimmt Zeta an — hier gelegen. Die Araberstadt wurde im Laufe des Mittelalters mehrfach von christlichen Flotten arg mitgenommen, den Todesstoß erhielt sie 1551, wo die Spanier sie überfielen und eine Zeit lang besetzt hielten.



Susa von Norden.

Der Rückweg wurde über Dimâs genommen, die Stätte des alten Thapsus, wo Cäsar die Pompejaner vernichtete. Nur wenige Trümmer sind auf der Spitze des scharf vorspringenden Kaps, das heute Râs Dimâs heißt, erhalten; die Ruinen haben, wie die von Karthago, allen Mittelmeerstädten als Steinbruch gedient; nur der, von Manchen für phönicisch gehaltene Hafendamm springt noch gut erhalten etwa 100 m weit ins Meer hinaus. In Folge des Aufenthaltes mußte Nachtquartier in Tebulba genommen werden, wo sich in den Gärten des Chalifa ganz vorzügliche Orangen und Mandarinen finden. Erst am folgenden Morgen wird, immer dem palmenreichen Meeresstrande entlang, nach Lamta zurückgeritten, um nach einigen Rasttagen einen neuen Ausflug, diesmal nach dem berühmten Amphitheater von el Dschem, zu unternehmen. Auch in dieser Richtung erstrecken sich fünf Stunden weit

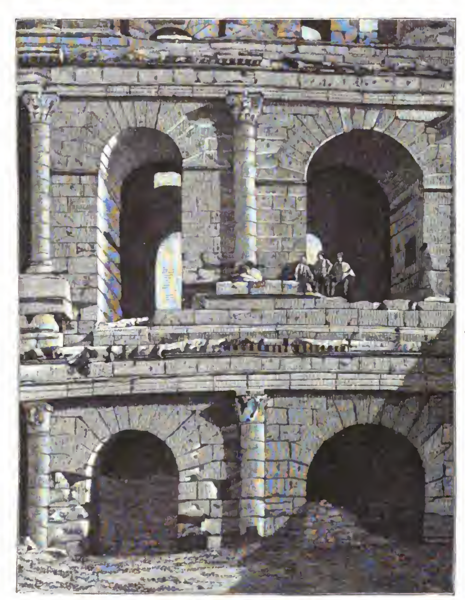


Die jüdische Köchin Tuira in Lamta.

Gärten und Olivenpflanzungen, aus den eigenthümlichen Ziehbrunnen bewässert, wie man sie auch um Tunis findet; dann beginnt die Wüste. In Bu Merdes wird das Nachtquartier genommen, am anderen Morgen geht es weiter durch die unendliche Ebene, bis gegen acht Uhr am Horizonte eine dunkle bläuliche Masse erscheint, das Kolosseum des alten Thysdrus. Um zehn Uhr ist es erreicht; sein Kunstwerth erscheint den Reisenden geringer, als die Schilderungen von Rebatel und Tirant (vergl. „Globus“ Bd. 29, S. 98 ff., wo auch die Abbildung des ganzen Gebäudes) vermuthen ließen, aber die gewaltige Masse imponirt. Bis 1695 stand der Bau, in welchem die Kahina, die letzte Berberkönigin, jahrelang den Arabern trotzte, völlig unversehrt; damals verschanzte sich ein Araberstamm darin und der Bey ließ nach Unterwerfung der Rebellen eine Anzahl Gewölbe einreißen und eine Bresche in die Umwallung legen, die sich seitdem fortwährend vergrößert hat, da alle umliegenden Dörfer die Ruine als

Steinbruch benutzen. Die Reisenden machten ein paar Photographien und zeichneten Ansichten, von denen eine, Einzelheiten der Arkaden zeigend, auf unserem Bilde reproducirt ist. Den berühmten unterirdischen Gang zu erforschen, den angeblich die Kahina bis nach Sallacta am Meeresstrande graben ließ, um sich im Falle einer Einschließung die Zufuhr von Lebensmitteln zu sichern, trugen sie kein Verlangen. Dagegen fanden sie in dem Städtchen verschiedene interessante Alterthümer, unter anderen ein prachtvoll gearbeitetes korinthisches Marmorkapitäl von gewaltigen Dimensionen. Die Freikompagnie von Sfax lagerte gerade bei dem Amphitheater und bereitete ihren Landsleuten einen sehr freundlichen Empfang.

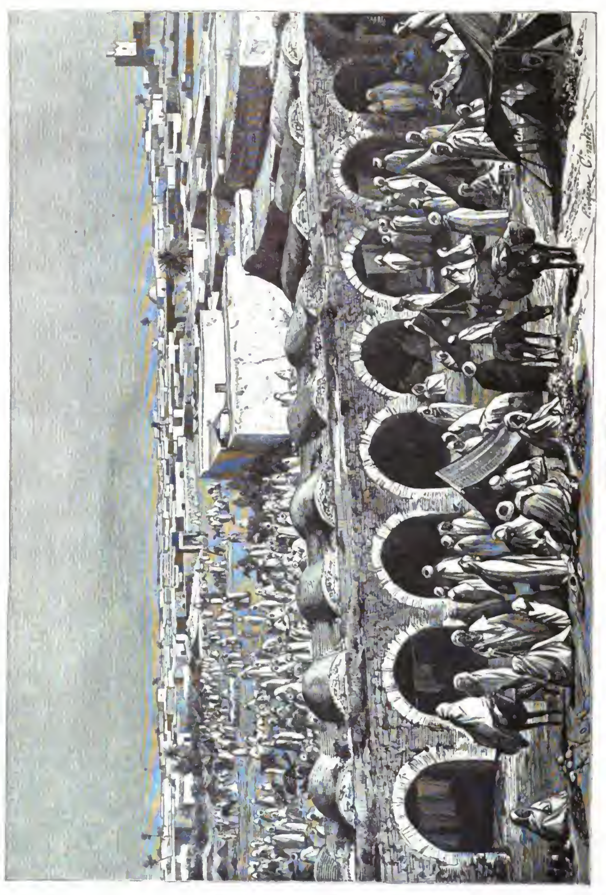
Der Rückweg wurde wieder über Bu Merdes genommen; die Gegend bis dorthin ist heute kaum besser als Wüste und man begreift es kaum, wie einst hier eine Stadt



Detail vom Amphitheater von el-Dschem.

bestehen konnte, deren Verhältnisse ihr gestatteten, ein Amphitheater zu erbauen, das in seinen Dimensionen dem Kolosseum kaum nachsteht.

Wieder wurde ein kurzer Aufenthalt in dem gastlichen Quartier zu Lamta genommen, wo die Ausgrabungen keine sonderlich glänzenden Resultate ergeben zu haben schienen, dann galt ein neuer Ausflug dem benachbarten Städtchen Muknin, einem ausgedehnten Gartendorfe, bei dem allwöchentlich ein bedeutender Markt (Suk) stattfindet. Die Häuser liegen in den Olivenpflanzungen zerstreut, die Bewohner sind Araber und Juden, aber der Handel hat auch ein paar Europäer zur Niederlassung veranlaßt. Bereits sind auch europäische „Sehenswürdigkeiten“ bis in die Wüste vorgedrungen; große Plakate bedecken die Wände und verkünden die Anwesenheit einer elektrischen Wunderdame und zwei Damen in Tricot reiten auf dürren Pferden über den Marktplatz und laden das verehrliche Publikum zu recht zahlreichem Besuche ein. Aber sonst, welch buntes



Markt in Maknin.

fremdartiges Treiben auf einem solchen arabischen Markte! Da sitzen die Fischhändler, daneben bieten Andere Schuhsohlen aus Kameelhaar aus, wieder Andere halten Kohöl (Antimonoxyd zum Färben der Augenlider), die unentbehrliche Hennah und andere Färb- und Toilettemittel, die hier noch zusammenfallen, feil, dazwischen laufen die Gemüsehändler mit Rüben und Kartoffeln, die sich nach und nach auch in Tunesien eingebürgert haben. Eine besondere Abtheilung nehmen die Goldschmiede ein, aber sie verfertigen nur den allerordinärsten Silberschmuck. Nur einer hat ein altes Prachtstück, das ihm eine eingeborene Dame zum Verkauf anvertraut hat, ein Collier aus einer doppelten Reihe von Korallen- und Ambraperlen, mit Gold gefaßt und mit Goldmünzen und allen möglichen Amuleten in Gold behängt; er fordert aber einen so hohen Preis, daß die Reisenden vom Erwerbe abstehen. Neben den Goldschmieden, die in ihren Verkaufsbuden emsig arbeiten, stehen die Strohverkäufer und weiterhin haben die Dscherabis ihre Verkaufsstände aufgeschlagen, die Bewohner von Dscherbe, die, wie die Mosabiten in Algerien, das Krämergewerbe monopolisiren; sie bieten neben allerhand europäischen Kleiderstoffen die Produkte ihrer industriellen Heimat zum Verkaufe, weitbäuchige Thonkrüge, Tschoben und Burnus, Pantoffeln, Gürtel u. dergl. Eine Anzahl von ihnen sind Stammgäste des Marktes und haben feste hölzerne Magazine, die anderen ziehen von einem Suk zum anderen und führen ihre Zelte mit sich.

In dieser Gegend macht man seit einigen Jahren Versuche mit einer neuen Kulturpflanze, welche, wenn sie einschlägt, von großer Bedeutung für den ganzen Sahel werden kann, nämlich mit der Erdnuß, Arachis hypogaea. Im Jahre 1884 hatte das Haus Latil et Bassal in Marseille etwa 100 ha mit dieser Oelfrucht bepflanzt und ausgezeichnete Resultate erhalten. — Auch mit der Ramie (Chinagras, Boehmeria sp.) hat man auf Betrieb des Ingenieurs Favre, des unermüdlichen „Propagateur de la Ramie", Versuche im Großen gemacht, welche sehr günstig ausgefallen sind.

Aber nun hat die Stunde der Trennung von dem gastlichen Lamta geschlagen und die Reisenden kehren nach Susa zurück, wo sie diesmal, dem Drängen der Lokalautoritäten nachgebend, im Dar el-Bey ihre Wohnung aufschlagen. Beinahe hätten sie die Frucht ihrer Arbeiten verloren, denn unterwegs stürzte das Pferd, das den Kasten mit den photographischen Platten trug; doch blieben dieselben glücklicher Weise unbeschädigt.

Die neuen Erwerbungen Spaniens an der Atlantischen Küste Nordafrikas.

Von F. Blumentritt.

Es ist noch kaum ein Jahr her, daß die Spanier an der Atlantischen Küste Afrikas nördlich vom Gleicher keine andere Besitzung als die Kanarischen Inseln ihr Eigen nannten. Bei dem ewigen Deficit der spanischen Regierungskassen und bei dem scheinbar erstorbenen Conquistadoren-Sinne der Nachkommen der Cortés und Pizarro hätten gewiß die alten Besitzverhältnisse sich noch für Jahrzehnte unverändert erhalten, wenn nicht das Annexionsfieber der Kolonialstaaten, welches durch die glücklichen Unternehmungen des jungen Deutschen Reiches hervorgerufen wurde, auch Spanien ergriffen hätte. Als man am Manzanares bemerkte, mit welcher Schnelligkeit die noch unabhängigen Theile des schwarzen Kontinents unter Deutsche, Briten, Franzosen und Portugiesen vertheilt wurden, da wollte man nicht hinter den anderen Nationen zurückbleiben, zumal seit der Regierung König Alfonso's Spanien einer Ruhe und eines Forschrittes sich erfreute, wie seit den Tagen Karl's III. nicht mehr. Die Neigung der Spanier, sich tropische Länder zuzueignen, wo der Mensch mühelos die reichen Schätze dem Boden entnimmt, machte sich diesmal nicht geltend, im Gegentheile, mit einem kaufmännischen oder (wenn ich mich so ausdrücken darf) nationalökonomischen Scharfblicke wählten sie sich zu ihrem neuen Besitze gerade jene afrikanische Küste aus, die anscheinend die werthloseste ist, deren Erwerbung aber den Kanarischen Inseln eine sichere Zukunft verheißt, ja vielleicht geeignet ist, die im Mutterlande fast verlernte Hochseefischerei wieder aufleben und zu neuer Blüthe gelangen zu lassen.

In der That, an der zwischen Marokko und Senegambien gelegenen Küste liegen mehrere Bänke (in geringer Entfernung vom Lande), welche an Fischreichthum der berühmten Bank von Neufundland in gar nichts nachstehen sollen; ja es wird sogar behauptet, die afrikanischen Bänke überträfen an Individuenzahl und Qualität der Fisch-Species noch die amerikanischen, eine Behauptung, die mir doch etwas übertrieben erscheint, wenn sie auch bei dem letzten Congreso mercantil zu Madrid ohne Widerspruch zu finden aufgestellt wurde. Damals hielt De la Puente über die kanarisch-afrikanische Fischerei einen Vortrag, dem ich folgende Daten entnehme:

Die reichsten Fischerei-Gründe liegen zwischen dem Rio Oro und dem Cabo Blanco, doch finden sich noch andere ertragreiche Bänke nördlich von dieser Zone. Beim Rio Oro kommen die Fische nur auf jenen Bänken vor, welche größtentheils von Madreporen gebildet sind, während auf der Bank vom Cabo Blanco die Fische sandigen Grund vorziehen, was bei dem Fiord des Rio Oro übrigens auch der Fall ist. Am häufigsten vertreten sind Meerbrassen und Heilbutten und besonders eine rothe Seebrasse, welche jene der spanischen Küste bedeutend an Größe und Gewicht übertrifft. Die Brassen sind nicht durch eine einzige Species, sondern vielfach vertreten und finden sich am häufigsten auf der Bank vom Rio Oro vor, während die Heilbutten die südlichen Bänke vorziehen. An dem erstgenannten Platze wimmelt es auch von Fischarten, welche den Meeraalen und Muränen gleichen oder doch zur selben Sippe gehören. Alle diese erwähnten Fische trifft man zu jeder Jahreszeit und immer in großer Menge an. In den Küstengewässern der Rio-Oro-Landschaft trifft man während der größeren Hälfte des Jahres einen Seefisch in großen Mengen an, dessen Fang deshalb einen so großen Nutzen verspricht, weil sein Fleisch sich ähnlich wie das des Kabeljau zubereiten läßt. Die kanarischen Fischer nennen ihn Corbina, wegen der Aehnlichkeit mit einem gleichnamigen, aber kleineren Fische der Mittelmeerküsten. Aehnlich präpariren läßt sich das Fleisch einer barschähnlichen Art, welche

in dem Fiord des Rio Oro in großen Mengen lebt. Dies ist ungemein wichtig, denn der Stockfisch spielt in der spanischen Küche beinahe dieselbe Rolle, wie das Rindfleisch in der österreichischen. Jährlich werden große Massen Stockfisch französischer Provenienz in Spanien eingeführt, die Ausbeutung der Bänke und Fischereiplätze vom Rio Oro würde Spanien wenigstens zum Theil von dem fremden Importe befreien. Auch Aeschen-Species sind durch zahlreiche Individuen in den Binnengewässern vom Rio Oro vertreten. Einige Monate in jedem Jahre wimmelt es hier von einem sehr schmackhaften Fische, welcher dem „Bonito" Spaniens ähnlich ist und von den kanarischen Seeleuten Tasarte genannt wird. Er kommt in solchen Mengen vor, daß ein mit primitiven Angeln operirendes Fischerboot in drei Tagen fünfzig Tonnen hiervon laden kann. Nicht minder häufig sind Sardellen, Makrelen und eine dem Häringe sehr ähnliche, wenn nicht mit ihm identische Fischart. Vier kanarische Fischerboote fingen in drei Monaten mit ihren großmaschigen, unbeholfenen Netzen zweihundert Tonnen dieser zuletzt erwähnten drei Fischarten. Die Spanier behaupten, daß auch der Kabeljau sich hier in großen Mengen vorfände. Da man auch Thunfische beinahe zu jeder Jahreszeit hier antrifft, so verspricht die regelrechte Ausbeutung dieser Bänke für Spanien, speciell für die Kanarischen Inseln, eine Quelle des Reichthums und für seine Marine eine gute Uebungsschule zu bilden.

Diese reichen Fischereiplätze wurden von den kanarischen Inseln und zwar erst vor nicht allzu langer Zeit entdeckt. Die Bewohner jenes Archipels, die sogenannten „Isleños", waren wohl schon seit Jahrhunderten als tüchtige Seeleute bekannt, sie befaßten sich aber nicht mit der Hochseefischerei und dies darf einen Kenner der spanischen Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, nicht Wunder nehmen. Im Mittelalter galten zwar die Katalanen als kühne Schiffer und die Basken lagen der Walfischjagd in den jetzt von Spaniern und Portugiesen gemiedenen nordischen Meeren ob, die Entdeckung Amerikas lenkte aber den Kiel der spanischen Schiffe nach den Gewässern der Neuen Welt. Jetzt schien Gelegenheit, die spanische Handelsmarine zur ersten der Welt sich entwickeln zu lassen, indem man den Handel zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien freigab. Leider geschah dies nicht, eine Legion unsinniger Gesetze legten sich hemmend auf den Verkehr der Pyrenäischen Halbinsel mit Amerika; statt sich zu heben, verfielen Schiffahrt und Rhederei und den Rest gaben Engländer, Holländer und die Freibeuter Westindiens. An dem Verfalle des Mutterlandes nahmen auch die Kanarien theil; indeß so lange das Zuckerrohr, die Cochenille und der Wein die Bewohner der einst „glücklichen" Inseln hinreichend nährte, gab man sich zufrieden. Aber es kam ein „Krach" nach dem anderen, und als weder der Zucker, noch das Karmin, noch der Wein Absatz fanden, da mußten die Kanarioten wohl oder übel dem alten Schlaraffenleben entsagen und sich neue Erwerbszweige suchen, und einer von diesen war die Fischerei an den nahen Küsten des afrikanischen Erdtheiles.

Den Publikationen der spanischen afrikanischen Gesellschaft zu Folge beschäftigen sich mit der Hochseefischerei 30 kanarische Fahrzeuge mit 1000 Mann Besatzung, welche 8000 Menschen ernähren. Im Vergleiche zu dem Reichthume der afrikanischen Bänke ist, wie man sieht, die Betheiligung der Kanarioten eine schwache zu nennen. Die Schuld trägt aber die Unwirthlichkeit der wasserlosen Saharaküste, wo bei Schiffbrüchen die Ueberlebenden entweder verdursten müssen oder in die Hände der fanatischen Mauren fallen. So muß jedes kanarische Fischerboot nach erlangter Beute wieder heimfahren; von einer Verwerthung der Abfallprodukte, Thrangewinnung, Guanofabrikation, war bisher keine Rede. Eben deshalb bestand die spanische Regierung, dem Willen der Nation Rechnung tragend, darauf, die von Niemand begehrte Küste des Saharagebietes zu annektiren, um die dortigen Häfen den kanariotischen Fischern zugänglich zu machen und ihnen so eine Zufluchtsstätte bei stürmischem Wetter zu bieten und durch Anlage von Leuchtthürmen die Schiffahrt in diesen gefährlichen Meeren zu erleichtern. Dies ist denn auch geschehen, Spanien hat das zwischen dem Kap Bojador und Kap Blanco gelegene Küstengebiet in Besitz genommen und demselben in der Person des Herrn Bonelli einen Gouverneur gegeben, der des Arabischen mächtig und durch seine Reisen in Marokko und seiner nunmehrigen Provinz auch befähigt ist, die neue Besitzung Spaniens ordentlich zu verwalten, eine Seltenheit in Spanien, denn man schickt sonst in die Kolonien Beamte und Würdenträger, die für das von ihnen verwaltete Land nicht nur kein Interesse besitzen, sondern sogar eine beschämende Unwissenheit über die Verhältnisse desselben auf Schritt und Tritt offenbaren. Man hat eben in Spanien nichts gelernt und alles vergessen, man betrachtet eben die Kolonien als eine Melkkuh des Mutterlandes, als Länder, deren Beamtenstellen als Sinekuren für Protektionskinder und Parasiten der Minister und Regierenden vergeben werden. Hier endlich hat die spanische Regierung einen glücklichen Wurf gethan, denn Bonelli ist ein Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, er kennt Land und Leute aus eigener Anschauung und ist überdies für seinen Beruf begeistert.

Betrachten wir uns nun die neue Provinz näher, auf Grund der Angaben von Bonelli, de la Puente, Perez del Toro 2c., der Sociedad Española de Africanistas, Sociedad de pesquerias Canario-Africanas und Sociedad mercantil Hispano-Africana. Der nördliche Theil der Küste ist schwer zugänglich, besonders beim Kap Bojador selbst. Als Zufluchtsplätze für die Fischerboote gelten La Bumbalda, El Monito, La Meseta de la Gabiota, Las Puntas, Buen Jardin und die Angra á Caballo. Die Bucht von Buen Jardin genießt eines besonders guten Rufes, da es dort nicht nur Wasser, sondern auch Vegetation giebt, wenn auch dieselbe sich nicht in so üppiger Fülle präsentirt, als man nach dem Namen (Buen Jardin = guter oder schöner Garten) schließen möchte. In der Umgebung der Bahia de Cintra stößt man zwar auch auf Wasser, der enge Eingang macht aber bei dem starken Wellenschlage die Einfahrt gefährlich; deshalb ziehen die kanarischen Fischer vor, die nahe Bahia de Corey aufzusuchen. Ebenso vermeiden sie die Bai St. Ciprian oder Bahia de los Apuros, weil der Zugang durch widrige Winde leicht versperrt wird, so daß in einem solchen Falle die armen Fischer einem elenden Tode entgegensehen.

Alle diese genannten Punkte sind an und für sich nicht geeignet, der kanarischen Fischerei sich besonders dienlich zu erweisen, wenn man nicht Trinkwasserdepots errichtet, eine Sache, deren Durchführung eine erhebliche Summe jährlich in Anspruch nehmen würde. Besser steht es mit dem Rio Oro (Rio Ouro) und der Bahia del Galgo beim Cabo Blanco.

Wie so der Rio Oro zu seinem Namen, „der Goldfluß", gekommen, ist unerfindlich; gründliche Untersuchungen haben hier keine Spuren dieses edlen Metalles zu entdecken vermocht. Auch den Namen Rio, d. h. Fluß, wendet man hier falsch an, denn ein solcher ist hier nicht vorhanden, der „Rio" ist vielmehr eine fiordartige Bucht, welche durch eine 4 bis 6 km breite Landzunge gebildet wird, die sich

37 km weit in das Meer erstreckt. Die spanischen Geographen haben deshalb vorgeschlagen, den Namen Rio Oro in Ria Oro umzuändern, weil im Spanischen fjordartige Einschnitte, wie sie z. B. in Galizien vorkommen, Ria genannt werden.

Wie die Erfahrung lehrt, dürfte dieser neue Name im praktischen Leben nicht zur Geltung gelangen, und so will ich auch bei der alten Form Rio Oro verharren. Hier finden in der Nähe der so reichen Fischereiplätze die Schiffe guten Schutz, ausgenommen gegen Westwinde, die aber hier selten sind. Der „Fjord" zerfällt in eine äußere und eine innere Bucht, welche von einander durch eine Sandbarre geschieden sind, welche drei veränderliche Durchlässe besitzt, doch hat der mittlere Durchlaß noch immer $6^1/_2$ m Tiefe, selbst zur Zeit der Ebbe. Innerhalb der Barre ist das Wasser spiegelglatt wie ein stiller Landsee, bei einer Tiefe von 22 m. Deshalb soll hier eines der Hauptetablissements der Spanier errichtet werden, oder ist vielmehr schon errichtet worden; das zweite soll am Cabo Blanco seinen Platz finden, wenn dies nicht schon in dem Augenblicke, wo diese Zeilen zu Papier gebracht werden, geschehen ist. Dort liegt nämlich die herrliche Bahia del Galgo, wo auch der Fischreichthum am größten und die Qualität der Fische am besten ist. Bis hierher kamen die kanarischen Fischer nur selten, weil die Rückfahrt nach den Kanarien für Segelboote erhebliche Schwierigkeiten mit sich bringt, indem sich dieser eine heftige Strömung und meist widrige Winde entgegenstellen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die kanarischen Fischer nur höchst mangelhafte nautische Kenntnisse und wenige Instrumente besitzen, weshalb sie, um von der Bahia del Galgo heimzukehren, längs der Küste bis zum C. Bojador segelten, von wo aus sie erst den Kours auf die Kanarischen Inseln nahmen, so daß die Heimfahrt 20 bis 25 Tage dauerte. Die kanarischen Fischer bedürfen daher auch einer nautischen Ausbildung, denn mit der Errichtung spanischer Faktoreien ist eben noch nicht Alles geschehen. Die Netze der Kanarioten sind nur auf sandigem glattem Grunde verwendbar, die Schiffe selbst sind schlecht gebaute Boote mit dem Segelwerke vergangener Jahrhunderte. Als Mundvorrath dient nur geröstetes Maismehl. Die nur mit einem Baumwollkittel und Hosen bekleideten Fischer schlafen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne jeglichen Schutz auf den nackten Dielen des Decks. Es wird daher vor Allem nöthig sein, die kanarischen Fischer zu ihrem Berufe ordentlich heranzubilden.

Die gesammte Küstenstrecke, welche Spanien in Besitz genommen hat, ist wasserarm und in Folge dessen meist eine vegetationslose Wüste; nur an wenigen Stellen wird das Auge von dem Anblicke grüner Pflanzen erquickt. So findet man am Rio Oro gute Weideplätze, desgleichen an der Bahia de Cintra, wenn auch an letzterer Stelle die Küste selbst aus einem breiten Streifen nackten Sandes besteht. Beim Cabo Blanco giebt es nichts als Sanddünen; die wenigen Wasserlöcher, die hier vorhanden sind, besitzen einen Inhalt, der nicht trinkbar ist. Dagegen dringt die Bahia del Galgo weit genug ins Land, um die Sandregion zu durchbrechen, so daß man dort nicht nur auf Vegetation überhaupt, sondern auch sogar auf Dattelpalmen stößt.

Das Klima des Landstriches hat sich bisher als ein ganz gesundes erwiesen. Trotz des starken nächtlichen Thaues sind intermittirende Fieber nur selten, auch die Eingeborenen wissen nichts von epidemischen oder endemischen Krankheiten zu erzählen, und Bonelli selbst staunte, daß selbst Hautkrankheiten bei denselben so selten wären, obwohl ihre Lebensweise danach angethan ist, die Entstehung solcher zu begünstigen. Erst südlich vom Kap Blanco wird die afrikanische Küste dem Europäer gefährlich.

Die „Mauren" dieser Küstenstrecke zerfallen in folgende Tribus oder Kabylen: Ulad Eddalim (zwischen dem Fondeadero de la Bumbalda und der Restinga de la Piedra), Ulad Arosiyin (zwischen der Restinga und dem Rio Oro), Ulad Itsederari (am Rio Oro), Ulad Taras (südlich von der zuletzt genannten Tribus) und Ulad Sabá, welche das Land an der Bahia del Galgo bis tief in das Innere hinein innehaben.

Alle diese Stämme sind fanatische Mohammedaner, die in steten Streitigkeiten mit einander leben. Jede Tribus zerfällt in zwei Klassen: Fischer und Hirten. Die ersteren leben naturgemäß an der Küste und bilden die Pariahs ihres Stammes, von dessen übrigen Angehörigen sie verachtet werden. Sie führen ein elendes Dasein, wie es schon ihr Aeußeres bezeugt. Ihre Tracht reducirt sich auf einen Schurz um die Hüfte, zu welchem noch bei Vornehmeren ein aus Thierfellen zusammengesetzter Mantel kommt.

Ihre Hütten könnte man füglich Horste nennen, sie bauen sich diese Nester aus ausgeworfenem Tang; bei Regenwetter flüchten sie sich in die Strandhöhlen. Ihre Nahrung besteht aus getrockneten oder gebratenen Fischen. Die Zubereitung der letzteren ist sehr interessant: zwei Steine werden im Feuer erhitzt, bis sie den nöthigen Hitzegrad erlangt haben, dann wird der Fisch zwischen die Steinplatten gelegt und so gebraten, also eine Art Steinkocherei. Als Festspeise gilt geröstetes Gerstenmehl, das sie sich gegen Fische aus dem Binnenlande eintauschen. Diese armen Teufel benahmen sich bei der Rekognoscirungsfahrt Bonelli's sehr unterwürfig, nur durch ihr ewiges Betteln um Zeug, Tabak, Messer, Spiegel u. dgl. wurden sie lästig; doch ist ihnen nie zu trauen, denn alle Schiffbrüchigen, die in ihre Hände fielen, wurden von ihnen grausam behandelt und zu Tode gequält.

Die Mauren des Hinterlandes sehen nicht nur besser genährt aus, wie ihre Stammesgenossen an der Küste, sondern sind auch intelligenter und anstelliger als jene, obwohl sie durch die lang herabwallenden Haare ein überaus wildes Aussehen bekommen. Sie sind auch in der That beständig zu Raub und Mord aufgelegt, weshalb sie die doppelläufige Steinschloß- oder Luntenflinte nie aus der Hand geben. Die einzelnen Tribus leben in ewigen Fehden mit einander, die entweder durch einen Akt der Blutrache oder durch Viehraub hervorgerufen werden. Alle Tribus besitzen Herden von Ziegen, Schafen und Rindvieh, ganz abgesehen von dem unentbehrlichen „Schiffe der Wüste", dem Kameel. Seltener sind Pferde, welche nur bei den Ulad Sba oder Ulad Sabá häufiger sind. Letztere besitzen auch Gersten- und Weizenfelder und sind die einzigen, welche Dattelpalmwälder ihr Eigen nennen. Sie sind überhaupt die mächtigste unter den genannten Kabylen, ihre Handelszüge dehnen sich bis nach Timbuktu und Guinea aus, von wo sie sich Sklaven holen. Mit dem Senegalgebiete stehen sie in regelrechtem, beständigem Handelsverkehre. Sie sind von den anderen Tribus sehr gefürchtet, zugleich aber stehen sie bei diesen in hohem Ansehen, weil sie sich durch eine besondere Rechtgläubigkeit und genaue Kenntniß des Korans vor den übrigen auszeichnen. Leider bringt dieser Glaubenseifer es auch mit sich, daß sie auch im Christenhaß den ersten Rang einnehmen. Von den anderen Kabylen sind nur die Ulad Delim oder Ulad Eddalim erwähnenswerth. Dieser Stamm ist ziemlich reich an Mitgliedern, die sich des zweifelhaften Rufes erfreuen, daß sie unübertreffliche Viehdiebe sind.

Um die neue Besitzung nicht durch kostspielige Kriege zu einer neuen Last des Mutterlandes werden zu lassen, sieht die spanische Regierung vorläufig von jeder Unterwerfung des Binnenlandes ab. Die Küstenbewohner werden durch Geschenke gewonnen, von ihnen hat man auch im Falle eines Aufstandes nichts zu fürchten, da sie elend bewaffnet sind und gegen Mitrailleusen und Kanonen nichts ausrichten können. Mit den kriegerischen Stämmen im Inneren hofft Bonelli in regen Handelsverkehr zu treten, da es ihm gelungen ist, mit ihnen freundschaftlich zu verkehren und ihnen durch seine Korankenntniß zu imponiren. Die Spanier hoffen den Handel der Sahara-Mauren von St. Louis nach dem Rio Oro und der Bahiá del Galgo zu lenken. Mit einem Schlage wird es nicht gehen, denn alte Handelswege und Traditionen werden nicht plötzlich verlassen oder aufgegeben.

Die spanische Regierung legt in diesen neuen Besitzungen zwei kleine Forts (eigentlich Blockhäuser) an, eines am Rio Oro, das andere an der Bahia del Galgo. Die Sociedad de Africanistas hat drei Faktoreien gegründet, über deren Lage keine authentische Nachricht vorliegt; sie heißen Villa Cisneros, Puerto Badia und Medina-Gatell.

Außer den erwähnten neuen Erwerbungen hat Spanien noch einen weiteren Punkt der afrikanischen Küste nördlich vom Aequator in Besitz genommen; es ist dies der Hafen Ifni an der marokkanischen Küste. Die Geschichte, wie dieser Ort an Spanien gekommen, ist eine echte Cosa de España. In dem Vertrage von Uad Ras, welcher den spanisch-marokkanischen Feldzug beendete, verlangten und erhielten die Spanier die Abtretung von Santa Cruz de Mar Pequeña, eines Hafenplatzes an der Atlantischen Küste Marokkos, der einst in den Kämpfen der Glanzzeit Spaniens durch glorreiche Waffenthaten der Spanier sich einen guten Klang erworben hatte. Es wäre jedenfalls besser gewesen, die Spanier hätten das Cabo del Agua sich abtreten lassen, aber sie folgten eben der platonischen Schrulle und ihre sentimentalen Gelüste wurden befriedigt, der Sultan cedirte ihnen den verlangten Platz, „damit die Spanier dort die Fischerei betreiben könnten, wie sie es in den Tagen Herrera's gethan hätten". Als aber die Spanier den abgetretenen Hafen in Besitz nehmen wollten — konnten sie ihn nicht auffinden, denn Santa Cruz de Mar Pequeña hatte nur aus einem spanischen Kastelle bestanden, welches die Marokkaner nach erfolgter Uebergabe dem Erdboden gleichgemacht hatten. Auch die Angaben der alten Chronisten waren zu vage, um aus ihren Daten die genaue Lage des abgetretenen Platzes ermitteln zu können. Die Folge hiervon war, daß das Kabinet von Madrid sich nicht weiter um die Durchführung des Artikels von Uad Ras kümmerte, welcher von Santa Cruz de Mar Pequeña handelte; man wollte eben die Blamage todtschweigen, was auch um so eher gelang, als Spanien von 1861 bis 1876 der Schauplatz unaufhörlicher Revolutionen großen und kleinen Stils wurde. Erst als die Regierung des Königs Alfonso dem Lande die langersehnte Ruhe brachte, begann man in spanischen Handels- und Gelehrtenkreisen sich mit der Santa Cruz-Frage zu beschäftigen, und das Annexionsfieber der Kolonialstaaten brachte die Frucht zur Reife. Nach langwierigen Forschungen an Ort und Stelle, sowie nach emsigem Studium der alten Chronisten einigte man sich dahin, daß der fragliche Ort in der Nähe des heutigen Ifni zu suchen sei, ja Einige behaupteten geradezu, daß Ifni mit dem Santa Cruz de Mar Pequeña identisch wäre, obgleich Fernandez Duro nachwies, daß Ifni den alten Chronisten unter den Namen Ifini, Carguessen, Tahagost, Tagaost und San Bartolomé bekannt gewesen ist. Die marokkanische Regierung willigte in diese Interpretation des Friedens von Uad Ras ein und so besetzte Spanien Ifni. Man war spanischerseits vernünftig genug, hier nicht die Presidio-Wirthschaft von Ceuta und Melilla einzuführen, doch ist vorläufig die Bedeutung dieses Platzes eine geringe.

Da aber eine Dampferverbindung zwischen Ifni, Spanien und den Kanarischen Inseln hergestellt werden soll und die kanarischen Fischer auch in diesen Breiten auf Beute stoßen, so kann dieser Hafenplatz immerhin Wichtigkeit für Spanien erlangen. In politischer Beziehung kann bei einem eventuellen spanisch-marokkanischen Feldzuge Ifni der Ausgangspunkt militärischer Operationen besonders gegen die Landschaften Sus und Wadi Draa werden.

Die ostgrönländische Expedition[1]).

Von Marine-Premierlieutenant Garde. (Deutsch von W. Finn.)

I.

Wie im letzten Berichte erwähnt (s. oben S. 124), hatte die südliche Abtheilung der ostgrönländischen Expedition zu Nanortalik Winterquartier genommen. Nach gut verbrachtem Winter brach nun diese Abtheilung am 16. Mai 1885 auf, um die letzte Reise nach der Ostküste anzutreten und ihrem auf der Heimreise begriffenen Chef, Holm, zu begegnen. Diesmal bestand unsere Expedition aus zwei Europäern, einem Dolmetscher, 16 Grönländern und zwei Frauenbooten. Da ein heftiger WNW-Sturm vom 16. bis 18. Mai das Fahrwasser bei dem Kap Farewell gereinigt hatte, so erreichten wir schon am 23. Mai Alluk auf der Ostküste; hier wurden wir jedoch, wie im vorigen Jahre, wieder vom Treibeise aufgehalten, das in großen Massen längs des Landes nordwärts festlag. Ein Schneesturm löste den anderen ab; da aber mit kurzen Zwischenräumen Seehunde zu uns in die Bucht hineinkamen, so litten wir während unseres dreiwöchentlichen Aufenthaltes keine Noth. Am 23. Juni erreichten wir nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten den nördlichsten Punkt, bis zu welchem wir im Jahre 1883 gekommen waren. Diesmal waren hier keine Heiden, welche uns auf dem

[1]) Dieselbe ist am 3. Oktober auf dem Schiffe „Constanze" nach Kopenhagen zurückgekehrt.

Wege nordwärts hätten begleiten können; da aber alle unsere Grönländer große Lust hatten, nordwärts zu kommen, so machten wir uns keine Sorgen. „Kavângarnisat nuanepatdlagkaok“ (die Heiden sind sehr interessant) sagten sie immer. Bei Ivimiut errichteten wir unser erstes Benachrichtigungszeichen für die Hauptexpedition. Nachdem wir wieder dicht nördlich von Ivimiut einen einwöchentlichen Aufenthalt gehabt hatten, bekamen wir endlich günstigen Wind (Avanak), wie wir uns denselben im vorigen ganzen Sommer vergeblich gewünscht hatten. Wir genossen von den Klippen aus den schönen Anblick, wie eine große Eismasse nach der anderen davonzog, und als sich der Wind ziemlich gelegt hatte, wurden unsere Boote beladen und die Reise fortgesetzt.

Am 2. Juli ruderten wir beim Kap Fischer, Kap Trolle und Kap Tordenskjold vorbei, passirten den mit Eis gefüllten Anoretokfjord und erreichten noch am Abend dessen nördliche Mündung, wo das zweite Benachrichtigungszeichen errichtet wurde.

Am 3. Juli schlugen wir unsere Zelte auf einer kleinen flachen Klippenspitze und circa 1000 Ellen südlich von dem Gletscher Puissortok auf, und hatten das Glück, am Abend Zeuge eines größeren Eisrutsches zu sein. Unsere abergläubischen Grönländer wurden durch dieses interessante Schauspiel in die höchste Furcht versetzt. Durch diesen Rutsch wurde das Fahrwasser mit einer solchen Menge kleiner Eisstücke bedeckt, daß wir zwei volle Tage an dieser Stelle uns aufhalten mußten. Am 6. Juli passirten wir den Gletscher, und obgleich wir gezwungen wurden, dicht unter demselben vorbeizugehen, so kamen wir doch ohne weitere Gefährdung sowohl hier, wie an der nördlich davon befindlichen langen Küstenstrecke vorbei, wo das Inlandseis sich dicht bis zum Meere vorschiebt. Nach ferneren zwei Tagen erreichten wir das gelobte Land Tingmiarmiut; wir hatten in diesem Jahre nur 51 Tage zu dieser Reise hierher gebraucht, gegen 84 Tage im vorigen Jahre. Diese weit schnellere Reise war den günstigen Eisverhältnissen zu danken, die indeß von den Ostländern als normal bezeichnet wurden, während im vorigen Jahre die Eisverhältnisse besonders ungünstig gewesen seien. Während der ganzen Reise war auch unser Fang außerordentlich günstig gewesen, denn während der 51 Tage fingen unsere vier Kajakleute nicht weniger als 46 Seehunde. Auf Grund dieses Fanges war unser Vorrath an Brod, Conserven u. s. w. sehr wenig angegriffen worden. Dies war um so wichtiger, als wir hier ein Depot errichten sollten, wofern wir gezwungen worden wären, umzukehren, bevor wir mit der Hauptexpedition zusammentreffen konnten. Am 8. Juli ruderten wir über den Tingmiarmiutfjord und trafen hier auf zwei Leute Navfalik's, der selber zum Besuche seines Freundes Okaluatik mit seiner ganzen Familie nach Umanak gereist war. Das von Holm hier errichtete Depot wurde in vorzüglichem, tadellosem Zustande gefunden. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in Begleitung aller Kajakleute von Tingmiarmiut nordwärts fort. Die Gegend, die wir jetzt passirten, bildet einen großen Gegensatz zu der südlichen Küstenstrecke: hohe schöne Berge, große regelmäßige Thäler mit murmelnden Bächen und grünem Haidekraut bleiben fortgesetzt sichtbar. Kurz vor der Insel Umanak wurden wir von Navfalik begrüßt, der uns mit sechs Stammesgenossen entgegen gefahren kam. Auf der Insel Umanak fanden wir ein aus vier Zelten bestehendes Lager mit ca. 80 Bewohnern, meist alten Bekannten vom vorigen Jahre. Navfalik war der Ansicht, daß wir Holm in den nächsten Tagen schon treffen müßten, und seine Ansicht bestätigte sich. Auf unseren Wunsch sandte Navfalik einen Kajakmann nach dem nördlicher gelegenen Wohnplatze, um Lieutenant Holm die Nachricht von unserer Ankunft auf Umanak zu übermitteln. Auch war Navfalik gern bereit, uns bei unseren Vermessungen und Untersuchungen in der Umgegend behülflich zu sein. Unsere anthropologischen Untersuchungen, welche hier vorgenommen wurden, bestanden wesentlich in Gesichtsvermessungen; dieselben machten den Eingeborenen viel Vergnügen, zumal die Vermessenen zur Belohnung etwas holländischen Tabak und einen Zwieback erhielten. Unter diesen südlichsten Ostländern fand sich auch nicht einer, der zwei Frauen hatte, dagegen waren fast alle verheirathet, selbst sehr junge Leute. Daß eine Frau mehrere Männer habe, wie von einem angesehenen englischen Gelehrten berichtet wird, ist reine Fabel. Nach der von Lieutenant Holm und Hanserâk vorgenommenen Volkszählung besteht die Bevölkerung der ganzen Ostküste aus 247 männlichen und 301 weiblichen Individuen; demnach ist die Behauptung von einem Weibermangel an der Ostküste nur Erfindung.

Nachdem wir am 11. Juli aus Akorninarmiut, dem nächsten nördlich gelegenen Wohnplatze, die Nachricht erhalten hatten, daß man dort noch nichts von Lieutenant Holm wisse, sandten wir das eine unserer Frauenboote mit etwas Proviant nordwärts ab. Vom 12. bis 16. Juli nahmen wir dann im Umanakfjord (von Graah Sehestedsfjord genannt) Untersuchungen vor. Es ist ein tiefer schöner Fjord, der sich in seinem Inneren in mehrere eisgefüllte Arme theilt, begrenzt von steilen, 5000 bis 6000 Fuß hohen, auf den Kuppen mit Eis bekleideten Felsen. Auf vielen Stellen des Fjordes sieht man üppige Vegetation; Seehunde giebt es hier in Menge. Was uns im Umanakfjord besonders interessirte, war der alte Bericht der Ostländer, daß sich hier eine alte Hausruine vorfinden solle, welche nicht von Grönländern herstamme. Wir suchten die Stelle auf und fanden einen höchst dürftigen kleinen Bau, kaum so groß im Umkreise wie ein gewöhnlicher Grönländer Zeltplatz. Der Bau ist, seinen Ueberresten nach zu schließen, durchaus nicht von Nordländern errichtet worden. Wir besuchten noch mehrere andere fruchtbare Stellen, fanden aber nur Ueberreste von grönländischen Zeltplätzen. Als wir am 15. Juli Nachmittags von einem kurzen Ausfluge mit dem Frauenboote nach unserem Lager zurückkehrten, wurden wir durch zwei Kajakleute benachrichtigt, daß Holm auf Umanak angekommen sei. Die Wirkung, welche diese Nachricht auf uns ausübte, vergesse ich niemals; alle Beängstigungen und Kümmernisse für den Fall, daß es der Expedition Holm's auf die eine oder die andere Weise schlecht ergangen sein könne — Alles war in einem Augenblicke vergessen!

Am nächsten Morgen begaben wir uns auf den Weg nach Umanak, wo wir am 16. Juli Mittags ankamen. Bevor wir den Zeltplatz in Sicht bekamen, begrüßten wir unsere Freunde durch einen Salut von neun Schüssen, und wenige Augenblicke danach konnten wir uns die Hände schütteln. Der Tag unseres Zusammentreffens wurde auf prächtigste Weise gefeiert: es gab Chokolade, Portwein, Sherry und Cognac, ja selbst an kleinen Kuchen fehlte es nicht — Alles für diesen Tag gemäß dem Wunsche der Geber aufbewahrt.

Mit Lieutenant Holm's Erlaubniß und mit Benutzung seines Tagebuches geben wir in Nachstehendem ein Resumé seiner Reise und seines Winteraufenthaltes an der Ostküste:

Wie die Leser sich erinnern werden, verließ die Hauptexpedition Tingmiarmiut am 30. Juli v. J.; dieselbe bestand aus zwei Frauenbooten und einem Kajak, besetzt im Ganzen mit acht Westländern und begleitet von vier Booten

der Ostländer. Am 2. August erreichte die Expedition **Akorninormiut**, den nächsten Wohnplatz nördlich von Umanak. Hier stand nur ein Zelt, lediglich von einer Familie bewohnt, da die übrigen Bewohner nach Igdloloarsuk, dem nördlichsten Wohnplatze an der südlichen Ostküste, abgereist waren. Hier, wie in Tingmiarmiut, wurde der Expedition mitgetheilt, daß das Eis erst vor Kurzem weggetrieben sei; seit vielen Jahren habe es nicht so lange am Lande festgelegen. Bei Akorninormiut fanden sich unter anderen zwei Mädchen, die mit dem Kajak auf Seehundsfang gingen; da sie keinen Bruder gehabt hatten, waren sie von ihrem Vater zu dieser Thätigkeit, die sonst ausschließlich den Männern zufällt, erzogen worden. Auch auf der südlichen Westküste hat es Frauen gegeben, meist eingewanderte Ostländerinnen, welche diesen Sport betrieben, aber die Herrenhutischen Missionare liebten ihn nicht, und deshalb mußte derselbe eingehen. Das Land in dieser Gegend gleicht demjenigen bei Umanak und Tingmiarmiut, ist aber noch vielfach schöner. Noch am 2. August verließ die Expedition Akorninormiut und erreichte am 3. **Igdloloarsuk**, dessen Bevölkerung äußerst spärlich war. Wo zu Graah's Zeiten große Wohnplätze sich befanden, standen jetzt nur noch einige Häuser und Zelte. Der dicht bevölkerte Platz **Umevik**, der nördlichste bewohnte Ort, den Graah fand, ist jetzt ganz menschenleer. Seit der Reise Graah's sind die südlichen Ostländer in großen Schaaren nach der Westküste gezogen, haben sich taufen lassen und der Armuth geweiht; es wird wohl auch nicht mehr zu lange dauern, bis der größte Theil von den 135 Menschen, welcher sich im Jahre 1885 noch an der südlichen Ostküste befand, der Verlockung nachgeben und zur Westküste ziehen wird. Graah schätzte seiner Zeit die hier wohnende Bevölkerung auf ca. 550 Seelen.

Hier in Igdloloarsuk sollte es sich zeigen, ob es Lieutn. Holm glücken würde, einige Heiden zu bewegen, mit ihm nordwärts zu reisen. Nach verschiedenen vergeblichen Verhandlungen blieb die Expedition vorläufig ohne sicheren Wegweiser über Umevig hinaus, wo der Ostländer Umerinak überwintern wollte. Die Eskimos, mit denen die Expedition hier in Berührung kam, waren vollkommene Wilde; niemand von ihnen war jemals an der Westküste gewesen oder hatte einen Europäer gesehen, die nach ihrer Annahme übernatürliche Wesen waren. Als die Expedition angerudert kam, wurde sie von diesen wunderlichen Leuten am Strande empfangen. Ihre Tracht war leicht; die Beinkleider bestanden nur aus einem Fellstreifen (der der Frauen war ca. 2 Zoll breit, der der Männer ein wenig breiter, hatte aber Hosenfaçon), angebracht an der Stelle, die vor allem der Verhüllung bedarf. Die Füße waren mit den bis zum Knie reichenden gewöhnlichen Fellstiefeln bekleidet, und den Oberkörper bedeckte ein Sommerpelz von weichem, gegerbtem dünnem Seehundsfell (durchaus dem Waschleder ähnlich). Das lange Haar der Männer wird von dem gebräuchlichen Riemen festgehalten, während das Haar der Weiber in einen Knäuel auf dem Kopfe zusammengebunden ist. Ein Klappmesser, in der Regel aus einigen Stückchen Tonnenreifen verfertigt, wird in einem um den Hals getragenen Seehundsriemen auf der bloßen Brust getragen. Die erwähnten schmalen Beinkleider werden nur im Sommer getragen, während des Winters im Kajak oder Frauenboote werden breitere angelegt. Der Anblick der Europäer hatte natürlich auf diese Heiden eine wunderbare Wirkung; die Männer waren indeß sehr zuvorkommend und brachten sogleich Geschenke, bestehend aus Bärenfellstücken und Seehundsriemen. Die Weiber standen in einiger Entfernung mit den erstauntesten Mienen, schlugen die Hände zusammen und wiederholten oft Sätze wie: „Ist es nicht ein Traumbild?" „Soll ich doch einmal einen Europäer sehen!" Selbstverständlich liefen sämmtliche Leute neugierig zusammen, denn in ihren Augen hatten selbst die geringsten Gegenstände das Ansehen von Zauberdingen. Schon hier begannen die Leute, von welchen die meisten bei **Sermilik**, dem südlichsten Wohnplatze im Angmagsalik-Distrikte, ansässig waren, Lieutenant Holm abzurathen, in Angmagsalik selbst zu überwintern, da die dortigen Bewohner schlimme Diebe und Todtschläger seien. Man rieth ihnen, weit lieber in Sermilik zu bleiben; merkwürdiger Weise hört man diese Gerüchte bereits an der Westküste, und je weiter man an der Ostküste nordwärts kommt, desto stärker werden sie. Die Erfahrungen der Expedition sollten dieselben bestätigen.

Am 6. August verließ Lieutenant Holm die Gegend von Igdloloarsuk, ungeachtet ihn keiner der Heiden begleitete. Seine beiden Boote mußten nun die ganze Ladung einnehmen, doch die Ruderinnen murrten nicht, obschon ihnen die Beruhigung fehlte, einen Kajakmann in ihrer Begleitung zu wissen. Der einzige Kajakführer der Expedition, Samuel, ein junger Fänger von Kap Farewell, mußte nämlich in dem einen Boote als Steuermann fungiren, dessen Last durch sein Kajak noch erhöht wurde. Es ist einleuchtend, daß es in diesem Augenblicke etwas trübe aussah; doch es galt ein Wagestück, den Heiden zu imponiren und auf diese Weise einige derselben zu veranlassen, mitzugehen. Mißglückte es, dann würde wohl selbst Hanseräk's Eifer abgekühlt worden sein, denn die allerschlimmste Strecke, dort, wo Graah von Hunger, Kälte und Eis gezwungen wurden, umzukehren, war alsbald zu passiren. Obwohl die Eisverhältnisse an diesem Tage nicht günstig waren, wurde zwar der Bernstorffsfjord passirt, doch bei Kap Möfting unter 63° 45′ nördl. Br. mußte des Eises wegen das Land aufgesucht werden.

Am 7. August wurde die Fortsetzung der Reise versucht und, während die Boote sich durch das Eis hindurch arbeiteten, wurde plötzlich entdeckt, daß alle Heiden der Expedition gefolgt waren. Die Freude darüber war um so größer, als alle meinten, daß alle Heiden mit nach Angmagsalik gehen würden. Wie schwierig es indessen ist, aus diesen Menschen ihre wirkliche Meinung heraus zu bekommen, wird aus dem Folgenden hervorgehen. Die Heiden waren außerordentlich eifrig, der Expedition zu folgen und alles ging vorläufig so, als wenn alle ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen hätten. Am 8. August passirte man den von Graah erwähnten langen Gletscher **Kolbergerheide**. Dieser Gletscher hat eine sehr große Ausdehnung, ist aber ebenso wie Puisortok viel schlimmer geschildert worden, als er in Wirklichkeit ist: ihm mangelt ein eigentliches Hinterland, und er gehört deshalb zu den Gletschern, welche keine größeren Eisberge liefern. Nach dem Gletscher Kolbergerheide sollte nun der Gyldenlövesfjord passirt werden. Eine kurze Strecke in diesen Fjord hinein liegt der Ueberwinterungsplatz Umevig, wo das eine der mitfolgenden Boote bestimmt zu bleiben gedachte; dagegen wurde angenommen, daß wenigstens zwei von den anderen Booten die Reise nach der Gegend von Angmagsalik mitmachen würden. Um dorthin zu kommen, wo die Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit derjenigen Südgrönlands entspricht, mußte man indeß eine weite Strecke passiren, wo das Landeis unmittelbar bis zur Küste geht, und namentlich die gleich nördlich von der Dannebrog-Insel belegene Stelle Ikersuak, wo ein großer und gefährlicher Gletscher zu passiren war; die Heiden hatten übrigens fortgesetzt behauptet, daß es für das Jahr zu spät sei, um dort vorbeizukommen. Als nun

die Boote den Umevikfjord erreichten, erschien es Lieutenant Holm, als wenn die Heiden nach und nach immer mehr in den Fjord hineinsteuerten; er schlug vor, den Kours zu verändern, aber die Heiden antworteten, daß sie mehr nach dem Inneren des Fjordes steuern müßten. Eine Weile verhielt Lieutenant Holm sich ruhig, da er glaubte, daß hier ein besseres Fahrwasser zu finden sein würde; als man aber schließlich auf der anderen Seite des Fjordes sich befand und doch längs der Nordseite offenes Fahrwasser hatte, die Heiden aber trotzdem in den Fjord hineinsteuerten, fragte er sie wieder, weshalb das geschehe. Nun erst erhielt er eine aufrichtige Antwort: es war ihnen darum zu thun gewesen, die Expedition in das Innere des Fjordes hineinzulocken, damit sie bei ihnen überwintern solle. „Wir wollen alle in den Umevik hinein und hier überwintern, und können erst im nächsten Sommer nach Angmagsalik reisen", antworteten die Heiden. „Aber ich reise nach Angmagsalik in diesem Jahre", antwortete ihnen Holm, „oder auch so weit, wie ich kommen kann." Erst eindringlichen Zusprachen Hauseräk's gelang es endlich, einen Wegweiser in der Person des Ilinguaki aus Sermilik für die Expedition zu sichern. Er sowohl wie sein Pflegesohn, ein junger Fänger, waren wohl mehr als durch geistlichen Zuspruch durch die Zusicherung materieller Vortheile bestimmt worden, uns zu folgen: sie konnten aus unserer Tauschhandelskasse eine Auswahl treffen, und der junge Fänger sollte außerdem eine Büchse erhalten.

Durch dieses Arrangement war endlich das Schicksal der Ostküstenexpedition so gut wie gesichert.

Am 11. August wurde die Skrams-Insel unter 64° 50′ nördl. Br. erreicht, wo bis zum 15. August Aufenthalt genommen wurde. Vom 15. bis 25. August arbeitete sich die Expedition wieder vorwärts bis zu dem nördlichsten von Graah erreichten Punkte, dem Benachrichtigungszeichen auf der Dannebrogs-Insel. Heftiger nordöstlicher Wind, ungebrochenes Wintereis, hoher Seegang im Fahrwasser, sowie die Erkrankung von zwei Ruderinnen verursachten, daß die Reisenden nur sehr langsam vorwärts kamen. Die große Bucht, welche Graah „Kjögebucht" nannte, wurde erreicht. Das von ihm aus großen Steinen erbaute Benachrichtigungszeichen war vollständig unberührt; wir trugen dasselbe bis zum Grunde ab und durchsuchten alles mit der größten Sorgfalt, fanden aber keine Spur von der Medaille, welche Graah in seinem Berichte erwähnt. Es wurde nun hier ein Bericht niedergelegt, das Zeichen wieder errichtet und am 26. August verließ die Expedition die Dannebrog-Insel, um über den gefürchteten Iksersuak nach besseren Gegenden vorzudringen. Der erste Tag war nicht interessant; der zwei bis drei Meilen lange Iksersuak, der Sund zwischen dem Gletscher und dem Meereise, war voll von Treibeis, und als die Boote ein gutes Stück in See hinausgekommen waren, um zerstreuteres Eis aufzusuchen, überraschte sie eine heftige nördliche Brise mit Schneetreiben und hoher See, welche die Boote von dem der Heiden trennte; es blieb für Holm nichts anderes übrig, als schleunigst nach dem Lande zu steuern. Die armen Grönländerinnen waren schon bis zum Aeußersten erschöpft und die Fellboote im Eise dem Sinken nahe, als endlich ein Heide im Kajak zu ihnen stieß und die Boote zum Lande führte. Mit Aufbietung der letzten Kraft wurde dies auch am Abend erreicht.

Hiermit war nun die gefürchtete Grenzscheide zwischen den nördlichen und südlichen Gegenden passirt, und die von Umerinak gepriesenen Gefilde lagen vor der Expedition. Nachdem dieselbe am 27. August sich ausgeruht hatte, wurde die Reise am 28. in Begleitung von Ilinguaki fortgesetzt. Er war schon einige Jahre lang nicht in seiner Heimat gewesen und konnte deshalb nur Vermuthungen aussprechen, als die Expedition auf mehreren Stellen in verlassenen Häusern Leichen fand; indessen wurde kurz vor Sermilik ein grönländisches Boot mit den ersten lebenden Menschen aus dieser Gegend angetroffen, die natürlich mit dem erschrecklichsten Geheule begrüßt wurden. Diese Heiden berichteten über eine fürchterliche Hungersnoth, welche in den Wintern 1881/1883 den ganzen Angmagsalikdistrikt heimgesucht und eine Menge Menschen dahingerafft hatte. Während der Schilderung dieser Hungersnoth stießen die Heiden ein gleichsam auf Kommando beginnendes schauerliches Klagegeheul für die Todten aus, das sowohl an der Ost- als an der Westküste üblich, an letzterer jedoch in der Abnahme begriffen ist. Da die Heiden berichteten, daß das Eis bei Sermilik unter der Küste liege, so wurden die Zelte etwas südlich davon aufgeschlagen. Die fremden Grönländer gaben schreckliche Schilderungen über die Hungersnoth: eine Frau hätte ihr Leben nur dadurch fristen können, daß sie die Leichen von ihrem Manne und acht Kindern verzehrte.

Am 30. August erreichte die Expedition den Sermilikfjord; von allen Seiten kamen die Grönländer zusammengeströmt, um sich die wunderbaren Wesen anzusehen, welche Ilinguaki mitgebracht hatte, und erst auf seine Versicherung, daß es wirkliche Menschen seien, wurden die Heiden soweit beruhigt, daß die Mitglieder der Expedition zum „polaren" in den Zelten eingeladen wurden. Man wollte sehr gern die Expedition dazu bewegen, bei Sermilik zu überwintern, und alle riethen eindringlich davon ab, bei Angmagsalik Quartier zu nehmen: Die Einwohner dort seien unzuverlässig und zudringlich, auch herrsche dort in Folge des Verschwindens des „Angmagsalik" genannten kleinen Härings sehr oft Hungersnoth. Hier in Sermilik besaß nicht ein Grönländer eine Schußwaffe; der Pfeil, die Harpune und der Spieß, das sind die einzigen Waffen, mit welchen sich hier die Leute behelfen müssen. Jetzt kam die erste Büchse nach Sermilik, indem der Pflegesohn von Ilinguaki die ihm versprochene erhielt. Wegen der sehr ungünstigen Lage Sermiliks für meteorologische Beobachtungen entschloß sich Lieutenant Holm doch, seinen ganzen Vorrath zu dem eine Tagereise weiter nördlich belegenen Angmagsalik zu führen und dort zu überwintern. Der Wohnplatz Sermilik liegt an dem ca. 15 Meilen langen und breiten Sermilikfjord, der in nördlicher Richtung ins Land hineingeht. An seinem innersten Theile finden sich große Gletscher, welche die größten und zahlreichsten Eisberge in dieser Gegend abstoßen. An der Westseite der Mündung liegt das steile schöne Vorgebirge Cap Tycho Brahe, welches Graah von seinem nördlichsten Platze aus sah. Im Fjorde soll ein sehr reicher Lachsfang stattfinden.

Als am 31. August die Expedition Sermilik gerade verlassen wollte, wurde das Geschrei „Nanok" (ein Bär) gehört und man sah das Thier in nicht weiter Entfernung von den Booten. 15 Kajaks machten sogleich Jagd auf denselben, und zum Lobe des Kajakmannes der Expedition soll angeführt werden, daß er, obgleich er als Steuermann in einem der Frauenboote saß und sein Kajak im Boote lag, doch der dritte war, der seinen Spieß nach dem Bären warf. Das schwer verwundete Thier flüchtete sich auf eine große Eisscholle, aber auch hier wurde es von den Grönländern hart verfolgt und erlag schließlich der Menge seiner Gegner. Unter dem monotonen Gesange der Heiden wurde das erlegte Thier ans Land bugsirt, wo Samuel sofort seinen Antheil an der Beute ausgeliefert erhielt, so daß die Expedition nun weiter reisen konnte. Im Laufe des Tages

wurde die Bucht passirt, die, wie sich später zeigte, König Oskar's Hafen war. In die Bucht münden fünf lachsreiche Flüsse; dieselbe bietet eine der besten Fangstellen der Angmagsalik. Nachmittags um 6 Uhr erreichte die Expedition Tasiusardsik Kangidlek, wo das Winterquartier genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Die Auswanderung aus Frankreich in den Jahren 1882 bis 1884.

Einem dem Minister des Inneren von M. Levaillant eingereichten Berichte über die Auswanderung aus französischen Häfen entnehmen wir folgende auf die französische Auswanderung bezüglichen Mittheilungen (s. la Gazette Géographique vom 10. September 1885).

Es giebt jetzt 36 autorisirte Auswanderungsagenturen (10 in Paris, 8 in Havre, 7 in Bordeaux, 6 an verschiedenen Orten der Basses Pyrénées, 3 zu Marseille, 2 zu Modane); ihre Thätigkeit beschränkt sich natürlich nicht auf die französische Auswanderung, sondern umfaßt auch die fremde, insoweit dieselbe ihren Weg über die französischen Häfen nimmt. Die Anzahl der durch sie beförderten französischen Auswanderer beläuft sich in den Jahren 1882 bis 1884 auf 12 637 (resp. 4858, 4011, 3768). Im Vergleich zu früheren Jahren kann man demnach sagen, daß die Auswanderung von Franzosen von 1874 bis 1878 abgenommen hat, daß sie von 1879 bis 1881 eine etwas größere Höhe erreichte, im Jahre 1882 eine neue Zunahme zeigte, dann aber bis 1884 wieder langsam abnahm; theilweise muß dies jedoch auf Rechnung zufälliger Umstände geschoben werden, nämlich der Cholera, welche ihre Wirkung auf alle Häfen, besonders auf Marseille während der Monate August, September, October und November äußerte. Die 12 637 Auswanderer vertheilen sich dem Alter nach wie folgt: Unter 1 Jahr 179, 1 bis 10 Jahre 1490, 10 bis 20 Jahre 1871, 20 bis 50 Jahre 8376, über 50 Jahre 721. Männlichen Geschlechtes waren 8632, weiblichen 4005 Personen. Handwerker und Industrielle waren 3555, Ackerbautreibende 3823, Angehörige anderer Stände 5259. Dem Alter nach stellt sich die Betheiligung in Procenten: unter 1 Jahr 1,41, von 1 bis 10 Jahren 11,79, von 10 bis 20 Jahren 14,80, 20 bis 50 Jahren 66,28, über 50 Jahre 5,62. Der größte Theil der Auswanderer gehörte mithin dem leistungsfähigen Alter an. Das Verhältniß der Geschlechter in Procenten ist ziemlich dasselbe wie in der Periode 1878 bis 1881: 68,30 und 31,70; man kann dies Verhältniß beinahe das normale nennen. Wiewohl auch jetzt noch mehr Ackerbautreibende als Handwerker und Industrielle auswanderten (30,25 Proc. gegen 28,13 Proc.), war doch ihre numerische Ueberlegenheit nicht mehr so groß als früher.

Die Klassifizirung der Auswanderer nach den Departements giebt ein Mittel an die Hand, die wahren Ursachen der Emigration kennen zu lernen, welche man nicht wie in anderen Ländern als natürlichen Abfluß der Uebervölkerung betrachten kann. Für 1884 liegen auch Angaben der Messageries Maritimes vor über die von Bordeaux aus verschifften Zwischendeckspassagiere, welche keiner anderen Kontrole unterworfen sind; hierdurch erhöht sich die Zahl der Auswanderer auf 6100. Alle Departements sind vertreten; über 100 beträgt die Zahl für Hautes Alpes (169), Aveyron (244), Charente (144), Korsika (133), Dordogne (153), Doubs (204), Garonne (107), Gironde (270), Hautes Pyrénées (383), Savoyen (201), Seine (364); über 1000 nur für Basses Pyrénées (1386). Das zuletzt genannte Departement steht, was seinen Reichthum betrifft, durchaus nicht auf der untersten Stufe und ebenso wenig zeichnet es sich durch große Dichtigkeit der Bevölkerung aus. Die Auswanderung kann hier also nicht durch die Ursachen, welchen sie gewöhnlich zugeschrieben wird, zu solch hoher Ziffer — beinahe ¼ der ganzen Auswanderung — gesteigert sein. Man kann dieselbe daher nur der Thätigkeit der Auswanderungsagenten und der Macht des Beispiels zuschreiben. Die Bergbewohner aus den Pyrenäen sind in Südamerika als Kolonisten sehr gesucht, und man thut da alles Mögliche, um sie heranzuziehen; die ersten Ansiedler, welche dorthin gingen, zogen dann die anderen durch die Erzählungen von ihrem Erfolge nach sich. Der Ackerbau und die Industrie bedauern schon seit langer Zeit diesen Auszug nach der Fremde, ebenso schadet dieser Umstand der Rekrutirung, da viele Personen dem Dienste entzogen werden.

Die Richtung der französischen Emigration hat sich nicht wesentlich verändert; weder Afrika noch Australien besitzt Anziehungskraft, Alles wendet sich vielmehr nach Amerika. Was unter der Rubrik „Küste von Afrika“ figurirt, sind beinahe nur die für die Eisenbahn von Dakar nach St. Louis angeworbenen Arbeiter, welche irrthümlicher Weise unter den Auswanderern mitgerechnet sind; auch die Vertheilung auf die verschiedenen Staaten Amerikas ist beinahe dieselbe wie früher. Es kamen nämlich auf die Vereinigten Staaten 7520, die Argentinische Republik 4869, Uruguay 670, Chili 627, Brasilien 527, die Küste Afrikas 286, Antillen 167, Columbia 91, Mexiko 70, Kanada 69, Peru 52, Venezuela 3, Australien 1, verschiedene Länder 37. Chili ist in die vierte Stelle aufgerückt, die Antillen auf die siebente gesunken; dies sind die einzigen nennenswerthen Veränderungen im Vergleich mit der vorhergehenden Periode.

Auch in Frankreich klagt man darüber, daß es nicht möglich scheint, die Auswanderung nach eigenen Kolonien zu lenken; es wird dies auch durch die französischen Konsuln in denjenigen Ländern hervorgehoben, wohin der Strom der Auswanderung sich richtet. Es heißt, man müsse den Einfluß der amerikanischen Agenten zu vernichten suchen, welche sich bemühen, Auswanderer zu werben, indem man letzteren Vortheile in den französischen Kolonien (namentlich Algerien und Tunesien) verspricht; wenn sich einmal ein Kern dort gebildet hätte, so wäre damit das Eis gebrochen, und es würden auch andere Auswanderer ihre Schritte dorthin lenken.

Eisenbahnen in Japan.

In einem als Parl. paper Nr. 4449 veröffentlichten Berichte behandelt Herr Trench die Eisenbahnen Japans sehr ausführlich, und der Bericht scheint wichtig genug, um einen Theil desselben hier im Auszuge mitzutheilen.

Jede neue Linie bringt die producirenden Gegenden, welche sie durchschneidet, mit den Verbrauchscentren in Verbindung und erhöht demgemäß die Exportfähigkeit des Landes. Es scheint demgemäß wünschenswerth, hier besonders hervorzuheben, welcher Zusammenhang zwischen den vorhandenen Eisenbahnlinien und den verschiedenen producirenden Gegenden besteht.

1. Bestehende Linien.

Die ersten Linien, die angelegt worden sind, nämlich zwischen Tokio und Yokohama und zwischen Osaka und Kobe, haben keinen besonderen Einfluß auf die producirenden Di-

strikte gehabt, abwohl sie unzweifelhaft die Ausfuhr der Produkte nach ihrer Ankunft an den Handelsmittelpunkten Takia und Osaka erleichtert haben; dagegen hat die Eisenbahnverbindung der Hauptstadt mit Takasaki, die Verlängerung der Kobe-Osakalinie bis Kiata, der Bau der Zweiglinie van letztgenanntem Orte nach Otsu und die weitere Zweiglinie zwischen Nakahama und Tsuruga an der Westküste auf die producirenden Gegenden großen Einfluß geübt.

Die centrale Eisenbahn läuft durch die Provinzen Setsu, Yamashiro, Omi und Etschizen, die alle reich sind und graße Mengen Reis, Weizen, Thee und Tabak, vier Hauptausfuhrartikel van Japan, hervorbringen; die Theeproduktion ist am bedeutendsten. Die Linie, welche den Biwa-See und Tsuruga an der Westküste verbindet, ist für den Handel besanders wichtig, da sie die Möglichkeit gewährt, die Produkte und Manufakturen van Etschizen sawohl, als van den angrenzenden Pravinzen Kaga, Etschiu, Etschigo, Tanga und Wakasa, als Reis, getrackneten Fisch und Porcellanwaaren, direkt noch den Märkten van Osaka und Kiato zu bringen, van wa sie nach allen Seiten weiter geführt werden. So wird die lange Seereise von Tsuruga über Shimaneseki und durch die innere See erspart.

Ein Blick auf die Karte von Japan genügt, um zu zeigen, welche grobe Hindernisse für den Transport im Inneren durch die ununterbrachen van Norden nach Süden laufende Bergkette entstehen. Da ein vallkommenes Wegesystem fehlt, ist der Transport von der West- nach der Ostküste und umgekehrt mit graßen Schwierigkeiten verbunden und dem zufalge müssen Waaren, welche zwischen einander absolut nahen, aber an verschiedenen Küsten des Landes gelegenen Orten transpartirt werden sallen, über See befördert werden. Daß natürlich aus der Verbindung beider Küsten mittels Eisenbahnen große Vortheile entstehen müssen, ist klar.

Auch die Fortsetzung der Eisenbahn über die Hauptstadt nordwärts hinaus nach Takasaki und Mayebashi und die Verbindung derselben mit der Takia-Yokohama-Eisenbahn hat für die Praducenten gute Früchte getragen, und dieselben sind vielleicht nach auffallender als bei der centralen Linie. Die Takasaki-Linie durchschneidet die wichtigen Pravinzen Musashi und Jashiu, welchen die reichsten und produktionsfähigsten Distrikte von Japan angehören, wa die wichtigsten Stapelprodukte, Reis, Weizen, Seide und Thee, in graßer Menge angebaut werden. Mayebashi, der nordöstliche Endpunkt der Linie, ist der Mittelpunkt der Seidenindustrie, durch die Jashiu berühmt ist; die zwei Provinzen zusammen erzeugen mehr als ein Drittel der Praduktion van ganz Japan und Takasaki ist der Uebergangspunkt für alle Waaren, die zwischen der Nardwestküste und der Hauptstadt befördert werden. Wie wichtig diese Linie für die Praducenten ist, kann man daraus schließen, daß sie von Anfang an den Aktienbesitzern einen hübschen Vortheil abgewarfen hat und die Einnahmen mit jedem Manate ansehnlich zunehmen.

2. Linien, die im Bau begriffen sind.

Augenblicklich sind zwei Linien im Bau begriffen, nämlich die zwischen Takasaki und Ogaki (die sagenannte Nakasenda-Eisenbahn) und diejenige zwischen Omiya, einer Station der Uyena-Takasakilinie, und Utsunamiya. Die erstgenannte Linie hat eine militärisch-administrative, weniger eine kommerzielle Bedeutung. Die Pravinzen Shinshin, Hida und Mino, durch welche die Nakasenda-Eisenbahn laufen wird, sind, abwohl zwei derselben verhältnißmäßig reich an Seide sind, dach graßentheils gebirgig und dünn bevölkert, und der Handel ist ziemlich unbedeutend. Wie sehr er auch sich entwickeln mag, so besteht doch für den Augenblick kein Grund zu glauben, daß die Linie ertragsfähig sein wird, ehe andere Zweiglinien, welche die Stammlinie mit den wichtigen Mittelpunkten der Industrie in entfernten Provinzen verbinden, angelegt sein werden.

Die Vallendung der anderen aben genannten Linie wird aller Wahrscheinlichkeit nach — sie bringt Utsunomiya mit der Hauptstadt in Verbindung — ebenso graße Vartheile abwerfen, wie dies bei der Takasaki-Linie der Fall ist. Utsunamiya ist eine Stadt von großer Bedeutung, liegt in einer fruchtbaren Pravinz und an der Heerstraße, die sich van Tokio westlich bis Sendai und Awomari erstreckt und ist der wichtigste Uebergangspunkt für salche Waaren und Produkte, die dem Landwege nach und von der Hauptstadt folgen.

3. Linien, deren Bau in Aussicht genammen ist.

Van diesen Linien würde zunächst die Verlängerung der Linie Omiya-Utsunomiya bis Sendai und über Morioka nach Awomori ohne Zweifel den größten Einfluß auf den Waarentransport und die Entwickelung des internatianalen Handels haben, weil die anliegenden Distrikte, wiewohl sie nicht zu den fruchtbarsten Theilen des Landes gehören, doch ziemlich reich an Cerealien sind und die Verlängerung der Linie über Sendai hinaus die Erschließung der kultivatiansbedürftigen Distrikte im Nardasten der Hauptinsel zur Falge haben könnte, die durch eine Reihe haher und wilder Gebirge vam Meere abgeschlossen sind. Auch die Entwickelung der Hilfsquellen von Yeza würde durch diese Linie bewirkt werden, da namentlich die Fischerei noch graßer Ausdehnung fähig ist; doch wäre es sehr wahl möglich, daß der getrocknete Fisch auch später über See versandt würde. Auch eine Zweiglinie von Tarui, einer Station an der Nakasendo-Bahn, nach Yakkaitschi, dem wichtigsten Hafen im Golfe van Owari, wird ahne Zweifel für den Handel van graßer Bedeutung sein. Die Bedeutung des genannten Ortes ist groß; der gute Ankergrund des Hafens erhöht dieselbe mit jedem Jahre und sowohl als Einfuhr- wie als Ausfuhrhafen wetteifert er erfalgreich mit den Vertragshäfen Yakohama und Kabe.

Die dritte in Aussicht genammene Linie soll die Nakasendo-Eisenbahn (vermuthlich van Uyeda in Shinshin aus) mit einem Hafen auf der Westküste verbinden. Ursprünglich beabsichtigte man Niigata dazu zu wählen; die Vortheile, welche dies verschafft hätte, liegen auf der Hand. Obwahl Niigata als offener Hafen den Erwartungen nicht entsprachen hat, da es nicht Schutz genug gewährt und durch eine Reihe hoher Berge vam Inneren abgeschnitten ist, hat dach der große natürliche Reichthum der Provinz Etschigo und die Lage der Stadt an der Mündung zweier bedeutender Flüsse ihr erlaubt, ihre Stellung als wichtigstes Emporium des Handels auf der Nardwestküste van Japan anderen Städten gegenüber sich zu sichern. Wenn also die Eisenbahnverbindung zwischen Niigata und anderen bedeutenden Mittelpunkten des Handels zu Stande käme, würde sowahl für die Produkte von Etschiga als für die weiter entfernten Provinzen Iwashiro, Uzen und Uga ein ausgedehnter Markt eröffnet und durch Erleichterung des Transpartes der Handel im Allgemeinen angeregt werden. Es scheint jedoch, daß der Mangel an Hafenanlagen in Niigata den Ausschlag gegeben und man darum die Hafenstadt Imamatschi (Nawoye-tsu), welche van allen Orten auf der Westküste der Nakasendo-Eisenbahn am nächsten liegt, zum Ausgangspunkte bestimmt hat. Imamatschi liegt an der Mündung der Sekigawa, etwa 150 Meilen südlich von Niigata. Der Hafen soll nur klein sein, aber für kleine Schiffe, die für den Küstenhandel bestimmt sind, bietet er Vortheile für das Verladen, welche Niigata nicht besitzt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Das Comité des Palestine Exploration Fund wird in nächster Zeit die systematische Erforschung der Sitten und Gebräuche der heutigen Bewohner von Syrien und seinen Nachbarländern in die Hand nehmen, zu welchem Zwecke ihm in Syrien, Aegypten, Cypern, Kleinasien, dem Hauran, Armenien und dem Euphratthale eine „organisirte Maschinerie von Agenten" zur Verfügung steht, welche nicht nur die betreffende Landessprache reden, sondern auch das Vertrauen der Eingeborenen besitzen und Leute von Bildung und Studium sind. Es werden zunächst Fragebogen aufgestellt werden, deren Inhalt in 22 Gruppen sich gliedert. Verwandte Gesellschaften, wie die der Antiquare, die für biblische Archäologie, das kgl. Institut der Architekten, die Geographische, Anthropologische und andere Gesellschaften sollen um Mitwirkung bei dem Unternehmen angegangen werden.

— Ueber ein anderes Unternehmen, welches von dem Palestine Exploration Fund ausging, die Untersuchung des Wadi Arabah (im Süden des Todten Meeres) durch Prof. Hull, Major Kitchener 2c., ist kürzlich von Ersterem unter dem Titel „Mount Seir, Sinai and Western Palestine" der Bericht erschienen. Diese Expedition, welche nur etwa vier Monate dauerte, hat sehr bedeutende Resultate ergeben, nämlich nicht nur eine gute Karte des Wadi Arabah, basirt auf eine Reihe von Dreiecken, durch welche die Aufnahme von Palästina mit dem Rothen Meere in Verbindung gebracht wird, sondern auch einen Einblick in den geologischen Bau des bisher nur ungenügend erforschten Gebietes. Prof. Hull ist der Ansicht, daß sich das Wadi Arabah längs einer Hauptverwerfungsspalte, welche mit derjenigen des Jordanthales zusammenhängt, hinzieht. Terrassen von Mergel, Kies und Sand, welche sich in einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Mittelländischen Meere finden, beweisen deutlich, daß der Spiegel des Todten Meeres einst 1400 Fuß höher als jetzt gestanden und eine Senkung von 200 engl. Meilen nordsüdlicher Erstreckung ausgefüllt hat. Doch stimmt Hull darin mit Lartet überein, daß dieser Binnensee von der Zeit an, wo das Land zuerst aus dem Oceane auftauchte, niemals einen Ausfluß zum Meerbusen von Akabah gehabt hat. Die alten Seebetten im Gebirge Sinai und dem Wadi Arabah, Terrassen in Flußthälern, die großen Dimensionen von Thälern und Schluchten, welche jetzt nur nach heftigen Unwettern Wasser führen, und der eingetrocknete Zustand des Todten Meeres — alle diese Erscheinungen berechtigen Prof. Hull zu der Annahme, daß die früheren klimatischen Bedingungen von Arabia Petraea von den heutigen sehr verschieden gewesen sind. Während dieser regenreichen Periode trug der Libanon ewigen Schnee und Gletscher senkten sich in seine Thäler hinab; das umliegende Land hatte ein Klima, wie heutigen Tages die britischen Inseln, und die Vulkane von Dscholan und Hauran waren damals in voller Thätigkeit. Als dann die Gewässer jenes großen Binnensees zusammenschwanden, erlosch das vulkanische Feuer und das Ausströmen basaltischer Lava hörte auf.

Australien.

— An Auswanderer. Eine australische Zeitung schreibt wörtlich: „Die Kolonien bieten denen, welche mit allen auf Landwirthschaft bezüglichen Arbeiten vertraut sind, sichere Aussicht auf gutes Fortkommen. (Wir möchten auch dies bezweifeln. Die Noth unter den Farmern bestätigt es wenigstens nicht.) Dagegen sollten Personen, welche eine gute Erziehung und Bildung genossen haben und kaufmännische Kenntnisse besitzen, jo bleiben, wo sie sind. In Australien giebt es Tausende von Solchen, welche vergeblich auf Anstellung und Beschäftigung warten."

— In Südaustralien hat das Parlament endlich den Beschluß gefaßt, daß die freie und assistirte Einwanderung aus Europa auf Kosten dieser Kolonie aufhören solle. Die Masse der unbeschäftigten und verarmten Leute in Südaustralien hätte diesen Schritt schon früher verlangt. Gleichzeitig aber haben die Herren des Parlaments an sich gedacht und genehmigt, daß von nun ab die Parlamentsmitglieder für jeden Tag ihrer Anwesenheit im Parlamente 2 Pfd. St. 2 sh. oder 42 Mark an Diäten erhalten sollen. Das wäre freilich nicht nöthig gewesen. Die Kolonie ist mit 17052200 Pfd. St. bei einer Bevölkerung von erst 319291 Seelen (am 1. Juli 1885) tief verschuldet, und das letzte Jahresbudget schließt wieder mit einem Deficit von 709240 Pfd. St. ab. Sehr richtig warnte kürzlich ein Parlamentsmitglied, auf dieser schiefen Bahn fortwährender Anleihen weiter zu gehen. Das könnte sonst leicht zu „national insolvency or repudiation" (Bankerott) führen.

Nordamerika.

— Die amerikanische Walfischfängerflotte in der Beringsstraße hatte nach bis zum 12. Juli reichenden Mittheilungen ziemlich gute Geschäfte gemacht; sieben Dampfer und 26 Segelschiffe hatten 110 Wale erlegt. Zwei Schiffe sind ganz verloren gegangen, ein anderes wurde schwer beschädigt, konnte aber die Fahrt fortsetzen; einige Menschenleben sind verloren gegangen. Erst am 10. Juni gingen die Fische durch die Beringsstraße in das Eismeer; die Schiffe, welche schon früher dorthin vorgedrungen waren, sahen keinen Fisch, während die im Beringsmeer gebliebenen gute Jagd machten.

— Die amerikanische Raubfischerei droht einen der wichtigsten Fische, den Heilbutt, auszurotten. Noch im Jahre 1879 liefen allein von Gloucester in Massachusetts 40 Schiffe nur zu seinem Fange aus und die Ausbeute belief sich auf 14637000 Pfund. In diesem Jahre ist kaum noch ein Viertel der Schiffe beschäftigt und man rechnet auf einen Fang von höchstens 3 bis 5 Millionen Pfund. Die Bemühungen der U. S. Fish Commission, dem Fische, wenn er zum Laichen aus dem tiefen Wasser in flacheres aufsteigt, eine gesetzliche Schonzeit auszuwirken, sind bisher vergeblich geblieben. Auch hier wird wieder ein gutes Stück Nationalvermögen augenblicklichen Gewinnes wegen schmählich vergeudet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

IV.

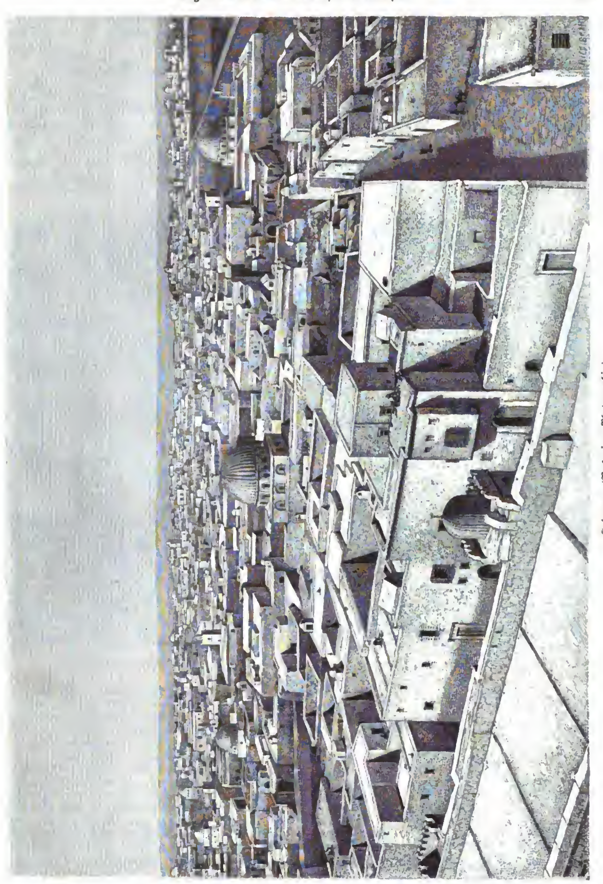
Diesmal wurde ein längerer Aufenthalt in Susa genommen. Die Stadt, obschon ohne natürlichen Hafen, war zu allen Zeiten von großer Wichtigkeit. Hier hatten die Karthager eine ihrer Hauptniederlassungen; in Hadrumetum hatte Hannibal seine Operationsbasis, als er nach der Ebene von Zama zog, und hier fand er Schutz nach seiner Niederlage. In den Bürgerkriegen hielt es der Pompejaner Cajus Considius besetzt und schlug einen Angriff Cäsar's siegreich zurück, erst nach der Entscheidungsschlacht bei Thapsus konnte der Sieger die Stadt in Besitz nehmen. Unter den Kaisern nahm sie einen ungeheuren Aufschwung; von Trajan zur Kolonie erhoben, trug sie fortan den Namen Colonia Concordia Ulpia Trajana Augusta Frugifera Hadrumetina und war der große Hafen der Provinz Afrika, von dem aus Straßen nach allen Hauptstädten, nach Mactar, Zama, Sufes, Sufetula, Cillium und zahlreichen anderen liefen. Hier gelangten die reichen Weizenernten zur Verladung, daher der Name Frugifera. Damals wimmelte der künstliche Hafen von Schiffen, welche die Waaren Italiens und des Orientes brachten; die überall zerstreuten Trümmer von Marmor- und Granitsäulen geben noch eine schwache Vorstellung von der Pracht der Stadt zur Römerzeit.

Diocletian machte Hadrumetum zur Hauptstadt der neuen Provinz Byzacena. Von den Vandalen wurde ein Theil des Mauerringes gebrochen; daß sie sonst Zerstörungen in der Stadt verübt, wird nicht berichtet, aber von den Reisenden als selbstverständlich angenommen. Belisar wurde natürlich als Befreier begrüßt, aber der Sturz des Vandalenreiches wurde der Stadt verderblich; nach Belisar's Abberufung und der Niederlage des Patricius Salomon gelang es den von Stotzas geführten Maurusiern, sich durch List der Stadt zu bemächtigen und sie völlig auszuplündern. Zwar brachte die List eines Priesters, die Procopius (de bello Vandalico II, 23) erzählt, die Stadt wieder in die Gewalt der Kaiserlichen, aber ihre Blüthe war geknickt. Justinian stellte die Mauern wieder her und verlieh der Stadt den Namen Justiniana, aber die entsetzlich verheerte Provinz blieb in der Gewalt der Maurusier und der Handel konnte sich nicht erholen.

Wann die Stadt den Arabern in die Hände gefallen, ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen; als 666 Moawia ibn-Hudeidsch die Griechen unter Gregorius, der sich in Suffetulae ein fast unabhängiges Reich gegründet, bei dem Amphitheater von Thysdrus schlug und Kairuan gründete, war Hadrumetum noch in griechischen Händen. Bald darauf finden wir es arabisch unter dem Namen Susa, nach Barth eine Verstümmelung von σώζουσα, der griechischen Uebersetzung des Beinamens Frugifera. Die Araber leiten den Namen von Sussa, Wurm, ab; aber die Erklärung, die sie dafür geben, ist eine jener etymologischen Spielereien, in denen sich die arabischen Schriftsteller der späteren Zeit gefallen. Jedenfalls wurde die Stadt von den Arabern nicht zerstört, ging also wohl durch Vertrag in ihren Besitz über, wie manche andere Stadt in Südtunesien, die sich aus Furcht vor den Maurusiern den Arabern in die Arme warfen, als die Kahina ihre Mauern schleifen wollte. Der Aghlabite Ziadet Allah ließ 827 die etwas verfallenen Mauern wieder aufrichten und von hier ging die Flotte aus, welche das erobernde Heer nach



Susa vom Meere aus. (Nach einer Photographie.)



Kairuan. (Nach einer Photographie.)

Sicilien trug. El Bekri fand sie noch in voller Blüthe; noch stand am Ufer der kolossale Tempel, der den Schiffern aus Sicilien als Landmarke diente und den sie el Fintas, den Täuschenden, nannten. Erst mit der Türkenzeit begann der Verfall; Andreas Doria überfiel die Stadt und plünderte sie völlig aus; noch einmal 1774 wurde sie vom venetianischen Admiral Angelo Emo bombardirt und halb zerstört; der Hafen wurde unter der Janitscharenherrschaft unbrauchbar und versandete; trotzdem kam die Stadt immer wieder empor und ist heute noch, obschon nur noch 8000 Einwohner zählend, relativ wohlhabend. Die Schiffe müssen freilich auf einer unsicheren, bei Stürmen sehr gefährlichen Rhede ankern, nur für die Ausschiffung von Personen und Waaren hat man einen Steindamm mit anschließender Landungsbrücke errichtet. Ein guter Hafen wird Susa alsbald seine Bedeutung zurückgeben, denn Susa ist nicht nur der natürliche Ausgangspunkt für den ganzen Sahel, sondern auch für Mitteltunesien und selbst für Südostalgerien. Von Tebessa, dem alten Theveste, her zieht sich eine Reihenfolge fruchtbarer Thäler, in denen sich eine Stadtruine an die andere reiht; heute streifen dort nur ein paar Araberhorden, aber eine Eisenbahn ist von Uëd Zenati bei Konstantine über Ain Beida nach Tebessa und von da weiter nach Susa schon projektirt und wird der Gegend ihre alte Prosperität zurückgeben.

Von dem alten Hadrumetum ist wenig übrig geblieben; ein ungestalter Mauerklumpen aus Blockwerk ist fast der einzige Rest, der sich noch über die Erde erhebt. Nahe



Südwestlicher Seiteneingang der Großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

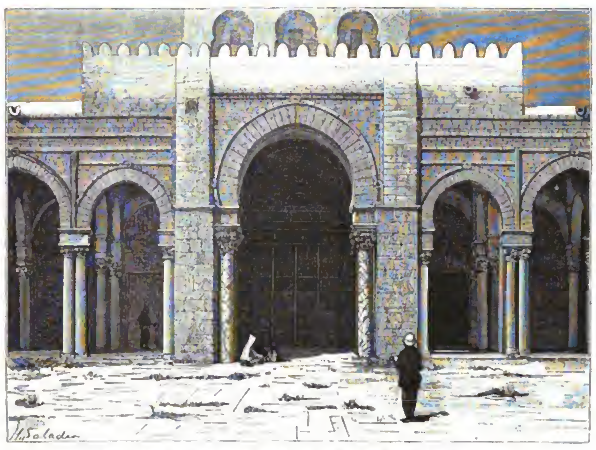
dabei ist der Eingang in eine Grabhöhle, die ganz den phönicischen Gräbern gleicht, wie sie Renan in Syrien fand und wie man sie neuerdings auch in der Nekropole von Karthago aufgedeckt hat. Es ist eine nahezu viereckige Kammer, in deren Wände die Räume für die Aufnahme der Sarkophage hineingearbeitet sind; allem Anscheine nach ist sie schon im Alterthume geplündert und dann von Neuem wieder als Grab verwendet und mit einer Art Treppe versehen worden.

Im Olivenwalde westlich von der Stadt findet man, wo immer man gräbt, Römerspuren, besonders Mosaiken; ein großes, schon vor 30 Jahren gefundenes stellte das kretische Labyrinth dar mit dem Minotaur und der Inschrift: Hic inclusus vitam perdit. Auch vor Kurzem wurde wieder, kaum verdeckt, beim Aufschlagen eines Zeltes ein Mosaikboden mit allegorischen Figuren gefunden. Ueberall sind Trümmer von Thongefäßen zerstreut, zwei Sorten angehörend, die einen aus sehr feiner Masse mit Reliefverzierungen und einem glänzend rothen Firnißüberzuge, die anderen heller, matt und ohne Verzierung. Die von dem Militärarzte Dr. Vercoutre angestellten Nachgrabungen haben erwiesen, daß der ganze Südabhang des Hügels, welcher die Kasbah trägt, nur aus angehäuften Scherben besteht. Die Kasbah selbst soll nach Daux auf den Trümmern eines phönicischen Tempels stehen; in ihren arabischen Mauern sind vielfach Trümmer antiker Bauten eingemauert.

Die Moscheen waren für Ungläubige früher unbedingt

unzugänglich; mit dem Protektorate hat sich das rasch geändert und die beiden Forscher erhielten nicht nur die Erlaubniß, sie zu besuchen, sondern der Gouverneur des Sahel gab ihnen sogar in der Person des Verwalters der Habbus (Moscheengüter) den gelehrtesten Mauren Susas, Sidi Mohammed Lazousa, als Führer mit. Dieser machte freilich im Anfange allerhand Ausflüchte und führte die Reisenden überall hin, nur nicht in die Moscheen, aber schließlich mußte er sich doch fügen und brachte sie in die große Moschee, die, von dem Aghlabiten Mohammed ben Ibrahim erbaut, in ihrem Aeußeren wenig Merkwürdiges bietet; das Innere konnte, da gerade zahlreiche Gläubige ihre Andacht verrichteten, nicht besichtigt werden. Interessanter ist die in der Nähe befindliche Medressa (Schule), welche sich in den Trümmern des Kasr er-Ribât befindet, einer Art Citadelle, welche el Bekri beschreibt. Das Thor ist mit dünnen Bronceplatten in originellen Mustern bekleidet, im Inneren ist ein Hof von hohen Bäumen beschattet und von kleinen Zellen umgeben; die Zahl der Studirenden ist übrigens sehr gering. Die Anlage rührt von dem Aghlabiten Ziadet Allah her, demselben, dem Susa auch seine noch erhaltenen Mauern verdankt; sie war ganz zerfallen, wurde aber 1848 von Mohammed el-Hattab, dem damaligen Ukil (Intendanten) der zugehörigen Güter, wieder einigermaßen hergestellt.

Mehrere Moscheen und auch die von el-Aghlab ben Ibrahim erbaute Kubbah des Sidi bu Fetâta boten wenig Interesse, aber als die Forscher von dort weggingen,



Bab el-Behu, das Hauptthor der Großen Moschee von Kairuan, vom Hofe aus gesehen.
(Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

fielen ihnen auf dem Boden lateinische Buchstaben auf und Nachgrabungen mit Hilfe einiger Soldaten brachten eine Inschrift zu Tage, welche, zum ersten Male in Susa, den Namen Hadrumetum enthält.

Während ihres ganzen Aufenthaltes in Susa genossen die Reisenden die Gastfreundschaft des Gouverneurs der Provinz Sahel, des Sidi Dschelluli, des Sprößlings einer alten Fürstenfamilie aus Sfax, welche ihre Stellung auch neben dem Despotismus der Beys behauptet hat, und in der das Amt des Gouverneurs fast erblich gewesen ist. Dschelluli hat sich jederzeit als Freund der Franzosen erwiesen und verstanden, sein Gebiet ruhig zu halten; sein Sohn hat im Collège Sadiki in Tunis eine gute Erziehung genossen.

Von Susa nach dem nächsten Reiseziele, dem heiligen Kairuan, kann man vermittels einer Pferdebahn in einem halben Tage gelangen; auf ebenem Boden fährt es sich auf den offenen Wagen auch ganz gut, kommt aber eine Senkung, so wird die Sache einigermaßen unbehaglich, man hängt die Pferde ab und läßt die Wagen laufen, bis sie von selbst wieder stehen bleiben. Die Bahn hat den Franzosen in der Revolutionszeit übrigens sehr erhebliche Dienste geleistet, denn sie gestattete ihnen Kairuan zur Operationsbasis für das Innere zu machen und dadurch Nord- und Südtunesien völlig zu trennen. Unsere Reisenden ziehen aber trotzdem vor, die Strecke in kleinen Tagereisen zu Pferde zurückzulegen, um in der Untersuchung der Alter-

thümer unbehindert zu sein. 10 km weit erstreckt sich ein ununterbrochener Olivenwald, in dem man gerade mit der Ernte beschäftigt ist. Schon nach drei Stunden wurde das erste Nachtquartier erreicht, das Lager am Uëd Laya, einer der Posten, welche die wichtige Straße decken, damals immer noch mit zwei Kompagnien Infanterie belegt. Hier ist wieder die ganze Ebene kahle Einöde, nur mit wilden Artischocken bewachsen, an deren Fruchtböden die arabischen Begleiter sich delektiren. 2 km weiter sind ausgedehnte Trümmer einer Stadt, doch ohne erkennbare Ruinen; dann gelangt man an eine noch ziemlich erhaltene römische Doppelcisterne und wenig später an das Lager von Sidi el-Hani, den Hauptposten zwischen Susa und Kairuan, in dessen Umgebung sich schon eine Art Städtchen gebildet hat, leider zum großen Schaden der benachbarten Ruinen, welche das Material liefern müssen. Wirthe, Viktualienhändler und Marketender bilden hier, wie überall, den Kern einer neuen Ansiedelung, welche, wie die römischen bei den Legionslagern und so manche in Algerien, mit der Zeit zu einer Stadt werden wird.

Sidi el-Hani liegt an einem wichtigen Passe, auf einer ziemlich schmalen Landzunge zwischen zwei Sebchas, die im Winter zu Seen werden und nur im Hochsommer ohne Gefahr passirt werden können. Spuren eines Theaters beweisen, daß auch im Alterthume hier ein nicht unbedeutendes Bevölkerungscentrum stand, dessen Name freilich nicht auf uns gekommen ist. Etwa 1 km vom Lager entfernt erhebt sich ein Thurm in Blockmauerwerk, Kasr Talga von den Arabern genannt; auch die Säulen sind gemauert, das Ganze ist eine ärmliche Nachahmung der prachtvollen Mausoleen, die man in Nordtunesien findet.

Nach einem kurzen Marsche, während dessen in den Sümpfen eine Anzahl Enten erlegt wurden, gelangten die Reisenden zum Posten am Uëd Zarud; dieser in den See Kelbia sich ergießende Fluß führt das ganze Jahr Wasser und ist seines schlammigen Bodens wegen im Winter gefährlich zu passiren; aber die für die Eisenbahn erbaute Brücke macht jetzt das Durchwaten unnöthig. Hier hat man die heilige Stadt Sidi Okba's schon vor Augen, und sie erscheint imposant genug: eine lange Zinnenmauer mit Rundthürmen, die weißen Häuser überragt von zahlreichen Minarets, die aber alle zurücktreten gegen den Thurm der großen Moschee.

Die nächste Umgebung der heiligen Stadt ist erfüllt von Abfällen aller Art und durch die Winterregen theilweise in einen Sumpf verwandelt, aber der Damm der Eisenbahn bietet jetzt einen sicheren Weg bis zum Thore von Susa. Durch enge gewundene Gassen reitend, verfolgt von der Straßenjugend mit dem ewigen „Gib Sordi“ (gieb Sous) gelangen die Reisenden vor den Dar el-Bey, wo der Stadtcommandant sie freundlichst willkommen heißt. Ein Zimmer ist für sie bereit, aber das Treiben auf den Straßen lockt sie noch vor dem Frühstücke wieder hinaus. Zunächst in die beiden Suks (Bazare), in welchen besonders die Kupferschmiede auffallen, welche eine etwas plumpe, aber originelle Waare verfertigen, deren ständige Verzierung, Kameele und Fische mit seltsamen Arabesken, die Reisenden später auf den Wollendecken von Kassa wieder antrafen. Kairuan besitzt jetzt ein gutes Hotel, dessen Wirth, nur unter dem Namen Ernesto bekannt, das Factotum für Officiere und Reisende ist, und am Abend führen die Soldaten in der heiligen Stadt, der Pforte des Paradieses, Lucrezia Borgia auf.

Der Ruf von mindestens einem Dutzend von Muezzins erweckt die Reisenden am folgenden Morgen schon früh und sie folgen ihm baldigst nach der großen Moschee. Die Eingeborenen in den Straßen tragen nicht die schöne Maurentracht von Tunis, die glänzenden gestickten Jäckchen, die weiten Hosen; Kairuan ist Araberstadt und dem Araber genügt ein zerlumpter Burnus und ein schmutziger Haik; die Uled Zlaß, die Bewohner der Umgegend, sind nur in ein graues Tuch gehüllt, das an die römische Toga erinnert. Einzelne Straßen sind mit gesalzenen Rindshäuten belegt; hier wohnen Gerber und sie benutzen die Füße der Passanten, um die Häute geschmeidig zu machen. Endlich gelangt man an die mächtige weißglänzende Mauermasse der Moschee, in welcher sich in gewissen Abständen Thore öffnen. Durch das mittlere treten die Reisenden in den Moscheenhof, in welchen sich auch das Hauptthor der Moschee, Bab el-Behu, öffnet. Ringsum läuft ein doppelter Portikus, von doppelten Marmorsäulen getragen, mit Kapitälen wie an manchen byzantinischen Bauwerken. Von einem viereckigen Minareh, der Thür gegenüber, aus hat man den schönsten Ueberblick über die heilige Stadt und die öde Ebene, welche sie umgiebt, wie das Meer eine Insel; nur ganz fern am Horizonte erscheint die düstere Masse des Dschebel Ußelet und südlich davon der höckerartige Rücken des Dschebel Trozza. Die weithin sich erstreckenden platten, glänzend weißen Dächer, die Kuppeln und Minarets bieten in ihrer Gesammtheit einen feenhaften Anblick, das ist eine ganz neue fremde Welt, eine fremdartige, uns unbekannte Civilisation, eine von uns durchaus verschiedene Bevölkerung, das ist noch echtes, unverfälschtes Araberthum, noch kaum in Berührung gekommen mit der Civilisation des Abendlandes. Der Araber der Jetztzeit ist jedoch furchtbar heruntergekommen, aber bei diesem Anblicke vergißt man seine absolute Indifferenz gegen die Religion, deren Gebräuche er ohne innere Ueberzeugung mitmacht (?), seine Niederträchtigkeit, seine naive Spitzbüberei und denkt nur an seine Herrlichkeit zur Zeit, wo die heilige Stadt gegründet wurde.

Die ostgrönländische Expedition.

Von Marine-Premierlieutenant **Garde**. (Deutsch von W. Finn.)

II. (Schluß.)

Das Tagebuch berichtet nun über den Aufenthalt hier: Wir waren noch nicht lange hier gewesen, als auch schon die Wahrheit der Aussagen der Sermiliken über die Angmagsaliken, daß sie sehr aufdringlich seien, bestätigt wurde; nachdem alle wie gewöhnlich in unserem Zelte empfangen und Schnupftabak und kleine Geschenke vertheilt worden

waren, sie auch die Erfindungen der civilisirten Welt gesehen hatten, wünschten wir, während wir speisten, allein zu sein. Obgleich wir ihnen dies sagten, so glückte es uns doch erst, nachdem das Zelt von oben bis unten zugebunden war, und auch dann machten sie sich kleine Oeffnungen, um zu uns hineinzusehen. Die Grönländer waren selbstverständlich erstaunt darüber, die „Kavdlunaker“ (Europäer) zu sehen und zu hören, daß sie dort bleiben und bei ihnen überwintern wollten. Es lag hier ein großes, von ca. 50 Personen bewohntes Haus und in ungefähr 20 Minuten Entfernung davon die Ruinen eines anderen, das seit langer Zeit nicht bewohnt gewesen war. Die Ruinen bestanden aus einer übergrasten Aushöhlung in der Erde und einigen sehr verfallenen Mauern, die nach der landesüblichen grönländischen Baumethode aus Steinen und Grastorf errichtet waren; auch fanden sich die Ueberreste eines langen schmalen Ganges, der in schräger Richtung zu dem Hause hineinführte, dagegen wurden keine Spuren von Holzwerk gefunden. Es wurde beschlossen, diese Ruine auszubessern und als Winterhaus einzurichten. Sie lag beinahe ganz frei auf einer kleinen Landzunge; etwas hinter dem Hause schnitt ein kleiner, von hohen, steilen, malerischen Felsen begrenzter Fjord ins Land hinein. Von NO bis SO hatte man eine Aussicht über die schönen Gebirgspartien des Angmagsalikfjordes und das nahe daran liegende Cap Dan. Stieg man ein wenig das Gebirge hinan, dann hatte man einen Ueberblick über alle bewohnten Stellen am Angmagsalikfjord; sie lagen zerstreut längs dessen Ufer und bestanden je nur aus einem Hause. Die Oertlichkeit wurde als eine ausgezeichnete Fangstelle gerühmt; sie lag, was für eine meteorologische Station von Wichtigkeit ist, frei vor allen Winden.

Die folgenden Tage bis zum 13. September wurden zur Reparatur des Hauses benutzt. Wir hatten beständig eine Menge Besucher, denn vom ganzen Fjord kamen die Leute, um die Kavdlunaker zu sehen. Wohl waren die Leute erstaunt, Europäer zu sehen, doch nicht in dem Maße, als man hätte voraussetzen sollen; sie waren durch die Erzählungen ihrer Angekokker (Zauberer) über fabelhafte Bewohner des Binnenlandes, deren Gestalt und Wesen, auf ganz Erstaunliches vorbereitet. Was sie am meisten verwunderte, war, daß die Europäer ihre Sprache nicht verstanden; indessen lernten sie bald, die Dolmetscher zu benutzen. Im Ganzen fanden sich im Angmagsalikfjord sieben Wohnsitze, jeder aus nur einem, aber großen und guten Hause bestehend, das ca. 50 Personen fassen konnte. Früher sind hier weit mehr Menschen gewesen, doch das Inlandseis hat sich ausgedehnt, die Angmasätter (kleine Häringe) sind beinahe verschwunden, der Walfang hat ebenfalls aufgehört (seitdem die Waler im Danmarksfunde die Jagd begonnen haben), und selbst der Seehundsfang ist häufig nur wenig ergiebig. Die Erzählungen, welche man im südlichen Theile des Landes hört, daß die Angmagsaliker morden, um ihre Opfer zu verzehren, sind sehr übertrieben. Wohl kommen auch hier Todtschläge vor, und die Angmagsaliker verzehren auch in Zeiten der Hungersnoth die Leichen von Verstorbenen, aber schlechtweg Kannibalen kann man dieselben nicht nennen. Unter den besten Umgangsfreunden der Expedition fanden sich drei Mörder; eine unserer Ruderinnen wurde zu Anfang aus Angst vor den Angmagsaliken krank: dieselbe war nämlich von sehr üppigem Körperbau, und als nun die Heiden kamen und alle Theile ihres Körpers betasteten, um sich über ihre guten Proportionen zu freuen und sie sogar aufforderten, die Stiefel und Beinkleider auszuziehen — da glaubte sie ihre letzte Stunde gekommen. Das Eis lag in dieser Zeit bald näher und bald ferner vom Lande, je nachdem der Wind wechselte, war aber im Ganzen genommen von keiner großen Mächtigkeit. Der Hausbau schritt rasch vorwärts; von den Bewohnern wurde Treibholz eingetauscht, auch das eine ziemlich ramponirte Frauenboot wurde aus einander genommen, der Fellbezug über das Dach gelegt und das Holzwerk zur Absteifung des Hauses verwandt. Beim Einhandeln des Holzes und der Lebensmittel waren viele Schwierigkeiten zu überwinden; die Heiden verstanden sich nämlich sehr gut aufs Feilschen. Glücklicher Weise wurde es der Expedition trotzdem nicht schwer, sich Treibholz zu verschaffen. Außerdem waren von der Westküste sechs zugeschnittene Bretter mitgenommen worden, und Hanseräk hatte auf der Reise zwei schöne Fenster mit Scheiben fabricirt.

Am 13. September war das Haus soweit fertig, daß der Proviant und alle anderen Sachen, welche nicht mit auf die Reise nordwärts genommen werden sollten, fortgepackt werden konnten; noch an demselben Tage verließ die Expedition mit einem jungen Grönländer aus dem Nachbarhause als Wegweiser Angmagsalik. Die Ruderinnen hatten zwar jetzt nicht mehr viel Lust, weiter zu reisen, doch der Wunsch, alle Bewohner der Ostküste vor der Rückkehr zu sehen, ermunterte sie zur Ausdauer. Schon vor unserer Abreise war das Wetter ziemlich unruhig gewesen, und nach derselben gehörten während der nächsten fünf Tage Sturm und Regen zur Tagesordnung. Die Erzählungen über die bei Sermiligak wohnenden Fangleute lauteten immer schlimmer und es kam sogar so weit, daß die Expedition ersucht wurde, die beiden gefürchteten Mörder Ago und seinen Stiefsohn Maratte zu erschießen. Die Expedition erreichte am 19. September den Sermiligakfjord. Auf einer niedrigen Insel mitten in der Fjordmündung lag der Wohnplatz; hier überraschten wir zwei Grönländer, welche damit beschäftigt waren, einen Seehund ans Land zu ziehen. Sowie uns der eine derselben entdeckte, flüchtete er sofort und verbarg sich, während der andere seine Arbeit vollendete und ruhig stehen blieb, jedoch in guter Entfernung von der Küste. Nachdem unser heidnischer Kajakmann ihm erklärt hatte, wer wir seien, kam er zu uns; er erzählte, daß der andere Mann sein Bruder Maratte sei, bezüglich dessen uns wohl schon das (wie sich nachher herausstellte, unbegründete) Gerücht gemeldet haben werde, daß er im vorigen Jahre auch seinen Stiefvater ermordet habe. Als Maratte hörte, wer wir seien und weshalb wir nach ihrem Lande gekommen, kam auch er zu uns hin und war sehr liebenswürdig.

Am 20. September bestiegen wir den höchsten Punkt einer östlich von der Mündung des Sermiligakfjords belegenen Insel. Hier, auf dieser ca. 1600 Fuß hohen Spitze, wurde ein sechs Fuß hoher Steinhaufen errichtet und in demselben folgender Bericht niedergelegt:

„Die Frauenbootexpedition nach der Ostküste von Grönland erreichte diesen Punkt (östlich vom Sermiligakfjord) den 20. September 1884. Im Namen des Königs von Dänemark nahmen wir die von uns als — soweit bekannt — den ersten Europäern bereiste Strecke in Besitz und nannten das Land „Christian des Neunten Land“ und diese Insel „Erik des Rothen Insel“. Auf dem Meere ist kein Eis, wir kehren zurück, um bei Tasiusarsik (Angmagsalik-Fjord) zu überwintern. Alles wohl!“

Sämmtliche Europäer und Grönländer unterschrieben, der Dannebrog wurde auf der Spitze gehißt, das Land in Besitz genommen, und die Taufhandlung mit einem Glase Rum bekräftigt.

Nach der Rückkehr von dieser Expedition am Nach-

mittage trafen wir Maratte und seinen berüchtigten Stiefvater Ago beim Zeltplatze. Einige unserer Ruderinnen, welche hier zurückgeblieben waren, hatten die furchtbarste Angst ausgestanden. Maratte wollte sofort eine derselben zur Frau haben, aber dies sowohl, wie sein Wunsch, während der Nacht im Zelte zu schlafen, wurde abgeschlagen, wodurch er sich sehr beleidigt fühlte, da die Gastfreiheit der Heiden so weit geht, daß sie dem Fremden einen Schlafplatz entweder zur Seite der Hausfrau oder einer anderen Schönen des Hauses anweisen.

Von der nahe belegenen Insel Leif des Glücklichen, wo auch ein Steinhaufen errichtet und ein Bericht niedergelegt wurde, hatte man nordostwärts eine ca. 7 Meilen weite Uebersicht über die Küste. Die hier vorgenommenen Vermessungen in Verbindung mit einer Menge Aufklärungen, die Lieutenant Holm über die nördlich belegene Küste von den Angmagsaliken erhielt, welche von Zeit zu Zeit des Fanges wegen diese Gegenden besuchen, setzen ihn in den Stand, nicht nur eine ungefähre Karte über die Gegenden bis zum 68° nördl. Br., sondern auch eine ziemlich genaue Beschreibung derselben zu geben. Der Hauptinhalt aller Berichte ist, daß die Küste nordwärts sehr buchtenreich, und die Gegenden bei weitem nicht so unwirthlich sind, wie diejenigen zwischen den Angmagsalik- und Tingmiarmiutdistrikten, ohne jedoch so fruchtbar zu sein. Die Eisverhältnisse sollen im Sommer dem Reisenden auch nicht so große Schwierigkeiten bereiten, wie südwärts in der Tingmiarmiutgegend. Große Eisfjorde mit Gletschern finden sich hier. Ungefähr unter dem 67° nördl. Br. pflegen die Angmagsaliken zu überwintern, wenn sie hier oben auf der Reise sind, denn in einem der Fjorde soll es sehr viele Narwale geben. Nördlicher als bis zum 68°, wo ein großer Fjord, Kangerdlugsuak, ins Land hineingeht, ist noch kein Angmagsalik gereist. Doch der Vater des Besitzers eines Nachbarhauses der Expedition war einst bis Kangerdlugsuak gelangt und hatte hier ein Haus gesehen, dessen Bewohner dasselbe erst kürzlich verlassen hatten und nordwärts gezogen waren. Diese Leute müssen zu den Gruppen von Menschen gehört haben, mit denen Clavering im Jahre 1824 in Berührung kam.

Nachdem die Arbeiten auf der Leif-Insel beendet waren — man glaubte von der Spitze der Inseln die über den isländischen Gebirgen hängenden Wolken wahrnehmen zu können, und die Heiden, welche sonst keine Ahnung von dem Vorhandensein von Island hatten, erzählten, daß ostwärts Land sei — schlossen wir mit den Bewohnern einen Handel ab, wegen Lieferung von 500 Pfd. Speck, verschiedener frischer Seehunde und mehrerer Bund getrockneten Seehundfleisches, wofür wir Eisenwaaren und Zeugstoffe lieferten. Die vorgerückte Jahreszeit, die heftige Brandung des offenen eisfreien Meeres, das unruhige Wetter, die Unlust der Besatzung, weiter zu reisen, sowie die Erwägung, daß das einmal festgesetzte Ziel — die nördlichste bewohnte Stelle — erreicht war, bestimmten Lieutenant Holm zur Umkehr, um noch vor dem Beziehen des Winterquartiers einige Tage der Untersuchung des Inneren des Angmagsalikfjordes widmen zu können. Die Rückreise nach Angmagsalik ging natürlicher Weise auf einem anderen Wege, durch den vor der Mündung des Angmagsalik- und Sermiligakfjordes belegenen Archipel. Hier wurden Karten aufgenommen und die Bewohner rund umher besucht. Wintervorräthe wurden eingehandelt und überall Untersuchungen angestellt. Das Innere des unter 66° 8′ belegenen Angmagsalikfjordes wurde besucht; hohe bis 6000 Fuß ansteigende Felsen begrenzen denselben, und die Natur ist wild und schön. Erst hinter den hohen Felsen wird das Inlandseis sichtbar, aber kleinere lokale Gletscher schieben sich bis in den Fjord vor. Bei allen Bewohnern rund um den Fjord herrschte große Wohlhabenheit und ohne Schwierigkeit konnten wir unsere Wintervorräthe einhandeln. Am Abend des 29. Septembers erreichte die Expedition ihr Winterquartier Tasiusarsik.

Es wurde demnächst mit allen Kräften an der letzten Einrichtung des Hauses gearbeitet, denn es wurde bald zu kalt, um im Zelte zu wohnen; alle Grönländer hatten bereits ihre Winterhäuser bezogen. Am Abend des 3. Oktober bezogen Lieutenant Holm, Kandidat Knutsen und Johann den für sie bestimmten Theil des Hauses. Das war auf einem sanft abfallenden Terrain gebaut, so daß die Oberkante der Rückwand im gleichen Niveau mit der Erdoberfläche war, während die Vordermauer zwei Fuß über dem Erdboden war, so daß gerade die Höhe für die Fenster herauskam. Die Wände waren aus Grastorf und Steinen errichtet. Ein mächtiges Stück Treibholz bildete den niedrigen Dachrücken und aus leichterem Holze war ein ganzes Sparrenwerk gebildet, das mit großen Grastorf- oder Rasenstücken bedeckt war, worüber dann noch Erde und eine zweite Rasenschicht ausgebreitet war; schließlich war das ganze Dach mit Fell überzogen. Zu der Dachkonstruktion waren nur sehr wenig Nägel verwendet worden. Die innere Höhe des Hauses war 5¼ Fuß, die ganze Länge desselben betrug ca. 30 Fuß und die Breite 14 Fuß. In dem einen Ende des Hauses war ein 10 Fuß breiter und 11 Fuß langer Raum abgetheilt, in welchem eine große, einen Fuß über dem Erdboden erhabene Pritsche aus Stein und Grastorf errichtet war. Die Pritsche sowohl wie der Fußboden und die Wände wurden mit Fellen verkleidet. Hier wohnten die sechs Ruderinnen, Hanseråk und Samuel. Drei bis vier grönländische Thranlampen erzeugten hier eine erstickende Wärme. In der Mitte des Hauses war eine Vorrathskammer errichtet, die 11 Fuß lang und 5 Fuß breit und mit Kisten und Säcken vollgepfropft war. An dem anderen Ende befand sich die Wohnung für die Europäer; dieselbe hatte die gleiche Länge, wie die der Grönländer, war aber etwas schmäler. Längs der Rückwand war eine fünf Fuß breite und einen Fuß über dem Erdboden erhabene Pritsche errichtet, die ebenfalls mit Grastorf und Fellen bedeckt war. Unter dem Fenster der Vordermauer war eine Kiste auf zwei Fässern placirt, die als Arbeits- und Speisetisch diente. Vor der Pritsche stand eine Kiste mit der grönländischen Lampe; aus alten Kisten wurde ein Regal für die Bücher und Instrumente, und ein anderes für die Speisegeräthe gemacht. Die Wände wurden mit Presenning behängt. Auf den Kiesboden wurden die Bodenbretter aus den Frauenbooten gelegt und bildeten einen vorzüglichen Fußboden. Das kleine Zimmer war wohnlich, warm und bequem. Thüren gab es nicht, aber von beiden Seiten gingen Oeffnungen in die Vorrathskammer hinein. Von dieser erstreckte sich der 20 Fuß lange, gegen 2 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß hohe Hausgang; in der Mitte desselben befand sich in einer Erweiterung die Kochstelle. Der Gang war ebenso, wie die Mauern, aus Grastorf und Steinen gebaut und wurde so lang und so schmal gemacht, um das Eindringen der Kälte möglichst zu verhindern. Die Fenster des Hauses waren gegen Süden gerichtet. An den meisten Stellen war das Haus freilich windschief, machte aber doch im Ganzen und Großen dem Baumeister Hanseråk alle Ehre.

Am 1. Oktober begannen die meteorologischen Observationen, die jede zweite Stunde von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts ohne Unterbrechung bis zum 1. Juni 1885 fortgesetzt wurden. Außerdem wurden im Laufe des Winters

Wasserstandsmessungen, Verdampfungsversuche über dem Eise, Nordlichtbeobachtungen u. s. w. vorgenommen; was indessen die meiste Zeit erforderte und wohl absolut das Interessanteste dieses Winteraufenthaltes sein wird, das sind die vielen ethnologischen Beobachtungen bezüglich dieses vollständig wilden, früher unbekannten Volkes. Alle möglichen Erzählungen, Sagen und Gebräuche, ihre wenigen religiösen Vorstellungen, — alles ist verzeichnet worden. Bezüglich der Sprache dieser Leute hat Hanserâk alles gesammelt, was dieselbe Besonderes und Eigenthümliches hat. Nur mit Hilfe des Dolmetsches Johann Petersen und Hanserâk's ist es möglich gewesen, diese Untersuchungen so gründlich, wie es geschehen, betreiben zu können. Das kleine Europäerhaus wurde jeden Tag, den ganzen Winter hindurch, von den Heiden besucht, die nach und nach alle Zurückhaltung und Scheu verloren hatten. Ohne Umschweife erzählten sie alles, was sie wußten, ja es ging sogar so weit, daß die Angekkokker, als sie merkten, daß die Europäer doch ihren Geschichten und Kunststücken keinen Glauben schenkten, eingestanden, wie große Humbugmacher sie seien. Die ganze Bevölkerung im Angmagsalik-Distrikte zählte 413 Seelen, vertheilt auf drei Hauptwohnplätze: Sermilik, Angmagsalik und Sermiligak; von diesen dreien war Angmagsalik am dichtesten bevölkert, hatte jedoch früher noch viel mehr Einwohner gehabt als jetzt. Es gab gegen zehn Procent mehr Weiber als Männer. In einem Hause wohnen in der Regel gegen 50 Menschen beisammen. Längs der einen Langwand sind auf der allgemeinen Schlafpritsche mit Hilfe von Fellen kleinere Abtheilungen für jede Familie gebildet. Vor der Pritsche stehen mehrere Lampen, schön gearbeitete Wassergefäße und die unentbehrlichen Urintonnen. Alle Böttcherarbeit ist ganz außerordentlich gut aus Treibholz hergestellt und mit Knochenverzierungen versehen; die Sammlungen der Expedition an solchen Böttcherarbeiten werden jedenfalls Aufmerksamkeit erregen. Die Kleidungsstücke werden ausschließlich aus Seehunds- und Bärenfell gemacht und auf die Verarbeitung wird nicht wenig Kunst und Sorgfalt verwendet. Schöne Fellstickereien von wirklich ansprechendem Geschmacke zieren die Kleidungsstücke; an Stelle unseres Zwirns wird Sehnenfaser verwandt, und die Bewohner hatten vor der Ankunft der Europäer sich die hübschesten Nähnadeln aus alten Eisenstücken verfertigt. Alles Werkzeug war selbstverständlich ziemlich primitiv, aber sie hatten doch Messer, Sägen und Bohrer, die sie sich ebenfalls aus alten eisernen Tonnenbändern oder aus auf Wrackstücken gefundenen Eisenresten verfertigt hatten; verschiedene Steinmesser waren ebenfalls noch vorhanden, wurden aber nicht mehr gebraucht. Die Boote hier sind die gewöhnlichen Fellboote, aber beträchtlich kleiner als die der Westländer; die Kajaks, ungefähr so groß, wie die der Westländer, sind oft mit geschnitzten Narwalzähnen geziert, und auch die Fangwaffen weisen solchen Schmuck auf. In der Regel gehen nur die Männer auf dem Kajak auf den Fang, während die Frauen die Boote rudern und die Arbeiten in den Häusern besorgen müssen. Der Fang ist entweder Kajakfang, bei welchem das Thier im Wasser vom Kajak aus mit Wurfwaffen getödtet wird, oder Eisfang, bei dem die Fänger entweder unter Nachahmung der Laute und Bewegungen der Seehunde auf dem Eise umherkriechen, bis sie die Seehunde auf kurze Entfernung mit den Spießen erreichen können, oder sie lauern auch den Thieren bei den Athemholungslöchern im Eise auf. Die Eisbären werden entweder vom Kajak aus getödtet, oder auch in direktem Kampfe auf dem Eise oder Lande; oft werden sie erlegt, indem sie in ihren Schneehöhlen überrascht werden. Die Vogeljagd wird beinahe nur von den Kindern und mit kleinen Flitzbogen betrieben; doch haben die Grönländer auch sehr sinnreich konstruirte Schlingen zum Fange von Möven und Schneehühnern. Der Schneehuhnfang ist sehr einfach. Mit einer langen Stange, an deren einem Ende eine Schlinge befestigt ist, spaziert der Grönländer umher; wenn er dann eines dieser dummen Schneehühner sieht, legt er ganz ruhig die Schlinge um den Hals desselben und zieht zu. In der Regel haben hier die Bewohner Ueberfluß an Speck, nur während des Winters mangelt es wohl hin und wieder an frischem Fleisch, doch getrocknetes Seehundsfleisch wird für den Winter aufbewahrt, und außerdem wird während dieser Jahreszeit der Haifischfang vom Eise aus betrieben. An Hausthieren giebt es nur Hunde von der gewöhnlichen eskimoischen Rasse, welche während des Winters den Schlitten ziehen müssen. Die Ehe wird in einem ganz außerordentlich frühen Alter geschlossen, in Folge dessen oft einige Jahre vergehen, bevor dieselbe mit Kindern gesegnet wird. Auflösungen der Ehe finden fast ebenso oft statt wie Verheirathungen; es gab hier Männer und Frauen, welche nicht weniger als achtmal verheirathet gewesen waren. Obgleich die Expedition ihre neuen Umgangsfreunde sich ziemlich weit vom Leibe zu halten wußte, so ereignete es sich doch einige Male, daß sie von den Brotvorräthen stahlen; auch sonst war kein Verlaß auf sie, denn den Begriff Aufrichtigkeit kennen sie nicht, so lange sie durch das Entgegengesetzte mehr erreichen zu können vermeinen. Im Ganzen genommen unterschieden sich diese Grönländer in moralischer Hinsicht bedeutend von Navfalik und seinen Landsleuten; aber Navfalik's Ruhm reicht auch bis nach Angmagsalik hinauf, und an der ganzen Küste wird er als der erste Mann angesehen. Diese Leute hier können selbstverständlich streng genommen eine Religion fast gar nicht haben. Wohl haben sie eine Menge Geister und übernatürliche Wesen, aber in ihrem Glauben liegt kein Ernst und die Geister stehen nicht so hoch, als daß die Zauberer nicht jeden Augenblick zu ihnen reisen, mit ihnen verhandeln oder kämpfen könnten. Hanserâk's Versuche, ihnen die ersten Grundsätze des christlichen Glaubens beizubringen, schienen wenig Erfolg zu haben, denn die Leute stehen unter einem so mächtigen Einflusse der Lügengeschichten ihrer Zauberer, daß es einer längeren als zehnmonatlichen Arbeit bedurft hätte, sie zu belehren. Die Todten werden in der Regel ins Meer geworfen. Ist ein Mensch krank und fällt er während längerer Zeit seiner Umgebung zur Last ohne Aussicht auf Besserung, dann wird er zuletzt gezwungen, sich selbst ins Meer zu stürzen. Es ist deshalb kein Wunder, daß diese Heiden den größten Schrecken vor dem Tode empfinden.

Das Aeußere dieser Leute ist, wie bereits früher erwähnt, von dem der Westländer sehr verschieden. Die schlanken, wohlgewachsenen Gestalten der südlichen Ostländer, ihre charakteristischen, markirten und ziemlich ovalen Gesichter machen sowohl die Männer wie die Frauen nach unseren Begriffen weit schöner, als es die Westländer sind. Vielleicht trägt hierzu auch bei, daß sie bedeutend reinlicher als die Westländer sind. Im Uebrigen muß zum Lobe dieser Grönländer gesagt werden, daß während der 26 Monate unseres Aufenthaltes bei ihnen ihre so oft erwähnte Unreinlichkeit uns durchaus nicht genirt hat, denn, soweit wir erfahren haben, lieben die „kleinen Thiere" der Grönländer kein europäisches Blut. Wie sich das Verwandtschaftsverhältniß dieser Grönländer zu den Eskimos stellt, ob sie rein oder gemischt sind, ob sie nordwärts über Grönland oder südwärts um das Kap Farewell zu der Stelle gekommen sind, wo sie jetzt sind, darüber läßt sich zur Zeit

nichts Bestimmtes sagen; wenn die im Winter aufgenommenen Studien und die vielen anthropologischen Messungen bearbeitet sein werden, werden dieselben hoffentlich etwas Licht über diese Fragen verbreiten. Die Leute kannten hier fast nichts von den südgrönländischen Sagen und Erzählungen über Kämpfe mit den alten Nordländern; ihre Sprache ist geschliffen und accentuirt.

Der Winter von 1884/85 war bei Angmagsalik nicht streng. Im Herbst war das Wetter rauh und stürmisch; an den Küsten stand eine furchtbare Brandung, so daß nicht einmal die Frauenboote ins Wasser gesetzt werden konnten. Eis wurde gar nicht beobachtet. Erst um die Neujahrszeit fand sich das Eis vom Norden her wieder ein. Im Herbste fiel die Kälte selten auf 10° C.; die vorherrschenden Winde waren nordöstliche. Wie an der Westküste die östlichen Winde (Landwinde) als Föhne auftreten, so sind hier die Nordwest- und Westwinde sehr warm. Im Februar und März erst wurde die Kälte etwas strenger, aber das Minimum war doch nur — 25° C.

Das kleine Erdhaus entsprach den Erwartungen, die wir daran geknüpft hatten, vollständig; ein wenig Feuchtigkeit und andere kleine Uebelstände waren ja vorhanden, aber die Gewohnheit half darüber hinweg. Die Nächte wurden auf den dichten, prächtigen Eisbärenfellen verbracht und am Tage gewährte die Arbeit und der Besuch der Heiden Zerstreuung genug. Ueber der grönländischen Lampe, welche die Ruderinnen abwechselnd in Ordnung zu halten hatten, wurde der größere Theil unseres Essens gekocht. Der hier eingekaufte Proviant bestand im Ganzen aus 16 Beuteln Speck (à 120 Pfund), 12 Bund getrockneten Seehundsfleisches (jedes Bund = 1 Seehund) und 12 steifgefrorenen Seehundskörpern. Dies alles war von den Europäern und Grönländern noch vor Weihnachten vollständig verzehrt. Lieutenant Holm hatte indessen frühzeitig die europäischen Rationen beschränkt, so daß, als die Zeit kam, wo nur von Pemmikan, Grütze u. s. w. gelebt werden mußte, bedeutende Ersparnisse davon gemacht worden waren. Den Weihnachtsabend verbrachten alle zusammen in der europäischen Abtheilung des Hauses; der Weihnachtsbaum strahlte ebenso gut wie in der Heimat. Die treuen Freunde der Expedition, die Wittwe Lutzen und ihre beiden Töchter in Nanortalik, hatten eine Weihnachtskiste mitgesandt, und jeder von uns konnte so am Weihnachtsabend einen Kuchen genießen.

Als sich das Frühjahr näherte, erhielt das Frauenboot eine neue Sommerkleidung. Anfangs Mai wurde noch eine Schlittenreise unternommen, um eine von den Heiden beschriebene warme Quelle aufzusuchen, die sich in dem Inneren des Angmagsalikfjords vorfinden sollte. Ueber die Quelle ist nichts Merkwürdiges zu berichten, denn dieselbe hatte nur eine Temperatur von + 4° C. Diese Reise wäre aber dadurch bald denkwürdig geworden, daß Lieutenant Holm und Kandidat Knutsen beinahe im Angmagsalikfjord geblieben wären. Auf dem Rückwege von der Quelle zerbrach nämlich das Eis im Fjord in solchem Umfange, daß sie nur mit Noth und Mühe und nach verschiedenen Einbrüchen sich ans Land retten konnten, wo sie von den Bewohnern eines Heidenzeltes gepflegt wurden, während ihre Kleider trockneten. Es hatte überhaupt schon seine Schwierigkeiten gehabt, die Schlittenreise zu Stande zu bringen, da während der Hungersnoth, deren wir schon früher erwähnt haben, fast alle Hunde verzehrt worden waren. Nachdem das Innere des Sermilikfjords untersucht und derselbe Weststurm, von welchem die südliche Abtheilung der Expedition bei Kajartalik an der südlichen Ostküste am 1. und 2. Juli überfallen worden war, das Fahrwasser längs der Küste reingefegt hatte, verließ die Expedition am 5. Juli „Christian des Neunten Land". Der letzte Gruß der Heiden war: „Möge es Euch immer gut gehen und möget Ihr immer in offenem Wasser reisen." Dieser letztere Wunsch erfüllte sich vollständig. Bei Igdloloarsuk erhielt Holm am 12. Juli die erste Nachricht von der Süderpedition; am 17. Juli hielten die Grönländer ihren letzten Trommeltanz ab und am 1. August erreichten wir die Westküste. Am 25. August schifften wir uns an Bord der „Constanze", Kapitän Bonde, ein, wurden aber noch bis zum 8. September durch schlechten Wind in Grönland festgehalten und erreichten dann, nach einer sehr guten Heimreise, am 3. Oktober Kopenhagen.

Die Vegetation des unteren Congo.

Nach **M. Mönkemeyer**, ehemaligem Chef der Landwirthschaft in Boma [1]).

1. Charakter der Flora.

Die Stadt Banana an der Mündung des Congo verdient ihren Namen zu Unrecht; denn die Banane ist an diesen Gestaden fast unbekannt, kaum daß man einige wenige Stöcke in der Nachbarschaft der Faktoreien antrifft, wo sie als Schmuckpflanzen gezogen werden. Die Kokospalme, welche gleichermaßen kultivirt wird, giebt dem Lande ein tropisches Gepräge, welches durch die Anwesenheit der Mangroven noch mehr hervorgehoben wird.

An den Rändern großer sumpfiger Niederungen, welche die Luft in der Nachbarschaft der Ansiedelungen verpesten, wachsen Gruppen einer Palme, der Phoenix spinosa; dann folgen an den sandigen Ufern Arten von Sauergräsern (Cyperaceen), harten und steifen Gräsern (Gramineen), sowie Papilionaceen mit holzigen und kletternden Stengeln. In einiger Entfernung von den Sümpfen erheben sich große Bäume, auf denen das Auge mit Wohlgefallen ruht. Längs der Ufer des Congo sind die mehr oder weniger stagnirenden Gewässer mit der tropischen Wasserlinse (Pistia Stratiotes) und Azolla bedeckt. Aber die Ufer sind wegen der Mangroven schwer zugänglich. Diese bilden mit ihren Luftwurzeln Gewebe, durch welche nur die Eingeborenen sich hindurchwinden können, um Holz zur Feuerung zu sammeln oder Austern zu fischen, die sie an die Weißen verkaufen. Der Aufenthalt dort ist höchst ungesund und

[1]) Der interessante Aufsatz, aus welchem wir im Folgenden das Wichtigste mittheilen, wurde dem internationalen botanischen Kongresse in Antwerpen vorgelegt.

dabei lassen ungeheure Mengen von Moskitos dem Menschen während des Tages keine Ruhe. Nur die Seewinde ermöglichen dem Weißen den Aufenthalt in Banana.

Von Banana bis Boma sind die beiden Ufer des Congo fast ununterbrochen mit Mangrovewäldern bedeckt, die nur hier und da von Lichtungen mit mannigfacherem Pflanzenwuchse unterbrochen werden. Je weiter man sich von Boma, den Congo aufwärts fahrend, entfernt, um so mehr nimmt die Gegend den allgemeinen Charakter an, den sie bis Stanley-Pool bewahrt. An den beiden Ufern des Flusses ziehen sich unabsehbare Hügelketten hin, deren steile Abhänge das Regenwasser kahl gespült hat, und wo der Boden nur eine magere, bald vertrocknende Vegetation ernährt.

Zwischen Boma und Vivi erinnert der Congo an den Rhein; seine von den Unbilden der Jahrhunderte seltsam zerschnittenen Felsen ahmen ziemlich treu die Formen von Schloß- und Thurmruinen nach, wie sie die Berge am Rhein krönen. Die oft sehr steilen Uferberge zeigen nur hier und da einen einsamen Baobab, aber am Fuße der Böschungen drängt sich eine üppige Vegetation, welche der Landschaft einen höchst pittoresken Charakter verleiht. Wenn man den Fluß verläßt, um einen der Berge zu besteigen, dürfte man zunächst auf Sümpfe treffen, die mit Pistia Stratiotes, Azolla, Utricularia, Wasserrosen mit prächtigen Blüthen, und Gräsern, aus deren Mitte der bis zu 3 m lange Papyrus emporragt, erfüllt sind. Die Eingeborenen benutzen die Halme der letztgenannten Pflanze zum Bau ihrer Hütten und zur Herstellung von Seilen. Eine Mimose mit herrlichen Blumen und zwei Meter hohem Stamme bildet undurchdringliche Dickichte an den Ufern der Lagunen. Sie wächst, ebenso wie der Papyrus, auf einem schwärzlichen, thonartigen Lehmboden, welcher durch die Trockenheit sehr hart wird. Dieser von der Sonne gehärtete oder vom Wasser aufgeweichte Boden gestattet fast nur den Anbau der Banane.

Als der erste Baum zeigt sich dem überraschten Blicke der Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata), den die Eingeborenen M'konde nennen. Dieser Riese erinnert, im Mondlichte gesehen, durch seinen Wuchs an die knorrigen Eichen des nördlichen Europa. Da Schatten in diesen Ländern ein seltenes Ding ist, so errichten die Eingeborenen oft ihre Hütten rund um einen Baobab. Dieser bietet besonders zur Blüthezeit einen sonderbaren Anblick, da seine großen milchweißen Blumen an Stielen von einem halben Meter Länge schweben. Die zuerst kugelförmige Frucht verlängert sich später, um nach drei Monaten eine Länge von ungefähr 1 Fuß zu erreichen. Der vom Fuße bis zum Gipfel beinahe gleich dicke Stamm mißt oft 10 bis 11 m im Umkreise; da er jedoch gewöhnlich hohl wird, so findet sein Holz wenig Verwendung. Aus den Früchten machen die Neger Pfeifen zum Opiumrauchen.

Ein anderer charakteristischer Baum dieser Flora ist der Wollbaum (Bombax pentandrum L., Eriodendron anfractuosum D. C.), dessen Stamm und kandelaberartig gestellte Aeste mit scharfen Dornen bewaffnet sind. Er giebt nur wenig Schatten, doch ist selbst dieses Wenige unter dem brennenden Himmel eine Wohlthat für den Reisenden.

Von den einheimisch gewordenen Bäumen amerikanischen Ursprunges erhebt sich der Nierenbaum (Anacardium occidentale), von den Negern M'peinde m'puta genannt (m'puta bedeutet: von dem Lande der Weißen oder der anderen Seite des Meeres gekommen), bis zu einer Höhe von 6 bis 8 m und giebt mit den Jahren einen dichten Schatten. Seine saftige Frucht (brasilianische Pflaume) löscht den Durst vollständig. Die Eingeborenen geben ihr den Namen Mingenge. Dieser Baum begnügt sich mit jedem Boden und erwächst rasch aus dem Samen. Man vermehrt ihn leicht durch Stecklinge.

Von Palmen sind vier Arten am unteren Congo verbreitet: die Oelpalme (Elaeis guineensis), die Weinpalme (Raphia vinifera), ferner Hyphaene guineensis und Phoenix spinosa. Die bemerkenswertheste ist die Oelpalme, welche einzeln oder in Gruppen vorkommt. In Folge der Dürre des Bodens ist ihre Krone gewöhnlich mehr oder weniger vertrocknet, was ihr ein trübseliges Ansehen giebt. Die Neger gewinnen von ihr ein saures Getränk, Malaffa, welches sehr erfrischend ist.

Andere Holzpflanzen sind: Arten von Indigofera, Mussaenda, Clerodendron, Acacia, Coccolus, Gardenia (oder Thunbergia?), Camoensia maxima. In den Gebüschen bemerkt man mehrere Arten von Commelinaceen und in großer Menge eine Art von Sanseviera. Auf den Steppen, welche die Hügel bedecken, unterscheidet das geübte Auge des Botanikers nur Arten von Bartgras (Andropogon), Fennich (Pennisetum), Binsen (Juncus) und Cypergräsern (Cyperus). In den Thälern bringen Papilionaceen und Malvaceen nur wenig Abwechselung in die Monotonie der Vegetation; nur das Paternosterkraut (Abrus precatorius) mit seinen lebhaft rothen Samen belebt etwas die Landschaft. Diese aller Orten herumkletternde Pflanze scheint eine große Verbreitung im tropischen Afrika zu haben. Am Gabun findet man eine Varietät mit blauen Samen.

Um Boma und Vivi finden sich einige Liliaceen, darunter eine Aloë, Kürbisgewächse klettern bis in die Gipfel der Bäume. Von Farnen sind nur einige wenige beobachtet worden.

Das Land des unteren Congo gehört zu den Gegenden, welche nicht dem Bilde entsprechen, das man sich von der Flora der heißen Länder zu machen pflegt. Nur die mit Mangroven bedeckten Flußufer zeigen die Macht der Tropenvegetation, während auf Hügeln und Bergen nur eine ärmliche Steppenflora sich ausbreitet. Zur Regenzeit jedoch ist Alles mit lachendem Grün bedeckt. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß gewisse begünstigte Stellen lebhaft an die schönen Parke Englands erinnern.

2. Kulturen der Eingeborenen.

Der Boden am unteren Congo ist dreierlei Art: Die Berge sind mit einer dünnen Schicht eisenhaltiger Erde von rothbrauner Farbe bedeckt, die während der trockenen Jahreszeit hart wie Cement wird und zur Bebauung ganz ungeeignet ist. In den Thälern findet sich der schon vorhin besprochene schwarze Thonboden, der nur die Kultur der Banane gestattet und gleichfalls in der trockenen Zeit so hart wird, daß er sich nicht bearbeiten läßt. Eine dritte mehr oder weniger sandige Bodenart enthält etwas Humus und läßt die Pflanzung von Gemüsen und Obstbäumen zu, hat aber nur eine Tiefe von höchstens zwei Fuß.

Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, daß sich der Ackerbau nicht recht entwickelt. Unter normalen Verhältnissen reichen die Erzeugnisse des Bodens zur Ernährung der Bevölkerung aus; wenn sich aber der Eintritt der Regenzeit verzögert, so bleibt auch, wie in diesem Jahre, die Hungersnoth nicht aus.

Die Feldarbeit wird fast gänzlich den Frauen überlassen; die Männer geben sich wenig oder gar nicht mit der Pflege der Nutzgewächse ab.

Die am allgemeinsten kultivirte Pflanze ist die Maniok (Jatropha Manihot), von den Negern Majakka genannt. Auf ihr beruht eigentlich die Existenz der Neger am Congo.

Der Anblick eines Maniokfeldes bereitet immer Vergnügen, weil diese Pflanze selbst während der Dürre ihre Frische behält. Sie liebt sandigen Boden und erreicht eine Höhe von 1 m. Aus ihren Knollen wird ein nahrhaftes Mehl bereitet, die Blätter werden zur Streu benutzt, auch als Wundmittel verwendet.

Der Maniok zunächst steht an Wichtigkeit die Banane, deren Frucht (Tawe) die Grundlage für die Ernährung der Kinder bildet. Ihre Kultur ist sehr einfach; man pflanzt Ableger und überläßt sie sich selbst. Im Schatten der Bananen pflanzt man gewöhnlich Ignamen (Bataten). Mais wird zwischen die Maniokpflanzen gesäet. In regnerischen Jahren giebt derselbe guten Ertrag. Die Neger verzehren die am Feuer gerösteten frischen Aehren; die Körner werden auch zur Fütterung des Geflügels verwendet.

Eine für den Export wichtige Pflanze ist die Erdnuß (Arachis hypogaea), deren ölhaltige Frucht ein bedeutendes Handelsobjekt am Congo bildet.

Von hoher Wichtigkeit als Nahrungsmittel ist die Sumpf-Saubohne, die der Trockenheit gut widersteht. Ihr Stengel wird $1^1/_2$ m lang. Nach der Fruchtentwickelung wird die Pflanze abgemäht und giebt im nächsten Jahre eine zweite Ernte.

Die Sojabohne ist der vorigen sehr ähnlich und von trefflichem Geschmacke.

Von Bäumen mit eßbaren Früchten begnügt sich der Melonenbaum (Carica Papaya) mit dem schlechtesten Boden, säet sich auch selbst aus. Mit seiner eleganten Blattkrone, die einen Stamm von etwa 4 m Höhe überragt, bildet er die Zierde der Dörfer.

Andere Nutzpflanzen sind: das Zuckerrohr, die Ananas, der Guajavabaum (Psidium piriferum), Psidium pomiferum, die Tomate, die Eierpflanze (Solanum esculentum Dunal), der Orangenbaum, die Oelpalme, der Nierenbaum und der Rotang, der allerdings selten ist.

Es wäre zu wünschen, daß man einige tropische Nutzpflanzen einführte, die schon an verschiedenen Punkten der Westküste Afrikas naturalisirt worden sind, wie die Granadilla, von den Negern Maracuya genannt (Passiflora quadrangularis, mit wohlschmeckenden Früchten), den Mangobaum, den Zimmtapfelbaum (Anona squamosa), den Brotbaum, den Kakao- und den Avogatebaum (Persea gratissima Gaert.).

3. Gemüsebau.

Alle, welche sich einige Zeit in tropischen Gegenden aufgehalten haben, begreifen die Wichtigkeit der Einführung von Gemüsen in die heißen Länder. In den letzten Jahren hat man sich viel mit den Mitteln beschäftigt, im tropischen Afrika Gemüse einzuführen und zu kultiviren. Die Gemüsegärten am Congo bedürfen aber noch vieler Verbesserungen, um diesen Namen mit Recht zu verdienen.

Andererseits muß bemerkt werden, daß die Missionare, und besonders die französischen Missionare am Gabun, schon gute Resultate in Betreff der Gemüsezucht erzielt haben. Sie besitzen einen schönen Garten, den große von Oelpalmen beschattete Alleen durchschneiden, und in welchem sie Gemüse, sowie Vanille, die dort gedeiht, kultiviren. Sie züchten auch schönes Vieh. Die französischen Missionare sind in diesen Dingen sehr praktisch; sie haben z. B. die Wichtigkeit des Schattens in einem tropischen Gemüsegarten wohl begriffen.

Einige Beurtheiler haben sich auf die in den ersten Küchengärten am Congo erzielten Resultate gestützt, um daraus zu Gunsten des Anbaues im Großen Schlüsse zu ziehen; aber indem die Betreffenden bis zu einem gewissen Punkte zwei sehr verschiedene Dinge, nämlich Gemüsezucht und Ackerbau, verwechselten, sind sie in ihrem Urtheile etwas zu voreilig gewesen. In der That kann man in einer unfruchtbaren Gegend mit Mühe und Sorgfalt an günstigen Stellen einen guten Küchengarten schaffen und schöne Erzeugnisse gewinnen, wenn es auch nicht möglich ist, die Kultur erfolgreich im Großen zu betreiben. Dieser Beobachtung muß man Rechnung tragen, um sich nicht leichtfertig in landwirthschaftliche Unternehmungen einzulassen.

Die Auswahl des Ortes zur Anlage eines Gemüsegartens ist von der höchsten Wichtigkeit. Wenn es möglich ist, soll man immer einen Platz wählen, wo es nie an Wasser mangelt, selbst während der Haupttrockenzeit, und wo das Wasser durch Kanäle über die ganze Nutzungsfläche vertheilt werden kann; außerdem soll man den Ort immer so wählen, daß die Kulturen von Bäumen oder anderen Gewächsen beschattet werden. Das erwählte Terrain darf nicht zu tief gelegen sein, da sonst die Gewässer während der Regenzeit den Garten überschwemmen könnten.

Wenn man gezwungen ist, ein niedriges, von steilen Abhängen umgebenes Terrain zu benutzen, wie es am unteren Congo der gewöhnliche Fall ist, so ist das Allererste, am Fuße der Abhänge einen Kanal von 1 m Breite und 1 m Tiefe zu graben, um das Wasser aufzunehmen, welches zur Regenzeit von den Bergen herabfließt, und welches, ohne Fürsorge, die Anlagen verwüsten würde. Es wird sogar gut sein, quer durch den Garten kleine Kanäle zu graben, um zu verhindern, daß das Wasser sich lange zwischen den Beeten aufhalte.

Wegen der Abwesenheit des Wassers in der trockenen Jahreszeit ist am Congo nicht daran zu denken, Küchengärten auf den Bergplateaus anzulegen. Wenn man der europäischen Produkte entbehren will, so müssen eben die tropischen Gärten das ganze Jahr hindurch Erzeugnisse liefern; das würde aber nicht möglich sein, wenn in der trockenen Jahreszeit das Wasser fehlte.

Eine Hauptsache ist es für tropische Gärten, dem Boden eine ausreichende Frische zu bewahren und die zarten Pflanzen vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Zu diesem Zwecke pflanzt man Obstbäume längs der Wege und an den der Sonne ausgesetzten Stellen.

Zur Kultur zu empfehlen sind folgende Gemüsearten:

1. Salat. Gedeiht gut ohne Schatten.
2. Radieschen. Drei Wochen nach der Aussaat geben sie eine reiche Ernte.
3. Kohlarten. Gedeihen sehr gut.
4. Zwiebeln.
5. Bohnen. Die Zwergbohne gedeiht sehr gut im Halbschatten.
6. Erbsen. Gedeihen weniger gut als Bohnen und geben nur eine halbe Ernte.
7. Gurken. Kommen sehr gut fort.
8. Melonen dgl.
9. Tomaten dgl.

Hierzu würden die einheimischen Gemüse kommen (s. o.). Als Fruchtbäume kann man in den Gemüsegärten kultiviren: Zimmtapfelbaum, Melonenbaum, Avogatebaum, Psidium pomiferum, Orangenbaum, Rosenapfelbaum (Eugenia Jambos) und Brotbaum. Die Bananen darf man nicht zu häufig verwenden, da sie den Boden sehr erschöpfen. Ein Plätzchen wird man der Kultur der Ananas vorbehalten.

Herr Burvenich empfiehlt, um den Boden vor Austrock-

nung zu bewahren, die Beete mit Pflanzenüberresten, trockenen Blättern x. zu bedecken. Dies würde den großen Uebelstand haben, daß dadurch Ameisen, Termiten, Schlangen x. angelockt werden würden. Auch muß der Boden des Gartens rein gehalten werden von Unkraut, dessen Entwickelung die Bedeckung mit Pflanzenüberresten nur zu sehr begünstigen würde. Schutzdächer und Spaliere von Stroh sind den Anlagen nicht nachtheilig dadurch, daß sie ihnen Licht und Luft nehmen. Doch sind Obst- und Schmuckbäume als Schutz gegen die Sonne vorzuziehen.

Kürzere Mittheilungen.

Die deutschen Mittelgebirge.

In der Julisitzung der Berliner geographischen Gesellschaft hat Dr. Albrecht Penck einen sehr interessanten Versuch gemacht, die vielgestaltigen deutschen Mittelgebirge nach ihrer Bildungsweise systematisch zu klassifiziren, gestützt auf die von der geologischen Landesuntersuchung erhaltenen Resultate. Er gelangt zu folgendem Schema:

I. **Plateaugebirge**, aus einer von Thälern durchfurchten Platte bestehend.
   1. Schichtplateaus, aus einer ungefalteten Schichtenplatte bestehend.
      a. Ebene Schichtplateaus, allseitig steil abfallend mit radiär verlaufenden Thälern.
      b. Schiefe Schichtplateaus, nach der einen Seite steil abfallend, nach der anderen langsam abgeböscht.
   2. Abrasionsplateaus, durch die Abrasion gefalteter Schichten entstehend, so daß die Oberfläche die Schichten abschneidet.
      a. Horizontale Abrasionsplateaus.
      b. Schräge Abrasionsplateaus.

II. **Rücken- und Gruppengebirge.**
   a. Rückengebirge aus längeren zusammenhängenden Berghöhen.
   b. Gruppengebirge aus unregelmäßig zusammentretenden einzelnen Erhebungen.
   c. Denudations-Rückengebirge, entstanden durch die Wegwaschung der weicheren Schichten, während die härteren stehen bleiben.

III. **Pseudorückengebirge**, deren einzelne Rücken als schmale Plateaus aufzufassen und von der Streichungsrichtung der Schichten unabhängig sind.

Im Einzelnen freilich zeigen die Gebirge eine unendliche Mannigfaltigkeit. Gruppengebirge sind vulkanischen Ursprunges, aber sie können wohlerhaltene Vulkane sein, wie in der Eifel, oder nur Rudimente, und diese sind wieder bald denudirte Ausfüllungen eines Vulkanschlotes, wie im Siebengebirge, dem Böhmischen Mittelgebirge und dem kuppenreichen Theile der Rhön, bald durch eine Basaltkappe geschützte andere Schichtentheile, wie am Südrande des Thüringer Waldes, bald denudirte Basaltgänge, wie bei Urach.

Die Gesammtbildung der Gebirge ist abhängig von drei Bruchrichtungen, die beim niederländischen Systeme nordöstlich, beim herchnischen nordwestlich, beim rheinischen südlich sind; eine Zusammenschiebung auf Linien, wie im alpinen Systeme, hat nicht stattgefunden, wohl aber eine Vertikalverschiebung großer Schollen. Auf diese hat dann die Denudation eingewirkt und so sind die unendlich mannigfaltigen Gebirgsbildungen entstanden. Von den gehobenen Schollen des paläozoischen Grundgebirges ist die diskordant aufliegende Decke mesozoischer Gesteine meist bis auf geringe Reste wieder entfernt; Vogesen, Schwarzwald, Rheinisches Schiefergebirge, Harz und Thüringer Wald erscheinen darum als Abrasionsplateaus, das Erzgebirge als schräges Abrasionsplateau. Wo die Denudation weiter ging, hat sie auch im paläozoischen Gesteine die härteren Elemente aus den weicheren herauspräparirt und das Abrasionsplateau entweder theilweise, wie im Fichtelgebirge, am Brocken, im Taunus und Hunsrück, oder ganz wie im Böhmerwalde, in ein Denudationsrückengebirge verwandelt.

Wo das mesozoische Deckgebirge erhalten ist, bilden seine festeren Bestandtheile ausgedehnte Schichtplateaus, die nur dann rückenförmig erscheinen, wenn es bei den Dislokationen, welche die Hauptverwerfungen begleiteten, schräg gestellt worden ist. So liegen Rücken von mesozoischem Deckgebirge zu beiden Seiten des Thüringer Waldes und besonders nördlich vom Harze; der Teutoburger Wald ist der aufgebogene Rand des gesunkenen Münsterer Beckens.

Ein Pseudorückengebirge ist das Riesengebirge. Jeder einzelne seiner Bestandtheile, Adlergebirge, Eulengebirge, Isergebirge, bildet eine eigene gehobene Scholle von demselben Werthe, wie Thüringer Wald oder Harz. Eine ähnliche Bildung, aber nur mit Höhen von 50 bis 100 m, findet sich nordwestlich von Trier. Die vulkanischen Ausbrüche folgten den Bruchlinien.

Die Dislokationen haben hauptsächlich in der Tertiärzeit stattgefunden, sie dauern aber noch fort, wie die immer wiederkehrenden Erdbeben bezeugen. Rheinthal und Elbdurchbruch bildeten sich, weil diese Flüsse gezwungen waren, in der Hebung begriffene Schollen zu durchschneiden. Die Streichungsrichtung des paläozoischen Grundgebirges, nordöstlich im Westen, nordwestlich im Osten, scheint eigenthümlicher Weise in der Dislokationsrichtung der mesozoischen Gebirge wieder aufzuleben; ob das aber von einem Fortgange des faltenden Processes in der Tiefe oder nur von der Natur der Unterlage bedingt erscheint, ist schwer zu sagen.

Von großem Interesse ist, daß die größten zu Tage liegenden Schollen des Grundgebirges auch die schwächste Bedeckung mit mesozoischen Gesteinen zeigen und anscheinend uralte Inseln sind, die niemals eine Senkung erlitten haben. So das Rheinische Schiefergebirge und das Böhmische Massiv. Gewisse Dislokationen sind offenbar permanent und so erscheint die Entstehung der deutschen Mittelgebirge als das Nachwehen der großen gebirgsbildenden Processe, welche den mitteleuropäischen Boden am Schlusse der paläozoischen Aera betrafen.

Ueber die Errichtung einer Ackerbaukolonie am Congo macht Lieutenant L. Haneuse in einem den Akten des Antwerpener Congresses beigegebenen Aufsatze d. d. Lüttich, 20. Oktober 1884 einige bemerkenswerthe Ausführungen, aus denen wir Folgendes hervorheben:

Durch Urbarmachung und Kultivirung des jungfräulichen Bodens am Congo wird man dahin gelangen, diese Gegend, wo der Europäer so vielen Gefahren ausgesetzt ist, gesunder zu machen. Mit der Anlage einer Ackerbaukolonie

würde daher gewissermaßen ein Kern für den Fortschritt des Civilisationswerkes geschaffen werden.

Es gilt zunächst die Beantwortung folgender Fundamentalfragen:

1. Bestimmung der Zusammensetzung des weißen Personals der Kolonie.
2. Der Ort der Niederlassung.
3. Der Gegenstand des Anbaues.
4. Die Vortheile für die Kolonisten und für die Association.

Man rekrutire eine kleine Zahl (etwa 12 im ersten Jahre) von Kolonisten, die wo möglich alle einander kennen und dieselben Sitten und Gewohnheiten haben, junge, kräftige Leute, deren Moralität und Rechtlichkeit niemals zu Klagen Anlaß gegeben haben. So weit es möglich ist, werden verheirathete Leute mit oder ohne Familie die Grundlage der Kolonie bilden. Alle müssen sich auf den Ackerbau verstehen. Sie sollen aber daneben auch noch einer anderen Profession kundig sein, wie der Zimmer-, Tischler- oder Schmiedekunst. An die Spitze dieses Personals ist ein erfahrener, menschenkundiger Mann zu setzen, der schon Reisen in den warmen Ländern gemacht hat, etwas von praktischer Medizin versteht und zu befehlen weiß. Der Ort der Niederlassung darf nicht zu weit von der Küste liegen, um die continuirliche Verproviantirung der Kolonie zu sichern etc. Gesunde Lage, Fruchtbarkeit, Nähe des Wassers und eines Waldes sind erforderlich. Um die Kolonisten vor den Miasmen zu schützen, die sich nach einer ersten Abholzung und Beackerung entwickeln, müssen die Häuser in einiger Entfernung von den Pflanzungen angelegt sein.

Fast allen hier aufgezählten Bedingungen scheint das Thal von M'binda, zwischen Boma und Ikungula, zu genügen. Auch das Thal von Boma, ein dem Dr. Allard überlassener Landstrich, dürfte zu derartigen Versuchen geeignet sein.

Die eigentliche Jahreszeit für die Pflanzungen ist September bis Juni, also während der Regenzeit, die im Allgemeinen sechs Monate dauert. Führt man also die Kolonisten Ende Mai ein, so würden dieselben sich allmählich akklimatisiren und auf ihre neue Beschäftigung vorbereiten können.

Die erste Zurichtung des Bodens ist von Negern unter Aufsicht der Kolonisten auszuführen. Die Neger verstehen sich gut auf die Handhabung der Hacke, welche eigentlich ihr einziges Werkzeug ist.

„Ich habe", sagt Haneuse, „Gelegenheit gehabt, die schöne Niederlassung der Missionsväter in Landana zu besuchen, welche Negerkinder bei der Urbarmachung und Pflanzung verwenden. In wenigen Jahren haben sie ganz bedeutende Erfolge erzielt. Nicht nur, daß die Erzeugnisse der Missionsgärten für den Unterhalt der Weißen und selbst der Schwarzen ausreichen, sondern auch die Faktoreien an der Küste verproviantiren sich bei den Patres mit frischen Gemüsen aller Art. Ich habe in diesen ausgedehnten Gärten fast alle europäischen Gemüse gesehen ..."

Nach dem Anbaue der Gemüse, sowie der Anpflanzung von Palmen, Bananen, Mangobäumen etc. wird man auch mit der Kultur des Tabaks, der Erdnuß, des Maises und der Maniok beginnen, auch Kulturversuche mit Getreide, Reis und Kaffee anstellen.

Man würde sich auch mit der Frage der Ernährung einer Viehheerde während der trockenen Jahreszeit beschäftigen, und in der Folge Ochsen beim Ackerbaue benutzen. Wenn die ersten Versuche nach dieser Richtung fehlgeschlagen sind, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß man sich nicht mit der Fouragefrage beschäftigt hatte.

Die Gesellschaft müßte den Kolonisten unentgeltlich gewähren:

1. Die Reise für sie und ihre Familien.
2. Land und Wohnung.
3. Die zum Ackerbaue nöthigen Werkzeuge.
4. Eine Heerde von Hornvieh, Schafen, Ziegen etc.
5. Hühner, Enten, Tauben.
6. Lebensunterhalt für eine gewisse Zeit.

Die Kolonisten würden sich verpflichten, eine bestimmte Zeit hindurch gemeinsam die Pflanzungen zu bewirthschaften. Nach diesem Zeitraume würden die Kolonisten Eigenthümer des Bodens werden. Doch hätten sie sich nach der Vermittelung der Gesellschaft zu bedienen, um ihre Erzeugnisse auf die europäischen Märkte zu bringen.

Die Kosten für die Unternehmung veranschlagt Lieutenant Haneuse wie folgt:

Gehalt des Chefs	10 000 Fr.
„ „ Assistenten	5 000 „
Transport der Kolonisten	15 000 „
Ankauf von Vieh	5 000 „
Lebensunterhalt für die Kolonie auf ein Jahr	25 000 „
Bauten	25 000 „
Arzneien	5 000 „
Ackerbauwerkzeuge	5 000 „
Wein und Liqueur	5 000 „
Jagd- und Fischereigeräthe	5 000 „
Kosten der Bewirthschaftung der Waldungen und Pflanzungen	5 000 „
Nahrung für 150 Schwarze auf ein Jahr	30 000 „
Lohn	7 200 „
Bureaukosten	1 000 „
Diverse Ausgaben	5 000 „
	153 200 Fr.

Vom zweiten Jahre ab vermindert sich dieser Betrag bedeutend, da folgende Posten in Wegfall kommen:

Transport der Kolonisten	15 000 Fr.
Ankauf von Vieh	5 000 „
Bauten	25 000 „
Ackerbaugeräthe	5 000 „
Jagdgeräthe etc.	5 000 „
	55 000 Fr.

Für das dritte Jahr fallen noch die für den Lebensunterhalt der Neger erforderlichen 30 000 Fr. fort. Bei Beginn des vierten Jahres dürfte ein Kapital von 70 000 Fr. auf alle Fälle ausreichen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Welche interessanten Arbeiten ein auf ein beschränktes Gebiet sich concentrirender Verein zu Tage fördern kann, zeigt der zweite Band des Jahrbuches des Gebirgs-Vereins für die sächsisch-böhmische Schweiz (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 143), der in bunter Folge naturwissenschaftliche und historische Aufsätze bringt; so eine geologische Skizze des unteren Müglitzthales von Th. Lange, von Freyberg eine Abhandlung über die Blitzgefahr in der sächsischen Schweiz, wo dieselbe geringer ist, als in allen sie

umgebenden Landestheilen, und namentlich die Abhandlung von Sophus Ruge über des liebenswürdigen Ludwig Richter Bedeutung für die sächsische Schweiz. An eben denselben erinnert Martin's Aufsatz über die Dürkamnitzmühle, eine jetzt durch Menschenhand verwüstete Naturschönheit. Wie es in der „guten alten Zeit" zuging, lehren die auch sittengeschichtlich interessanten Auszüge aus den Gemeindeakten von Pillnitz, Hosterwitz, Söbrigen und Oberpoyritz; der Bauer erlag schier unter der Last des Frohndienstes und sonstiger Abgaben an die Adligen, deren Ablösung zum Theil erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts stattfand.

— Rußland geht mit dem Gedanken um, Libau in Kurland zu einem Kriegshafen umzugestalten. Das Projekt ist in Folge der Ueberzeugung entstanden, daß im Kriegsfalle es einer seetüchtigen Macht leicht gelingen könnte, die russische Flotte in Kronstadt oder Reval durch überlegene Streitkräfte oder Torpedos einzusperren.

Asien.

— Ueber die ökonomische Lage Japans wird in der Wiener Politischen Korrespondenz von einem Berichterstatter in Tokio ein düsteres Bild entworfen. Dieselbe ist im ganzen Lande sehr traurig. Jedermann hat Mühe, seinen Unterhalt zu erwerben, die Bevölkerung verarmt immer mehr und in manchen Gegenden herrscht wirkliche Hungersnoth. Ein Theil der Landbevölkerung verläßt seine Heimat, um sich nach der Hauptstadt zu begeben, wo er im Kleinhandwerk seinen Unterhalt zu erwerben hofft, aber in der That nur beiträgt, die Zahl der städtischen Proletarier zu vermehren. Auswanderer begeben sich fortwährend in großer Zahl nach Honolulu und nach Yeddo. Elend und Unzufriedenheit sind bis zu einer solchen Höhe gestiegen, daß man den Ausbruch von Unruhen fürchtet. Dieser traurige Zustand ist hauptsächlich eine Folge der finanziellen Maßregeln, welche die Regierung mit Uebereilung getroffen hat. In dieser Weise hat die Regierung, so parador es auch scheinen mag, durch Herstellung des Pari-Cours den allgemeinen Wohlstand untergraben, indem sie eine Maßregel, welche an sich recht zweckmäßig war, schlecht und zu übereilt ausführte. Während die Macht des Mikado wieder hergestellt wurde, hatte man eine ungeheure Masse Papiergeld ausgegeben; 1877, zur Zeit des Aufstandes in Satsuma, waren 200 Millionen Yen in nicht einlöslichen Staatsnoten in Umlauf und der Nennwerth aller Gegenstände steigerte sich sehr, das Agio auf baares Geld betrug 80 Proc. 1880, als man das Papiergeld dem Verkehre zu entziehen anfing, zeigten sich die Folgen bald und alle Zeichen des Rückschlages stellten sich ein: Beschränkung des Kredits und des Kapitalumlaufs, kommerzielle Krisis und Verarmung der Bevölkerung. Gold und Silber sind sehr gestiegen. Die Papierdollars der fremden Banken haben nur in den dem fremden Handel geöffneten Vertragshäfen Umlauf. Obwohl die Bevölkerung nicht im Stande ist, ihre Abgaben zu bezahlen, fährt man fort, dieselben fortwährend zu erhöhen und im Voraus über dieselben zu verfügen; wenn in manchen Fällen die Regierung sich gezwungen sieht, von dem Eintreiben der Steuern abzusehen, so muß sie doch wieder neue Steuern auflegen, um sich die Mittel für die ungeheuren Ausgaben der Verwaltung und der Armee zu verschaffen. Die Regierung beabsichtigt jetzt Schatzscheine auszugeben, welche in Silber eingelöst werden sollen; die Schatzreserve soll dabei sich mit 97 Millionen betheiligen. Der Finanzminister hofft auf diese Weise dem Mangel an baarem Gelde und dem Agio auf Papiergeld zu begegnen. Der Betrag der Schatzscheine, welche ausgegeben werden sollen, ist noch nicht festgesetzt.

— Der Handel Japans hat im letzten Jahrzehnte nach den Angaben der Jokohamaer Handelskammer (The Chamber of Commerce Journal IV, Nr. 43) eine starke Veränderung erfahren: während 1875 die Einfuhr um 11 Millionen Dollars die Ausfuhr überstieg, ist letztere in den Jahren 1882 und 1883 um fast 8 Millionen, im Jahre 1884 um fast 5 Millionen Dollars größer gewesen. 1884 betrug die Einfuhr 28821021 Dollars (Baumwollwaaren und Zucker nehmen darin die erste Stelle ein), die Ausfuhr 33 Millionen Dollars; unter letzterer sind die wichtigsten Objekte Seidenabfälle, Cocons und Seidenraupeneier, Thee und Theestaub und Reis.

— Auf den Inseln Oshima und Tokunoshima (Liu-kiu-Archipel) setzen die Behörden jährlich 400 Yen für das Tödten giftiger Schlangen aus. Im letzten Jahre wurden in Oshima 5381 Schlangen getödtet und 451 Schlangeneier zerstört, 2602 resp. 320 mehr, als im vorhergehenden Jahre. Von 172 von Giftschlangen gebissenen Menschen starben 1884 daran 47. So berichtet die Tokiaer Zeitung „Hotschi Schimbun".

Afrika.

— Das Octoberheft der „Proceedings of the R. Geogr. Soc." bringt eine kurze Beschreibung und vor Allem die Karte jener Reise von James und Genossen in das Herz des Somali-Landes, über deren Ausgang der „Globus" bereits auf S. 366 des vorigen Bandes berichtete. Es ist ein ganz gewaltiger Vorstoß in das unbekannte Innere des östlichen Hornes von Afrika; die Jagdgesellschaft hatte bereits mehr als die Hälfte des Weges von Meer zu Meer zurückgelegt, als sie sich in Barri am Webi zur Umkehr durch die wasserlose Wüste gezwungen sah. Etwas mehr Glück, und sie hätte dem Webi stromabwärts nach Gelidi und zum Indischen Ocean folgen können, nach jenen Gebieten, die unseren Lesern aus Révoil's Bericht bekannt sind. Wir verschieben ein näheres Eingehen auf die James'sche Reise bis zur Veröffentlichung seines ausführlichen Berichtes.

— In den letzten paar Jahren haben die Portugiesen ihre Macht am Schire-Flusse aufwärts nach dem Njassa-See hin ausgedehnt. Als im Jahre 1877 Kapitän Elton dort durchreiste, fand er, daß sie nördlich vom Morambala-Berge (ca. 17½° südl. Br.) keinerlei Einfluß irgend welcher Art mehr ausübten, und daß das projektirte Zollhaus an dem Zusammenflusse von Zambesi und Schire einen sehr geeigneten Grenzposten abgeben würde. Seitdem aber haben sie, wie Konsul Henry O'Neill berichtet, die Landschaft Matschindschiri annektirt und zwei Punkte am Schire, Tschironzi (16° 55' südl. Br.) und Mpassu (16° 43' südl. Br.) besetzt. Der Tod ihres alten Feindes Tschipitula wird ihr Vordringen erleichtern und sie werden sich hoffentlich bald mit den Engländern, welche Missions- und Handelsstationen auf dem Hochlande am Schire und am Njassa-See inne haben, freundschaftlich die Hände schütteln.

— Nach Ansicht des kürzlich aus Südafrika zurückgekehrten Mr. George Baden Powell kann England jetzt dadurch, daß es Schoschong, die Hauptstadt des großen Häuptlings Chama, unter seine Kontrolle bringt (was aber der englische Kolonialminister bekanntlich abgelehnt hat), dem deutschen Vorgehen an der Ostküste und dem internationalen an der Westküste ein Gegengewicht schaffen. Auf Kosten der englischen Steuerzahler ist eben erst durch Sir Charles Warren eine Handelsstraße eröffnet worden, welche ganz Afrika bis hinauf zum 10° südl. Br. erschließt; dieselbe reicht zunächst bis Schoschong (ca. 22° südl. Br.), hat Wasserplätze und Telegraph zur Seite, führt über ein gesundes Plateau von 3000 bis 5000 Fuß Meereshöhe und steht über Kimberley mit dem Eisenbahnnetze der Kapkolonie und mit Kapstadt selbst in Verbindung. Bleibt diese neue Straße unter englischem Einflusse, so muß Schoschong bald der Mittelpunkt zahlreicher dort sich vereinigender Handelsstraßen werden. Noch vor drei oder vier Jahren machten die Ein-

gebarenen um Schoschang sich den Kupferdraht und die Aexte selbst und kleideten sich in Felle von Thieren, die sie selbst getödtet; jetzt kaufen sie englische Zeuge und Eisenwaaren. Englische Waaren dringen auf jener Straße unablässig und selbst reißend rasch nordwärts in das Innere von Afrika vor, und sa hofft Mr. Baden Pawell, daß diese Raute mindestens dieselbe Wichtigkeit erlangen wird, als diejenigen über den Conga ader Zanzibar. (The Chamber of Commerce Journal IV, Nr. 43.)

Nordamerika.

— Der achte Band des Census der Vereinigten Staaten enthält einen eingehenden Bericht über Alaska van dem dartigen Specialagenten Ivan Petraff. Er theilt das Land in sechs Abtheilungen: die nördliche Abdachung, das Yukangebiet, die benachbarten kleinen Flußgebiete, die Inseln und das Land nördlich und südlich vam Eliasberge. Für jede Abtheilung sind die Ziffern der einzelnen Stämme genau angegeben, zu genau, als daß man sich unbedingt darauf verlassen könnte. Ueber Sitten und Gebräuche enthält das Buch dagegen viel werthvalles Material. — Everette's Versuch, vam Yukan River nach dem Capper River varzudringen, ist gescheitert, da es sich unmöglich erwies, einen Begleiter zu finden. Doch gelang es ihm, werthvalles geographisches und ethnographisches Material zu sammeln.

— In Bd. 43 des „Glabus“, S. 221 und 230, hat Dr. Aurel Krause eine zusammenfassende Darstellung des Indianervolkes der Tlinkit gegeben; jetzt haben wir das Vergnügen, das Erscheinen seines definitiven Werkes anzuzeigen, welches kürzlich unter dem Titel „Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nardwestküste van Amerika und der Beringstraße, ausgeführt im Auftrage der Bremer geographischen Gesellschaft in den Jahren 1880 bis 1881 durch die Doctaren Arthur und Aurel Krause“, bei H. Costenable in Jena veröffentlicht wurde. In ihm erhalten wir neben rein schildernden Abschnitten auch den ganzen wissenschaftlichen Apparat zur Kunde dieses Stammes; zuerst eine historische Ueberſicht über die Reisen nach seinen Sitzen vam Jahre 1588 an, die ethnographischen und ethnalogischen Forschungen der Gebrüder Krause zusammengearbeitet mit den Angaben ihrer Vargänger, so weit sich dieselben als zuverlässig erwiesen, einen Abschnitt über die Mythen der Tlinkit, in denen Jêlch, der Rabe, die Hauptralle spielt, der mit seinen bald listigen, bald derben Streichen das Varbild für die Lebensführung der Tlinkit abgiebt, weitere Abschnitte über Schamanismus, über die Nachbarvölker, über Missianen und Civilisationsbestrebungen, und einen über die Sprache. Das Ganze, illustrirt mit 32 Abbildungen, vier Tafeln und einer ethnagraphischen Karte des südöstlichen Alaska, ein tüchtiges, erfreuliches, grundlegendes Buch. — Auf Einzelnes hier einzugehen, wie z. B. auf die ungewöhnliche technische Begabung der Tlinkit, deren Zahl übrigens nur 8000 bis 10000 beträgt, ist um sa weniger unsere Absicht, als der Verfasser selbst ja im „Glabus“ bereits die Summe seiner Beabachtungen gezagen hat. Nur wollen wir darauf hinweisen, wie unbedeutend bisher die Erfalge der Missiansthätigkeit an jenen Küsten geblieben sind (S. 342). „Die Sitkas, denen doch bereits unter der russischen Herrschaft das Evangelium gepredigt wurde und durch Männer van so hervorragender Tüchtigkeit, wie es der Priester Weniaminow war, stehen jetzt in dem allerschlechtesten Rufe. Hier wie anderwärts ist der gute Einfluß, welchen die Lehren der christlichen Kirche hätten ausüben können, durch die schädlichen Folgen einer unvermittelten Berührung mit der Civilisation und des Verkehrs mit gewaltthätigen und die Rechte der Eingeborenen mißachtenden Weißen mehr als ausgeglichen warden.“

— Aus Philadelphia geht den „Times“ die telegraphische Nachricht zu, daß der Nardpaldampfer „Alert“ am 18. October van der Hudsansbai nach Halifax zurückgekehrt ist mit der Beabachtungsabtheilung an Bard, welche dart 15 Manate zugebracht hat, um die Brauchbarkeit jener Raute für eine Schiffahrtsverbindung zwischen dem canadischen Nardwesten und Europa zu untersuchen. Das Resultat der Beabachtungen zeigt, daß die Durchschnittstemperatur nicht so niedrig ist, als man erwartete, und nicht sa niedrig, als die durchschnittliche Wintertemperatur im Nardwesten. Der niedrigste manatliche Durchschnitt betrug 30 Grad unter Null. Die Eisbeabachtungen zeigen, daß die Hudsans-Straße und -Bai für eigens dazu gebaute und ausgerüstete Schiffe drei bis vier Manate lang, van Juli bis October, schiffbar sind. Die Bewegungen des Eises wechseln und Schiffe müssen sich im affenen Wasser zu halten suchen, wo sich ein Sund findet aber das Eis am dünnsten ist. Die Küsten der Bai sind reich an Pelzwerk, Fischen und Mineralien. Während dieser Bericht gewissermaßen günstig ist, hegt man in Canada Zweifel, ob man die Hudsansbai-Raute je praktikabel machen kann.

Vermischtes.

— Rüstig schreitet unter Alfred Kirchhaff's Leitung das große, varzüglich illustrirte Sammelwerk „Unser Wissen van der Erde“ (Leipzig, G. Freytag) varwärts, wenn auch der erste Band, die Allgemeine Erdkunde umfassend, noch nicht ganz abgeschlassen ist. Bis zur 14. Lieferung ging Hann's Abriß der astronamischen Geographie, Meteorologie und Oceanographie, dann folgte bis zur 31. Lieferung die Gealagie aus der Feder des viel betrauerten Hachstetter, und van da an betrachtet Pokarny die Erde als den Wahnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen (bialagische Geographie). Es werden sich daran noch fünf Bände über die einzelnen Erdtheile anschließen, zu deren Bearbeitung eine Reihe tüchtiger und hervorragender Fachmänner zusammengetreten sind, unter denen wir außer dem Herausgeber nennen: Penck, Egli, Supan, Petri, Paul Lehmann, Th. Fischer, Rein, Kreitner, Tamaschek, Radde, Fraas, Baran v. Müller u. s. w.

— Als eine Fortsetzung von Brehm's Thierleben, ihm an Inhalt und Darstellung ähnelnd, kündigt das Bibliographische Institut in Leipzig eine „Allgemeine Naturkunde“ in neun Bänden (à 16 Mark) ader 130 Lieferungen (à 1 Mark) mit über 3000 Textillustrationen, 20 Karten und über 120 Aquarelltafeln an. Dieselbe zerfällt in vier Abtheilungen: zwei Bände „Erdgeschichte“ von Praf. Dr. M. Neumayr, zwei Bände „Pflanzenleben“ van Praf. Dr. A. Kerner von Marilaun, zwei Bände „Der Mensch“ von Prof. Dr. J. Ranke und drei Bände „Völkerkunde“ van Prof. Dr. Fr. Ratzel. Die Namen der Verfasser, wie des verlegenden Instituts, sowie die jahrelangen Vorbereitungen bürgen dafür, daß hiermit dem Publikum etwas Außerardentliches gebaten wird.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

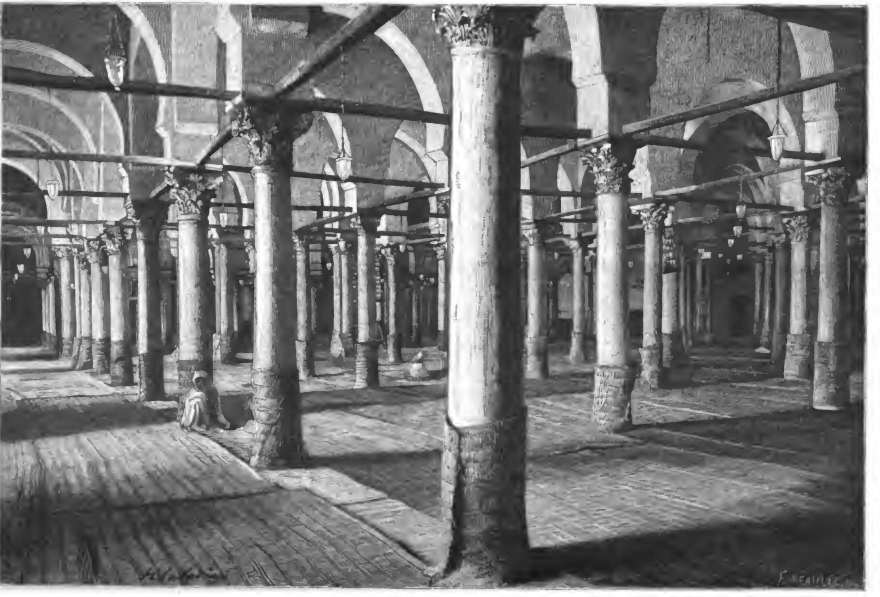
Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

V.

Daß Kairuan eine heilige Stadt sei, ist ausgemacht; aber man hat arg übertrieben, wenn man in ihr eine Art Nebenbuhlerin von Mekka sehen wollte. Kairuan hat seine Geltung namentlich dem Umstande zu verdanken, daß es in scharfem Gegensatze zu den Maurenstädten eine rein arabische Gründung war und immer geblieben ist, und das spiegelt sich auch in seiner Geschichte und seinen Bauwerken wieder.

Die Stelle der heutigen Stadt scheint im Alterthume völlig unbebaut gewesen zu sein; aber schon im Jahre 41 der Hedschra, als Moawija ibn-Hudeidsch auf Befehl des Chalifen Moawija I. das erste Araberheer nach Nordafrika führte, gründete er nach der Schlacht am Amphitheater von Thysdrus und der Zerstörung von Suffetulae hier eine Stadt als Centrum der arabischen Macht. Er hatte mit Hilfe der Berber seine Siege erfochten, als aber diese merkten, daß die Araber sich bleibend in ihrem Lande anzusiedeln gedachten, schlugen sie sich zu den Byzantinern, und der Araber zog vor, mit seiner Beute nach Aegypten zurückzukehren. Seine Stadt wurde natürlich von Grund aus zerstört; Sidi Okba ben Nafi, der große Held des Islam in Nordafrika, errichtete sie 668 wieder und soll damals schon den Grundstein zur großen Moschee gelegt haben; aber als er in Ungnade fiel und abberufen wurde, gab sein Nachfolger Moslim ben Mächlid die Stadt wieder auf und ließ sie zerstören. Die Fortschritte der Griechen und Berber zwangen den Chalifen, Sidi Okba wieder mit dem Kommando zu betrauen, und diesmal gründete er Kairuan an seiner heutigen Stelle und definitiv. Seine Gefährten schlugen ihm vor, Susa, das sich ihm ergeben, zur Hauptstadt von Ifrikya zu machen, aber eine Seestadt schien Okba zu gefährlich, denn damals beherrschten die Byzantiner mit ihren Flotten noch das Meer; er zog die Stelle hinter der großen Sebcha vor, wo in der Ebene die Kameele Weide fanden, und die Reiterei, die überlegene Waffe der Araber, sich frei entwickeln konnte. Nach der arabischen Tradition war die Gegend — von den beiden vorausgegangenen Städtegründungen ist dabei keine Rede — eine mit dichtem Gestrüpp erfüllte Wildniß, die von wilden Thieren und Giftschlangen wimmelte. Aber Sidi Okba hielt diesen eine Standrede, in Folge deren sie alsbald vor den Gefährten des Propheten das Land räumten und verschwanden; nur eine Schlange war ungehorsam und blieb zurück; sie wurde dafür in Stein verwandelt und wird heute noch in der Moschee als Wahrzeichen vorgewiesen. Auch den Reisenden wurde sie gezeigt, erschien ihnen aber nur als eine ganz gewöhnliche, aus Stein gehauene Verzierung, den Kairuanern gilt sie als ein mächtiger Talisman, an dem das Wohl der Stadt hängt. Auch die Stelle, wo die große Moschee erbaut ist, wurde dem Helden auf wunderbare Weise bezeichnet; eine innere Stimme befahl ihm, am Morgen mit der heiligen Fahne voranzugehen, bis er, ohne Jemand zu sehen, von einer Stimme das erste Kapitel des Koran hersagen höre; dort solle er seine Fahne in die Erde stecken und den Mihrab der neuen Moschee errichten.

Diese wunderbaren Ereignisse werden von manchen Autoren schon in das Jahr der ersten Gründung Kairuans, 671, gesetzt; die heutige Stadt aber datirt erst von 684. Freilich ist die Geschichte des ersten Einfalles der Araber

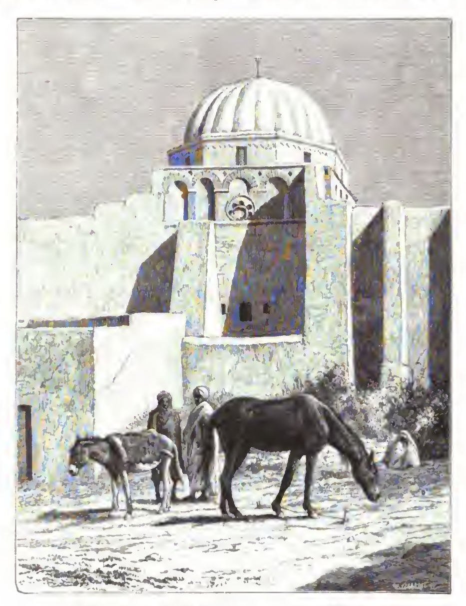


Inneres der großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Photographie.)



Mihrab und Kanzel der großen Moschee in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

vielfach unklar und verworren, und auch die eingeborenen Quellen, denen Cagnat und Saladin ihre Notizen entnehmen, verwechseln Okba ben Amir, den Statthalter von Aegypten, welcher das erste Heer aussandte, mit dem großen Sidi Okba ben Nafi. Dieser umgab die Stadt mit Mauern und begann von hier aus seinen Siegeslauf, der ihn bis in den Atlantischen Ocean hineinführte und ganz Nordafrika dem Islam unterwarf. Als er mit geringer Macht durch die Sahara zurückzog, überfiel ihn Kuschile, der Fürst der Berber, den er schwer beleidigt, und erschlug ihn, und nach dem Tode des Helden fiel auch seine Gründung in die Hände der Berber. Die Stadt wurde aber bald zurückgewonnen und nun beginnt die Blüthezeit von Kairuan. Hassan ben Român, der zweite Nachfolger Okba's als Gouverneur von Afrika, ersetzte die Moschee Okba's durch einen prächtigen Neubau, in welchem von



Rückseite der großen Moschee. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

dem alten Bau nur der Mihrab (die Koran-Nische) blieb, in welchem ein Nagel die Stelle anzeigt, an welcher Okba seine Fahne in den Boden stieß; auch er wurde mit ein paar prächtigen Säulen von rothem Marmor geziert, die einer christlichen Kirche entnommen wurden. Da sie heute noch stehen, konnten die Reisenden sich überzeugen, daß die Kapitäle byzantinischen Ursprunges sind. Dieselben haben übrigens die wunderbare Eigenschaft, Freitags bei Sonnenaufgang zu schwitzen, was sie in den Augen der Araber so werthvoll machte, daß sie, als ein byzantinischer Kaiser dasselbe Gewicht in Gold dafür bot, das ausschlugen. Schon im Jahre 724 erwies der Neubau sich als zu klein, um die Menge der frommen Beter zu fassen, und wurde erweitert; ein totaler Neubau, innen mit Erhaltung des Mihrab, soll 772 unter dem Gouverneur Yezid ben-Hâtem stattgefunden haben. Die arabischen Gewährsmänner scheinen den Reisenden nicht mitgetheilt zu haben, daß das wahrscheinlich in Folge einer Zerstörung durch

die Berber geschah. Während die Araber in der „vierten Pforte des Paradieses" über die Auslegung des Koran stritten, hatten die Urbewohner des Landes, die Berber, sich von den Niederlagen, die ihnen Sidi Okba beigebracht, wieder erholt, und im Jahre 762 erhoben sie sich urplötzlich zur Vertreibung der Fremdlinge. Abd el Malik, der Scheich der mächtigen Warfadschûmi, erstürmte Kairuan und schleifte seine Mauern. Fünf Jahre herrschte er hier, bis Mohammed el Chosai, der Feldherr Abu Dschafai's, ihn wieder vertrieb. Die Herrlichkeit der neuen Moschee dauerte nicht lange; die demokratische Ketzersekte der Ibadhiya, welche die Erblichkeit der Chalifenwürde leugnete und zum Entsetzen der legitimistischen Araber verlangte, daß das geistliche wie das weltliche Oberhaupt von den Gläubigen gewählt werden sollte — eine Ketzerei, welche, nebenbei bemerkt, so echt berberisch ist, daß man sie für nordafrikanischen Ursprunges halten sollte — hatte, aus Syrien vertrieben, bei den Berberstämmen Anhang gefunden und eroberte 777 die heilige Stadt von Neuem. Noch einmal raffte der Islam alle Kraft zusammen; nach verzweifeltem Widerstande nahm Omar ben-Hafs Hassarmad Kairuan und zerstörte es völlig, die Rebellen entwichen zum Theil in die Wüste, wo ihre Nachkommen heute als Mosabiten leben; Kairuan wurde wieder aufgebaut, aber seinen alten Glanz erhielt es nicht wieder. Die Zeiten der Araber waren vorbei; der Gründer der berberischen Dynastie der Aghlabiten, Ibrahim ben-el Aghlab, nahm seine Residenz nicht in der heiligen Stadt, sondern baute sich in der Nähe eine Konkurrenzstadt, Abassiya, und seine Nachfolger so gut, wie die späteren Edrisiten und Fatimiden folgten ihm darin nach, und nur unter den Ziriten war Kairuan noch einmal eine Zeit lang Residenz.

Nur der Ruf ihrer Heiligkeit erhielt die Stadt; selbst



Das Thor Lalla Reshan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

der zweite Aghlabite, Ziadet Allah ben-Ibrahim, der die Mauern Kairuans schleifen ließ, baute 821 die Moschee Sidi Okba's prächtiger wieder auf und von ihm rührt der heutige Bau seiner Hauptsache nach her.

Die Moschee ist im Wesentlichen nach demselben Plane gebaut, wie die anderen Moscheen Nordafrikas, denen nicht, wie den türkischen, der Kuppelbau der Sophienkirche als Muster gedient hat. Durch das Hauptthor tritt man in einen weiten Hof mit einem Brunnen, an welchem die Gläubigen vor dem Gebete die vorgeschriebenen Abwaschungen verrichten; er wird von einer Arkadenreihe umgeben, an welche sich verschiedene Wohnräume und Wirthschaftsgebäude anschließen. In Kairuan, welchem fließendes Wasser fehlt, befindet sich unter dem Moscheenhofe eine kolossale Cisterne; die Oeffnungen zum Schöpfen sind in ausgehöhlten Säulenbasen von weißem Marmor angebracht. Um die Stunde des Gebetes recht genau bestimmen zu können, sind sogar zwei Sonnenuhren vorhanden, eine vertikal, die andere horizontal. An die Südseite des Hofes schließt sich die eigentliche Moschee. Eine Menge Thore befinden sich unter den Arkaden, aber sie sind für gewöhnlich geschlossen und öffnen sich nur an besonderen Festtagen, wo die Menge der zuströmenden Beter ungewöhnlich groß ist. Sonst dient nur das Hauptthor, Bab el-Behu, nach einer Inschrift im Jahre 1224 restaurirt, prächtig mit Holzskulpturen geschmückt. Es besteht aus vier großen Flügeln, von denen zwei nach rechts und zwei nach links aufschlagen. Die Thüröffnung wird von einem breiten geschnitzten Gesimse eingefaßt und der Bogen über dem Thore ist mit Laubwerk in flachem Relief ausgefüllt; jeder Thürflügel hat vier große und vier kleine Felder, die abwechselnd mit Blattwerk und geometrischen Ornamenten geziert sind. Die anderen Thore sind weit einfacher gehalten.

Die Moschee bildet ein langes Rechteck aus 17 Doppelsäulenreihen, die jede aus acht von prachtvollen Marmorsäulen getragenen Bogen bestehen. Auch die Kapitäle scheinen meistens antik und sind gut erhalten. Der Mittelgang, welcher von Bab el-Behn direkt auf den Mihrab zuführt, hat besonders schöne und starke Säulen; diese, wie die beiden rothen Säulen am Mihrab, sollen der Sage nach von Kaisaria gekommen sein; aber von welchem? Andere Säulen sollen von Sabra, von dem später die Rede sein wird, stammen, aber diese Stadt ist ebenfalls arabische Gründung und jünger, als die letzte Erbauung der Moschee. Wahrscheinlich stammt die Hauptmasse aus den benachbarten Römerstädten der Küste, von Hadrumetum, möglicher Weise auch von Karthago.

Ehe man an den Mihrab gelangt, sieht man rechts den Mimber, die Kanzel, eine steile Treppe, welche auf eine schmale Plattform führt, von welcher aus der Imam den Koran vorliest. Die beiden Seiteneinfassungen der Treppe sind prachtvoll durchbrochen gearbeitet; die Füllungen sind ganz wunderbar und eigenthümlich, stellenweise im Stile der orientalischen Elfenbeinschnitzereien, ausgeführt. Nach dem arabischen Chronisten ließ der Aghlabite Abu Brahim ben Mohammed sie aus dem Holze einer bei Bagdad gewachsenen Platane schnitzen. Von demselben rührt auch das Gewölbe über dem Mihrab her, sowie der aus glänzenden Fayenceplatten bestehende Schmuck der Hinterwand. Neben dem Mimber befindet sich das Beit-el-idda, ein von einem Holzgitter umschlossener Raum, welcher früher die Bibliothek der Moschee enthielt; auch dieses Gitter, das den Raum zwischen zwei Säulen abschließt, ist ein Meisterwerk arabischer Holzschneidekunst und erinnert an die mozarabischen Schnitzereien in Kairo. Eine Thür mit Einfassung aus antiken skulpirten Marmorstücken führt rechts in die Kammer des Imam, eine ähnliche links in die Schatzkammer.

Der Mihrab in seiner heutigen Gestalt ist ebenfalls ein Werk Ziadet Allah's, aber sein frommer Baumeister hat den ursprünglichen Bau Sidi Okba's nicht zerstört, sondern nur überbaut, und durch ein paar Oeffnungen, die geschickt mit den Ornamenten in Verbindung gebracht sind, können die Gläubigen heute noch die alten Mauern erkennen. Die Verzierungen des neuen Mihrab sind in weißen Marmor gehauen, aber mit grellen, unharmonischen Farben überschmiert.

Im Ganzen genommen wurden die Reisenden durch das Innere der Moschee, über deren Pracht so übertriebene Beschreibungen im Umlaufe waren, etwas enttäuscht. Der gewaltige Säulenwald macht zwar, wie immer, trotz der niederen Decke, einen mächtigen Eindruck, aber es fehlen die Feinheiten der Ornamentation, die kostbaren Mosaiken aus Marmor und Email, die man in Kairo, Damaskus oder Jerusalem bewundert, und mit Ausnahme des Mihrab, des Mimber und des Beit-el-idda ist Alles im höchsten Grade einfach. Dasselbe gilt aber für die meisten Moscheen des Westens und selbst für die wunderbare Mezquita von Cordoba. Das herrschende Halbdunkel läßt übrigens selbst die vorhandenen Dekorationen kaum zur Geltung kommen.

Das Aeußere des Gebäudes bietet einige charakteristische Partien. Die Hinterseite besonders macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck durch ihre gewaltige Masse, über welcher sich die weißgetünchte Kuppel, welche den Mihrab überwölbt, erhebt. Interessant ist auch das auf der Nordostseite befindliche Thor Bab Lella Reshan; es ist in der Weise eines Festungsthores erbaut in einem viereckigen, zinnengekrönten Thurme; eine unvernünftige Restauration hat die schönen Verzierungen leider furchtbar entstellt.

Die Falkland-Inseln.

E. J. Diese im äußersten Süden des amerikanischen Kontinents gelegene Inselgruppe ist eine der vielen Stationen, deren sich England bemächtigt hat, um seine Herrschaft über das Weltmeer in allen seinen Theilen zu sichern. Vor der Magelhaesstraße gelegen, bietet sie einen vortrefflichen Stützpunkt zur Beherrschung dieses Seeweges. Allein ungleich anderen ähnlichen maritimen Besitzungen ist diese Gruppe doch auch wirthschaftlich von nicht ganz geringer Bedeutung, denn sowohl Klima als Bodenbeschaffenheit eignen sich für eine europäische Niederlassung recht gut.

Die Falkland-Inseln bestehen aus zwei großen und mehr als 100 (nach Einigen an 200) kleinen Inseln zwischen 51° und 52° 45′ südl. Br.; die nördlichste Insel ist Jason, die südlichste Beauchêne. Das Areal der Gruppe ist früher außerordentlich überschätzt worden. Für die beiden großen Inseln allein fand man mehr als 33 000 qkm, ein Areal, das fast dem des Königreichs der Niederlande gleichkommt; dann gab man für die ganze Gruppe officiell nur 19 685 und noch später 16 844 qkm an. Aber auch diese Angabe erscheint zu hoch, denn nach Behm und Wagner fand E. Wisotzki durch planimetrische Messungen auf der britischen Admiralitätskarte für die Ostinsel mit Nebeninseln 7378 qkm (134 □-M.) und für die Westinsel mit Nebeninseln 5154 qkm (93,6 □-M.), also für die ganze Gruppe 12 532 qkm (227,6 □-M.), ein Areal, das hinter dem des Königreichs Sachsen und dem von Mecklenburg-Schwerin immer noch erheblich zurücksteht. Man rechnet wohl auch das südöstlich gelegene Süd-Georgia hinzu, eine 4066 qkm (74 □-M.) große, aber bisher unbewohnte Insel, welche als rauh und mit Schnee und Eis bedeckt geschildert wird, von der indeß argentinische Blätter behaupten, daß sie ebenso geeignet für Viehzucht zu sein verspreche, als das früher verachtete West-Falkland. Freilich genießt die Falklandgruppe den Vorzug, daß ihre Westküsten von der warmen brasilischen Strömung bespült werden und die kalte Kap-Horn-Strömung an den Ostküsten in bedeutender Entfernung vorbeizieht, während Süd-Georgia zwischen zwei nördlich von ihm konvergirenden Polarströmungen eingeschlossen ist.

Daher ist das Klima der Falkland-Inseln im scharfen Kontraste zu der Dürre und Kälte der gegenüberliegenden patagonischen Küste ein gemäßigtes und Regenfälle sind häufig genug. Kapitän Sulivan vergleicht in seiner „Description des îles Falkland d'après les reconnaissances faites par les capitaines Rob. Fitzroy, W. Robinson et B. J. Sulivan“ das hiesige Klima mit dem von Cornwall und Devonshire; nur sagt er, daß es ein wenig milder und im Sommer trockener sei. Thermometrische Messungen, welche man mehrere Jahre hindurch angestellt hat, ergaben eine Temperatur für den Sommer von 4,44°

bis 18,33° C., für den Winter von — 1,11° bis + 10° C. Der Winter ist also keineswegs rauh, aber sehr nebelig, indessen verschwinden diese Nebel, sobald die Sonne höher rückt, meist Vormittags. Gesund ist das Klima in hohem Grade, aber durchaus nicht angenehm, denn wie schon Darwin 1846 im „Quarterly Journal of the Geological Society" mittheilte, sind die Winde, namentlich die von Westen und Süden wehenden, von einer außerordentlichen Heftigkeit. Die Bewohner des Hauptortes Stanley klagen, daß Gemüse oft mit den Wurzeln ausgerissen und fortgeführt werde.

Daher ist von einer Baumvegetation kaum irgendwo die Rede; aber wo der Boden nicht, wie das auf weite Strecken hin der Fall ist, aus Torfmooren besteht, zeigt sich ein großer Reichthum an Gräsern und Kräutern selbst bis weit an den Abhängen der Berge hinauf, die sich auf der Westinsel nach Fitzroy im Mount Adam zu 706 m und auf der Ostinsel im Mount Osborne zu 685 m erheben. Große Strecken sind aber namentlich im Süden der Ostinsel ganz niedrig. Bemerkenswerthe einheimische Pflanzen sind nur einige antiskorbutische, wie Kresse, Cochlearia, Sellerie u. a. Die versuchte Einführung europäischer Pflanzen ist bisher von besonderem Erfolge nicht gekrönt gewesen; man hat Kartoffeln und Gemüse unter den oben erwähnten Hindernissen gezogen, aber der Anbau von Getreide und Flachs, für welchen sich am Fuße der Berge guter schwarzer Boden findet, hat keine nennenswerthe Resultate ergeben. Die einheimische Fauna war bei Ankunft der Europäer eine außerordentlich arme, als einzigen Vierfüßler fand man den Uarrah vor, eine Schakalart, den Heerden gefährlich, aber jung gefangen, leicht zähmbar. Vortreffliche Schildkröten finden sich in den Seen und Flüssen und das Meer ist an den Gestaden außerordentlich fischreich. Walfische fängt man zuweilen, sehr lohnend ist aber die Jagd auf Pinguine, von denen jährlich 1 300 000 Stück erschlagen werden, was einen Gewinn von 130 000 Gallonen Oel repräsentirt, da zehn dieser Vögel gewöhnlich eine Gallone ergeben. Dieser Reichthum hat dem Gouverneur der Inseln im Volksmunde den Titel „König der Pinguine" verschafft.

Bougainville und andere französische, sowie auch spanische Seefahrer setzten Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen und Kaninchen auf der Gruppe aus und dieser Stamm hat sich so schnell vermehrt, daß Mackinnon 1852 die Zahl der Rinder und Pferde allein auf 200 000 Stück schätzen konnte, wiewohl sich nicht allein vorüberfahrende Schiffe hier regelmäßig mit frischem Fleische versahen, sondern auch der wilde Viehstand systematisch durch Unternehmer ausgebeutet wurde, welche im Besitze einer zu diesem Zwecke erworbenen Koncession ganze Schiffsladungen von Fleisch von hier verfrachteten.

Gegenwärtig ist das Hauptprodukt der Inselgruppe Wolle, denn nirgends sind die klimatischen Verhältnisse günstiger als hier. Das Gewicht eines auf der Weide fett gemachten und ausgeschlachteten Hammels beträgt selten weniger als 70, erreicht aber häufig 100 Pfund. Die Wolle ist grob, aber reichlich, das durchschnittliche Gewicht hiesiger Vließe ist sechs englische Pfund, während man in Australien durchschnittlich nur sechs, in Argentinien vier Pfund erreicht. Der Verkaufspreis der Wolle schwankt zwischen 10 und 11 Pence; derselbe wird meist von Käufern aus Bradford, welche Kammwolle gebrauchen, bezahlt. Die Schur ergiebt im Durchschnitte der Jahre zwei Millionen Pfund Wolle im Werthe von 80 000 Pfd. Sterl.

Die größte Eigenthümerin ist die Falkland Company, welche 1852 von Samuel Lafone in Montevideo gegründet wurde und ihr Hauptquartier am Darwin-Hafen hat, auf dem Isthmus, welcher Lafonia mit dem übrigen Ost-Falklande verbindet, etwa 130 Kilometer von Port Stanley. Ihre Schaffarm erstreckt sich längs der Küste des Choiseul-Sundes am Mount Pleasant und Port Fitzroy vorüber bis zu 22 km Entfernung von Port Stanley; die Schafe stammen von der Cheviotrasse und sind mit argentinischen Marinos gekreuzt. Die Gesellschaft besitzt 100 000 Schafe und 20 000 Rinder, wovon die zahmen „Rodeos" nur ein Viertel ausmachen, die übrigen aber völlig wild sind. Außerdem besitzen nur noch drei Farmer Rindvieh, die übrigen betreiben ausschließlich Schafzucht.

Von solchen größeren Heerdenbesitzern, welche Areale von 21 000 bis 171 000 Acres ihr Eigen nennen, zählt ein officieller Bericht 16 auf; die Inseln Lively, Speedwell, Pebble, New Island und Keppel befinden sich in den Händen einzelner Besitzer; die letztgenannte ist Eigenthum der Londoner Missionsgesellschaft. Uebrigens sind sämmtliche größeren Landbesitzer mit Ausnahme eines einzigen Engländer von Geburt.

Die erste wirkliche Ansiedelung, welche das Land nutzbar machte, ging indeß nicht von England, vielmehr von Argentinien aus, wie denn das Recht Argentiniens auf die Inselgruppe wohl kaum zu bestreiten ist. Freilich haben seine wiederholten Proteste gegen die englische Okkupation niemals irgend welchen Erfolg gehabt. Es hat aber nicht vergessen, dieselben auch in neuester Zeit zu betonen, so in seiner bei Gelegenheit der Weltausstellung von Philadelphia herausgegebenen Schrift: „La republique Argentine, à l'Exposition de Philadelphie."

Die Engländer begründen ihr Recht auf diese Gruppe, wenn sie eine Begründung überhaupt versuchen, auf die Priorität der Entdeckung. Dieselbe kommt ihnen allerdings unzweifelhaft zu. Ist es auch nicht vollkommen sicher, daß John Davis die Inseln 1592 auf seiner großen Entdeckungsreise nach der Südsee wirklich sah — er gab der von ihm in jener Meeresgegend aufgefundenen Inselgruppe keinen Namen —, so ist doch unbestreitbar, daß Sir Richard Hawkins, der Bukkanier, auf seinem Plünderungszuge nach Coquimbo die Gruppe berührte. Von Davis' Entdeckung wußte er nichts und er taufte das neue Land Maidenland zu Ehren seiner Königin Elisabeth und „in perpetual memory of her chastity". Wie Hawkins nichts von seinem Vorläufer wußte, so erging es nach einander verschiedenen Seefahrern, die alle in dem Glauben, die ersten zu sein, die Inseln mit verschiedenen Namen tauften. So kam 1600 der Holländer Sebald de Weert auf seiner Rückfahrt von den Molukken hierher und von ihm erhielt die Gruppe den lange Zeit in Holland üblichen Namen Sebaldinen; so der Engländer Cowley, der freilich durch einen merkwürdigen Rechnungsfehler die Inseln unter 47° 30′ südl. Br. verlegte und sie Pepysinseln nannte. Als Kapitän John Strong den Archipel im Jahre 1689 zum ersten Male genauer untersuchte, entdeckte er den Kanal, welcher die beiden Hauptinseln trennt, und benannte denselben nach seinem Gönner Lord Falkland. In der Folge ging dann der Name dieser Straße in den Archipel selber über. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts machten französische Fischer aus St. Malo öftere Fahrten hierher und es begann sich eine kleine französische Kolonie zu bilden. Aus dieser Zeit stammt eine Anzahl weiterer Namen, die meist nur in beschränkterem Maße in Anwendung kommen. Solche sind: Anican, wie ein französischer Schiffer 1714 die Inseln nach seinem Rheder in St. Malo nannte; Belgia australis, wie Roggeveen sie 1721 taufte; Iles nouves Saint Louis, wie eine Anzahl von Schiffern von

St. Malo sie zu nennen pflegte. Die Namen aber, welche dauernd und allgemein angewendet wurden, waren Falkland und Malouines, letzterer mit Bezug auf die aus St. Malo stammenden Bewohner. Durch Bougainville wurde endlich 1763 eine förmliche französische Kolonie, Port Louis, errichtet, welche aus akadischen Familien bestand, die er hierher führte. Aber schon zwei Jahre später legte England seine Hand auf die Inseln: Commodore Byron erschien, ergriff im Namen der britischen Krone Besitz und drohte, alle Franzosen ins Meer zu werfen, falls sie den Platz nicht schleunigst verließen. Unter diesen Umständen zog Bougainville es vor, seine Rechte für 30000 Pfd. Strl. an den König von Spanien zu verkaufen, dem damals noch ganz Spanisch-Amerika gehörte. Nun versuchten die Spanier, eine Kolonie anzulegen, sie nannten die Inseln durch Namenverderb Malvinas. Aber England entsandte ein Ultimatum nach Madrid, in welchem es die sofortige Uebergabe der Inseln verlangte; Spanien bequemte sich dazu und feuerte als Anerkennung des britischen Besitzrechtes einen Salut ab, als Admiral Byron abermals die englische Flagge hißte.

Nun wurde Fort Egmont an der Bai dieses Namens auf der Westinsel angelegt, die Mannschaft trank die Gesundheit König Georg's in Punsch und eine englische Garnison blieb hier neun Jahre lang stationirt. Während dieser Zeit wurden allerlei Hausthiere eingeführt, die sich schnell vermehrten. Nachdem aber die englische Garnison zurückgezogen war, kamen die Spanier 1770, zerstörten das Fort und die Gruppe blieb unbewohnt bis 1820; nur periodisch diente sie britischen und amerikanischen Walfängern zum willkommenen Erfrischungsplatze. Ohne Zweifel betrachtete sich die Regierung von Buenos Ayres als rechtmäßige Besitzerin der verlassenen Inseln, denn sie bestellte 1820 Louis Vernet zum Gouverneur der Falklandgruppe und dieser wohnte auf der Ostinsel an der Berkeleybai 13 Jahre lang, bis die Nordamerikaner, aufgebracht durch die Beschlagnahme von zweien ihrer Walfänger „Harriet“ und „Superior“, die sich einer Zolldefraudation schuldig gemacht hatten, die Kriegskorvette „Lexington“ entsandten und die Ansiedelung im December 1833 von Grund aus zerstörten. Nun erschienen auch die Engländer wieder, ergriffen ohne weiteres Besitz und errichteten eine Ansiedelung in Port Stanley, ebenfalls in der Berkeleybai, als einen Zufluchtshafen für Walfänger und Schiffe, welche etwa bei der Umschiffung des Kap Horn Schaden leiden möchten.

Indeß gab Argentinien, welches sich als den rechtmäßigen Erben der Krone Spaniens in diesen Gewässern ansah, seine Ansprüche nicht auf. In der That fand das englische Kriegsschiff „Clio“ 1833 in dem Hafen Ruiz, auch Puerto Soledad genannt, Vertreter der argentinischen Regierung vor, welche es zu vertreiben genöthigt war. Aber Argentinien legte erst 1841 durch seinen Gesandten am Hofe von St. James, den Dr. Moreno, förmliche Verwahrung gegen die englische Besitzergreifung ein, freilich ohne die Sachlage zu ändern. Die Argentinier berufen sich darauf, daß die Falkland-Inseln zu Patagonien gehören und daß eine Anerkennung Argentiniens als Staat auch eine Anerkennung seiner Rechte auf diese Inselgruppe einschließt. Für Enland sind die Inseln als strategischer Punkt aber viel zu wichtig, als daß es dieselben gutwillig fahren lassen wird. Dabei haben dieselben vorzügliche Häfen; man zählt deren nicht weniger als 25 an den Küsten von Ost-Falkland und 15 an denen von West-Falkland. Die besten sind Port Egmont auf der Ostinsel und Berkeleybai auf der Westinsel, beide mit gutem Ankergrunde, geräumig und tief genug für die größten Kriegsschiffe.

Der Regierungsapparat, welchen die Engländer hier errichtet haben, ist ein recht vollständiger. Neben dem Gouverneur fungirt ein ausführender und ein gesetzgebender Rath, die beide von ihm ernannt werden. Der Gouverneur empfängt 1000 Pfd. Strl. jährlich, hat eine Amtswohnung und eine Wache von Marinesoldaten. Die Verwaltung besorgen: ein Schatzmeister, Polizeimagistrat, Arzt, Steuereinnehmer, Postmeister, Feldmesser, Kaplan, Hafenmeister und ein Officier der Marinesoldaten. Die Gesammtbevölkerung betrug 1880 aber nur 1533 Seelen, 976 männlichen und 577 weiblichen Geschlechts, immerhin ein außerordentlicher Zuwuchs in 9 Jahren, denn 1871 zählte man erst 811 Bewohner. Es muß hierbei erwähnt werden, daß die Falkland-Inseln niemals eine andere als die eingewanderte europäische Bevölkerung gehabt haben. Ueber die wirthschaftlichen Verhältnisse geben nachstehende Zahlen, welche dem „Statistical Abstract for the colonial and other possessions of the United Kingdom“ (1869 bis 1883) entnommen sind, gute Auskunft:

	1881	1882	1883
Einfuhr	40 443	35 429	52 913
Ausfuhr	87 919	76 922	84 593
Schiffsverkehr (Tonnen) . .	67 624	61 059	26 659
Oeffentliche Ausgaben . . .	11 923	13 652	8 728
„ Einnahmen . .	12 843	14 240	8 337
Davon Zölle	2 333	2 680	2 490

Bemerkenswerth ist, daß die Einfuhr per Kopf der Bevölkerung heute nur die Hälfte von dem Werthe beträgt, den dieselbe früher erreichte, während die Ausfuhr auf nahezu das Doppelte gestiegen ist, eine jedenfalls nicht ganz gesunde Handelsbilanz, die sich indeß mit einer Zunahme der Bevölkerung zweifelsohne ändern wird. Uebrigens ist auf den beiden Hauptinseln kein Land mehr verfügbar; es handelt sich jetzt um eine intensivere Ausnutzung.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

I.

Ko. Die Anthropologie ist eine der Lieblingsstudien unserer Zeit geworden; überall wird gemessen und werden die Messungen an Schädeln wie am lebenden Menschen nach besten Kräften verwerthet, aber leider nur zu selten begegnet man Arbeiten, welche auf ein wirklich genügendes Material basirt sind und nicht nur auf die Beobachtung

einiger in einem Hafen aufs Gerathewohl aufgegriffener, oft nichts weniger als rassereinen Individuen. So entstehen natürlich oft die auffallendsten Widersprüche in den Resultaten verschiedener Beobachter, die für dasselbe Volk zu diametral verschiedenen Ansichten kommen. Um so werthvoller sind darum Untersuchungen, wie sie Prof. Baelz in Tokio neuerdings über die Japaner[1]) angestellt und veröffentlicht hat, welche den besten Arbeiten über europäische Anthropologie in keiner Weise nachstehen. Wir entnehmen ihnen in Nachfolgendem die auch für Nichtfachleute interessanten Resultate.

Baelz hat sich bei seinen Messungen sehr rasch überzeugt, daß die Ansicht Quetelet's, nach welcher schon eine kleine Zahl von Messungen ein genügend sicheres Resultat gebe, irrig ist; Messungen an verschiedenen Reihen von Personen vorgenommen, differirten ganz außerordentlich; er legte darum den seinigen, wenn möglich, immer mindestens Reihen von ca. 100 zu Grunde, und für die Mittelzahlen von Körpergröße, Spannweite u. dgl. wurden über 2500 Personen gemessen. So sind die Resultate so zuverlässig, wie sie nur sein können und bilden eine sichere Grundlage für die Ethnographie von Japan.

Die Japaner werden bekanntlich bald für mongolischen, bald für malayischen Stammes gehalten, und nur darüber sind die meisten Beobachter einig, daß ihnen auch ein drittes Element, die Ainos, beigemengt ist. Aber auch über diese sind die Ansichten ungemein verschieden; Siebold, Rein, Dönitz, Wernich halten sie für zweifellose Mongolen, Davis, Anutschin, Scheube schreiben ihnen mehr Aehnlichkeit mit den Kaukasiern zu, beide Parteien auf Messungen und Beobachtungen an Lebenden gestützt. Baelz schließt sich nach seinen Erfahrungen mehr der Ansicht von Scheube an, der in Yezo selbst Hunderte von Ainos gemessen hat, während Dönitz nur einige Knaben untersuchen konnte. Demnach haben sie vom Mongolentypus wenig oder nichts an sich. Die Augenlidspalte ist nicht schief, die Behaarung — für den Autor eins der wichtigsten Rassenmerkmale — ist himmelweit verschieden, selbst stärker als bei dem Europäer, während Japaner und Chinesen kaum einen Bart haben. Baelz schließt daraus, daß die Ainos unbedingt keine Mongolen sind, und daß in den Adern des heutigen japanischen Volkes nur sehr wenig Ainoblut fließt. Auch die charakteristischen Gesichtszüge der Ainos findet man nur selten unter den Japanern, zweifellose Mischlinge ausgenommen.

Die Verfechter der malayischen Abstammung der Japaner stützen sich außer der Aehnlichkeit mit Siamesen und Annamiten — Photographien aus Saigun, welche Baelz mit nach Japan brachte, wurden von den Japanern für solche von Landsleuten angesehen — auf die Bauart der Häuser auf Pfählen über dem Boden, die man hier und da auch heute noch findet, auf die Art des Sitzens auf Matten, auch auf die Bauart der Abtritte, die mit Vorliebe über fließendem Wasser angelegt und darum Kawaya, Flußhaus, genannt werden. Ob das genügt, um die Japaner für eine Mischung von Ainos und Malayen zu erklären, wie Maget und Wernich wollen?

Baelz selbst sieht sich außer Stande, die Frage über die Abstammung der Japaner zu entscheiden, aber er macht darauf aufmerksam, daß man außer den Ainos zwei verschiedene Typen unterscheiden muß, die freilich durch Uebergänge verbunden sind. Der eine, besonders unter den höheren Ständen vertreten, zeichnet sich durch schlanken, eleganten, oft fast zu zierlichen Wuchs, dolichokephalen Schädel, schmales, langes Gesicht, schiefe Augen, eine feine konvexe Nase und kleinen Mund aus. Daneben steht der Typus des gewöhnlichen Volkes mit untersetzter, derber Gestalt, kürzerem Schädel, breitem, dickem Gesichte, stark prominirenden Backenknochen, weniger schiefen Augen, platter Nase und großem Munde. Der Unterschied ist weit größer, als man ihn in einem anderen Volke zwischen höheren und niederen Klassen findet, aber der aristokratische Typus ist durchaus nicht malayisch, sondern weit eher chinesisch, wenigstens so lange man den Ausdruck malayisch im landläufigen Sinne nimmt. Aber mit Recht fragt der Autor: „Giebt der Umstand, daß einige Klassen in China und ein Theil der Malayen einander unähnlich sind, irgend welche Berechtigung, Mongolen und Malayen im Ganzen in einen solch scharfen Gegensatz zu stellen, wie es sowohl von den Vertretern der mongolischen, als denen der malayischen Abstammung der Japaner geschieht?" Die Hauptmerkmale, gelbliche Haut, schlichtes, walzenförmiges Haar, spärlicher Bart, spärliche Behaarung am Körper, brachykephale oder dem brachykephalen nahestehender Schädel, meist stark prominente Backenknochen und mehr oder weniger schiefe Augen, sind den Mongolen und Malayen gemeinsam. Peschel hat sie darum als mongoloide Völker mit einander vereinigt und Baelz stimmt dem vollkommen bei. Es mögen also wohl verschiedene Einwanderungen stattgefunden haben, vielleicht auch in verschiedenen Richtungen, theils über die natürliche Brücke von Korea, theils aus südlicheren Ländern über Formosa und die Liu-Kius, deren Bewohner übrigens nicht malayischen Ursprunges, sondern den Koreanern auffallend ähnlich sind. Immer aber handelte es sich um Angehörige derselben Rasse, um mongoloide Völker. Baelz ist geneigt, zwei Einwanderungen anzunehmen, die aber beide über Korea stattfanden, die eine von einem Stamme, welcher dem feineren Typus der Chinesen und Koreaner entspricht, die andere von einem mehr südlichen, den Malayen ähnlicheren, kriegerischen Stamme, welcher sich zuerst auf Kiu-Shiu niederließ und von dort aus allmählich auch die Hauptinsel unterjochte. Auf Korea finden sich übrigens dieselben beiden Typen, wie auf Japan, und man hat somit gar nicht nöthig, eine Einwanderung über die Inseln anzunehmen.

Eine Kunde der zweiten Einwanderung scheint in dem ältesten japanischen Buche, dem freilich erst 711 n. Chr. verfaßten Kozhiki, erhalten zu sein, allerdings verhüllt in mythologischem Gewande. Amaterasu, die Sonnengöttin und Stammmutter der japanischen Fürsten, sendet einen ihrer Nachkommen nach Kiu-Shiu, aber in Idzumo an der Westküste stellen sich ihm die Erdengötter entgegen und werden erst nach langem Kampfe mit der Herrschaft über das Reich des Unsichtbaren abgefunden. Dann übernimmt das Reich Yamato die Leitung im Kampfe gegen die neuen Eindringlinge, chinesische Geschichtsschreiber wissen von diesem Kampfe und berichten, daß schließlich das Reich Jippên das von Yamato verschlungen habe. Es fanden also verschiedene Einwanderungen statt, aber die Einwandernden werden durchaus nicht als Fremdlinge dargestellt, wie die Ainos, mit denen die Japaner später in Berührung kamen; eine Sage bezeichnet sogar den Erdengott von Idzumo ausdrücklich als nahen Verwandten der Sonnengöttin. Dem entspricht auch, daß die japanische Sprache eine einheitliche, echt uralisch-altaische, also agglutinirende ist; von malayischen Elementen ist nichts darin zu spüren.

Die Japaner selbst wollen den Unterschied der beiden Einwanderungen in den Männern von Satsuma, dem Stammsitze der zweiten, und denen von Choshin, das an

[1]) Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. In Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 28 und 32.

die Stelle von Idzumo getreten ist, deutlich erkennen, und zwischen beiden Provinzen besteht Jahrhunderte alter Haß und Eifersucht. Die Leute von Choshiu gelten für körperlich wenig kräftig, aber fein, von hervorragender diplomatischer Geschicklichkeit und einer raffinirten Schlauheit, die in ihren Mitteln nicht immer wählerisch ist. Der Satsumaner dagegen ist plumper in Körperbau und Benehmen, aber von einer unerreichten persönlichen Tapferkeit, immer bereit zum Sterben für seine Sache, dabei derb, gutmüthig und von biederem, offenem Charakter. Die Satsumaner haben darum auch fast alle bedeutenden Stellen im Heere und in der Marine inne, während die Leute von Choshiu sich besonders in der Diplomatie auszeichnen. — Im Großen und Ganzen hat aber bei der Wanderlust der Japaner und ihren ewigen Fehden eine solche Vermischung der beiden Grundtypen stattgefunden, daß sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen läßt, wieviel Antheil jeder an der Masse der Bevölkerung hat. In Idzumo findet sich hauptsächlich der oben als chinesisch bezeichnete feinere Typus, seine Bewohner gelten für heller und schöner, in Kiu Shiu erscheint der flachere, malayenähnliche Typus im Ganzen häufiger. Am reinsten scheinen die Frauen der vornehmeren Klasse den Urtypus bewahrt zu haben.

Kämpfer leitete bekanntlich als frommer Christ die Japaner von einem der am Thurmbau von Babel beschäftigten Stämme ab; der fromme Herr Mac Leod findet in ihnen die verlorenen Zehnstämme wieder und hat sich viele Mühe gegeben, in allen möglichen Kleinigkeiten jüdische Spuren nachzuweisen. In der That finden sich anscheinend echt semitische Gesichtszüge gar nicht selten unter den Japanern, aber schon die total verschiedene Behaarung genügt, um jeden Zusammenhang mit den Juden auszuschließen. Zur Erklärung möchte Baelz auf die Thatsache zurückgreifen, daß das älteste Kulturvolk Asiens, die babylonischen Akkader, die Lehrmeister der semitischen Chaldäer, uralisch-altaischen Stammes war und uns somit um 1800 v. Chr. diesen Stamm in enger Berührung mit den Semiten zeigt. Vielleicht waren die Vorfahren der Japaner ein den Akkadern verwandter Stamm, der sich nordöstlich wandte, während diese südwestlich nach Mesopotamien vordrangen. Der hohe Grad von Kunstfertigkeit und der feine Geschmack der Japaner ist den anderen mongolischen Völkern völlig fremd und deutet auf eine verschiedene Begabung und eine Abzweigung schon in sehr früher Zeit. Dafür spricht auch, daß die akkadische Sintfluthsage den Japanern ganz fehlt.

Baelz stellt seine Ansichten über die Ethnologie Japans in folgenden Sätzen zusammen:

Im japanischen Volke sind, außer gelegentlichen unbedeutenderen Zugängen, drei ethnische Faktoren repräsentirt:

1) Die Aino, die ursprünglichen Bewohner von Mittel- und Nord-Japan. Ihr Antheil am heutigen japanischen Volke ist gering.

2) Ein mongoloider Stamm, den besseren Klassen der Chinesen und Koreaner ähnlich, welcher vom Festlande über Korea einwanderte, sich im südwestlichen Theile der Hauptinsel zuerst niederließ und sich von da weiter über diese Insel ausbreitete.

3) Ein anderer mongoloider, deutlich malayenähnlicher Stamm, der sich zuerst im Süden, auf Kiu-Shiu, niederließ und von da auf die Hauptinsel übersetzend, dieselbe allmählich eroberte. Dieser Stamm, heute noch am reinsten in Satsuma und Umgebung repräsentirt, hat den Japanern ihr Herrscherhaus geliefert und ist der Zahl nach im ganzen Volke überwiegend.

Nekrologe.

I.

— Dr. Richard Böhm, geboren 1. Oktober 1854 zu Berlin, am Fieber gestorben 27. März 1884 zu Katapäna, südlich vom Upämba-See in Inner-Afrika. Er studirte in Lausanne, Jena und Berlin Naturwissenschaft, besonders Zoologie, war Schüler von Prof. Haeckel und promovirte im Herbst 1877. Die folgenden Jahre widmete er specieller Vorbereitung für die Theilnahme an einer afrikanischen Forschungsexpedition durch Studium der afrikanischen Fauna und Flora und durch Erlernen von Sprachen, namentlich des Arabischen und der Anfangsgründe des Suaheli. Im April 1880 verließ er mit drei Gefährten, von Schöler, dem verdienten, fast unerletzlichen Dr. Kaiser (starb im November 1882 am Rikwa-See) und P. Reichard Europa, um in Ostafrika eine Station zu begründen. Ueber seine Reisen im Osten und Westen des Tanganika hat der „Globus“ wiederholt berichtet. Wir verdanken ihm und Reichard namentlich die Aufnahme des Wala-Flusses, eine Route von Kakoma nach Karema und vor Allem die großen Entdeckungen im Quellgebiete des Congo, am oberen Lufira und am Upämba-See (vgl. Bericht und Karte oben S. 23 bis 26).

— D. Ramon Jordana, Chef des philippinischen Forstwesens und hervorragender Botaniker, dessen Publikationen sich auch mit den oro- und hydrographischen Verhältnissen des Philippinenarchipels eingehend beschäftigten, starb im Sommer 1884 zu Manila.

— Edmond Hanssens, belgischer Hauptmann und Afrikareisender, geboren 25. Juli 1843 in Furnes, gestorben am Fieber zu Vivi am unteren Congo am 28. December 1884. Er trat 1859 in die Militärschule ein, 1862 als Unterlieutenant in das 11. Linienregiment, kam dann zur topographischen Abtheilung des Genie, 1875 zum 2. Lancier-Regiment, lehrte vier Jahre Kriegs- und Befestigungskunst an der Kriegsschule und trat Anfangs 1882 in die Dienste der Association Internationale. In Vivi angelangt, erhielt er von Stanley den Befehl über die Abtheilung des oberen Congo und gründete im November 1882 die Station Bolobo, im December Kouamouth. Im Frühjahre 1883 erforschte er den oberen Kwilu oder Niadi, gründete dort Philippeville und Mukumbi und führte dann im Sommer eine Fahrt zu den Stanley-Fällen aus, welche Verträge mit den bis dahin feindlichen Bangalas und den Anwohnern des Aruwimi, die Erforschung mehrerer wichtiger Nebenflüsse des Congo und die Errichtung von vier neuen Stationen (Ngombo, Bangala, Upoto und Aruwimi) zur Folge hatte. Diese Reise wollte er zu Anfang des laufenden Jahres wiederholen, aber kurz vorher erlag er dem tückischen Klima, welches — man kann es nicht oft genug wiederholen — viel schlimmer zu sein scheint, als bisher angenommen wurde. Größere Berichte sind von Hanssens nicht erschienen; denn so bestimmen es leider die Satzungen der Association.

— Stocker, ein Elsässer von Geburt, der drei Jahrzehnte lang in den Vereinigten Staaten gelebt und namentlich das Felsengebirge und Alaska untersucht hat. 1883 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er von der Regierung mit der Untersuchung der Bergwerke in Tongking betraut und veröffentlichte auch einen, wenig ermuthigenden Bericht über die Goldlagerstätten von Myduc. Er fiel auf einer Expedition gegen die Muong, durch den Kopf geschossen, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1884.

— Franz Müller, preußischer Lieutenant und Begleiter Wißmann's auf dessen Kassai-Fahrt, geboren in Friedrichsthal auf Usedom, gestorben 9. Januar 1885 auf der Station Luluaburg im Lande der Mukenge, zu deren Chef er ursprünglich bestimmt gewesen war.

— Charles G. Gordon, der englische Generalmajor und Vertheidiger Chartums, geboren 28. Januar 1833 in Woolwich, erschlagen zu Chartum am 26. Januar 1885. Als Lieutenant nahm er seit 1854 am Krimkriege theil und gehörte nach dessen Beendigung zu den Kommissionen, welche die russischen Grenzen in Bessarabien und Armenien festzustellen und zu vermessen hatten. 1860 wurde er nach China gesendet, wo er die Umgegend von Tientsin und die Straße von dort nach den Taku-Forts aufnahm; im Sommer 1862 that er ein Gleiches für die Umgegend von Shanghai und unterdrückte dann vom März 1863 bis Mai 1864 den Taiping-Aufstand; auf diese kriegerischen Thaten, auf seine merkwürdigen Charakterzüge, seine fast excentrische Verachtung des Geldes, seine überspannte Bibelgläubigkeit u. s. w. einzugehen, ist hier freilich nicht der Ort. 1865 bis 1871 war er erster Ingenieurofficier in Gravesend, dann zwei Jahre lang britisches Mitglied der Donau-Kommission in Galatz; der Sulina-Kanal, welcher selbst tiefgehenden Schiffen bis Galatz und Braila zu fahren erlaubt, ist hauptsächlich sein Werk. Im Februar 1874 traf er in Kairo ein, um an Sir Samuel Baker's Statt fünf Jahre lang Regent des Sudan zu werden. Auf seinen weitausgedehnten Reisen dort hat er manches Stück unbekannten Gebietes, namentlich den Nil oberhalb Gondokoros bis zum Albert Nyanza und einen Theil des Viktoria-Nils, aufgenommen, anderes durch seine Begleiter, wie Gessi, Chippindall und Watson, erforschen lassen. Im Ganzen aber hat er leider zu wenig Gewicht auf solche Arbeiten gelegt, und bezeichnend dafür sind folgende Worte aus seinem Tagebuche (Colonel Gordon in Central Africa, 1874—1879. Edited by George Birkbeck Hill. London 1881): „Ich habe gesagt, daß ich die Seen nicht erforschen will! Ich erkläre, daß ich mich nicht darum kümmere, ob es ihrer zwei sind oder eine Million, oder ob der Nil eine Quelle hat oder nicht. 14 Tage lang wegen einer Phantasterei in einem 50 Fuß langen Dampfer eingeschachtelt zu sein, wäre mein Tod — und ich sehe nicht ein, weshalb ich so viel ausstehen soll, um die Neugier von Leuten, die ich nicht kenne, zu befriedigen." Geringschätziger kann man wohl kaum über geographische Entdeckungsreisen absprechen! — Im Mai 1880 nahm Gordon die Stelle als Privatsekretär des Vicekönigs von Indien, Lord Ripon, auf kurze Zeit an, ging dann nach China, um zwischen diesem Lande und Rußland mit Glück zu vermitteln, lebte ein Jahr in Mauritius, diente dann im Basutolande (über diese Episode vergleiche man die herbe Kritik W. Joest's in dessen „Um Afrika", S. 125 f.), lebte 1883 in Palästina, wo er ein größeres Werk über Offenbarungsreligionen verfaßte und sich mit Aufnahmen des Heiligen Grabes und der Mauern von Jerusalem beschäftigte und stand zu Beginn des Jahres 1884 im Begriffe, nach dem Congo zu gehen, als er dem Rufe seiner Regierung folgte und statt dessen stehenden Fußes nach dem empörten Sudan abreiste, wo er sein Grab gefunden hat.

— Nikolai Alexandrewitsch Sewertzow, bedeutender Zoologe und Asien-Reisender, geboren 1825 (oder 1827?) im Gouvernement Woronesch, gestorben am 27. Januar (8. Februar) 1885; er war auf der Fahrt zur Station Liski (an der Bahn Woronesch-Rostow) mit dem Schlitten durch das Eis der Ikortza, eines Zuflusses des Don, gebrochen und starb bald darauf, offenbar in Folge eines Hirnschlages. Schon in seinen Jünglingsjahren war er durch den Reisenden G. J. Karelin für die Erforschung Mittelasiens begeistert worden. Nachdem er in Moskau Zoologie studirt und 1855 promovirt hatte, wurde er 1857 von der Akademie der Wissenschaften zu klimatologischen und zoologischen Forschungen nach dem Syr-Darja gesandt, wo er reiche naturwissenschaftliche Resultate erzielte, aber von Räubern überfallen, schwer verwundet zum Sklaven gemacht und nur durch Zufall befreit wurde. Mit der Verarbeitung des gewonnenen Materials beschäftigt und zum Professor in Moskau berufen, zog er es vor, 1864 die Expedition des Generals Tschernajew gegen Taschkend zu begleiten und zwei Jahre lang die westliche Hälfte des Tiën-schan (östlich bis zum Issykkul) zu erforschen. Er schrieb darüber „Die vertikale und horizontale Verbreitung der Fauna Turkistans". 1867 und 1878 drang er bis zu den Quellen des Syr-Darja vor; der geographische Bericht über diese ausgedehnten Reisen ist in abgekürzter Uebersetzung als Heft 42 und 43 der Ergänzungen zu „Petermann's Mittheilungen" erschienen. Mit der Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Ausbeute war er bis an seinen Tod beschäftigt, soweit ihn nicht neue Reisen davon abhielten, wie 1874 seine Betheiligung an der großen Amu-Darja-Expedition und 1877 bis 1878 seine Erforschung des Pamirplateaus, welche ihn bis zum See Rankul und der Alitschur-Pamir führte.

— Eduard Schulze, preußischer Premierlieutenant, geboren 12. April 1852 zu Reinerz in Schlesien, starb 15. Februar 1885 zu San Salvador (Westafrika) am Fieber. In den Kadettenhäusern zu Wahlstatt und Berlin erzogen, trat er bei Ausbruch des Krieges 1870 als Fähnrich in das 2. Niederschlesische Infanterie-Regiment Nr. 47, dem er bis zuletzt angehörte, wurde dekorirt und im März 1871 zum Lieutenant befördert. Im Jahre 1880 bis 1881 bereiste er Italien, Nordafrika und die Balkanhalbinsel, erhielt dann von der Afrikanischen Gesellschaft die Leitung der westafrikanischen Expedition und verließ 31. Juli 1884 Deutschland. Leider war es ihm nicht vergönnt, weit in Afrika einzudringen und mehr zu liefern, als einige Berichte und ein Routier vom Congo bis San Salvador.

— Gregor von Helmersen, einer der ausgezeichnetsten russischen Geologen, geboren 10. September 1803 auf Dukershof bei Dorpat, gestorben 15. Februar 1885 in St. Petersburg. Er studirte in Dorpat Naturwissenschaften, begleitete 1826 seinen Lehrer Engelhardt auf einer geologischen Reise an die Wolga und den Ural und hat dann fast bis zu seinem Tode auf zahlreichen Reisen das ganze europäische Rußland von Olonez bis zur Krim und von Polen bis zum Ural und in die Kirgisensteppe hinein, sowie den Altai geologisch erforscht. 1841 machte er den ersten Versuch, die Geologie Rußlands kartographisch darzustellen; diese Karte erschien 1865 und 1873 in neuen verbesserten Auflagen. Von 1838 bis 1863 war er Professor der Geognosie und Geologie am Berginstitut in St. Petersburg, seit 1843 Akademiker, 1865 bis 1873 Direktor des Berginstitutes. Seine zahlreichen Schriften und Abhandlungen (130) zeigen ihn als einen Anhänger der von Leopold von Buch und Alexander von Humboldt repräsentirten Geologenschule; anstatt die Fossilien einer gegebenen Formation nur zu beschreiben und ihre verschiedenen stratigraphischen und paläontologischen Horizonte genau zu studiren, suchte er die leitenden physikalischen und geographischen Züge der betreffenden Gegend zu entdecken und wendete der dynamischen Geologie große Aufmerksamkeit zu. Manche seiner Arbeiten haben auch großen praktischen Nutzen gehabt, so diejenigen über die Kohlenlager Rußlands, die Erzlager des Ural und die physische Beschaffenheit des Grundes und Bodens von St. Petersburg.

— Gustav Adolf von Klöden, bedeutender Geo-

graph, geboren 24. Juni 1814 zu Potsdam als Sohn des durch seine geographischen, geologischen und historischen Schriften berühmten Karl Friedrich von Klöden, gestorben 11. März 1885 zu Berlin. Er studirte in Berlin, bereiste seit 1836 mit Link wiederholt Südeuropa und war seit 1840 vierzig Jahre lang Lehrer der Geographie und zuerst auch des Deutschen an der dortigen Gewerbeschule. Außer Uebersetzungen, zahlreichen Zeitschriftartikeln und Lehrbüchern der Geographie verfaßte er namentlich das „Handbuch der Erdkunde“ (drei Bände, Berlin 1857 bis 1862), eine Musterleistung emsigsten, ausdauerndsten Fleißes und von außerordentlich reichem Inhalte. Er war mit der Bearbeitung von dessen vierter Auflage (in fünf Bänden) beschäftigt, als ihn der Tod abrief.

— Wilhelm Dunker, Professor der Mineralogie und Geologie in Marburg und Geheimer Bergrath, geboren 21. Februar 1809 zu Eschwege, gestorben 13. März 1885 zu Marburg. Er erlernte zuerst das Bergfach praktisch, studirte dann in Göttingen, arbeitete darauf in Hütten, wurde 1839 Docent der Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie, an der polytechnischen Schule in Kassel und 1854 Professor in Marburg. Von seinen Arbeiten sind hier, abgesehen von denen über Mollusken, zu nennen: „Beiträge zur Kenntniß des norddeutschen Oolithengebildes“, die „Monographie der norddeutschen Wealdenbildung“ und die „Geologische Karte der Grafschaft Schaumburg“ (1867), welche in gewisser Richtung epochemachend und grundlegend für die geologische Kartographie geworden ist. Nach der von ihm erfundenen Methode der Farbenabstufungen zur Darstellung der Terrain- und Formationsverschiedenheiten werden seitdem die geologischen Karten nicht bloß in Deutschland, sondern in allen Kulturländern hergestellt.

— Karl Zöppritz, seit 1880 Professor der Geographie in Königsberg i. Pr., geboren 14. April 1838 zu Darmstadt, gestorben nach kurzer, schmerzhafter Krankheit am 21. März 1885 zu Königsberg. Er studirte seit 1856 in Heidelberg, dann besonders lange in Königsberg Mathematik und Physik, promovirte 1864 und habilitirte sich 1865 in Tübingen für Physik, von wo er zwei Jahre später als Extraordinarius nach Gießen berufen wurde. Hier beschäftigte er sich vorwiegend mit Arbeiten geophysikalischer Natur und berichtete über solche in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, dem Litterarischen Centralblatte und später in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“. Bald aber wandte er sich der Berechnung und kritischen Beleuchtung von astronomischen, hypsometrischen und anderen Beobachtungen Reisender zu. So bearbeitete er de Bruyssenaere's Reisen am oberen Nil (Ergänzungsheft 50 und 51 zu „Petermann's Mittheilungen“), die er für die Geographie geradezu rettete, und veröffentlichte in „Petermann's Mittheilungen“, namentlich aber in denen der Afrikanischen Gesellschaft eine große Reihe höchst nützlicher Arbeiten über die Beobachtungen von Munzinger, v. Zichy, Stanley, Emin-Bey, Kaiser, Flegel, Junker, Felkin, Wißmann u. A. 1880 siedelte Z. als Professor der Geographie nach Königsberg über. Dort schrieb er noch zwei Abhandlungen über Gegenstände der terrestrischen Physik, einen Leitfaden der Kartenentwurfslehre (1883), für das Geographische Jahrbuch die Berichte über die Afrikareisen und über Geophysik (im Ganzen drei). Als er unerwartet starb, war er mit den Vorarbeiten zum 2. Bande der „Oceanographie“ beschäftigt, die Georg von Boguslawski unvollendet hinterlassen hatte.

— Sir James Edward Alexander, britischer General und Forschungsreisender, geboren 1803 in Clackmannanshire, gestorben 2. April 1885 in Westerton, Bridge of Allan. Er trat in die indische Armee, nahm Theil am Kriege gegen Birma 1825, befand sich 1829 in Diebitsch's Hauptquartier während des Krieges gegen die Türkei und bereiste dann Persien und 1830 bis 1831 Südamerika, wo er zwei Fahrten auf den Flüssen Essequibo und Mazaruni ausführte. 1834 kämpfte er in Portugal für Don Pedro und machte 1836 bis 1837 für die R. Geogr. Soc. eine Reise in die Gebiete nördlich des Oranje River bis Damara-Land, für welche er geadelt wurde. Dann widmete er sieben Jahre der Erforschung der Wälder von Neu-Braunschweig, die er 1849 in „L'Acadie or Seven Years Explorations in British North America“ (2 Bde.) beschrieb. Später nahm er noch am Krimkriege und an demjenigen gegen die Maoris theil, zog sich dann vom aktiven Dienste zurück, nahm aber stets noch regen Antheil an den Verhandlungen der R. Geogr. Soc. und der British Association. Er war es auch, der den ersten Anstoß zur Ueberführung von Kleopatra's Nadel aus Aegypten nach England gab. Außer mehreren Abhandlungen über seine Reisen in Guiana und Südafrika im „Journal“ der R. Geogr. Soc. (in Bd. 2, 7 und 8) schrieb er „Travels from India to England“ (1827); „Travels through Russia and the Crimea“ (1830, 2 Bde.); „Transatlantic Sketches“ (1833, 2 Bde.); „Expedition of Discovery into the Interior of Africa“ (1838, 2 Bde.); „Incidents of the Last Maori War“ (1863) und „Bush Fighting“ (1873), manche von Werth für die Geschichte geographischer Forschung, alle interessant und belehrend zu lesen.

Lappische Sagen und Legenden[1]).

Das Leben der Lappen ist eng geknüpft an die Renthiere, an den Wald, die Tundren und das Meer; mit diesen Gegenständen beschäftigen sich auch ihre Sagen.

In Pasrek (Pasvig) erzählte ein Lappe:

In alten Zeiten, als unsere Vorfahren noch keine Christen waren, gab es in Lappland noch keine wilde Renthiere. Wohl aber gab es deren viele in Finnland und in Norwegen. Da dachten die Leute, wie es wohl zu machen sei, daß sie in ihrem Lapplande auch wilde Renthiere hätten. Zu jener Zeit lebten im Gebiete der Petschenga bei Waidoguba drei starke Männer (Helden?), drei Brüder, mit ihrer alten Mutter. Die Brüder waren zugleich vielwissende — Naidas (Zauberer). Einst nun sagten sie in Gegenwart der Mutter zu ihren Nachbaren: „Laßt uns nach Norwegen gehen und daselbst ein Stück Land, auf welchem viele wilde Renthiere herumlaufen, abschneiden und laßt uns auf jener Landscholle mit allen Gütern herfahren. Dann wird unser Leben ein lustiges sein.“ Gesagt — gethan; unsere Brüder machen sich auf den Weg. — Die alte Mutter schläft und sieht im Traume, daß ihre Söhne mit vielen Gütern heimkehren. Sie steht sofort auf und läuft aus ihrer Hütte auf einen hohen steilen Berg und sieht ihre Kinder herankommen. Sie sieht, daß unter vollen Segeln viel Land heranfährt, sie hört das Lärmen der Renthiere. In ihrer übergroßen Freude fängt sie

[1]) Nach dem Russischen (es handelt sich hier um sogenannte russische Lappen).

sofort an zu singen: „Siehe, meine Söhne kommen zurück; siehe, sie bringen viel Hab und Gut; siehe, sie haben bei sich Renthiere, Rinder und Renthierkühe.“ Und vor Freude schreit sie laut auf: „Nicht umsonst haben sich meine Söhne gerühmt!“ Und alsogleich wurde die alte Mutter zu Stein; die Hütte wurde auch zu Stein und die Reste davon kann man noch heute auf dem Vorgebirge Semljanoi (auf der Rybatschi Halbinsel) sehen. Die Landscholle aber, welche mit allen Gütern auf dem Meere schwamm, borst durch den Schrei der Alten aus einander und alle darauf befindlichen Söhne, alle Güter sanken ins Meer. Aus den schwimmenden Landstücken wurden Inseln, darunter auch die beiden Ainow-Inseln, welche durch ihre Moltebeeren (auch Schellbeeren genannt[1]) bekannt sind. Auch alle andere Inseln, auf denen die Schellbeeren wachsen, sind durch jene starken Männer von Norwegen hergebracht worden.

Nach einer anderen Sage wird die Entstehung der Ainow-Inseln und der Kilgin-Inseln anders erklärt:

In Petschenga und in Kola lehrte der ehrwürdige Trifon den Lappen das Christenthum. Die Noida (Zauberer) ärgerten sich deshalb über ihn und über die Lappen; um ihnen zu schaden, gedachten sie die Buchten von Petschenga und von Kola zu versperren und fuhren zu diesem Zwecke auf einer vom Ufer abgetrennten Landscholle hinaus aufs Meer. Aber als die Zauberer zu den Buchten gelangt waren, wurden sie von den Leuten am Ufer bemerkt. Diese schrieen: „Das Land schwimmt, das Land“ — — da wurden sie zu Stein; die Landscholle aber blieb stehen und so bildeten sich die Inseln Ainow und Kilgin.

Eine andere Sage lautet:

Es lebte einmal in alten Zeiten in Pasrek ein Noida (Zauberer), der wünschte, daß es auch in seinem Wohnorte auf dem Vorgebirge Wilem wilde Renthiere gäbe; damals waren solche nur in Norwegen und Finnland anzutreffen. Er suchte sich daher Gefährten und sprach zu ihnen: „Laßt uns nach Norwegen fahren, um Reichthümer von da zu holen.“ Er setzte sich ans Steuer und die Gefährten ruderten. So gelangten sie nach Norwegen und stießen ans Ufer. „Nun bleibt ihr im Boote sitzen; geht nirgendwo hin, sondern erwartet mich.“ Der Noida selbst aber bestieg einen Berg und nahm dort auf dem Berge ein Renthiergeweih. Dann geht er damit zurück zum Boote und spricht: „Wenn ich dies Geweih hinunter würgen werde, so redet nichts, nehmt es mir nicht fort, und wenn ich daran ersticke, so kümmert euch nicht darum. Jetzt, rudert nur nach Wilem zurück.“ Er selbst setzt sich ans Steuer und fängt an das Geweih zu benagen und zu essen. Er nagt und nagt daran und schluckt, bis er endlich an die Stelle kommt, wo vom Geweih sich ein Ast abzweigt. Aber nun geht nichts mehr in den Mund; der Zauberer winkt mit den Händen, damit einer seiner Gefährten herankomme und den Seitenzweig des Geweihes abschneide. Das aber versteht Niemand; es wagt auch Niemand zu ihm zu gehen, er aber kann nichts mehr schlucken. Zu gleicher Zeit nun schwimmt eine große Menge von Renthieren hinter dem Boote her als wären es Vögel. Man landet bei Wilem; der Noida steigt heraus und sagt: „Nun, Niemand hat den Zweig am Geweihe abgehackt; deshalb konnte ich nicht alles aufnagen. Jetzt werden nur so viele wilde Renthiere zu uns kommen, als bis zu unserer Ankunft hier ins Meer gehen konnten; die übrigen werden in Norwegen bleiben. Doch werden die Renthiere hier nicht lange bleiben.“ — Der Erzähler fügte dann hinzu: „Und jetzt giebt es hier keine wilde Renthiere mehr.“

[1] Rubus chamaemorus.

Eine dritte Sage lautet:

Es lebten vor alten Zeiten auf der Insel Schalim[1]) zwei tüchtige Jäger. Sie erschlugen die Füchse und waren das Verderben aller wilden Thiere. Einst kamen sie an einem klaren Tage mit ihren Bogen ans Meeresufer; sie sehen, daß nicht weit vom Ufer zwei Menschen im Wasser stehen. Der eine hat sehr lange Haare und kämmt sie mit einem Kamme, der glänzt wie Gold. Da spricht der eine Jäger zum anderen: „Ich werde schießen und ihn tödten.“ „Nein, schieß nicht, das ist ein Wassergeist, das wird dir schlecht bekommen.“ „Nein, ich schieße“ und er legte an. Der andere aber schrie: „He! man will schießen!“ Der Wassergeist tauchte sofort unter und kam weit vom Ufer aus dem Wasser hervor und ruft: „Du, der da geschrieen hat, komm morgen um diese Zeit hierher; du wirst eine Belohnung empfangen; deinen Gefährten nimm nicht mit.“ Die Jäger entfernten sich vom Ufer, aber so weit sie gingen, fanden sie keine Thiere. Sie wollten trinken. Da fanden sie eine kleine Quelle; der da geschrieen hatte, beugte sich nieder und trank mit dem Munde, bis er seinen Durst gelöscht hatte. Darauf wollte der Andere auch trinken, und kaum hat er sich niedergebeugt, so fiel er ins Wasser und ertrank. Der andere Jäger beklagte seinen Gefährten und ging von der Quelle fort. Endlich war es Zeit, daß er am Meeresufer sein sollte, und er ging hin. Dort angelangt, stieß er auf einen schwarzen Fuchs und tödtete ihn. Da kam der Wassergeist aus den Wellen hervor und schrie: „Nun komm her“, wies auf einen Kasten und sprach: „Nimm Gold und Geld, so viel du forttragen kannst“ — selbst aber ging er weiter ins Wasser. Der Jäger aber nimmt so viel er kann und lebt davon später als reicher Kaufmann; ißt und trinkt und vergnügt sich.

Eine vierte Sage:

Es waren einmal in Pasrek in der Tundra ein alter Vater und seine drei Söhne. Ein Sohn war verheirathet; die Schwiegertochter nun hatte drei Jahre nach einander beobachtet, daß der Vater des Sommers über und am Anfange des Herbstes zu Hause wohnte, aber sobald der Schnee kam, spurlos verschwand. Es kam das vierte Jahr und es fiel Schnee auf die Erde; der Alte trat aus der Hütte und begab sich in den Wald. Die Schwiegertochter folgte ihm und sah, wie er sich nach Süden zu einer südwärts gebeugten Tanne wandte und dreimal um dieselbe einen Kreis beschrieb. Sobald der dritte Kreis gemacht war, verwandelte der Alte sich in einen Bären und — lief fort. Die Schwiegertochter verwandelte sich darauf in eine Bärin und lief dem Alten nach; endlich bemerkte sie eine Höhle und ging hinein. Da lag ihr Schwiegervater und sprach: „Warum bist du hierher gekommen? Du bist nicht zu meinem Heile gekommen; übrigens was geschehen soll, das geschieht.“ Darauf macht er in seiner Höhle eine Abtheilung und ließ sie da wohnen. Nach zwei Wochen sagte er: „Wohlan, meine Kinder werden kommen und mich erschlagen. Wenn du das siehst, so komme nicht früher aus der Höhle hervor, ehe sie mir nicht die Haut abgezogen und dieselbe vor dem Eingange ausgebreitet haben. Dann springe so schnell als möglich hervor und springe über das Fell — dann wirst du wieder ein Mensch werden und sie werden dich nicht tödten. Thust du nicht so, dann trifft dich dasselbe Schicksal wie mich.“ Endlich kamen die Söhne und begannen mit Stöcken die Bären herauszutreiben — der Bär sprang hervor und wurde erschlagen. Den anderen Bären konnten sie nicht aus der Höhle locken; sie zogen daher dem ge-

[1] Schalim liegt gegenüber Vadsö nicht weit vom Pasrek-Busen.

tödteten das Fell ab und breiteten es vor dem Eingange der Höhle aus; da sprang die Bärin hervor und sprang über das Fell, blieb aber mit einer Zehe hängen. Und sie stand als Mensch da und sagte den Brüdern: „Warum habt ihr den Vater erschlagen?“ „Ja“, sprachen sie, „dich hätte dasselbe Schicksal erreicht, wenn wir nicht, wie jetzt, gesehen hätten, daß du ein Mensch bist.“ — Und sie gruben das Fell und den todten Bären in die Erde und gingen alle nach Hause.

Der Lappe erzählte ein ähnliches Märchen:

Es war kurz vor Einbruch der Nacht. In der Hütte kochten die Mutter und ihre Töchter Fische zum Abendessen. Plötzlich öffnet sich die Thür und in die Hütte kommt ein ganz mit Eis bedeckter Bär, legt sich auf die Seite und schaut die Leute an. Das Abendessen ist bereit und man giebt dem Bären auch Fische; der Bär verspeist sie. Am frühen Morgen geht der Bär aus der Hütte heraus und giebt der Frau ein Zeichen mit dem Kopfe, daß sie ins Freie kommen solle. Sie gehorchte ihm; der Bär wies mit den Tatzen nach rechts, um anzudeuten, daß sie dahin gehen solle und als er sieht, daß sie ihn verstanden, schlägt er eine entgegengesetzte Richtung ein. Darauf erzählt die Frau alles, wie es sich zugetragen, ihren Töchtern und ihren Leuten und alle gingen dann in der Richtung, welche der Bär angegeben und fanden im See unter dem Eise einen ertrunkenen Bären. Sie zogen ihn heraus und schleppten ihn zur Hütte. Als sie dem Bären das Fell abzogen, bemerkten sie, daß das gar kein Bär, sondern ein Mensch war; um den Leib hatte er einen mit goldenen und silbernen Münzen gefüllten Gürtel. Und sie nahmen das Geld und den Gürtel und gruben den verwandelten Menschen in die Erde.

Kürzere Mittheilungen.

Feilberg's Untersuchung des unteren Pilcomayo.

Ch. N. Ueber die von der argentinischen Regierung angeordnete Untersuchung betreffs der Schiffbarkeit des Pilcomayo (s. oben S. 288) berichtet der französische Konsul in Asuncion (Paraguay): Nach einer Abwesenheit von 55 Tagen traf die aus 62 Mann, zwei kleinen Dampfern und zwei Schleppschiffen bestehende Expedition wieder auf dem Flusse Paraguay ein. Die von dem Kommandanten der Expedition, Major Feilberg, gegebenen Aufschlüsse lauten kurz gefaßt: Die Expedition ist den Pilcomayo ungefähr 85 Leguas weit hinaufgefahren, eine Entfernung, die in gerader Linie, d. h. wenn man die zahlreichen Krümmungen des Flusses in Abrechnung bringt, auf 45 Leguas angeschlagen werden kann. Die ersten 40 Leguas hatte die Schiffahrt nur mit wenig Schwierigkeiten zu kämpfen; dann aber gestaltete sie sich schwieriger, der vielen, den Flußlauf versperrenden Baumstämme wegen. Oberhalb der zurückgelegten 85 Leguas war an eine Weiterfahrt nicht zu denken, da man auf verschiedene starke Stromschnellen stieß, wo das über Felsgrund fließende Wasser nur eine Tiefe von höchstens 6 Zoll hatte. An diesem Punkte hielt sich Major Feilberg einige Tage auf und entschloß sich erst zur Umkehr, als er sich überzeugen mußte, daß die Stromschnellen in der That gänzlich unpassirbar waren.

Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß damals gerade die Zeit des höchsten Wasserstandes war.

Seinen Beobachtungen zufolge wird die größte Wassermenge dem Pilcomayo durch einen Seitenfluß zugeführt, der noch auf keiner Karte verzeichnet ist und sich etwa 60 Leguas oberhalb seiner Mündung in ihn ergießt. Die Gewässer dieses Seitenflusses, die von WNW kommen, sind viel bedeutender, als diejenigen des Pilcomayo selbst; ihnen hätte daher die Hauptbedeutung dieses Flußsystems zuzukommen, und deshalb hielt es der Kommandant der Expedition für nothwendig, sie zu untersuchen, bevor er die Rückreise nach dem Paraguay antrat. Die Beschiffung dieses Seitenflusses, von welchem man weder die Länge noch die von ihm durchströmten Gegenden kennt, wäre viel leichter, als diejenige des Pilcomayo, ohne das Vorhandensein unzähliger Baumstämme, die schon nach einer Fahrt von etwa 10 Leguas dem weiteren Vordringen unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Aus der ganzen Untersuchung ergiebt sich, daß der Pilcomayo nicht schiffbar ist und daß man sich seiner nicht bedienen kann, um eine Verbindung zwischen Bolivien und dem schiffbaren Paraguay herzustellen.

Die Flußufer, die beinahe überall 70 bis 90 m von einander entfernt sind, sind hoch und mit dichten Wäldern oder üppigen Weidegründen bedeckt; sie wären deshalb zur Kolonisation und Urbarmachung geeignet. In jedem Falle könnte der Fluß stets zum Transporte von Hölzern auf flachen Barken benutzt werden, wenigstens auf einer recht langen Strecke. Niemand erkrankte während der 55 Tage dauernden Fahrt. Belästigt wurde man nur durch die zahlreichen Mosquitos und die dem Auge beinahe unsichtbaren Polverinos, welche sehr schmerzhafte Stiche beibringen. Das Klima wäre demnach sehr gesund.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der russische Kriegsminister hat von Oberst Prshewalski ein neues Telegramm vom 12. September aus Osch erhalten, von welchem bisher nur das Ende veröffentlicht wurde, welches lautet: „14. August (26. n. St.) Oase Tschira. Ich habe die Keria-Berge erforscht. Wir reisen nun über Choten und Aksu und werden gegen Ende Oktober in Semiretschia ankommen. Alle befinden sich wohl.“

— Die Fischkultur scheint in China schon zu einer sehr frühen Zeit betrieben worden zu sein; man betrachtete sie als einen Zweig der Agrikultur. Dr. Macgowan berichtet von einer Abhandlung über Fischzucht, die etwa aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt. In dem Werke heißt es, daß von den fünf Arten der Thierzucht die Fischpflege am ergiebigsten und vortheilhaftesten sei. Der Teich, der dazu nöthig ist, müsse ein Acre (40 Ar) groß sein (die Tiefe beträgt gewöhnlich weniger als acht Fuß), und

neun kleine Inseln aus Stein, jede mit acht Buchten, welche eine Elle unter der Wasseroberfläche liegen, sollen darin angelegt werden. Dann setzt man im März zwanzig trächtige Karpfen und vier Männchen, jedes drei Fuß lang, geräuschlos hinein. Zwei Monate später soll man eine Schildkröte in den Teich bringen, wieder zwei Monate später ein paar, und nach abermals zwei Monaten drei neue Schildkröten. Um diese Zeit werden 360 Karpfen vorhanden sein. Die Schildkröten sollen verhindern, daß sich die Fische in Drachen verwandeln und davonfliegen. Im folgenden Jahre enthält der Teich 150000 Karpfen von 1 Fuß, 450000 von 3 Fuß (?), 10000 von 2 Fuß Länge. Im dritten Jahre finden sich 100000 von 1 Fuß, 50000 von 2 Fuß, 50000 von 3 Fuß und 40000 von 4 Fuß Länge. 1000 von den zweifüßigen sollen zur Weiterzucht zurückbehalten, alle übrigen auf den Markt gesandt werden. Nach einem weiteren Jahre wird ihre Zahl aller Berechnung spotten, und sie erfordern kein Futter, daher der Nutzen der Karpfenzucht. — In den frühesten Zeiten wurde der noch jetzt übliche Gebrauch eingeführt, Maulbeerbäume am Rande des Wassers zu pflanzen, auf denen man Bienenkörbe anlegte. Der Abfall von diesen ernährte die Fische, während die Blätter der Bäume erst den Seidenwürmern und dann den Ziegen zur Nahrung dienten. Diese Abfälle sollen den Fischen einen eigenthümlichen Wohlgeschmack verleihen. („Nature.“)

— Auf S. 137 bis 141 dieses Bandes hat Herr Emil Metzger „Forbes' Reise im malayischen Archipel“ ausführlich besprochen und zum Schlusse trotz mancher Ausstellungen dem Buche recht viele Leser gewünscht. Schneller als sonst kann dieser Wunsch in Erfüllung gehen, da bereits Mitte Oktober der erste Band einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: „Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883, von Henry O. Forbes“ (Aus dem Englischen von Dr. R. Teuscher. Mit zahlreichen Abbildungen, einer Farbendrucktafel und drei Karten) bei H. Costenoble in Jena erschienen ist (Preis 8 Mk.). Die große, zu dem Werke gehörige Karte wird dem bald nachfolgenden zweiten Bande beigegeben werden.

Afrika.

— Auch Schweden sendet jetzt eine Expedition nach dem Congobecken aus, an deren Spitze Baron von Schwerin, Docent der Geographie in Lund, steht. Die Regierung wünscht von derselben einen Bericht darüber, welche schwedischen Produkte am Congo einen Markt finden könnten, und von Seiten der geographischen und der anthropologischen Gesellschaft sind ihr verschiedene Fragen hinsichtlich der Meteorologie, Botanik und Mineralogie zu lösen aufgegeben.

— Zu kommerciellen Zwecken, die nicht näher angegeben werden, hat im vergangenen Sommer Joseph Thomson, der bekannte Afrikareisende, eine Reise nach Sokoto ausgeführt, welche wegen der kurzen, darauf verwendeten Zeit merkwürdig ist. Er verließ England am 2. Februar, langte am 15. März in Akassa an der Niger-Mündung an, war am 21. Mai in Sokoto, wo er königlich empfangen und zehn Tage lang bewirthet wurde, besuchte auf der Rückreise auch den König von Gandu, war am 26. Juli wieder in Akassa und am 9. September in Liverpool. Im Ganzen folgte Thomson der Route von Flegel (s. Mitthl. der Afrik. Gesellsch. in Deutschl. Bd. III, Taf. 2), dessen Karte er sehr lobt; Thomson's eigene Aufzeichnungen und Tagebücher wurden ihm unterwegs gestohlen, ein Verlust, der für die Kartographie zu verschmerzen ist.

— Nicht nur die Stadt Weida (Whydah), sondern die ganze Küste von Dahome, welche sich in einer Länge von ca. 50 km zwischen den französischen Protektoraten Povo und Portonovo hinzieht, ist kürzlich von den Portugiesen in Besitz genommen worden. Diese Küste beginnt einige Kilometer westlich von Weida und reicht unseres Wissens bis kurz vor Kotonu (oder Cutanu). Portugiesischen Zeitungen zufolge ist außerdem auf Bitten des Königs selbst das ganze Land Dahome unter portugiesische Oberhoheit gestellt worden und hat der König die Einstellung der grauenhaften Menschenschlächtereien angeordnet.

— Handel im Togo-Gebiete. Das deutsche Handelsarchiv theilt einen ersten Bericht über die kommerciellen Verhältnisse der Küstenplätze des seit August v. J. unter deutsches Protektorat gestellten Togo-Gebietes mit, aus welchem zu ersehen, daß sich der Geschäftsverkehr daselbst bereits den neuen Verhältnissen angepaßt und dem Importe neue Gebiete erschlossen, dem Export kräftige Anregung durch vermehrte Nachfrage nach Waare und durch Einführung eines besseren Zahlungsmodus gegeben hat. Die Ausfuhr beschränkt sich bis jetzt im Allgemeinen auf Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, die Einfuhr auf Spirituosen, Pulver, Eisenwaaren, Manufakte, Parfümerien, die in den britischen Kolonien durch die hohen Eingangszölle den Abnehmern sehr vertheuert werden. Lome exportirte während der Zeit des Protektorates für 167000 Mk. Palmkerne und Palmöl. Die Einfuhr deutscher Fabrikate daselbst bewerthete sich auf 825000 Mk. Auf den Märkten von Bageida herrschte ein reger Produktenverkehr und starkes Angebot von Oel und Kernen. Hierher wurden für 170000 Mk. Artikel deutscher Provenienz gebracht. Auch in Little Popo haben deutsche Handelsartikel einen ganz respektablen Absatz; zu den vorher genannten Gegenständen kommen hier noch hinzu Bier, Hüte, Phantasieartikel, Perlen und Liqueure. Im Ganzen sind durchschnittlich für 608000 Mk. Waaren dieser Art in früheren Jahren hier zum Verkaufe gebracht worden. Jetzt wird sich voraussichtlich der Umsatz noch heben. Von den deutschen Firmen wurde früher das Geschäft größtentheils mittels Segelschiffen oder britischer Dampfer von Liverpool oder Hamburg betrieben, seit dem Entstehen der Woermann'schen Dampferlinie jedoch fast ausschließlich mit diesen Schiffen; nur Salz kommt noch auf Segelschiffen von Marseille. Die französischen Häuser bedienen sich fast nur der Segelschiffe von Hamburg und Marseille; die Sierra-Leone-Leute dagegen erhalten und verladen ihre Artikel nur mit den Liverpool-Dampfern, da sie für Segelschiffe keine Verwendung haben. Die einzigen Abgaben, die bezahlt werden, sind Ausfuhrabgaben, und zwar 1 Schilling für jedes Ton Kerne und Erdnüsse und 1 Schilling für jedes Faß Oel. Außerdem wird den Häuptlingen ein jährliches Geschenk im ungefähren Werthe von 12 Pfd. St. von jeder Faktorei gemacht. Grand Popo ist ein Stapelplatz für schwerer zu transportirende Artikel, wie Salz und Rum in Fässern und Barrels. Dort wurden nach Ausweis der Tabellen für ca. 270000 Mk. deutsche Fabrikate abgesetzt und von den dort angesiedelten deutschen Firmen für 270000 Mk. Palmkerne und für 135000 Mk. Palmöl nach Europa versandt. Die Verkehrsmittel nach Europa sind dieselben wie in Little Popo, da die Dampfer stets beide Plätze anlaufen; die Güter werden nach Angabe der meistentheils in Little Popo befindlichen Hauptagenten gelandet. Abgaben bestehen ebenfalls nur für die Ausfuhr, und zwar 1 Schilling für das Faß Oel und 1 Schilling 3 Pence für das Ton Kerne. Außerdem wird den Häuptlingen ein jährliches Geschenk gegeben, welches jedoch im Werthe bei den einzelnen Firmen verschieden ist. („A. Z.“)

— Ueber die gegenwärtige Flora von Sanct Helena enthält der erste Band des Challenger Report über Botanik, welcher den Inselfloren gewidmet ist, einige interessante Angaben. Vier Pflanzenarten, die von früheren Botanikern beschrieben wurden, sind völlig verschwunden, mehrere andere erhalten sich nur noch an ganz kleinen Lokalitäten und in geringer Individuenzahl. Die ausgedehnten Waldungen des sogenannten Ebenholzes (Melhania melanoxylon) sind dem Zahn der Ziege erlegen. Schon

1745 verlangte der damalige Gouverneur der Insel von der ostindischen Kompagnie die Erlaubniß zur Ausrottung der Ziegen auf der Insel, wurde aber abgewiesen. 1810 waren die Wälder vernichtet und Brennmaterial so theuer geworden, daß die Ausgaben der Regierung für Kohlen sich trotz des Tropenklimas auf 2729 Pfd. St. beliefen. Nun wurden die Ziegen ausgerottet, aber mittlerweile hatte der Generalmajor Beatson in großartigem Maßstabe exotische Gewächse eingeführt und diese ließen die einheimischen nicht wieder aufkommen. Von den noch vorhandenen 34 Phanerogamen sind drei baumartige nur noch in je einem Exemplar vorhanden, das Rothholz (Melhania erythroxylon) noch in zwei; man trägt jetzt Sorge, es nachzupflanzen, aber das Ebenholz scheint unwiderbringlich verloren. Ko.

Australien.

— Der in Port Darwin an der Nordküste von Australien stationirte Regierungsdampfer „Palmerston“ unter Kapitän Carrington wird auch zur Erforschung der Küste des Northern Territory, namentlich der dort mündenden, wenig oder gar nicht bekannten Flüsse verwendet. Kapitän Carrington hat jetzt wieder den in die Castlereagh-Bai in 12° 15′ südl. Br. und 135° 15′ mündenden Goyderfluß erforscht. Es ergab sich, daß derselbe von seiner Mündung ab auf 22 Kilometer schiffbar ist und von da ab noch auf weitere 13 Kilometer mit Booten befahren werden kann. An seinen Ufern breiten sich größtentheils dichter Wald und Dschungel aus, und die Alluvialebenen sind in der Regenzeit Ueberschwemmungen ausgesetzt. Bis dahin glaubte man, der Hutchinson sei ein besonderer, mit dem Goyder parallel laufender Fluß. Dies erwies sich als unrichtig. Derselbe ist nichts weiter als eine zweite Mündung des Goyder. Auch den dort einfallenden Blyth R. konnte Kapitän Carrington auf 16 Kilometer bis zu einer Stelle hinauffahren, wo derselbe sich theilt. Den westlichen Arm hielt er für den von dem Reisenden Lindsay entdeckten Cadell R. — Der Dampfer begab sich dann nach dem Van Diemens-Golf in 11° 45′ südl. Br. und 132° östlich von Greenwich, wo eine gründliche Erforschung der Alligator-Flüsse vorgenommen werden sollte.

— Ueber die neuen Silberminen in den Barrier oder Stanley Ranges an der westlichen Grenze von Neu-Süd-Wales wird berichtet, daß in den zehn Monaten von Juli 1884 bis Ende April 1885 im Ganzen 2500 Tonnen Erze im Werthe von 93000 Pfd. St. gefördert wurden. Das neu entstandene und romantisch gelegene Städtchen Silverton zählt bereits 1200 Seelen. Die meisten Wohnhäuser sind aus galvanisirtem Eisen aufgebaut und nur 8 Fuß lang und 6 Fuß breit. Es existiren sieben sogenannte Hotels, sechs Kaufläden, zwei Banken, eine Brauerei u. s. w. Der Wassermangel ist groß. Man ist auf den Regen angewiesen, welcher oft monatelang nicht fällt. Durch Senken gewinnt man in einem nahen Creek spärlich das nöthige Wasser. Die Eisenbahn, welche jetzt die Kolonie Südaustralien bis zu ihrer Grenze, 25 km von Silverton entfernt, bauen läßt, naht sich der Vollendung und wird dann wohl von Seiten der Kolonie Neu-Süd-Wales, wenn es auch nicht in deren Handesinteresse liegt, bis zu den Silberminen fortgesetzt werden müssen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän H. C. Everill, welcher die Expedition zur Erforschung des englischen Neu-Guinea leitet (s. oben S. 287), hat einen ersten Bericht an die Geographical Society of Australasia in Sydney eingeschickt. Die Gesellschaft erreichte am 17. Juli Meboo Island vor der Mündung des Fly R. in 8° 38′ südl. Br. und 143° 40′ östlich von Greenwich, wo sie das Missionsschiff „Mary“, mit dem als Missionar und Reisenden bekannten Rever. Macfarlane an Bord, antraf. Der Versuch, hier Dolmetscher für die Reise zu engagiren, schlug fehl. Am 19. Juli ankerte man bei Kewei, zwei Dörfern, welche durch einen Bach, über den zwei Brücken führen, getrennt sind. Man landete, begleitet von dem Rever. Macfarlane. Die Eingeborenen gingen gänzlich nackend, ihr Häuptling Durupah hatte die volle Physiognomie eines Erzbösewichts. Erst kurz zuvor hatte er seinen Leuten den Rath gegeben, auf wilde Schweine keine Jagd zu machen, da sie ja fette Schweine, womit er die Missionslehrer meinte, in der Nähe hätten. Man verabreichte ihm verschiedene Geschenke, die er gern annahm, und man trennte sich soweit in Freundschaft von ihm. Von Kewei aus kam man nach dem 26 Kilometer entfernten Sumaat, wahrscheinlich demselben Dorfe, welches D'Albertis als Parres beschreibt. Man landete und hatte bei dem Häuptlinge Koransa einen freundlichen Empfang. Geschenke wurden vertheilt und allerlei Kuriositäten eingetauscht. Auch erwarb man ein 14 Meter langes Canoe. Hier trennte sich das Missionsschiff „Mary“ von den Reisenden und trat die Rückfahrt an. Weitere Nachrichten dürften nun wohl bei normalem Verlaufe der Reise längere Zeit hindurch nicht eingehen. (Augenblicklich geht das Gerücht, daß die ganze Expedition von den Eingeborenen vernichtet worden sei.)

Nordamerika.

— Der „Alert“ ist bei seiner zweiten Expedition glücklicher gewesen und hat ohne besondere Hindernisse die Stationen an der Hudsonsbai erreicht, sie aber sämmtlich verlassen gefunden, da die Beobachter nicht mehr auf seine Ankunft hofften und beim Mangel einer für nächsten Winter genügenden Verproviantirung einen Dampfer der Hudsonsbai-Kompagnie benutzt hatten, um nach Labrador zurückzukehren. Die Resultate sollen bedeutend sein, aber die Hoffnung, die Hudsonsbai für den Export aus Manitoba verwenden zu können, ist sehr gering geworden, da nirgends an der Südküste ein Schiff näher als acht bis neun Miles ans Land herankommen kann. (Diese, der „Science“ entnommene Nachricht läßt sich mit derjenigen der „Times“ (vergl. oben S. 336) nicht in allen Punkten vereinigen.)

— In „Science“ macht ein nordamerikanischer „Patriot“ den Vorschlag, die amerikanischen Neger an den Congo überzusiedeln. Die „Coloured Gentlemen“ werden damit schwerlich einverstanden sein, und ob die Civilisation dabei gewinnen würde, ist nach den in Liberia erzielten Resultaten mehr als fraglich.

Berichtigung.

S. 267, Spalte 1, Zeile 5 von oben ist „Wasserdampf“ (anstatt „Wasserstoff“) zu lesen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1885.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VI.

Die Arkaden des Moscheenhofes erinnern stellenweise ganz an mittelalterliche, europäische Bauten und könnten ganz gut auch dort dem elften Jahrhundert angehören; Bogen und Säulen sind in guten Verhältnissen erbaut und machen einen recht angenehmen Eindruck. Die Säulen, theils aus Marmor, theils aus Granit bestehend, sind natürlich alle antik; ihre Zahl soll sich auf 414 belaufen, aber ganz genau weiß das Niemand, denn wenn Jemand ruchlos genug ist, sie zählen zu wollen, schlägt ihn Allah zur Strafe sofort mit Blindheit. Davon kommen, wie der Moscheendiener berichtete, die vielen Blinden, die man in den Straßen der heiligen Stadt bemerkt; den Reisenden schien es freilich, als habe vernachlässigte, hereditäre Syphilis daran mehr Antheil, als die Strafe Allah's. Die Baukosten haben sich nach den arabischen Chronisten, obschon das antike Material nichts kostete, auf 86 000 Mitkal Gold belaufen, also auf etwa 1 350 000 Francs, in Anbetracht des damaligen Geldwerthes eine kolossale Summe.

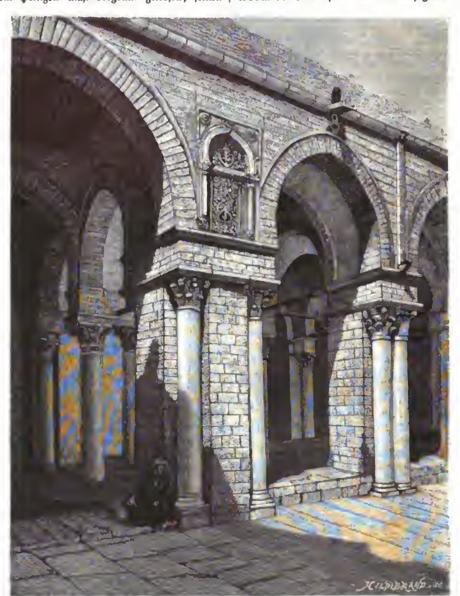
Die große Moschee ist zwar die geräumigste und verehrteste in Kairuan, aber durchaus nicht die einzige interessante. Man zählt nicht weniger als zwanzig, und daneben einige fünfzig Sauyas. Die Reisenden konnten sie während der kurzen, ihnen zu Gebote stehenden Zeit natürlich nicht alle besuchen, aber sie nahmen wenigstens die wichtigsten in Augenschein. Die älteste von allen ist die Moschee mit den drei Thoren, im dritten Jahrhundert erbaut durch den gelehrten Andalusier Abu Dschafer Mohammed ben Mohammed ben Chirun el Maawri, der hier als Märtyrer starb, weil er sich der schiitischen Ketzerei nicht anschließen wollte, und auch hier begraben liegt. Sie ist eigentlich nur eine Kapelle, denn Freitags wird in ihr nicht die Chotba, die Fürbitte für das Glück und Leben des Herrschers, gesprochen, steht aber in großer Verehrung; ihr Eingang wird von drei neben einander befindlichen, reich verzierten Thoren gebildet, über welchen sich eine lange arabische Inschrift in vier Zeilen, zugleich als Ornament dienend, befindet. Das Minareh ist sehr einfach und auch das Innere bietet durchaus nichts Besonderes.

Die Moschee des Si Amor Abbada, welche in der Vorstadt der Zlassi liegt, zeichnet sich durch fünf Kuppeln aus; sie ist von ihrem Erbauer, der, ehe er ein Heiliger wurde, das Handwerk eines Schmiedes betrieb — er ist ganz neuen Datums und erst 1856 gestorben — mit riesigen Schwertern geziert worden, auf denen Koransprüche angebracht sind; nach denselben wird die Moschee gewöhnlich die Schwertermoschee genannt. Si Amor hat auch kolossale, aber sehr wenig geschmackvolle Leuchter für die Moschee geschmiedet und auf seinen Wunsch sandte ihm der Bey ein paar gewaltige eiserne Anker, die früher in Bizerta lagen und angeblich einmal bei irgend einer Gelegenheit den Ungläubigen abgenommen worden waren. Daß es übrigens selbst im heiligen Kairuan Zweifler giebt, beweist die Art, wie der Scheich der Hanefiten, Mohammed el Murali, dem die Reisenden die Details über die Moscheen verdanken, sich über den heiligen Schmied äußerte. „So lassen sich die Leute in unseren Tagen von Lügnern und Betrügern anführen; es braucht sich einer nur ein wenig verrückt zu stellen und ihren Leidenschaften zu schmeicheln, so halten sie ihn für einen Heiligen.“ Die Franzosen haben es aber durchaus nicht verschmäht, von dem Heiligen

Nutzen zu ziehen; auf seinem Sarge befindet sich eine Inschrift, welche die Besetzung der heiligen Stadt durch die Franzosen vorhersagt; sie gilt für von ihm selbst verfaßt, aber böse Zungen behaupten, sie sei auf Anstiften des Herrn Generalkonsul Roustan erst in der Zeit, wo die Uebernahme des Protektorates vorbereitet wurde, dort angebracht worden.

Es ist dem Heiligen nicht vergönnt gewesen, seinen Bau zu Ende zu führen; nur der Theil, welcher sein Grab enthält, ist vollendet. Die Moschee ist übrigens ganz nach denselben Principien erbaut, wie die Moscheen aus dem 13. Jahrhundert, und zweifellos das schönste Gebäude in Kairuan.

Die heiligste Moschee liegt außerhalb der Thore; in ihr liegt begraben Abu Zemâa Obeid Allah ben Adem el-Belui, oder wie er auch genannt wird, Sidi



Seitenportikus der Moschee von Kairuan. (Nach einer Photographie von H. Saladin.)

el-Owaïb, bekannter unter dem Namen Si Sawib, der Waffenbruder des Propheten. Er war einer der ersten Anhänger Mohammed's und kam schon nach Kairuan beim Einfalle der Araber unter Muawija; als Andenken an den Propheten führte er dessen abrasirte Haare, oder nach anderen Angaben den dem Todten abgeschnittenen Kinnbart in seiner Mütze mit sich, und als er in Kairuan starb, wurde diese hochheilige Reliquie mit ihm begraben. Bei der Neugründung durch Okba wurde das Grab wieder aufgefunden und mit einer Kubbah überbaut; die Marmorplatte, die es deckt, trägt nur die Inschrift: Dies ist das Grab des Abu Zemâa el-Belui. Eine Sauya wurde damit verbunden und nach und nach entstanden die verschiedenen Baulichkeiten, deren ein solches Institut bedarf, das gleichzeitig Moschee, Kloster, Hospiz und Schule ist. Man gelangt zuerst in einen großen Hof; zur Linken erheben sich die Gebäude für die Schule und zur Aufnahme der Gäste, geradeaus öffnet sich neben dem Minareh ein bedecktes

Vestibul, mit gemalten Decken und Azulejos-Verzierungen reich geschmückt, und dieses führt in einen mit einer Kuppel bedeckten Saal, ein Meisterstück in der echt maurischen Art der Dekoration, welche man aus der Alhambra kennt. Dann gelangt man in den eigentlichen Moscheenhof, der wie gewöhnlich von Arkaden umgeben ist. Die Bogen bestehen, wie im Dar el-Bey in Tunis, abwechselnd aus schwarzem und weißem Marmor, die Säulen sind weißer Marmor; über den Bogen ist eine ziemlich hohe Attika mit bunten Azulejos verziert. Der Boden ist mit weißen Marmorplatten gepflastert, die Mauern sind bis zu einer gewissen Höhe mit Azulejos belegt, dann folgt ein Fries aus Gypsplatten mit Arabesken in einem fortlaufenden Motive und darüber ein Plafond mit wenig vorspringenden Balken und in sanften harmonischen Farben gemalten Caissons. Eine Marmorthür in hübschem, italienischem Rococcostil führt ins Allerheiligste; auch sie hat ihre Legende. Ein reicher Kairuani wurde in einer schweren Krankheit von einem italienischen Arzte geheilt und beschenkte ihn dafür so großmüthig, daß derselbe zu einem reichen Manne wurde; in seine Heimath zurückgekehrt, sandte er seinem Wohlthäter dieses Marmorthor, und dieser stiftete es der Moschee. Auch die Fenstergesimse und einige Säulen sollen denselben Ursprung haben.

Die irdische Hülle Si Sawib's liegt unter einem mit Teppichen und Stickereien überdeckten Katafalk, umgeben von einem geschnitzten Gitter, an welchem bunte Säckchen mit heiliger Erde aus Mekka hängen. Darüber sind die



Die Moschee mit den drei Thoren. (Nach einer Photographie.)

dem Heiligen von hohen Persönlichkeiten gestifteten Fahnen aufgehängt, die neueste von Mustapha ben Ismaïl, dem Verderber von Tunis, kurz vor dem Einrücken der Franzosen gesandt, um seine Hilfe gegen die „Protektoren" zu erflehen; der Heilige muß aber den sauberen Patron gekannt haben und hat sich nicht bewogen gefunden, sein Gebet zu erhören.

Von den zahlreichen übrigen Sauyas Kairuans wäre nur etwa die nach einem eigenthümlichen Plane erbaute des Sidi Bidt el-Gahriani zu erwähnen, der das auf S. 357 abgebildete Ornament, eine Vase von verschlungenen arabischen Buchstaben umgeben, entnommen ist.

Die hauptsächlichsten Friedhöfe liegen südwestlich von der Stadt; sie nehmen ungefähr ein Viertel soviel Raum ein, wie die Stadt. Zwischen zahllosen unbedeutenden Gräbern sieht man hier und da prachtvoll bearbeitete Marmorplatten, auch die verfallenen Grabmäler der Aghlabitensultane, und etwas besser erhalten das des berühmten Theologen Sidi Schanun, der als Kaid von Kairuan 855 hier starb. Wie überall im Maghreb sind auch hier die Todtenfelder öde und verwüstet, mit Unkraut überwuchert, vom Regen zerrissen; die schöne Sitte der Türken, sie mit Cypressen zu bepflanzen, ist den Arabern und Mauren fremd. Fern am Horizonte erscheinen die Gipfel des Usselet und des Trozza und hinter ihnen, durch die Spiegelung gehoben, das noch kaum bekannte Gebiet, in welchem die Reisenden ihre wichtigsten Entdeckungen zu machen hofften. Umsonst versucht ein befreundeter Militärarzt ihnen graulich zu machen mit Erzählungen von Skorpionen und Hornvipern, von denen es dort wimmeln soll,

und deren Biß absolut tödtlich sei; schließlich muß er selbst zugestehen, daß noch niemals ein französischer Soldat daran gestorben, und in der That ist den Reisenden auch bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte in diesen Gebieten nicht das Geringste zugestoßen.

Geht man von den Friedhöfen aus weiter um die Stadt herum, so trifft man zunächst auf die große Cisterne Sebbala Bir el-Bay, weiterhin am Thore von Susa auf eine zweite. Am Grabmale des Sidi Siuri vorbei gelangt man an den französischen Friedhof, wo die Opfer der Expedition nach dem Süden liegen, ein Artillerielieutenant und etwa fünfzig Soldaten. Die wichtigste der für Kairuan unentbehrlichen Cisternen ist die schon von el-Bekri gerühmte Fesgia der Aghlabiten nahe dem Thore von Tunis, erbaut von dem dritten Sultan Abu Ibrahim Ahmed, dem Enkel el Aghlab's. Sie besteht aus zwei



Hof und Minaret der Moschee des Barbiers. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

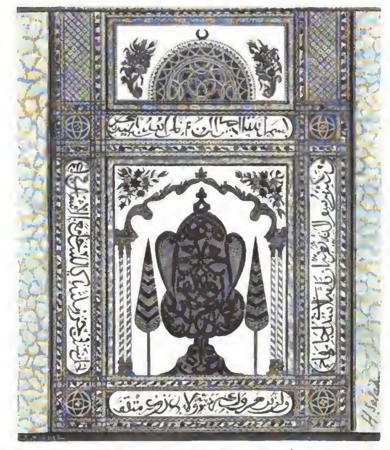
getrennten, kreisrunden Becken; das erste empfängt das Wasser des Uëd Merg el-Lil, wenn solches im Winter vorhanden; dasselbe setzt hier seinen Schlamm ab und fließt dann in das zweite Becken, in dessen Mitte sich ein Pavillon, von Ibn Aghlab erbaut, erhebt; hier wird es völlig gereinigt und kommt dann erst in die überwölbte Cisterne, in welcher es sich ausgezeichnet hält. Es ist das also ganz dasselbe Princip, das schon die Römer und vor ihnen die Phönicier anwandten und nach welchem so ziemlich alle Cisternen in Nordafrika erbaut sind.

Kaum zehn Minuten von Kairuan südlich liegt die Stätte von Sabra, einst die prächtige Residenzstadt der Fatimiden, von Ismail el-Mansur erbaut und nach seinem Namen Mansuriah, die Siegreiche, benannt. Sie war bestimmt, Kairuan zu veröden, gerade wie das Abassiya der Aghlabiten; der Sultan Moad verlegte auch

die Bazars von Kairuan dorthin, und an einem einzigen der fünf Thore betrug die Tageseinnahme an Zöllen mehr als 10 000 Francs. Aber als die Fatimiden nach Aegypten übersiedelten, verfiel auch ihre Gründung, und heute ist Sabra ein wüstes, einsames Feld ohne jede Spur der einstigen Existenz einer Stadt. Nur zwei mächtige Säulen aus röthlichem Marmor liegen dort noch dicht neben einander. Als man sie nach Kairuan schaffen wollte, so meldete die Legende, und sie zur Erleichterung des Transportes zu zersägen begann, floß Blut unter der Säge hervor, sie heißen darum heute noch Arsat et-dem, die Blutsäulen. Ob sie aus den Resten von Vicus Augusti stammen, welche einige Alterthumsforscher den Itinerarien zu Folge in der Nähe von Kairuan suchen, bleibt beim Mangel aller anderen Ueberreste fraglich [1]).

Im Gegensatze zu all den Maurenstädten Nordafrikas, denen niemals ein weiter Ring von Gärten fehlt, liegt das arabische Kairuan in einer völlig kahlen Ebene. Aber ein prachtvoller Fruchtgarten, Dar Aman genannt, ungefähr 2 km westlich der Stadt, beweist, was aus der fruchtbaren Ebene gemacht werden könnte, wenn sie kolonisirt würde; die Aprikosen in diesem Garten fanden die Reisenden besser, als die berühmten von Damaskus.

Von den Häusern der Stadt sind gar manche noch eines Besuches werth und zeigen prächtige Dekorationen in Stuck und Azulejos; in vielen findet man auch die mit glasirten



Kalligraphische Verzierungen in Sidi Bidt el-Gahriani. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Platten geschmückten Gräber frommer Pilgrime, die hierher wanderten, um an der vierten Pforte des Paradieses zu ruhen und so des Einganges in die Seligkeit sicher zu sein. Es bedingt das natürlich in sanitätlicher Hinsicht eine bedeutende Gefahr für die Stadt und war zum Entsetzen aller gläubigen Muselmänner schon von der tunesischen Regierung verboten worden.

Heute ist das heilige Kairuan, die große Hochschule des Maghreb, verkommen und liegt halb in Trümmern, wie die meisten tunesischen Städte; seine fruchtbare Umgebung ist eine wüste Steppe und nicht mit Unrecht richten die Reisenden eine energische Aufforderung an die Regierung und an die französische Nation, sich anstatt mit chimärischen Projekten wie mit dem Mer intérieur lieber ernstlich mit Plänen zur Hebung des Landes abzugeben, den Hafen von Susa zu verbessern, die Eisenbahn nach Tebessa zu bauen und hauptsächlich die römischen Bewässerungsanlagen, deren Spuren man in mächtigen Fangdämmen und Kanälen noch überall sieht, wieder herzustellen. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß dieser Ruf nicht ungehört verhalle!

In der Stadt liegt noch ein Glaubenskämpfer begraben, dessen Grab aber anscheinend vor den Franzosen verborgen gehalten wird, Ali ben Amar, des Scheich der Uled Idir, für die Reisenden freilich ein „pillard et coupeur de routes“. Als die französische Kolonne unter General

[1]) Vicus Augusti ist durch Inschriftenfunde mit dem heutigen Hausch Sabra, 12 km östlich von Kairuan, identificirt. S. H. Kiepert's Karte im Corpus Inscr. Lat. VIII. (Tab. II.).

Etienne gegen Kairuan heranrückte, zog er mit seinen Getreuen aus und schwur, die Franzosen bis zum letzten Manne auszurotten oder nie in die heilige Stadt zurückzukehren, es sei denn, daß man ihn mit den Füßen voran hineintrage. Ali galt den Arabern für unverwundbar und, als ihn bei Kalâa Srira dennoch eine tödtliche Kugel traf, wußten sie, daß die Franzosen diese Kugel eigens für ihn aus purem Golde hatten gießen lassen. Sein Gedächtniß lebt fort und die Reisenden theilen einen Klagegesang auf seinen Tod mit, den sie in Kairuan wie in Susa singen hörten.

Von Kairuan aus wollten die französischen Forscher, wie schon erwähnt, das noch so wenig bekannte Gebiet südwestlich von der Stadt erforschen. Um das mit einiger



Arabisches Haus in Kairuan. (Nach einer Zeichnung H. Saladin's.)

Sicherheit thun zu können, mußten sie sich einer topographischen Brigade unter dem Kapitän Besson anschließen, welche mit einer Kompagnie als Bedeckung dasselbe Gebiet durchziehen sollte. Man konnte nicht darauf rechnen, irgendwo Lebensmittel für Menschen und Vieh anzutreffen und war somit genöthigt, eine förmliche Karawane zu organisiren und auch eine kleine Heerde Schlachtvieh mitzuführen. Noch einmal wurde in einem Hause von Bab Dschelladin gerastet, dann wurden die Kameele beladen, die Soldaten packten ihre Tornister auf, die Leute vom Train trieben die Maulthiere an und hinaus ging es in die Einöde, in der für einen ganzen Monat einzelne herumschweifende Beduinentrupps die einzigen Menschen sein sollten, denen die Reisenden begegneten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

II.

Ko. Für die Messungen an Schädeln und Skeletten konnte Baelz die ziemlich reichhaltige Sammlung der Anatomie zu Tokio benutzen, die einzige bis jetzt existirende Sammlung von japanischen Skeletten. Es konnten 14 vollständige Skelette und 50 einzelne Schädel gemessen werden, und die dabei erhaltenen Resultate sind getrennt von den an den Lebenden erhaltenen verwerthet.

Die männlichen Skelette schwankten in der Länge zwischen

145 und 166 cm, das Durchschnittsmaß war 158 cm, die weiblichen schwankten zwischen 136 und 150 cm, der Durchschnitt war 142 cm, die Durchschnittsgröße der Lebenden muß um 4 bis 5 cm höher angenommen werden. Auffallend ist, daß bei den Japanern im Durchschnitt der Arm eben so lang ist, wie die Wirbelsäule, beim Europäer dagegen wesentlich länger. Es hängt das davon ab, daß beim Japaner die Wirbelsäule im Verhältniß viel länger ist, als beim Europäer, während der Arm dieselben relativen Proportionen hat. Ganz auffallend kurz sind die unteren Extremitäten, die nur 49 Procent der Gesammtlänge ausmachen. Platyknemie kam nicht zur Beobachtung.

Bezüglich der Schädel erscheint dem Autor der Gesichtsschädel viel wichtiger als der Gehirnschädel, und er mag damit Recht haben, der Gehirnschädel mag zwar einen Schluß auf die geistige Stellung eines Volkes erlauben, aber der Rassentypus hängt wesentlich vom Gesichtsschädel ab. Der Schädel des Japaners erscheint, wie bei allen kleinen Völkern, relativ groß, sich dadurch dem weiblichen und kindlichen Typus nähernd; er ist derbknochig und schwer und von guter Kapacität. Die Schädelwölbung ist dieselbe, wie beim Europäer, die Stirn gut ausgebildet; die häufig eine förmliche Kante bildende Pfeilnaht giebt ihm oft eine fast dreieckige Form. Daß die Japaner nicht, wie die typischen Mongolen, Brachykephale sind, ist lange bekannt; schon Welcker schreibt ihnen einen Längenbreitenindex von 76 zu, was sie schon zu den Subdolichokephalen Broca's verweist. Baelz fand denselben noch höher, 80,3, den Längenhöhenindex zu 79,8, den Breitenhöhenindex zu 101. Der feinere edlere Typus mit dem schmaleren Gesichte und der Adlernase hat einen kleineren Index und ist fast stets rein mesokephal oder selbst dolichokephal, der Schädel des gewöhnlichen Volkstypus nähert sich ganz auffallend dem malayischen, bei welchem auch Breiten- und Höhenindex beinahe völlig gleich sind. Ganz ähnliche Schädelverhältnisse zeigen freilich auch die Kanaken der Sandwichsinseln und die südamerikanischen Araukaner, bei denen von einer Verwandtschaft doch wohl kaum die Rede sein kann.

Beim Gesichtsschädel fallen beim ersten Anblicke die stark vorspringenden Jochbeine und der mehr oder minder deutliche Prognathismus auf. Doch sind beide Kennzeichen nicht so wichtig, als man glauben sollte, denn das Vorragen der Jochbeine hängt nicht von ihrer eigenen Gestalt ab, sondern nur von ihrer Stellung, und diese ist bedingt durch den Oberkiefer, in welchem Baelz den eigentlichen Rasseknochen des Japaners sieht. Derselbe ist breiter, aber niedriger, als der des Europäers, die fossa maxillaris in ihrem oberen Theile fehlt fast ganz, der Alveolarfortsatz springt mehr oder weniger vor, der die Nase begrenzende mediane Theil ist flach, die Oberkieferhöhle groß. Der höchste japanische Oberkieferindex — als welchen Baelz das Verhältniß der Höhe zu der = 100 gesetzten Breite bezeichnet — ist mit 74 immer noch kleiner als der niedrigste europäische mit 75; der japanische Mittelindex ist 69½, der europäische 79. Alle die Hauptrassenkennzeichen des Japaners sind durch die Bildung des Oberkiefers bedingt; die größere Jochbreite hängt direkt von seiner Breite ab, der breite und flache Nasenrücken wird bedingt durch die Stellung des Nasenfortsatzes des Oberkiefers und nicht durch die Nasenbeine, und der charakteristische flache Gesichtsausdruck der Mongolen hängt ab von der Breite des Oberkiefers, dem Fehlen der fossa maxillaris in der Gegend des Unteraugenhöhlenloches und von der flachen Stellung des medialen Theiles der vorderen Oberkieferfläche.

Eine ziemlich auffallende Erscheinung ist die Häufigkeit von Schädeln mit offenbleibender Stirnnaht (Kreuzschädel) und mit persistirender Jochbeinnaht (Os incae). Von Kreuzschädeln fanden sich unter 119 Schädeln 17, also über 14 Procent, während nach Anutschin die Procentzahl bei Kaukasiern 8,4, bei den Mongolen 5,1, den Melanesiern 3,4, den Amerikanern 2,1, den Malayen 1,9, den Negern 1,2, den Australiern gar nur 0,6 beträgt. Die Veränderungen aber, welche gewöhnlich als Folge des Offenbleibens der Stirnnaht angegeben werden, ungewöhnliche Breitenentwickelung und größere Geräumigkeit, lassen sich bei den japanischen Kreuzschädeln nicht nachweisen. Dagegen finden sich bei ihnen häufiger als sonst Schaltknochen und abnorme oder persistirende Nähte, und von acht genauer beschriebenen Kreuzschädeln haben fünf auch ein Os incae, drei davon ein doppelseitiges. Diese letztere Anomalie ist überhaupt noch viel häufiger, als das Offenbleiben der Stirnnaht und wurde in verschiedenen Graden der Ausbildung bei 19,3 Procent der untersuchten Schädel beobachtet. Nach Anutschin ist die Mißbildung sonst am häufigsten bei den Amerikanern, aber der Procentsatz steigt auch da nicht über 5,3 Procent. — „Wir begnügen uns mit dem Konstatiren der Thatsache und möchten nur ausdrücklich davor warnen, irgend welche Schlüsse auf Höher- oder Niedrigerstehen eines Volkes, auf Atavismus, Theromorphie u. dgl. aus solchen Naturspielen ziehen zu wollen. Die Wissenschaft ist hier in Gefahr, sich in des Wortes eigentlichster Bedeutung in Splitterrichterei zu verlieren." Diese Schlußworte des Verfassers können von den Anthropologen nicht genug beherzigt werden.

Von Ainos hat Baelz nur drei sichere Schädel untersuchen können und er unterläßt es, daraus irgend welche Schlüsse auf ihre ethnologische Stellung zu ziehen. Keiner von ihnen hatte ein Os incae, sie waren durchaus nicht auffallend derbknochig, einer ganz, der andere fast orthognath; die Nasenbeine sind sehr klein und schmal, das Os incisivum ist leicht zu erkennen und die Hinterhauptslöcher bieten keinerlei Anomalie.

III.

Der Besprechung der an Lebenden vorgenommenen Messungen, bei welchen den Verfasser schon ein japanischer Oberstabsarzt und ein japanischer Versicherungsarzt unterstützen konnten, schickt er eine interessante kurze Abhandlung über die ästhetischen Ansichten der Japaner und ihre wesentlichsten kosmetischen Mittel und Kunstgriffe voraus. Letztere sind freilich auch der Mode unterworfen, doch nicht in dem Grade, wie bei uns. Informationen darüber sind nicht leicht zu erhalten, denn die chinesische Schrift macht die älteren Bücher dem Fremden fast unbenutzbar, und die Künstler selbst haben kaum eine Kenntniß der Körperformen und ihrer Proportionen. Sie arbeiten nach einem vererbten, trockenen Kanon; für das Ideal eines schönen Mannes gilt seit 500 Jahren und länger Narihira, für die Frauen seine Zeitgenossin Ono-no-Komachi, aber ihre Bilder streifen nach unseren Begriffen scharf an Karrikaturen.

Ueber den allgemeinen Körperbau der Japaner lauteten die Urtheile der Besucher Japans seither fast diametral entgegengesetzt. Die einen nennen sie hohlbrüstig, miserabel gebaut, muskelarm, mager, die anderen sind entzückt von dem prächtigen athletischen Bau, dessen treue Nachahmung, wie Nordenskiöld meint, genügen würde, um einen Bildhauer berühmt zu machen. Die letzteren haben dabei die arbeitende Masse des Volkes im Auge, die ersteren die Städtebewohner, besonders der höheren Klassen, wie sie namentlich dem Arzte fast ausschließlich vorkommen. Diese sind, seitdem sie vom Fechtsaale und dem Ringplatze zur Schulbank und ins Bureau übergegangen sind, körperlich

arg herabgekommen, so daß die Regierung sich endlich veranlaßt gesehen hat, die Gymnastik als regelmäßigen Lehrgegenstand in den Schulen einzuführen. Am meisten körperlich heruntergekommen sind die alten Fürstenfamilien, die Daimios, oder wie sie jetzt heißen, die Kwazoku. Durch Jahrhunderte hat die Regierung alles gethan, um diese Familien in Unthätigkeit und Verweichlichung zu halten, und so sind Skrophulose und Tuberkulose, Wasserkopf und Idiotismus unter ihnen unheimlich häufig geworden und decimiren sie in erschreckender Weise. Mit der neuen Aera ist ihnen selbst das zum Bewußtsein gekommen, und ein neu gegründeter Klub bemüht sich, durch Pflege aller körperlichen Uebungen dem abzuhelfen. Man muß sich übrigens hüten, diese anscheinend so schwächlichen Männer zu unterschätzen; im Fechten und im Ringen (Yawara) leisten sie trotz ihrer wenig entwickelten Muskeln mitunter Erstaunliches.

Im Allgemeinen kann man von den Männern sagen, daß sie ziemlich klein sind; sie haben einen großen Kopf, ein langes Gesicht mit meist auffallend vorstehenden Jochbogen, flachen Oberkiefern, schief aussehenden Augen, einer bald feinen, bald plumpen Nase, leicht prognathem Gebiß; der Rumpf ist sehr lang, die Arme und Beine sind schön geformt, die Beine sehr kurz.

Bei den Frauen lassen sich die beiden Typen, der feine und der plumpe, noch viel schärfer unterscheiden, als bei den Männern. Den echten feinen Typus bekam man früher freilich kaum zu sehen, da die vornehmeren Frauen sich bis in die neueste Zeit kaum jemals öffentlich zeigten. Von den Mädchen gilt das auch heute noch, aber die Frauen erscheinen jetzt immer öfter an der Seite ihrer Männer in Gesellschaften, und so können sich auch die Europäer überzeugen, daß es wirklich schöne Frauen in Japan giebt.

Eine Japanerin vom feinen Typus ist etwas größer als die gewöhnliche Frau, sehr schlank, schmal, mager, zartknochig. Der Kopf ist bald mesokephal, bald leicht dolichokephal, das Gesicht sehr lang und schmal, die Jochbogen springen nur wenig vor, die Stirn ist niedrig, die Haare wachsen tief in die Schläfe herein; die Augen sind schief; die Nase ist eine lange, schmale Adlernase, der Mund fein geschnitten, aber oft mit vorspringenden Schneidezähnen. Schulter und Nacken sind schön gerundet, die Hände klein und schmal, der Brustkorb lang, schmal, mit schwach entwickeltem Busen, die Hüften schmal, Beine kurz, mager, oft nicht gerade, die Knöchel dick, die Füße relativ breit. — Gerade im Gegentheil zu diesen immer etwas schwindsüchtig erscheinenden Damen ist die Frau vom plumpen Typus ein Bild der Gesundheit, etwas kleiner, aber robust gebaut, mit rundem Kopfe, breitem Gesichte, vollen Wangen, kleinen knopflochartigen Augen, großem Munde mit wulstigen Lippen, vollem Kinne, vollen breiten Schultern, kräftigem Brustkorbe mit stark entwickeltem Busen, breiten Hüften und kurzen, aber kräftigen Beinen; die Hände sind auch hier klein und fein, die Knöchel plump, die Füße breit.

Zwischen den beiden Extremen steht aber bei der besseren Mittelklasse ein Zwischentypus, der ziemlich genau die Mitte hält und nach europäischen Begriffen am schönsten gebaut ist. Das Gesicht hat fast stets etwas Liebliches, wenn es auch nicht eigentlich schön ist; die Jochbogen springen nicht so stark vor, die Augen sind größer, die Nase ist leicht gewölbt, der Mund klein und sehr hübsch. Auch der Rumpf ist wohlgeformt, Nacken, Arme und Hände sind selbst für Japanerinnen schön; nur die Beine sind nach unseren Begriffen zu kurz.

Das Ideal des Japaners scheint zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen zu sein. Auf den Bildern des Matahei und den schönen Holzschnitten von Shikawa Moronobu und von Miyagawa Choun, die aus dem vorigen Jahrhundert stammen, ist das Gesicht der Frauen um so runder, je vornehmer sie sind; jetzt können sie nicht lang und schmal genug sein. Auf die Wirklichkeit wird dabei von den Künstlern so gut wie keine Rücksicht genommen. Aber auch der Japaner im Allgemeinen scheint für die Schönheit der menschlichen Gestalt im Allgemeinen und für edle Proportionen keinen Sinn zu haben. Es ist das ungemein schwer zu erklären, denn der Japaner hat sonst einen feinen Sinn für die Kunst und seine Malerei ist hoch entwickelt, aber noch keinem Maler ist es eingefallen, die athletischen Prachtgestalten der nackten Arbeiter genau zu porträtiren, obschon sie es sehr gut können. An den Figuren sind Gesicht und Stellung häufig vortrefflich, aber die Ausführung des Körpers spricht allen Principien unserer Kunst Hohn. Auch auf den Ringplätzen werden nicht die athletischen, muskulösen Ringer bewundert, sondern die durch Mästung zu förmlichen Fleischklumpen gewordenen.

Als das Allerunfeinste an einer Frau gelten breite Hüften. Während unsere Damen alles Mögliche thun, um durch Einschnürung der Taille und Verbreiterung der Hüften selbst durch künstliche Nachhilfe das zu erzielen, was sie eine schöne Figur nennen, bindet die Japanerin einen breiten Gürtel um die Taille, um den Vorsprung der Hüften möglichst auszugleichen, und die Aermste, die von Natur eine schlanke Taille mitbekommen hat, wattirt den Gürtel mit Papier, um diesen Fehler möglichst zu verdecken. Auch sonst schätzt der Japaner an seinen Frauen fleischige volle Form durchaus nicht, schon die kapitolinische Venus erscheint ihm plump und unschön, eher findet die Mediceerin Gnade vor seinen Augen, noch viel mehr aber Tizian's schlafende Venus in der Dresdener Gallerie; die Kallipygos dagegen erscheint hier schon förmlich Abscheu erregend.

Die japanische Frau steht oder geht nie ganz aufrecht; je mehr sie feine Manier und höfliches Benehmen zeigen will, um so mehr drückt sie ihre weibliche Bescheidenheit durch leicht gebeugte Haltung aus. Die Knie sind etwas gebeugt, der Oberkörper leicht nach vorn geneigt. Der Gang ist darum sehr unschön und die abscheulichen Stelzschuhe lassen ihn noch unschöner erscheinen. Auch im Hause verlangt der gute Ton, daß die Frau den Fuß kaum vom Teppich hebt und mit ganz kleinen Schrittchen dahinschlürft; muß sie ihn heben, so bleibt er immer parallel dem Boden und im Fußgelenke im rechten Winkel gebogen. Die Kürze der Beine und die Länge des Rumpfes sind auch dem Fremden, der sich mit dem Baue der Männer längst ausgeföhnt hat, an den japanischen Frauen stets unangenehm.

Sehr interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über die Haut der Japaner. Die Färbung ist durchschnittlich ein helles Gelb, das aber einerseits bis zu fast Weiß, andererseits bis zu hellem Gelb und hellem Braun variiren kann. Kinder sind eher dunkler röthlich, darum heißt das neugeborene Akambo, das rothe. Die Färbung schwindet aber bald und bleibt selbst an den Wangen nur ausnahmsweise erkennbar. Mischlinge sind meist auffallend hell. Interessant ist, daß die linea alba, die Mittellinie des Bauches, beim Japaner meist braun ist, und daß alle japanischen Kinder bei der Geburt einen dunkelblauen Fleck auf dem Kreuzbeine oder den Hinterbacken haben; derselbe verliert sich bald in den beiden ersten Lebensjahren, bald bleibt er durch das ganze Kindesalter hindurch sichtbar.

Für ein Volk von verhältnißmäßig so hoher Kultur, wie die Japaner, ist es ungemein auffallend, daß sich die Tatuirung bis in die neueste Zeit so häufig erhalten hat, während sie doch sonst überall mit der zunehmenden

Bildung zu verschwinden pflegt. Freilich hat sie in Japan eine ganz andere Bedeutung gehabt, als z. B. bei den Südsee-Insulanern, wo sie als Schmuck oder auch als Auszeichnung dient und darum an solchen Stellen angebracht wird, die immer unbedeckt bleiben, an Gesicht und Händen. In Japan dagegen tatuirt man nur die Theile, die für gewöhnlich bedeckt sind, denn das Horimono, wie die Tatuirung genannt wird, soll die Kleidung ersetzen und kommt darum nur bei den Arbeitern vor, die durch Kleidung genirt werden und darum lieber bis auf das Lendentuch nackt gehen. Männer aus den besseren Ständen lassen sich fast nie tatuiren, nur ganz ausnahmsweise; dem Arbeiter ist sein Niku no jiban, wörtlich fleischernes Hemd, ein Ersatz für die Kleidung, der ihn nicht genirt und doch bekleidet erscheinen läßt. Seit die Polizei in Japan prüde geworden ist und Nacktgehen nicht mehr duldet, kommt die alte Sitte mehr und mehr aus der Uebung, aber noch zählt man in Tokio allein gegen 30 000 Männer, die ihr Hemd auf die Haut gemalt tragen. Die Technik ist sehr ausgebildet und weit entfernt von der haarsträubenden Procedur, welche der im vorigen Jahrzehnt in Deutschland herumreisende tatuirte Albanese als in Hinterindien gebräuchlich schilderte. Der zu Tatuirende sucht sich zunächst das Bild aus, das er auf seiner Haut zu tragen wünscht. Einfache geometrische Figuren genügen ihm nicht, es müssen Drachen, Löwen oder schöne Frauen sein, auch wohl Kampfscenen oder komische Genrebilder, doch niemals Obscönitäten, in denen die Japaner sonst nicht gerade schwach sind. Als Farbe dienen Tusche oder Zinnober. Der Künstler, Horimonoshi genannt, zeichnet zunächst das Bild in groberer oder feinerer Ausführung auf die Haut, dann nimmt er sein Werkzeug, eine Anzahl seiner Nadeln, die gruppenweise an ein Stäbchen befestigt sind, färbt die Nadelspitzen an einem Pinsel und schlägt sie nun mit erstaunlicher Geschwindigkeit, bis zu zehnmal in der Sekunde, in die Haut. Soll eine feinere Schattirung erzeugt werden, so sind die Nadeln von verschiedener Länge. Blut darf nicht fließen, die Reaktion ist darum auch selbst bei Anwendung von Zinnober auffallend gering; nach Beendigung der Operation wird die Haut mit heißem Wasser abgewaschen, nach einigen Tagen schuppt sie sich ab, selten erfolgt ein leichtes, nach ein paar Stunden verschwindendes Fieber. Die einfache, relativ schmerzlose Procedur hat bei den europäischen Seeleuten, die Japan besuchen, viel Anklang gefunden und selten verläßt ein Neuling den Hafen, ohne den Horimonoshi in Anspruch genommen zu haben. Diesem geht die Arbeit rasch von der Hand; in einem Tage kann er eine Brust oder den Rücken ganz mit unvertilgbaren Zeichnungen bedecken.

Für die Hautpflege von der allergrößten Wichtigkeit sind die heißen Bäder, Oyu, welche der Japaner im Sommer wie im Winter wenn möglich täglich nimmt. Es wird bei 43 bis 45° C. gebadet, der Japaner bleibt nur eine bis fünf Minuten im Wasser, dann geht er heraus, wäscht sich, geht noch einmal für ein paar Minuten ins Wasser und dann ist das Bad beendigt. Im Gegensatze zu den nur warmen Bädern, welche die Haut verweichlichen, bewirkt das Oyu eine staunenswerthe Abhärtung, und ihm hauptsächlich ist es zu danken, daß die Japaner gegen Hitze wie gegen Kälte gleich unempfindlich sind. Eine Badestube findet man darum auch im ärmsten Bergdorfe, und ein heißes Bad ist das erste, was dem ankommenden Reisenden geboten wird. Der Feldzug, welchen die japanische Polizei auf Anrathen der ersten europäischen Aerzte gegen das Oyu eröffnet hatte, ist glücklicherweise wieder aufgegeben worden.

Die Alterthümer der Insel Bornholm.

Von W. Finn.

I.

Als vor nunmehr zwanzig Jahren der frühere Amtmann der Insel Bornholm, Kammerherr E. Wedel, seine antiquarischen Untersuchungen dort begann, waren nur sehr wenige der auf der Insel vorhandenen Alterthümer bekannt. Seinen mit Ausdauer, Energie und Tüchtigkeit fortgesetzten Arbeiten sind die merkwürdigsten Resultate und ein ungeahnter Einblick in die vorgeschichtlichen Kulturverhältnisse der Bewohner Bornholms zu verdanken. Er hat außerdem das Verdienst, daß er das Interesse für die Alterthümer der Insel bei vielen Bewohnern derselben zu erwecken verstanden hat, so daß dieselben sich mit Eifer an seinen Untersuchungen betheiligt haben; unter diesen verdient der Lehrer J. A. Jörgensen in Ibsker besonders genannt zu werden, dem nicht wenige interessante Funde zu verdanken sind. Amtmann Wedel hat öfter in den „Aarb. f. nord. Oldk. og Hist." in kurzen Abhandlungen einzelne Resultate seiner Untersuchungen mitgetheilt und er arbeitet zur Zeit an einem größeren Werke, in welchem er Alles behandeln will, was bezüglich der vorgeschichtlichen Verhältnisse auf dieser merkwürdigen Insel bekannt ist. Da die Vollendung dieses Werkes aber noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird, so hat Wedel in der vorerwähnten Zeitschrift kürzlich eine Uebersicht über die Resultate der Forschungen während der letzten Jahre gegeben. Dieser Uebersicht gestatten wir uns das Nachfolgende zu entnehmen:

Daß auch auf Bornholm das Steinalter sich geltend gemacht hat, ist lange bekannt; die Untersuchungen während der letzten Jahre haben dargethan, daß, wenn man auch bisher keine Kjökkenmöddinger auf der Insel gefunden hat, dieselbe doch weit reicher an Gräbern aus dieser Periode ist, als man geahnt hat. Gangbauten und Grabkammern kommen an mehreren Stellen vor; ebenso verhält es sich mit den Runddyssen, dagegen gehören die Langdyssen zu den größten Seltenheiten. „Die Form der Kammern", sagt der Verfasser, „bildet in der Regel ein längliches Viereck, seltener ein Oval, kreisrunde Kammern sind nicht mit Sicherheit konstatirt worden." Im Uebrigen ist die Konstruktion wesentlich dieselbe, wie in dem übrigen Dänemark. Die Gräber enthalten unverbrannte Leichen, und nur in wenigen Fällen sind Ueberreste von verbrannten Leichen unter solchen Verhältnissen gefunden worden, daß sie zu einer späteren Kulturperiode gerechnet

werden müssen; in dem übrigen Dänemark ist dies gleichfalls öfter beobachtet worden. Hinsichtlich der bei den Leichen niedergelegten Gegenstände bezeichnet der Verfasser es als eine Merkwürdigkeit, daß nur in einer einzigen Kammer Aexte aus Feuerstein, Hohlmeißel aber gar nicht gefunden worden sind, während nur in einem Grabe ein Dolch aus Feuerstein vorkomme. Pfeilspitzen, Feuersteinsplitter, Umhängeschmuck aus Schiefer und Hängegefäße aus Thon, sowie Bernsteinschmucksachen scheinen häufig gewesen zu sein; bei den systematischen Untersuchungen sind namentlich viele Bernsteinperlen gefunden worden.

Die Steinsärge (Stenkister) aus dieser Periode kommen namentlich in flachen, ziemlich breiten Erdhügeln oder in unordentlich zusammengesetzten Hügeln aus Erde und Steinen vor; zuweilen findet man mehrere in ein und demselben Hügel. Die Särge bestehen in der Regel aus flachen Granitsteinen, aber auch aus Sandsteinplatten; mitunter fehlen die Decksteine oder eine Seite des Sarges oder sogar beide Seiten. In der Regel sind die Särge über eine Manneslänge groß und ungefähr 2 Fuß breit und tief, doch kommen dieselben auch größer und bis 11½ Fuß Länge vor. Ganz eigenthümlich ist ein südlich von dem Fischerdorfe Snogebäk belegener Begräbnißplatz; hier sind sechs große, auf flachem Lande gelegene Särge untersucht worden, und wahrscheinlich sind in den Sanddünen noch mehrere verborgen geblieben. Zwischen dem Inhalte dieser Steinsärge und dem der anderen Gräber besteht ein auffälliger Unterschied, denn in den Särgen sind häufig Hohlmeißel gefunden, während Pfeilspitzen und Feuersteinsplitter verhältnißmäßig selten vorkommen. Unter den Hohlmeißeln, wovon im Ganzen acht Stück gefunden worden sind, sowie unter den drei gefundenen Streitäxten zeichnen sich einige durch ihre vorzügliche Bearbeitung aus. In mehreren Särgen sind Ueberreste von unverbrannten Leichen gefunden worden, in der Ecke eines Sarges lagen angebrannte Knochen.

Der Verfasser erachtet es für „selbstverständlich, daß der allergrößte Theil der Bevölkerung des Steinalters, namentlich der weniger bemittelte, in den verhältnißmäßig wenig zahlreichen Grabkammern und Särgen, welche in jener Zeit errichtet wurden, keinen Platz finden konnte, sondern auf eine einfachere und weniger kostbare Weise muß zur Ruhe bestattet worden sein" — ein Ausspruch, dem man wegen unserer mangelhaften Kenntnisse über die damaligen Gesellschaftsverhältnisse kaum unbedingt zustimmen darf. Indessen sind ebensowohl in Bornholm, wie in dem übrigen Dänemark Ueberreste von unverbrannten Leichen zusammen mit Steinsachen auf ebenem Boden gefunden worden; solche Funde gehören aber zu den allergrößten Seltenheiten. Bei Bassegaard in der Gemeinde Pedersker lagen in ungefähr 2 Fuß Tiefe unter der Oberfläche des Bodens vermoderte Menschenknochen und oben auf diesen zwei Aexte und ein Messer aus Feuerstein; einige andere Funde von Feuersteingeräthschaften unter der Oberfläche des Bodens scheinen aus ähnlichen bornholmschen Gräbern herzurühren.

Der Verfasser bemerkt, „daß häufig angegeben wird, daß Steingeräthschaften bei Begräbnißstellen gebrannter Knochen gefunden worden sind; einige der Angaben können freilich zweifelhaft sein, aber sie kommen so häufig vor, daß sich die Sache selbst kaum bezweifeln läßt". Der Verfasser kommt indeß nach den vorliegenden Berichten zu dem Resultate, daß man zur Zeit nur annehmen kann, die Leichenverbrennung auf Bornholm sei nicht eher als zum Schlusse des Steinalters in Gebrauch gekommen.

Außerhalb der Gräber sind häufig Steingeräthschaften gefunden worden, nicht bloß einzelne, sondern mehrere so zusammengelegt, daß man vermuthen muß, dieselben seien zu der gleichen Zeit niedergelegt worden. Bei der Knudskirche sind sieben geschliffene Aexte aus Feuerstein gefunden worden.

Unzweifelhaft sind die Geräthschaften auf der Insel selbst verfertigt worden, was auch die häufig vorkommenden Schleifsteine bezeugen. Dagegen hält es der Verfasser „nicht für unwahrscheinlich, daß die größeren Feuersteinsachen oder doch die Blöcke zu ihrer Verfertigung aus Schonen zugeführt sein können, wo Feuerstein in größeren Blöcken häufiger ist als auf Bornholm".

Auf einer einzigen Stelle an der Strandküste nördlich von Hvide Odde bei Rönne ist eine vermeintliche Spur eines Wohnplatzes aus dem Steinalter gefunden worden. Die Spuren bestanden aus „einer ausgedehnten, wenigstens 160 Fuß breiten schwarzen Schicht von 6 bis 12 Zoll Stärke, enthaltend viele einzelne Bruchstücke von großen und grob gearbeiteten Thongefäßen, einzelne kleine verbrannte Knochenstücke, kleine gelbe Feuersteinknollen, einzelne weiße Quarzstücke und mehrere gewöhnliche glatte Strandsteine. Metallsachen oder deutliche Steingeräthschaften wurden nicht gefunden, dagegen waren die Topfscherben mit eingedrückten oder punktirten Zierrathen versehen, welche denen auf den Thongefäßen aus dem Steinalter zu entsprechen scheinen". Auf anderen Stellen in Dänemark, wie in der Nähe von Nästved und am Gribsee auf Seeland, sind unzweifelhaftere Spuren von Wohnplätzen aus dieser Periode gefunden worden.

Der Verfasser verweilt demnächst bei den Lebensverhältnissen der Bewohner und hebt zuerst hervor, daß alle entdeckten Gräber auf dem flachen Lande längs der Küsten der Insel liegen, wo auch die Wohnplätze als belegen angenommen werden müssen; dagegen erhelle aus den zerstreuten Funden an Steinsachen, daß die Bevölkerung über die ganze Insel sich hin und her bewegte. Daß die Urbevölkerung nicht nur im Stande war, sich Wohnungen aus Holz zu errichten, sondern auch solche wirklich aufgeführt hat, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Wenn der Verfasser ferner bemerkt, daß die Bevölkerung von Jagd und Fischerei gelebt hat, wozu die Wälder und das Meer so reichlich Gelegenheit boten, so wird ihm kaum Jemand widersprechen. Aber wenn er dann fernerweit es für wahrscheinlich erklärt, daß man auch Hausthiere gekannt und benutzt hat, so dürfte dies bestritten werden können, wenn zu der Kategorie der Hausthiere andere als der Hund gerechnet werden. „Auf anderen Stellen", bemerkt der Verfasser, „hat man in den Grabkammern des Steinalters unzweifelhafte Reste von mehreren Hausthieren gefunden, und wenn die Kultur auf Bornholm, nach dem Aussehen der Geräthschaften zu urtheilen, dieselbe gewesen ist wie anderwärts im Norden während des jüngeren Steinalters, so ist es wahrscheinlich, daß die Bewohner der Insel auch die Vortheile der Hausthierhaltung gekannt und benutzt haben. In den bornholmschen Grabkammern, bei Jättedalen, bei Nordre Stensbygaard, sowie bei Tornegaard und Pedersker, sind vermeintlich auch Knochen von Hausthieren gefunden worden." Hierzu dürfte wohl zu bemerken sein, daß unumstößliche Beweise vorliegen, daß größere und kleinere wilde Thiere sich Zutritt, wenn auch nicht zu allen, so doch zu dem größten Theile der Gräber aus der Steinzeit verschafft haben, denn Knochen von diesen Thieren sind hier häufig gefunden worden.

Die Grabhügel aus der Broncezeit sind meistens rund; soweit man weiß, haben auf der Insel 639 existirt, von denen noch 200 unbeschädigt sind. Die größten Hügel

sind 16 bis 20 Fuß hoch und 80 Fuß oder etwas darüber im Durchschnitt. Die kleinsten sind in der Regel 8 Fuß hoch und messen 24 bis 32 Fuß im Durchschnitt. Es giebt aber auch Hügel, welche nur 1 bis 1½ Fuß hoch und 10 bis 12 Fuß im Durchmesser enthalten. Es hat sich gezeigt, daß die Grabhügel dieser Periode beinahe ausschließlich in guten und fruchtbaren Gegenden vorkommen und häufig in Gruppen bei einander liegen. Die Hügel bestehen meistens aus Erde und umgeben eine in der Mitte aufgeführte Begräbnißstelle, die mit einem größeren oder kleineren Steinhaufen bedeckt ist. Das Hauptgrab besteht am häufigsten — wenn es einen unverbrannten Leichnam enthält — aus einem großen Steinsarge, errichtet aus schweren Steinplatten, die manchmal bis 10 Fuß lang, 3 Fuß breit und 1½ bis 2 Fuß stark sind; oft findet man auch mehrere Särge neben einander in demselben Hügel. Wenn dagegen das Hauptgrab in einem Hügel eine verbrannte Leiche enthält, dann besteht die Grabkammer in der Regel nur aus einem kleinen, aus Steinplatten gebildeten Raume, der selten mehr als 2 Fuß lang und breit und 1 Fuß tief ist und in welchem die Knochen auf dem Boden liegen, seltener in einem Thongefäße niedergelegt sind. Rund um den Hügel kommen oft andere Begräbnißstellen vor, die mit wenigen Ausnahmen verbrannte Leichen enthalten, deren Ueberreste in Thongefäßen niedergelegt sind. In den großen Begräbnißräumen sind die reichsten Funde gemacht worden; es verdient bemerkt zu werden, daß in einem derselben eine Lanzenspitze aus Feuerstein und eine Streitaxt aus Grünstein gefunden wurde. Die kleinen Steinsärge dagegen enthalten in der Regel nur sehr dürftige Gegenstände.

Eine besondere Art Hügel sind die sogenannten Röser, das sind flach gewölbte, niedrige Steinhaufen mit oder ohne eine Erdschicht darüber; dieselben sind in erstaunlicher Anzahl vorhanden, so daß sich auf der kleinen Insel noch einige Tausende von diesen Hügeln nachweisen lassen. Diese Hügel sind während der Steinzeit und fast bis zum Schlusse der Broncezeit benutzt worden; während des ältesten Theiles der Eisenzeit kommen sie dann auch vor, scheinen dann aber während eines Zeitraumes, der kaum kürzer als 300 bis 400 Jahre gewesen sein kann, zu mangeln. An der äußersten Grenze der älteren Eisenzeit erscheinen sie dann wieder, wenn auch seltener, dagegen zeigen sie sich häufiger im mittleren Eisenalter und kommen noch manchmal in der jüngeren Eisenzeit bis zu ihrem Schlusse vor. Die kleinen Hügel der Broncezeit und der ältesten Eisenzeit haben in der Regel ein besonderes Gepräge, denn außer einer mehr oder minder dicken Erdschicht bestehen sie ganz aus aufgehäuften Handsteinen ohne Erde dazwischen und haben eine regelmäßige, flach gewölbte Oberfläche. Die Röser kommen im Gegensatze zu den Hügeln in den unfruchtbareren Gegenden vor. Amtmann Wedel und Lehrer Jörgensen haben gegen 200 Röser untersucht. Die von den Rösern eingeschlossenen Grabstellen sind wesentlich aus Steinplatten gebildet und enthalten Thongefäße mit verbrannten Knochen, die an keinen besonders bestimmten Orten untergebracht sind. „Während nun die aus Steinen gebildeten Räume gar keine und die Urnen nur ausnahmsweise Eisensachen enthalten, kommen dieselben bei den verbrannten Knochen ohne Grabbehältniß häufiger vor, ob sich die Knochen nun in einer Aschenschicht finden oder ohne solche niedergelegt sind. In den Brandflecken, die auf dem Boden der Röser als Central-Begräbnisse vorkommen, scheint das Eisen beinahe allein herrschend zu sein.“ Der Verfasser weist darauf hin, daß die in den Rösern gefundenen Gegenstände sehr oft im Alterthume zerbrochen worden sind, „und dieses Zerbrechen nimmt zu, je mehr man sich dem Eisenalter nähert, so daß dies in den Rösern mit Aschenschichten oder mit Brandflecken, wo die Ueberreste der ins Grab mitgegebenen Sachen sich rundum in der Asche zerstreut vorfinden, am meisten hervortritt. Es scheint außerdem, als wenn dann und wann nur einzelne Bruchstücke von Metallgegenständen mitgegeben sind, wie ein Stück von einem Ringe, von einer Nadel, oder ein kleines abgebrochenes Endchen von einem Broncedraht“.

Hier und dort auf der Insel sind auf flachem Felde Steinbehältnisse und Thongefäße mit gebrannten Knochen gefunden worden, die einzeln oder in ganz kleinen Gruppen niedergesetzt zu sein scheinen; auf verschiedenen Stellen sind jedoch Thongefäße mit gebrannten Knochen in beträchtlicher Anzahl gefunden worden, so daß dieselben also wirkliche Begräbnißplätze gebildet haben. Die meisten dieser Gräber enthalten keine Gegenstände aus Metall; wo dieselben sich aber finden, bestehen sie meistens aus Bronce und zeigen die Formen der Broncezeit; da indessen in einzelnen Urnen kleine Gegenstände aus Eisen gefunden worden sind, so beweist dies, daß die Benutzung solcher Urnen sich über die Grenzen der Broncezeit hinaus erstreckt.

Bezüglich der Thongefäße bemerkt der Verfasser: es sei „klar, daß, jedenfalls mit ganz vereinzelten Ausnahmen, keine Thongefäße von bestimmter Form fabricirt worden seien, um als Graburnen zu dienen, sondern daß man vielmehr dazu Gefäße von jeder beliebigen Form benutzt habe, also wahrscheinlich ganz dieselben Gefäße, die man in der täglichen Haushaltung brauchte“. Außer den verbrannten Knochen enthalten die Steinkammern und Thongefäße nur wenig Alterthümer; so weit man weiß, ist in einer Grabstelle auf flachem Felde niemals Eisen vorgekommen.

Eine ganz eigenthümliche Art von Begräbnißstellen aus dem Broncealter ist an der Südostküste gefunden worden; dieselben bestehen aus einer Gruppe an einander gelegter Pflastersteine oder ganz flachen Steinhaufen von Mannslänge und ungefähr 1½ Fuß Breite, unter welchen man lange Umrahmungen von aufrecht stehenden Steinplatten findet, die gebrannte Leichen und Alterthümer enthalten.

In seiner Uebersicht über das Zeitverhältniß der Grabformen zu einander bemerkt der Verfasser: daß man nicht unbedingt annehmen kann, daß die Grabstellen mit unverbrannten Leichen aus der Broncezeit älter sind, als die Begräbnisse mit verbrannten Leichen; auf Bornholm hat es sich gezeigt, daß erstere Art von Gräbern mit ganz wenigen Ausnahmen aus Grabhügeln stammt, aber ihre Anzahl ist zu gering, als daß die Bevölkerung während eines längeren Zeitraumes in Hügeln begraben worden sein kann. Der gemeine Mann muß auf eine weniger umständliche Weise begraben worden sein. Der Verfasser nimmt deshalb an, daß die Leichenverbrennung gewöhnliche Begräbnißform auf Bornholm geworden ist, als die Broncesachen überhaupt in allgemeineren Gebrauch daselbst kamen, während die wohlhabenderen Familien die Kosten der Aufführung der großen Hügel bestreiten konnten. Die Röser finden sich fast niemals in der Nähe der Erdhügel, sondern kommen entweder im Inneren der Insel am Rande der Haidestrecken, oder in Gegenden vor, welche im Alterthume mit schwer zugänglichem Dickicht bedeckt waren; der Verfasser schließt hieraus, daß die Röser von anderen Geschlechtern herstammen. Wenn es nun auch nicht bewiesen werden kann, daß mehrere der Röser bis zum Beginne der Broncezeit zurückreichen, so ist es doch, sagt der Verfasser, „wahrscheinlich, daß sie so weit zurückreichen, und daß viele derselben auf den Haidehügeln oder in den Wäldern schon

zu der Zeit vorhanden gewesen sind, als man auf dem flachen kultivirten Lande noch die verstorbenen Häuptlinge mit ihren Bronceschwertern in den großen Grabkammern der Erdhügel beerdigte".

Auf Bornholm sind auch außerhalb der Begräbnißstellen auf Feldern und in Mooren verschiedentlich größere oder kleinere Funde von Broncegegenständen gemacht worden, die, wie man annehmen muß, mit Absicht niedergelegt worden sind. Als eines der merkwürdigsten Beispiele führt der Verfasser einen beim Torfgraben im Valsmoor bei Simblegaard gemachten Fund an, welcher aus sechs zum Theil durch Feuer und Hammerschläge beschädigten Broncecelten, geschmolzenen Bruchstücken von mehreren anderen, zehn ganzen und mehreren Bruchstücken von geschmolzenen Armringen, zwei großen Haarnadeln und einer Pincette bestand. Alle diese Gegenstände sind aus Bronce gefertigt. In demselben Moore ist ein Fund von ganzen und zerbrochenen eisernen Waffen aus der älteren Eisenzeit gemacht worden. Entgegen der Ansicht anderer Forscher nimmt der Verfasser an, daß diese Sachen mit mehreren Jahrhunderten Zwischenraum in dem damaligen See niedergelegt worden sind.

Was nun die Alterthümer aus der Broncezeit betrifft, so weichen die auf Bornholm gefundenen nur mit wenigen Ausnahmen von denen des übrigen Dänemark ab. Schwerter scheinen nur in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen vorzukommen. Es sind bis jetzt 25 Schwerter, 26 Dolche, 56 Messer, aber nur 3 Lanzenspitzen und 2 Pfeilspitzen gefunden worden, von „Paalstäben" sind 6 in Männergräbern gefunden worden, so daß man dieselben wohl zunächst für Waffen ansehen muß; auf freiem Felde sind 9 Stück gefunden worden. Von Hohlceelten sind 10 Exemplare gefunden, davon jedoch nicht eins in einem Grabe. Von den verschiedenen Schmuckgegenständen müssen besonders große rhomboidische Fibeln erwähnt werden, deren Platten mitunter eine Länge von 6 Zoll und eine Breite von 3 Zoll erreichen und häufig mit Spiral-, Wellen- und Zickzacklinien verziert sind. Diese Fibeln, die sich häufig durch ihre schöne Arbeit auszeichnen, sind eigenthümlich für Bornholm; im Uebrigen gleichen die Schmuckgegenstände den auf anderen Stellen in Dänemark gefundenen, jedoch bilden eine Menge kleiner in einander gesteckter Schalen von Herzmuschel, die in einer Röse gefunden sind, und wahrscheinlich ein Halsband gebildet haben, sowie 37 Perlen aus grünem Glase eine Ausnahme.

Bornholm hat noch jetzt ungefähr 350 Bautasteine, wovon gegen 150 umgefallen sind; es sind aber einmal wenigstens 600 vorhanden gewesen, von denen die meisten in Gruppen errichtet waren. Nur ein Bautastein steht noch auf einem Hügel, dem ansehnlichen „Baunehöi" im Kirchspiele Nyker; wie aber bekannt ist, waren früher noch 18 andere Hügel mit Bautasteinen ausgestattet, auch sind am Fuße von 8 solchen Hügeln dergleichen Steine errichtet gewesen. Diese Bautasteine gehören also dem Broncealter an, später treten sie im mittleren und dem jüngeren Eisenalter wieder auf.

„Helleristninger" kommen häufig gleichfalls auf der Insel vor und viel häufiger als in dem übrigen Dänemark; sie sind meistens auf lose Steinblöcke eingehauen oder eingeschliffen, während 20 auf festen Klippenflächen vorkommen. In dem Kirchspiele Nylars sind allein 39, in Oestermarie 13 und auf der ganzen Insel ungefähr 90 Helleristninger bekannt. Die „schalenförmigen" Vertiefungen sind die gewöhnlichsten, aber Schiffsabbildungen, Räder mit einem Kreuz und Fußsohlenvertiefungen kommen nicht selten vor, wogegen Abbildungen von Menschen bisher nur dreimal nachgewiesen sind. Auf einem Bautasteine bei Grödeby finden sich schalenförmige Vertiefungen so angebracht, daß sie auf dem Steine eingehauen sein müssen, bevor derselbe als Bautastein errichtet wurde. Hinsichtlich der Lebensverhältnisse der Bevölkerung bemerkt der Verfasser, daß ein Vergleich zwischen den mächtigen Grabhügeln und den unzähligen kleinen Grabkisten oder Urnen auf flachem Felde unverkennbar ergiebt, daß die Lebensbedingungen sehr ungleich gewesen sein müssen. Der Umstand, daß die Hügel häufig in Gruppen von 4, 6, 9 oder mehr Stück vorkommen, deutet darauf hin, daß die besonderen Verhältnisse, welche die Errichtung der Hügel bedingten, bei den Bewohnern desselben Wohnplatzes während eines längeren Zeitraumes vorhanden gewesen sind, wahrscheinlich also bei einer und derselben Familie mehrere Generationen hindurch. Der Unterschied in den Grabformen kann durch die Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse nicht hinlänglich erklärt werden, denn die Centralgräber in den älteren Hügeln scheinen immer für unverbrannte Leichen eingerichtet gewesen zu sein, während die kleineren Begräbnißplätze verbrannte Knochen enthalten. Nach der Meinung des Verfassers ist die Leichenverbrennung kostbarer gewesen als die Bestattung unverbrannter Leichen, und deshalb müsse angenommen werden, daß der Grund, weshalb die Leichen in den Hügeln unverbrannt begraben worden, obwohl die Leichenverbrennung allgemeiner geworden war, der gewesen ist, daß diejenigen, welche die Hügel errichteten, wenigstens für die Hauptperson der Familie die aus der Vorzeit überkommene Tradition bewahren wollten. Bezüglich der Röser ist zu konstatiren, daß nach und nach dieselben kleiner, aber so zahlreich werden, daß sie von allen, auch von den weniger wohlhabenden Familien benutzt sein müssen.

Die große Menge Gräber zeugt davon, daß Bornholm in der Broncezeit sehr dicht bevölkert, und der Ackerbau ausgedehnt betrieben sein muß; es scheint auch, daß lebhafte Handelsverbindungen mit dem Auslande geherrscht haben müssen, denn theils muß das nöthige Metall eingeführt worden sein, und theils sprechen die Formen der Waffen und Schmucksachen dafür, daß Einflüsse aus südlicheren Ländern sich geltend gemacht haben. Die schönen inner- und außerhalb der Gräber gefundenen Broncegegenstände sind wahrscheinlich auf der Insel selbst verfertigt und legen somit ein Zeugniß ab für die industrielle Tüchtigkeit der Bevölkerung. Jedenfalls sind aber dort die eigenthümlichen Fibeln verfertigt, welche sonst nirgends vorkommen.

Kürzere Mittheilungen.

W. Kobelt's Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis.

Aus dem vorigen Bande sind unseren Lesern gewiß noch die anziehenden algerischen Reiseskizzen Dr. W. Kobelt's im Gedächtnisse, in denen dieser vielseitig gebildete Arzt und Naturforscher einzelne Theile seiner Reise von 1884 vorführte. Ihnen hat er jetzt zusammenhängende „Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis" (Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1885; Preis 10 Mk.) folgen lassen, die wir unserem Leserkreise mit voller Ueberzeugung als ein frisch geschriebenes, die werthvollsten Beobachtungen enthaltendes, treffliches Buch empfehlen. Auch jeder, der aus touristischen oder Gesundheitsrücksichten Nordafrika aufsucht, wird darin eine Anzahl wohl zu beherzigender Winke finden. Der Verfasser versteht es vortrefflich, den verschiedensten Ansprüchen, die man an ein solches Reisewerk stellen kann, gerecht zu werden: seine Bemerkungen über die Thierwelt sind ebenso lehrreich, wie die über die Flora, wenn er auch seine geringen botanischen Kenntnisse beklagt, und ethnographische Fragen behandelt er ebenso gewandt, wie koloniale und handelspolitische. Führen wir einige Beispiele an von den zahlreichen neuen und interessanten Mittheilungen, welche dies Buch darbietet, dessen flotte und unterhaltende Schreibweise von den vorangegangenen ernsten Studien nicht viel merken läßt.

So erfahren wir, was die Thierwelt anlangt, daß Giftschlangen in Nordafrika verhältnißmäßig selten sind; die Häufigkeit der Vipern z. B. ist unvergleichlich geringer als am Südabhange der Alpen und im Apennin, ja sogar an manchen Stellen in Deutschland. Der Löwe ist aus Algerien fast verschwunden; er ist vor der vordringenden Civilisation und den gezogenen Büchsen der Kolonisten zurückgewichen. Panther sind noch häufiger, aber weniger schädlich, weil sie sich mit wilden Schweinen und anderem Wilde begnügen. Wie selten die großen Katzen geworden sind, beweist am besten, daß wenigstens 300 bis 400 Francs für ihre Felle, für große Löwenhäute sogar das Doppelte gezahlt werden. — Von großem Werthe für das übervölkerte und wenig fruchtbare Kabylenland ist die Bienenzucht; es giebt Eigenthümer mit mehr als 500 Stöcken, und das Aufsuchen wilder Stöcke und durchgegangener Schwärme wird von einzelnen Kabylen handwerksmäßig betrieben. Auffallend arm ist dagegen Algerien an echten Flußfischen; außer Barbe und Aal findet man nur im Wed Zhaur eine Forellenart. Neuerdings hat man dann in den Teichen und Kanälen der Metidschaebene mit Erfolg unseren Karpfen angesiedelt. Ein Haupthinderniß für die künstliche Fischzucht sind die Wasserschildkröten, welche die junge Brut wegfangen. Von weittragender Bedeutung für die physikalische Geographie sind die Beobachtungen Kobelt's über die Schneckenfauna der Depression im südlichen Tunesien und Algerien. Bestand dort früher einmal wirklich ein bedeutenderer Golf, und nicht nur ein ausgedehnter Binnensee, in dessen Brakwasser sich nur die gemeine Herzmuschel erhalten konnte, so mußten in seinem Küstenumfange sich bestimmt auch die Schneckenarten, besonders die Helix aus der Gruppe der Xerophila finden, welche man allenthalben im ganzen Umfange des Mittelmeeres beobachtet. Das war aber keineswegs der Fall; die drei Arten, die Kobelt antraf, gehörten nicht zur mittelmeerischen Strandfauna, und damit sinkt der Tritonsgolf für ihn wenigstens zu einem ausgedehnten Schott herab, welchen der Wed Biskra, der Wed Dschedi und die nach Norden fließenden Gewässer aus den Hoggar-Bergen speisten, und welcher vermuthlich einen Ausgang ins Mittelmeer hatte. — Noch eine andere Frage von geologischer Bedeutung wird von Kobelt auf Grund der Schneckenfauna erörtert. Er fand (S. 408) bei Porto Farina, wo man sich Westsicilien am nächsten befindet, einen schroffen Unterschied zwischen den beiderseitigen Schnecken. Das macht die Hypothese von einem ehemaligen Landzusammenhange sehr unsicher; hat jemals eine Verbindung bestanden, so muß sie nicht Folge einer Hebung gewesen sein, sondern die Form eines Tiefthales, vielleicht von einem schmalen Meeresarme durchschnitten, gehabt haben, so daß eine Vermischung der beiderseitigen Schneckenfauna ausgeschlossen blieb. Merkwürdig wäre aber auch dann noch die nahezu vollständige Verschiedenheit in der Säugethierfauna.

Von nicht geringerem Interesse sind die zahlreich eingeflochtenen Bemerkungen über die Vegetation, vor allem die Schilderung des Jardin d'essai von Hamma bei Algier, jener jetzt vernachlässigten Schöpfung Hardy's zur Akklimatisirung tropischer Zier- und Nutzpflanzen. Sehr gut hat sich der Eucalyptus (S. 32 ff.) eingewöhnt, wenigstens im westlichen Mittelmeerbecken, während er im östlichen, z. B. in Cypern, nicht gedeihen will. Auch wenn dieser Baum nicht ein Mittel gegen das Fieber sein sollte, was ja neuerdings vielfach bestritten wird, so ist er doch wegen seines raschen Wachsthumes als Schattenspender in dem baumarmen Algerien von dem größten Nutzen. 1866 wurde das erste Exemplar im Akklimatisationsgarten angepflanzt, und heute schon stehen an der Straße nach Aumale meterdicke Stämme; die Zahl der in ganz Algerien angepflanzten Stämme belief sich schon 1878 auf über zwei Millionen. Unter ihnen herrscht Eucalyptus globulus vor, doch sieht man auch einige andere Arten häufig und besonders in rauheren Lagen werden mit Vorliebe die frostharten Sorten, wie Eucalyptus coriaceus und Eucalyptus robustus gepflanzt. Dabei liefern fünfjährige Stämme schon ausgezeichnete Telegraphenstangen, zehnjährige Bahnschwellen. Heute schon haben die Eucalypten den ganzen Charakter der Landschaft verändert; wie wird es erst aussehen, wenn sie einmal, wie in ihren heimathlichen Wäldern in Südaustralien und Tasmanien, ihre volle Höhe von 100 Meter und darüber erreicht haben werden!

Die während des amerikanischen Secessionskrieges so viel gebaute Baumwolle ist jetzt fast ganz wieder aus Algerien verschwunden. Tabak (S. 35) gedeiht vorzüglich; da aber wegen des Monopols nur der Staat als Käufer auftritt und jährlich nur circa drei Millionen Kilogramm kauft, so kann sich sein Anbau natürlich nicht entwickeln. — Merkwürdig ist, daß Algerien, wie überhaupt die (westlichen) Mittelmeerländer, in Hinsicht auf ihre eigensten Produkte, die Agrumen und Olivenöl, unter der Konkurrenz der Vereinigten Staaten zu leiden beginnen. Früher kamen zu jeder Ernte die schnellsegelnden Klipper herüber ins Mittelmeer und verluden ungeheure Quantitäten, jetzt decken Florida und Kalifornien den amerikanischen Bedarf und machen selbst auf anderen Märkten dem Mittelmeere den Absatz schwer.

Es wäre leicht, diese interessanten Beispiele zu vermehren; aber der Mangel an Raum nöthigt uns, auf anderes nur kurz hinzuweisen; so auf die allmähliche Verbreitung des mexikanischen Kaktus in Nordafrika (S. 50); auf den Nachweis, daß Nordafrika wahrscheinlich die Heimat des Mandelbaumes ist (S. 64); auf die eigenthümliche Verbreitung von Chamaerops humilis, welche im östlichen Mittelmeerbecken fehlt (S. 74); auf den Nutzen, den der Oelbaum in Algerien schaffen könnte, wo die Kolonisten seinem Anbaue abgeneigt sind, weil sie ihn nicht kennen (S. 206); auf die

Bemerkungen über den Oleander (S. 210), die Cedern (S. 318), die Südgrenze des Weinstockes bei Biskra (S. 351) u. s. w.

Für ethnographische Fragen sind Algerien und Tunesien ein ganz besonders fruchtbarer Boden, und Kobelt behandelt dieselben, wie uns scheint, mit besonderem Geschicke. Die Mauren erklärt er (S. 157) für die Nachkommen der romanisirten Städtebewohner und Ackerbauer Nordafrikas, die freilich heute ganz arabisirt sind. Araber waren gewiß nicht im Stande, die Alhambra und die Prachtbauten in den nordafrikanischen Residenzen zu schaffen; wohl aber bargen die romanisirten Urbewohner Kulturelemente genug in sich, um in den mohammedanischen Staaten Spaniens und Nordafrikas Künste und Wissenschaften auf solch hohe Stufe zu heben. Ganz vortrefflich ist Kobelt's Charakteristik und Gegenüberstellung der ursprünglichen Berber und der zugewanderten Araber, deren Einfluß in Nordafrika ihm zu Folge meist bedeutend überschätzt wird, und die jetzt nach 800 Jahren auf dem besten Wege sind, in der berberischen Urbevölkerung wiederum aufzugehen. Jeder wird mit hohem Interesse das 11. Kapitel („Die Kabylen des Dschurdschura") lesen, auch wenn es nicht durchweg auf eigener Beobachtung des Verfassers beruht. Es ist die Schilderung eines fleißigen, nüchternen, urdemokratischen Volkes, dessen Gemeindeeinrichtungen denen deutscher Stämme überraschend ähnlich sind. Während der Araber ein geborener Legitimist ist, ist der Berber fast Anarchist, hat es nie zu Staatenbildung und Nationalbewußtsein gebracht, kennt nur seine Gemeinde und sein Geschlecht. Merkwürdig ist die vorzügliche Regelung des Gastrechtes, der Armenpflege, des Wasser- und Wegerechtes und die Heilighaltung des Schutzrechtes. Kobelt stellt diesem noch unverbrauchten, kräftigen Naturvolke ein günstiges Prognostikon, ja er hält es für nicht unmöglich, daß es nochmals den Kampf mit Europa aufnimmt und seine Unabhängigkeit erringt; „aber wenn das geschieht, wird das Berbervolk auch so weit fortgeschritten sein, daß die Menschheit keine Einbuße dadurch erleidet und der freie Kabyle wird sich der civilisirten Menschheit als nützliches Glied einfügen."

Wir brechen hier ab, aber nicht ohne unseren Lesern nochmals die „Reiseerinnerungen" als eines der gehaltvollsten Reisewerke der letzten Jahre warm zu empfehlen. Wenn doch nur ein kleiner Bruchtheil der mit vielen Kosten in ferne Welttheile geschickten „Forschungsreisenden" halb so viel Vorbildung besäße, als der Verfasser dieser „Reiseerinnerungen"!

Die trüben Aussichten des Congo-Staates.

Von mehr als einer unparteiischen Seite wird jetzt das Luftschloß des Congo-Staates einer einschneidenden Kritik unterzogen, wobei Stanley's Buch und seine Wahrheitsliebe nicht allzu glimpflich fortkommen. So schreibt Dr. Wolff von der deutschen Congo-Expedition (Mitth. der afrikan. Ges. in Deutschland IV, Heft 6, S. 365): „Das Klima ist überall am Congo bis Stanley Pool hin sehr schlecht für Weiße, und wenn Jemand, der die Verhältnisse am Congo genau kennen sollte, behauptet, daß das Klima gesund und die Leute, die am Congo krank werden und sterben, meist selbst schuld an ihrem Tode wegen übermäßigen Genusses der Alkoholika seien (dies bezieht sich auf das 35. Kapitel von Stanley's „Der Congo ꝛc." Red.), so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen, denn es kann ihm nicht unbekannt sein, daß Missionare in gleich großer Anzahl krank werden und sterben, wie Kaufleute und sonstige dort angestellte Leute, und von ersteren kann man wohl behaupten, daß sie mit ganz geringen Ausnahmen in Bezug auf Alkoholika sehr enthaltsam leben, hingegen sonst, soweit möglich, mit allem Komfort versehen sind. Daß von der Küste nach dem Pool zu das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier (in S. Salvador) ein allgemein angenommener Erfahrungssatz; daß andererseits die Möglichkeit, sich Alkoholika zu verschaffen, stetig abnimmt, je weiter man sich von der Küste entfernt, brauche ich nicht zu erwähnen." Dasselbe schreibt (a. a. O., S. 375) Lieutenant Kund, der hinzufügt, daß unter den Mitgliedern der Association die Sterblichkeit 25 Procent im Jahre beträgt. Auch sein Urtheil über die Association ist hart. „Die Missionare, welche ihn (den Weg von Tunduva auf dem Südufer des Congo nach dem Pool) zuerst gegangen sind, fanden die Bevölkerung durchaus freundlich und entgegenkommend. Nachdem sie ihre Stationen gebaut hatten, kam die Association und erkannte, daß hier der nächste direkte Weg nach Pool führe, nicht auf dem Nordufer. Vortheile haben die Stationen der Association dem freien Verkehre bis jetzt nicht gebracht. Zunächst vertheuerten sie die Lebensmittel außerordentlich. Dann folgten Streitigkeiten mit den Eingeborenen, die die Missionare durchaus zu vermeiden verstanden hatten. Augenblicklich (April 1885) ist der Weg zwischen hier und Pool (fünf Tagemärsche) durch Krieg zwischen der Association und den Eingeborenen gesperrt." Und weiterhin bezeichnet Lieutenant Kund es als das beste Mittel, um die Eingeborenen versöhnlich zu stimmen, im Lande zu verbreiten, daß man nichts mit Stanley zu thun habe!

Die weiteste Verbreitung fanden dann neuerdings durch die „Gartenlaube" (1885, Nr. 43 ff.) die „Offenen Briefe an Henry M. Stanley", von Dr. Pechuël-Lösche, den Stanley in seinem letzten Buche in unqualificirbarer Weise angegriffen hatte. Noch ausführlicher hat sich dann der deutsche Reisende in einer eben erschienenen Broschüre: „Herr Stanley und das Congo-Unternehmen" (Leipzig, E. Keil's Nachfolger, 1885) ausgesprochen und, indem er von der ihm aufgezwungenen Vertheidigung zum Angriffe überging, dem Amerikaner und seiner Gründung die Maske ganz vom Gesichte gerissen. Die Verwirrung bei der Expedition muß geradezu grenzenlos gewesen sein. Ihre Mitglieder litten oft geradezu Hunger, während Stanley sich seine Proviantkisten unausgesetzt direkt von London zusenden ließ; er wenigstens verließ sich nicht auf die Hülfsmittel des viel gerühmten Congo-Gebietes. Pechuël-Lösche wirft ihm ferner (S. 21) rücksichtslosen Egoismus, ausgeprägte Hartherzigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit vor, sagen wir kurz Lügenhaftigkeit; wenn auch nur ein Theil von Dem, was unser Landsmann behauptet, wahr ist — und wir haben keinen Grund, auch nur die geringste seiner durch Dokumente belegten Angaben zu bezweifeln — so ist selten in einem Buche mehr zusammengelogen worden, als in Stanley's „Congo". Aber die Wahrheit triumphirt rascher, als er selbst wohl geglaubt hat: geradezu vernichtend für sein Lügengewebe ist namentlich auch der Bericht Tisdel's an die Unionsregierung. Lüge ist das friedliche Vordringen der Association; denn bis auf den heutigen Tag wird dort Blut, viel Blut vergossen. Lüge ist, daß Stanley mehr vom Congobecken kennt, als die Ufer des Hauptstromes und einiger seiner Zuflüsse; Lüge, daß es dort unermeßliche Schätze an Elfenbein giebt; eitel Schwindel, was er über die Bevölkerungsmenge des Congo-Staates, über dessen Naturprodukte und deren Menge, über seine eigenen 400 Ortsbestimmungen, über die niemals befahrene Eisenbahn bei Vivi, über seine Philanthropie ꝛc. in die Welt hinausposaunt! Eine der schlimmsten und faulsten „Gründungen" der Neuzeit ist dieser Congo-Staat — und wehe dem Kapitalisten, welcher sein Geld, wehe dem Landmanne, welcher seine Kraft und seine Mittel dort zur Geltung zu bringen versuchen möchte. „Seit sechs Jahren — so schließt Dr. Pechuël-Lösche seine höchst beachtenswerthe Entgegnung — ist eine Association bemüht gewesen, mit den Mitteln, die ein hochherziger König bewilligte, scheinbar jenes (auf der internationalen Konferenz zu Brüssel aufgestellte) Programm zu erfüllen, während sie sich in Wirklichkeit nicht um dasselbe bekümmerte. Ein Freistaat in Afrika ist endlich anerkannt worden, welcher 10 Breiten- und 14 Längengrade umfaßt. Er besteht aus einer Anzahl

Grenzlinien auf der Karte, welche je nach den mit den verschiedenen anerkennenden Staaten abgeschlossenen Verträgen verschieden verlaufen. Sie bilden einen Rahmen um ein ungeheures Unbekanntes, in welches mitten hinein eine Verbindungslinie geführt worden ist. An dieser sind unterschiedliche Stationen errichtet worden, ohne festen Zusammenhang mit einander. Rings um sie dehnt sich Afrika, unverändert, unbekannt. Auf ihnen befinden sich je einige Europäer und eine Abtheilung aus anderen Gebieten eingeführter Afrikaner. Sie alle sind ausgezeichnet bewaffnet und üben eine Art Autorität aus — so weit ihre Gewehre tragen. Was zu ihrer Existenz nothwendig ist, beziehen sie von Europa. Das ist der Congo-Freistaat. Nichts kennt man von ihm, als das hier Angeführte. Man kennt nicht seine Bodenform, noch seine Bodenbeschaffenheit, nicht seine Vegetation, kein Klima, seine Erzeugnisse, nicht seine natürlichen Verkehrslinien und seine Bevölkerung. Man hat noch nicht erprobt, welche Nähr- und Handelsgewächse mit Vortheil anzubauen sind.

„Es ist ein Staat ohne Bürger, die begreifen könnten, was er bedeuten soll, ja, daß er überhaupt existirt. Er besitzt keine Gesetze, keine Gewalt, keine Organe der öffentlichen Ordnung, keine Mittel, sich mit seinen Unterthanen, soviel deren überhaupt vorhanden sein können, zu verständigen. Er vermag Niemand Schutz zu gewähren, keine Rechte zu sichern, keine Pflichten aufzuerlegen. Es ist ein Staat, der gerade aller der Elemente entbehrt, die das Kriterium eines Staatswesens bilden.

„Welche Zukunft hat ein solches Gebilde? Welche Zukunft kann ihm beschieden sein? Seine Einkünfte fließen einzig und allein aus Europa, sind ein Geschenk und können höchstens genügen, das Bestehende zu erhalten. Handel kann im unsicheren Inneren nicht in gewinnbringender Weise betrieben werden. Pflanzer können nicht daran denken, ihre Kapitalien, ihre Arbeitskraft im fernen Unbekannten zu verwenden, so lange Küstengebiete ihnen größere Vortheile bieten."

Darum schlägt Dr. Pechuël-Lösche vor, die Stationen zur Aufnahme von Fachleuten herzurichten, deren wissenschaftliche Forschungen die künftige Ausbeutung des Inneren zweckentsprechend vorbereiten müssen. Wir zweifeln, daß er damit Erfolg haben wird. Aber Dank gebührt ihm für den Muth und die Offenheit, mit welcher er dem frechen Schwindel gegenübergetreten ist, und wenn er von der Gemeinheit deshalb mit Schmutz beworfen werden wird, so tröste ihn das Bewußtsein, daß allüberall zuletzt doch die Wahrheit siegt, und daß der Gedanke, ihr gedient zu haben, über Vieles hinweghilft!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Hahn, Dr. F. G., Die Städte der norddeutschen Tiefebene in ihrer Beziehung zur Bodengestaltung. (Drittes Heft der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart, Engelhorn, 1885. 76 S.) Das dritte Heft der Forschungen zur deutschen Landeskunde schließt sich würdig an die beiden früheren an. Der Verfasser untersucht die Lage der Städte der norddeutschen Tiefebene und die Bedingungen, denen sie ihre Gründung und Bedeutung verdanken. Von den drei Kapiteln behandelt das erste den Einfluß der Flußniederungen und Sümpfe, an deren Uebergangsstellen Brückenstädte entstanden, wie Berlin, Breslau, Magdeburg, Bremen, während an ihren Vereinigungen nur hier und da Festungsstädte gegründet wurden. Das zweite bespricht die Bedeutung der Höhenrücken in der norddeutschen Tiefebene, welche zur Anlage der Randstädte am Rande ausgedehnter Niederungen, besonders der Marschen, und wo Seen von einiger Bedeutung vorhanden sind, zur Gründung fester Städte an geschützten Uferstellen Veranlassung gaben und hauptsächlich den Lauf der ältesten Verkehrsstraßen bedingten. Das dritte Kapitel bespricht endlich die Küstenstädte und deren Abhängigkeit von der Küstenbildung, dem Herantreten fester Landstrecken an die Küste, von Buchten und Flußmündungen. Eines Auszuges ist das Büchlein leider nicht fähig und müssen wir unsere Leser wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten auf es selbst verweisen. Ko.

— Die Wirren auf der Balkanhalbinsel lassen vielfach den Wunsch nach einer guten, auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Karte auftauchen, und für einen solchen Fall sei unseren Lesern als die weitaus beste empfohlen die „Generalkarte der südosteuropäischen Halbinsel" von Heinrich Kiepert, dem ersten Kenner des Orients, dessen Hilfe bei der Bearbeitung einer neuen großen Karte von Griechenland z. B. selbst eine Staatsanstalt, wie das militär-geographische Institut in Wien, unlängst in Anspruch genommen hat. Die Karte der südosteuropäischen Halbinsel ist eben in zweiter, vielfach verbesserter Auflage erschienen (drei Blatt; Berlin, D. Reimer, 1885; Preis 4,50 Mk.).

— Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1880 hatte Schweden 4 565 660 Einwohner, wovon folgenden Hauptgruppen angehörten: der Landwirthschaft 3 078 274 = 67,4 Proc., Industrie 810 341 = 17,8 Proc., Handel und Transportwesen 326 091 = 7,1 Proc., Verwaltung und Landesvertheidigung 281 311 = 6,2 Proc., Unterrichtswesen &c. 49 644 = 1,1 Proc., Kranken- und Armenpflege 19 999 = 0,4 Proc.

Afrika.

— Potzig, C. A., Die afrikanische Konferenz und der Congo-Staat. In „Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen", Band XIV, S. 1 bis 3.

Der Verfasser ist ein Kolonialenthusiast, der heute noch von einem unendlichen Produktenreichthume Innerafrikas träumt und im sogenannten Lüderitzlande den archimedischen Punkt sieht, von welchem aus das Deutsche Reich seinen Hebel ansetzt, um die Herrschaft der „Atlantischen Gruppe" der Seemächte aus den Angeln zu heben. Mit der nöthigen Vorsicht angewandt, ist übrigens das Büchlein als historische Darstellung der Konferenzverhandlungen leidlich brauchbar.

— Der Sultan von Marokko hat einem Spanier die Genehmigung zur Errichtung einer Telegraphenleitung im Inneren von Marokko ertheilt.

— Ein Unternehmen, von welchem sich die noch recht im Argen liegende Kartographie Ostafrikas große Förderung versprechen darf, ist die vom Deutschen Reiche, England und Frankreich gemeinsam in die Hand genommene Regelung des Gebietes des Sultans von Zanzibar auf dem Festlande. Der französische Bevollmächtigte ist bereits in Zanzibar eingetroffen, der englische, der durch seine Aufnahmen in Palästina und Cypern bekannte Oberstlieutenant Kitchener, wird gegen Ende November dort erwartet.

— Der bekannte, der Baptistenmission in Leopoldville gehörige Dampfer „Peace" hat mit Mr. Grenfell und dem deutschen Lieutenant von François an Bord in der ersten Hälfte des August eine neue Fahrt Congo aufwärts angetreten, deren Ziel nicht bekannt ist, welche aber voraussichtlich unsere Kenntniß des Congosystems wiederum erweitern wird. — Leider ist Grenfell's frühere Aufnahme des großen nördlichen Congo-Zuflusses, des Mobangi, den man für den Unterlauf des Uëlle hält, in unvollständigem Zustande nach Europa gelangt und konnte deshalb bisher noch nicht veröffentlicht werden.

— Ueber J. Thomson's Expedition nach Sokoto (vergl. oben S. 351) gehen uns aus England Privatnachrichten zu, wonach der Reisende mit dem Sultan von Sokoto, bekanntlich dem geistlichen Oberhaupte der sämmtlichen Fulbe-Staaten, einen Vertrag abgeschlossen hat, in Folge dessen die African Company in Liverpool ihm jährlich 1200 Pfd. St. zahlt, wohingegen die englische Gesellschaft sich eines Handelsmonopoles in seinen sämmtlichen Ländern erfreuen soll. (Das würde wohl theilweise der Niger-Schiffahrtsakte, Artikel 26 der Generalakte der Berliner Konferenz widersprechen!) Was wird da — fragt unser englischer Korrespondent — die Flegel'sche Gesellschaft anfangen, zudem die englische Gesellschaft den Grund und Boden längs des ganzen Niger und des Benuë, soweit dieselben schiffbar sind, erwarben haben will? (Dem ist zu entgegnen, daß Flegel's Hauptbestreben jetzt dahin geht, eine Verbindung zwischen dem südlichen Adamaua und den deutschen Besitzungen von Camerun herzustellen, wobei der Niger und Benuë nicht so bedeutend ins Gewicht fallen. Red.) Buonfanti, berichtet er weiter, hat seine große Reise wohl nicht gemacht; in Sokoto, wo Thomson sich nach ihm erkundigte, war er nicht gesehen worden. Die reichen Geschenke, welche Thomson dem Sultan übergab, brachten denselben vollständig aus dem Häuschen; so reiche Dinge hatte er noch nie gesehen. Es befanden sich darunter auch blau-roth-weiße Sonnenschirme mit goldenen Quasten, welche von der ehemaligen französischen Niger-Expedition für Geschenke bestimmt worden waren.

Nordamerika.

— Der Zollkutter „Corvin" ist am 12. Oktober in San Francisco angelangt und hat günstige Nachrichten über die Forschungen in Alaska mitgebracht. An Bord befanden sich Lieutenant Allen mit seinen Begleitern, welche im vorigen Jahre den Atnah River hinaufgegangen waren, um vermittelst des Tananah den Yukon zu erreichen; sie haben ihr Projekt glücklich ausgeführt und den Yukon bis zu seiner Mündung verfolgt, was Lieutenant Abercrombie mit seinen Begleitern vergeblich versucht hatte. Ferner brachte der Kutter die Herren Garland und Beatty mit, welche vom Mackenzie aus zum Yukon und diesen hinab vorgedrungen waren. Auch die Officiere des „Corvin" machten verschiedene wichtige Exkursionen, über welche die Details noch abzuwarten sind. Der Noatok, den man für einen wichtigen Strom hielt, hat die auf ihn gesetzten Erwartungen getäuscht. Die Saison in Alaska ist sowohl für die Waljäger wie für die Pelzhändler und auch für die Landbauer günstig gewesen; in Kadiak hat man eine gute Kartoffelernte erzielt; nur die Fischereien klagen über unlohnende Preise. Dagegen geben die Goldgruben der Treadwell oder Paris Mine in Südwest-Alaska sehr günstige Resultate, und man beabsichtigt, dadurch aufgemuntert, auch die Goldbergwerke bei Sitka wieder in Betrieb zu setzen. („Science".)

— Am Sonnabend, den 7. November, wurde in aller Stille der letzte Nagel an der kanadischen Pacific-Eisenbahn unweit Farwell in Britisch-Columbia eingeschlagen, und Quebec ist nun mit dem Stillen Ocean durch Schienen verbunden. Versuchsweise ist bereits ein Zug über die ganze Strecke von Montreal bis Vancouver, wo er am 8. November eintraf, gelaufen, und zwar mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 24 englischen Meilen in der Stunde, die Haltezeiten eingerechnet.

Polargebiete.

— Wie „Science" mittheilt, fand am 9. Oktober gelegentlich des Meetings des Naval Institute in Annapolis eine sehr interessante Diskussion über die Frage der arktischen Expeditionen statt, in welche eine Anzahl bedeutender Polarforscher mündlich und schriftlich eingriffen. Lieutenant Danenhower von der „Jeannette" sprach sich entschieden gegen jeden ferneren Versuch aus, über den 85. Breitengrad vorzudringen. Melville, Sir Geo. Nares, Lieutenant Greely, Markham und Bessels stimmten ihm entschieden bei, während Professor Nourse und Dr. Rink fernere Expeditionen befürworteten. Weitere Beobachtungen in hohen Breiten wurden dagegen entschieden befürwortet, und besonders trat Markham energisch gegen die Ansicht Danenhower's auf, daß die meteorologischen Vorgänge innerhalb des Polargebietes nicht wesentlich von denen außerhalb desselben verschieden seien. Einstimmig war man aber in der Verurtheilung von Expeditionen, welche nur den Zweck haben, die Flagge irgend eines Landes am Pole oder möglichst nahe demselben aufzupflanzen.

— Die kürzlich nach Dundee zurückgekehrten Walfischfänger berichten, daß sie in diesem Sommer in Prince Regent Inlet mit 70 Eskimos zusammengetroffen sind, von denen viele europäische Kleidungsstücke trugen und reich mit Tabak versehen waren. Wie sich herausstellte, haben die Eskimos die Depots entdeckt, welche von jener Expedition auf Beechy Island errichtet worden waren, die zur Aufsuchung der Expedition Franklin's ausgesandt wurde. Die Eskimos waren sehr stolz über ihre europäische Kleidung, besonders aber über die Stiefel.

— Die British Association hat bei ihrer diesjährigen Tagung in Aberdeen ein Antarktisches Comité ernannt, welches auf die Nothwendigkeit, in den antarktischen Gebieten weitere Untersuchungen anzustellen, nachdem seit den letzten beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen ist, aufmerksam machen soll. Admiral Sir Erasmus Ommanney ist Sekretär des Comités, zu welchem außerdem Sir Joseph Hooker, Sir George Nares, John Murray, General J. T. Walker, Admiral Sir Leopold M'Clintack, Dr. W. B. Carpenter und Clements Markham gehören.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

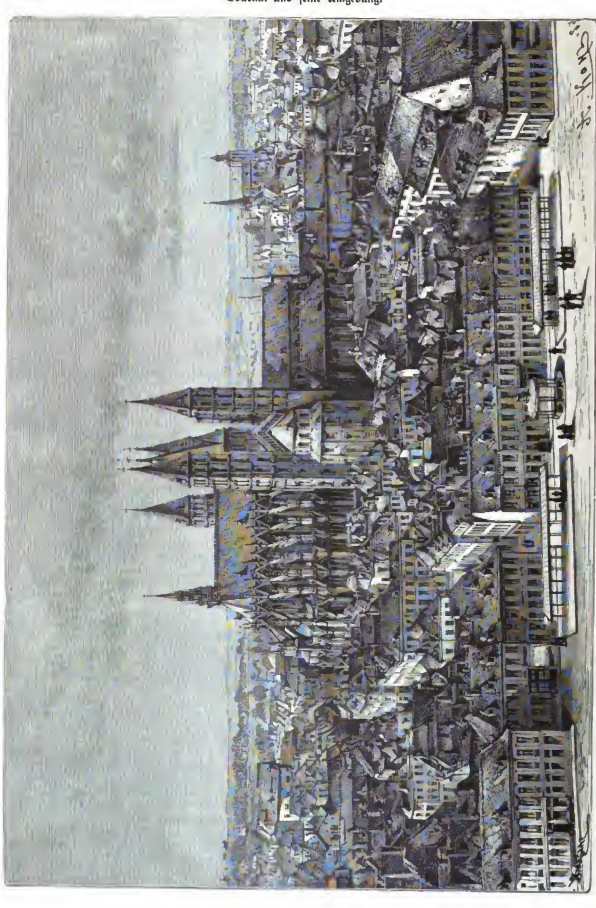
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1885.

Tournai und seine Umgebung.

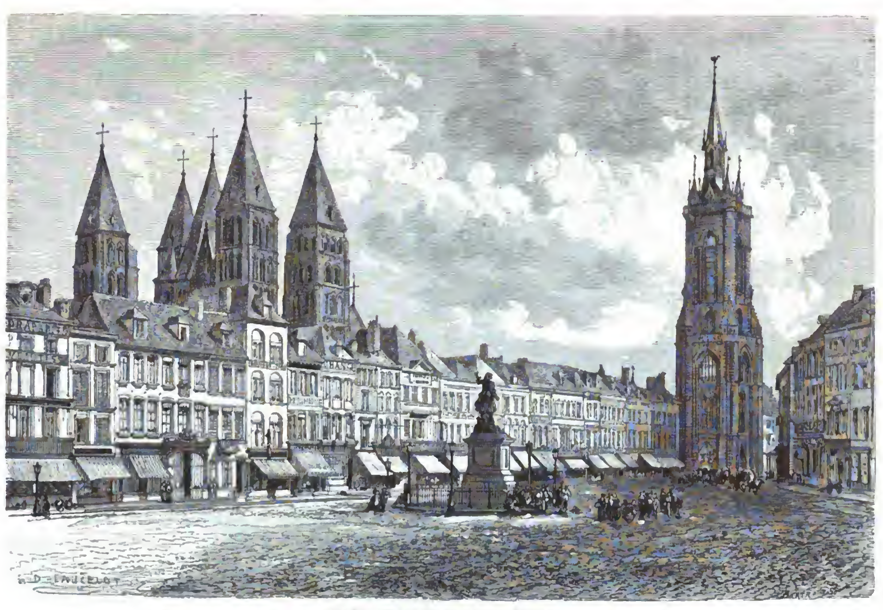
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Vom Gipfel des Mont de la Trinité, welcher sich über die Ebenen der alten Landschaft Tournaisis zwischen Dender und Schelde mit ihren vier Städten und 83 Dörfern erhebt, sieht man vor sich aus einer Masse von Dächern die fünf hohen viereckigen Thürme von Notre-Dame von Tournai emporsteigen. Mögen sie auch noch so verschwommen wegen der Entfernung und des Nebels erscheinen, so macht doch das kühne Aufragen ihrer Zwillingsmassen einen gewaltigen Eindruck, und das Heiligthum, welches sie krönen, mit seinen mystisch dunkeln Schiffen ist dieser Thürme würdig. Von allen alten Städten Belgiens kann sich keine eines solchen Alters rühmen, als Tournai, die Civitas Nerviorum der Römer, das Tornacum der späteren Zeit, das im fünften Jahrhundert von den eindringenden Franken erobert wurde. Hier stand die Wiege der französischen Monarchie, hier residirten die fränkischen Könige von Chlodio an, bis Chlodwig 486 in Folge der Ausbreitung seines Reiches nach Süden seinen Sitz nach Soissons verlegte. Schwere Kämpfe hatte die erst zu Flandern gehörende, dann durch Philipp den Schönen mit Frankreich vereinigte Stadt auszufechten, so 1302 gegen die Vlämen, 1303 gegen die Engländer und Vlämen, 1513 gegen Heinrich VIII., 1521 gegen Karl V., 1581 während der niederländischen Unruhen (Tournai war 1526 im Frieden von Madrid an die spanischen Niederlande gekommen) gegen den Herzog von Parma; 1667 eroberte es Ludwig XIV., behielt es und ließ seine Festungswerke durch Vauban verstärken; 1709 nahmen es Prinz Eugen und Marlborough wieder ein und die Stadt wurde im Frieden von Utrecht mit den österreichischen Niederlanden vereinigt. 1794 wurde sie wieder französisch, 1814 holländisch und endlich 1830 belgisch. Aber alle diese Wechselfälle des Krieges scheinen den Muth der mit viel Selbstvertrauen begabten Einwohner stets nur gesteigert zu haben; selbst Frauen griffen zu den Waffen und starben auf den Wällen. Im Mittelpunkte der heutigen Stadt, wo ihr Forum, die prächtige Grand' Place, sich ausdehnt, und der Belfried und die fünf Thürme von Notre-Dame aufragen, steht die Bildsäule der Christine de Lalaing, Fürstin von Epinoy, dargestellt, wie sie gegen den Feind marschirt. Sie erinnert an eine der ruhmreichsten Thaten Tournais, an den zwei Monate währenden Widerstand, den die Stadt unter Leitung der Fürstin dem Herzoge von Parma entgegensetzte; in den Kämpfen jener Tage ließen nicht weniger als 60 Frauen und Mädchen und 33 Knaben das Leben für ihre Vaterstadt.

Damals herrschte in Tournai, oder, wie sie im Vlämischen mit treuerer Anlehnung an das alte Tornacum heißt, Doornik, die größte Betriebsamkeit; es wurden in ihr nicht weniger als 72 Hauptkünste und -handwerke betrieben, und weit und breit war das dort gefertigte Tuch berühmt. Kriegswesen und Industrie wurden mit gleichem Nachdrucke gepflegt; ihre Reiterei ließ alle anderen hinter sich zurück, und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts galt ihr Fußvolk für unüberwindlich. Den französischen Königen leistete dasselbe so wichtige Dienste, daß es die Lilien in seinem Banner führen durfte, und bis heutigen Tages haben sich dieselben im Stadtwappen erhalten. Echt königlich vergalt später Louis XIV. diese seinen Vorgängern erwiesene Treue, indem er 1667 eine der fürchterlichsten Beschießungen



Ansicht von Tournai und seiner Liebfrauenkirche.



Der Große Platz in Tournai mit dem Belfried.

während des ganzen Jahrhunderts veranstaltete und die Stadt mit 40 000 Kugeln überschüttete. Die herrliche Kirche Notre-Dame entging zwar, wie durch ein Wunder, der Zerstörung, aber die Stadt litt furchtbar und muß von jener Zeit an ihren Niedergang datiren. Die besten Arbeiter, die geschicktesten Tuchweber waren nach Lille und Valenciennes geflüchtet und die Industrie Tournais so gut wie vernichtet. Seine zu einem bescheidenen, zurückgezogenen, kleinbürgerlichen Leben verurtheilten Bewohner hatten sich zum Theil der Frömmigkeit ergeben, um die langen langweiligen Tage hinzubringen, und zum Zeichen dessen ragten noch im vorigen Jahrhundert wohl an 50 Glockenthürme über die Dächer der Stadt empor. Aber ganz ist die alte Kraft und der alte Saft noch nicht aus der Einwohnerschaft verschwunden: Tournai ist sicher eine derjenigen Städte, welche auf die geistige Bewegung in Belgien den meisten Einfluß ausüben. In allen Zweigen öffentlicher Thätigkeit, in der Politik, im Kriegswesen, in Künsten und in Entdeckungsreisen zeichnen sich Doorniks Kinder aus, und daß ihr alter kriegerischer Sinn noch nicht erloschen ist, das beweisen die zahlreichen Officiere, die von dort stammen. Auch auf materiellem Gebiete scheint sich die altberühmte Stadt von dem schweren Falle, den sie vor zwei Jahrhunderten gethan, jetzt wieder zu erheben; in ihr, wie in ihrer ganzen Umgegend, fehlt es nicht an zahlreichen Fabriken und klappernden Maschinen, welche wenigstens einen Theil der ehemaligen Blüthe wieder zu schaffen sich bestreben. Auch dem Aeußeren der Stadt, seinen Plätzen, Boulevards, Schulen und privaten Neubauten sieht man es an, daß sie auf dem Boden eifriger und ersprießlicher Arbeit erwachsen sind.

Von dem einstigen halben Hundert von Thürmen, das noch im 18. Jahrhundert dem der Stadt sich nähernden Reisenden entgegenwinkte, sind zwar viele verschwunden, aber es sind auch abgesehen von der fünfthürmigen Liebfrauenkirche romanischen Stils, welche Gemälde von Jordaens, Rubens, Gallait und anderen, und den reichen Reliquienschrein des heiligen Eleutherius, des ersten Bischofs

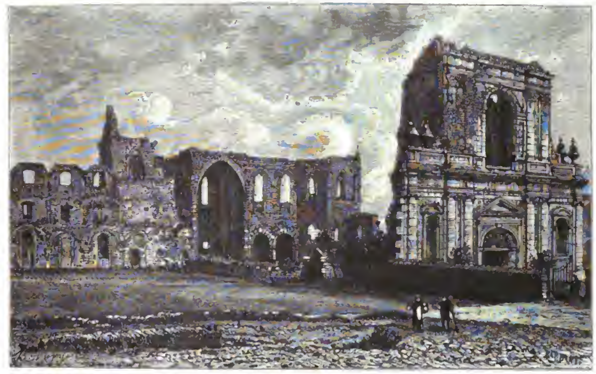


Ringmauer des Schlosses Antoing.

von Tournai, umschließt, immer noch genug übrig geblieben, um von dem einstigen Glaubenseifer der Stadtbewohner Zeugniß abzulegen; so St. Jakob im Uebergangsstile, St. Piat, Saint Quentin und die in Trümmern liegende Kirche St. Nikolas. Heutzutage aber ist Tournai, weit davon entfernt, klerikal zu sein, vielmehr eines der Bollwerke des belgischen Liberalismus; für seine Kirchen hegt es im Ganzen nur so viel achtungsvolle Sorgfalt, als man eben überall den Denkmälern früherer Jahrhunderte entgegenbringt. Sein Hauptstolz ist natürlich die Kirche Notre-Dame, deren fünf Thürme so eng mit seiner Geschichte verbunden sind, und deren Preis in allen seinen Liedern wiedertönt, und daneben der Große Platz mit dem Belfried und der Statue der kriegerischen Prinzessin von Epinoy, wo sich in alten Zeiten das Volk in Waffen versammelte, so oft Gefahr von außen drohte, und wo die Inquisition ihre scheußlichen Orgien gefeiert hat. Diese Erinnerungen zusammen mit der Bildsäule, dem Belfried, den nahen Thürmen von Notre-Dame, dem Portale der Kirche St. Quentin und einem großen, säulengeschmückten, eleganten Renaissancegebäude, der ehemaligen Tuchhalle, machen diesen Platz zum interessantesten Punkte der ganzen Stadt, der es übrigens auch sonst nicht an allerhand Resten aus alter Zeit fehlt; namentlich ist ein Ueberbleibsel eines von Heinrich VIII. errichteten Schlosses zu nennen, das, wie eine kleine Stadt, seine Wohnhäuser, seine eigene Kirche, sein Hospital und seine Münzstätte besaß. Ein Viertelmillion Gulden hat dieses Schloß der Stadt gekostet: 50 000 Gulden mußte sie für die Erbauung desselben zahlen, und 200 000 Gulden an den König von Frankreich für die Erlaubniß, es wieder niederreißen zu dürfen.

Tournai ist die Hauptstadt eines zugleich ackerbauenden und industriellen Gebietes; während im Süden Fabriken, Kalköfen und Steinbrüche sich finden, die nach dem Borinage und dem Becken von Charleroi hin immer dichter und dichter werden, dehnen sich nach Osten und Westen hin weite Wiesen aus, wo statt des Pickens der Hacken und des Aechzens der Maschinen das Blöken friedlicher Heerden erschallt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser unvergleichlichen Provinz, wo in der Ausbeutung des Eisens,

der Kohle, des Kalkes und des Felsgesteines so unablässig gearbeitet wird, daß fast überall mit den rußigen Walzwerken, Hohöfen und sonstigen Fabriken idyllische Landschaften abwechseln, die sich in stillen Wassern spiegeln. Bei Tournai beginnt auch eine Reihe fürstlicher Parkanlagen, alter Feudalsitze und historischer Schlösser, welche durch ihre vornehme Ruhe zu dem rastlosen Treiben der benachbarten Industriebezirke einen auffallenden, aber wohlthuenden Gegensatz bilden, wie Beloeil, ein kleines Versailles, der prunkvolle Landsitz der Fürsten von Ligne; ferner Chimay, wie weltverloren zwischen Seen und Wäldern gelegen, Erinnerungen weckend an die Gattin des Conventsmitgliedes Tallien, die spätere Fürstin Chimay; Enghien, dessen Glanzzeit weit zurück liegt, unter dessen schattigen Baumgängen einst Voltaire wandelte. Andere von diesen Schlössern haben dagegen ein kriegerisches Aussehen, wie der Ansitz der Fürsten von Ligne zu Antoing mit seinem runden Thurme mit spitzem Dache und dem daran geklebten sonderbaren Wachtthürmchen; die malerische Umfassungsmauer des Schlosses stellt nur noch Reste der ursprünglichen Bastionen dar. Daran schließt sich Ecaussines Lalaing, das von dem Hause Croy an das Haus Arenberg fiel, und Ecaussines d'Enghien, in dessen Hof eine reizende Kapelle gothischen Stils hineinspringt; Trazegnies, von stattlichem, fast wildem Aussehen, und Fontaine-l'Evêque, ein gothisches Schloß mit dicken Eckthürmen, das ein moderner Industrieller sich im mittelalterlichen Stile neu eingerichtet hat. Anderswo sind es Grabmäler, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen und für die Anwendung der Polychromie in Tournai, wo man schon 1341 die Oelmalerei mit der Skulptur verband, während des 14. bis 17. Jahrhunderts Zeugniß ablegen;



Die Abtei Aulne.

so diejenigen des Geschlechtes de Melun in Antoing, der de la Broije zu Estaimbourg, der de Beauffort in Rumes und der du Chastel in la Howarderie.

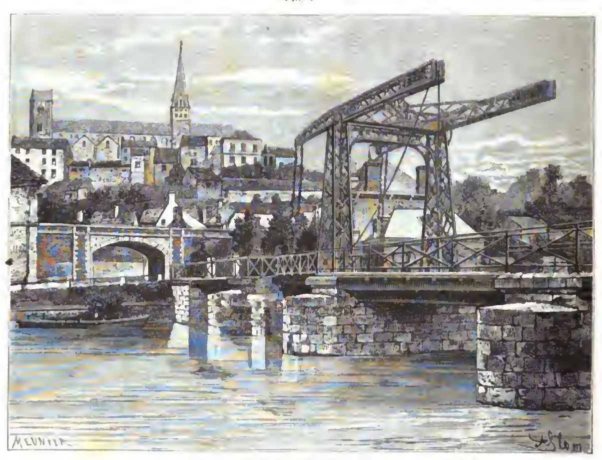
Die große Zone des Kalkgesteines, welche jenseit Tournai beginnt und südlich von Ath sich nach Maffle und weiterhin nach Lessines, Soignies und Ecaussines erstreckt, bietet der Industrie des Hennegau eine weitere Quelle natürlicher Reichthümer zu allen den anderen, welche diese Provinz zur Goldgrube für das ganze Land machen. Hier ist die klassische Gegend der Steinbrüche, wo die Luft von dem Donnern der Sprengungen wiederhallt, und fast jeder Ort, wo solche betrieben werden, hat sein besonderes Produkt, in welchem er sich auszeichnet. In Soignies, Maffle, Ecaussines bricht man in großen Platten einen türkischblauen Granit von hartem und zugleich feinem Korn, der sich in Façaden prächtig ausnimmt und wohl geeignet wäre, den sehr beliebten französischen Stein, der aber in der feuchten Luft rasch verwittert, zu ersetzen. In Lessines wird unablässig harter Porphyr für Straßenpflaster gebrochen, und der dabei entstehende Abfall wird zerkleinert und zur Ausbesserung der Landstraßen verwendet. Bei Tournai wird zugleich Kalk und blauer Granit gebrochen, und wo es keine Steinbrüche mehr giebt, liefert der Boden der Industrie andere Stoffe, wie z. B. den plastischen Thon von Hautrage, welcher in der nationalen, charakteristischen Pfeifenfabrikation von Nimy verwandt wird.

Die im Hennegau so emsig betriebene Industrie (in Lessines kam 1775 zuerst die Cichorienfabrikation auf und machte später derjenigen von chemischen Streichhölzern Platz; Leuze versendet in Massen Strumpfwaaren, Ath besitzt Spinnereien, Peruwelz Messerschmieden und Soignies Sandsteinbrüche und Dungfabriken) nimmt mehr und mehr ab, je mehr man sich der waldreichen Gegend an der Sambre und dem Lande zwischen Sambre und Maas nähert; oberhalb Charleroi hat das Thal der Sambre, in deren Gewässern sich weiter abwärts zahllose Feuer und

Lichter von Fabriken und Werken spiegeln, einen durchaus freundlichen, lachenden Charakter, und die Dörfer und Städtchen, auf welche man dort trifft, haben nichts von der krankhaften Unruhe an sich, welche unser Jahrhundert



Thuin.



Ansicht von Lobbe.

der Maschinen und Werkstätten kennzeichnet. So Landelies, ein niedliches, idyllisches Dorf zwischen Wiesen und Wäldern, und kaum zwanzig Minuten von dort der kleine Weiler Aulne mit den Ruinen seiner alten Abtei,

bei deren Anblick man sich meilenweit von den großen Städten entfernt glaubt. Die Trümmer der Eingangswand und der Absiden, in deren Fenstern der grüne Epheu das zierliche gothische Maßwerk ersetzt hat, ragen hoch über der Mühle, dem Hause des Schleusenmeisters und drei, vier kleinen Gehöften, welche die ganze Ortschaft ausmachen, empor und lenken die Gedanken des Wanderers ab von dem geschäftigen Getriebe der nahen Industriecentren. Fast unter den verfallenden Bogen der Abtei hat sich ein Hospiz für alte Leute eingenistet, deren wankende, erschöpfte Gestalten in dem hohen Grase zwischen Säulenstümpfen und eingestürzten Bogen umherschleichen und den melancholischen Eindruck der Oertlichkeit nur noch vermehren helfen.

Etwas weiter thalaufwärts zieht sich Thuin an dem Abhange eines Hügels hinauf und zeigt sein malerisches Uebereinander von Dächern, überragt von einem alten Kirchthurme, an dessen Fuße zahlreiche, kleine bemooste Kreuze die letzte Ruhestätte der Einwohner erkennen lassen. Einst krönte eine Kirche mit ihrem hohen Thurme die Kuppe des Berges, aber die Kirche ist verschwunden und der Glockenthurm ist in einen Belfried verwandelt worden, dessen finstere graue Masse sich von dem blauen Himmel scharf abhebt.

Etwa eine Stunde Weges von Thuin dehnt sich wieder Lobbe auf kleinen Anhöhen aus; die Stufen einer großen, breiten Treppe führen vom Flusse hinauf zu einer alten romanischen Kirche, welche sich durch die Jahrhunderte hindurch fast unversehrt erhalten hat, und auf ihnen kommen und gehen ohne Unterlaß zahllose Schaaren von Pilgern, um zur heiligen Reinelde, der Schutzpatronin der Kirche, für die Genesung ihrer Kinder zu beten. Viereckige Pfeiler, durch eine Reihe von Arkaden mit einander verbunden, trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen, aus denen man durch eine gewölbte Oeffnung auf einer finsteren Treppe in eine noch dunklere, mit Sarkophagen und Grabsteinen angefüllte Krypta hinabsteigt. Hier unten ruhen die Aebte der Abtei Lobbe, welche in den Stürmen der Revolution ihr Ende fand, wie die von Aulne; während aber bei der letzteren der Chor selbst noch in Trümmern etwas von seiner ursprünglichen Pracht sich bewahrt hat, deutet in Lobbe nichts mehr auf die einstige Größe des Heiligthumes hin. Von diesem Sitze der Macht und des Ansehens ist nichts übrig geblieben, als einige Reste des Kreuzganges und ein Gebäude ohne jede Majestät, in welchem heutigen Tages die Bureaux eines kleinen, bescheidenen Eisenbahnhofes untergebracht sind.

Jenseit Lobbe werden die Dörfer seltener, und je näher man den großen Wäldern von Rance und Chimay kommt, um so welliger wird das Land. Während in den übrigen Theilen der Provinz der Mensch das Land nach seinen Anforderungen umgestaltet hat, tritt hier die Natur wieder in ihre Rechte: so weit das Auge reicht, ziehen sich mit Wald bedeckte Hügel und Berge, oder die traurigen öden Bergmoore hin, an welche sich keine Kultur heranwagt.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

IV. (Schluß.)

Ko. Es wird den meisten modernen Ethnologen und Anthropologen nicht sonderlich angenehm sein, daß Baelz aus seinen so ganz ungewöhnlich zahlreichen Messungen in erster Linie den Schluß zieht, daß im Allgemeinen der Werth solcher Messungen von Anthropologen und Ethnographen weit überschätzt wird. Nachdem er noch einmal darauf aufmerksam gemacht hat, wie schwierig absolut genaue Messungen sind und wie selbst Messungen an Statuen, von Verschiedenen vorgenommen, verschiedene Resultate ergeben, schreibt er weiter: „Und selbst wenn die Messungen der Körpertheile absolut richtig wären, so gestatten sie uns zwar gewisse nicht uninteressante Schlüsse zu ziehen, aber sie bleiben doch nur höchst unvollkommene Hilfsmittel, um die Völker nach ihrer Affinität oder Heterogenität zu gruppiren. Die Zahlen sind im günstigsten Falle die disjecta membra, die man sich mühsam zusammenstellen muß, um einen Menschen daraus zu konstruiren. Und hat man sich diesen theoretischen Rassenmenschen konstruirt, was ist er mehr als ein trockner Schematismus, ein trauriger Homunculus, der dem lebenden Menschen so unähnlich sein kann, wie nur möglich ist? Die Zahlen sind im besten Falle Bausteine, aber aus einem Haufen Bausteine kann man noch nicht schließen, wie das fertige Haus aussehen wird ... Gebt die Bausteine zwei verschiedenen Meistern, laßt sie bauen, und die vollendeten Häuser werden verschieden ausfallen ... Eine einzige gute Abbildung sagt uns für die Ethnographie oft mehr, als ganze Bände von Messungen. Haut, Fett und Fleisch, Blick, Haltung und Ausdruck, das sind die Dinge, die entscheiden, und die lassen sich nicht in Millimetern ausdrücken."

Das Gesicht der feineren Japaner ist auffallend schmäler als beim Europäer; der Index wurde zwischen 66 bis 73 gefunden, während er beim Europäer durchschnittlich 80 beträgt. Aber auch beim niederen breitgesichtigen Typus ist die Breite mehr eine scheinbare, nur dadurch bedingt, daß der größte Durchmesser weiter nach vorn liegt, als bei den Europäern. Baer's geistreiche Theorie, daß das stärkere Vorspringen der Jochbogen von der vorwiegend animalischen Nahrung herrühre, wird bei den meist von Vegetabilien lebenden Japanern und Chinesen elend zu Schanden; selbst in Priesterfamilien, die seit vielen Jahrhunderten Vegetarianer im strengsten Sinne des Wortes gewesen sind, findet man stark vorspringende Backenknochen, und diese Bildung hängt überhaupt nicht von der Entwickelung der Jochbogen resp. des Kaumuskels ab, sondern von der Breite des Oberkiefers. Der vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesene Japaner und der fast ausschließlich von Fleisch lebende Indianer Nordamerikas haben denselben Jochbogen. „Die ganze anthropologische Literatur starrt von solchen Widersprüchen, weil die Mehrzahl der Forscher den Blick auf die sie augenblicklich beschäftigende Menschengruppe beschränkt und in der Illusion, induktiv vorzugehen, daraus Schlüsse zieht, die der große Prüfstein allgemeiner Erfahrung als falsch erweist!"

Beim japanischen Kinde ist von den Rassemerkmalen kaum etwas zu erkennen. „Das japanische Kindergesicht bildet eine fast gleichmäßige halbkugelige Fläche, in deren

fetter Rundung einige kleine Löcher sichtbar sind; zwei knopflochförmige Augen von dicken, gar nicht modellirten Lidern begrenzt; zwei kleine, runde, leicht offen daliegende Naslöcher und ein meist kleiner Mund. Die Nase kommt kaum in Betracht." Trotzdem machen die japanischen Kinder einen sehr angenehmen Eindruck — wenn sie gewaschen sind. — Auch im Alter verliert das Gesicht mehr und mehr sein specifisch japanisches Aussehen; zahlreiche alte Japaner sind im Gesicht nicht von europäischen Greisen zu unterscheiden. Die Leute mittleren Lebensalters aber scheinen dem neu angekommenen Europäer alle ganz gleich und er ist häufig nicht einmal im Stande, Männer und Frauen zu unterscheiden. Merkwürdiger Weise behauptet der Japaner vom Europäer dasselbe; selbst Frauen und unbärtige Männer erscheinen ihm im Gesicht kaum verschieden. Nur die specifisch semitischen Gesichter unter der feineren Klasse — auch der Thronerbe Japans gehört diesem Typus an — machen eine Ausnahme und heimeln den Europäer förmlich an.

Zu den Hauptschönheiten, die man von einer schönen Frau verlangt, gehört in erster Linie eine weiße Haut; eine rein weiße Hautfarbe wiegt nach dem japanischen Sprichwort sieben Unschönheiten auf. Die Folge davon ist natürlich eine sehr ausgiebige Verwendung von Schminke, Oshiroi, d. h. weiß genannt. Denselben Namen trägt die auch in Europa bekannte Pflanze Mirabilis Jalappa, die in ihren schwarzen Beeren ein sehr feines blendend weißes Pulver enthält, das aber seines hohen Preises wegen nur von den reichsten Damen als Schminke verwendet werden kann. So ist man denn, wie in Europa, auf Bleiweiß und Reispulver angewiesen, doch kommt das Schminken neuerdings mehr und mehr außer Gebrauch und nur die Kinder werden noch förmlich weiß getüncht. Eigenthümlich ist der Gebrauch beim Schminken des Nackens, am Beginn der Haare jederseits der Mittellinie ein Dreieck frei zu lassen, dessen natürliche gelbbraune Farbe dann eigenthümlich von dem blendenden Weiß des Restes absticht.

Aber die Japanerinnen begnügen sich nicht mit der Verschönerung ihres Teints. Da eine hohe Nase für eine Hauptschönheit gilt, suchen sie durch Malerei diese höher erscheinen zu lassen. Baelz führt aus einem japanischen Toilettenbuche verschiedene Anweisungen dazu an, darunter auch ein Sympathiemittel, das auf den uralten chinesischen Kaiser Shinno zurückgreift. Trotzdem erscheint die Nase immer etwas gedrückt, weil sie tief im Gesicht liegt und weil in Folge der Länge des Nasenfortsatzes am Stirnbein an die Stelle des Nasenwinkels ein flacher Bogen tritt.

Das japanische Auge erhält seinen eigenthümlichen Ausdruck durch die besondere Bildung des Lides, die Einsenkung zwischen Oberlid und Stirnrand fehlt fast vollständig und die Oberlidfalte hängt so tief herab, daß sie den rothen Lidrand beim Geradeaussehen ganz oder doch größtentheils verdeckt. Die Hautfalte bedingt auch fast ausschließlich die schiefe Stellung des Auges, da sie vom inneren Augenwinkel aus erst aufwärts und dann horizontal nach außen verläuft. Die ohnehin schon kurzen Wimpern erscheinen dadurch noch viel kürzer und die Augenöffnung macht den Eindruck einer einfachen knopflochartigen Spalte. Die Lidfalte ist bedingt durch die Flachheit des Nasensattels, hebt man die Haut dort empor, so erscheint das Auge dem europäischen viel ähnlicher.

Das Auge des Japaners ist meistens tiefbraun, nur in ca. 5 Proc. wirklich schwarz, die Augenbrauen sind gut entwickelt, breit, schwarz und stehen durchschnittlich etwas höher als beim Europäer. Man legt auf ihre Ausbildung ein großes Gewicht; den Mädchen und auch den Knaben mitunter rasirt man sie, damit sie stärker werden, aber auch die Erwachsenen rasiren immer daran herum, denn bei einer tadellosen Schönheit sollen sie zwar schwarz und dicht sein, aber so schmal, wie die Fühler des Seidenschmetterlings; gappi, Seidenschmetterlingsaugenbrauen, wie man sie chinesisch nennt, sind das Ideal der Japanerin, finden sich aber in tadelloser Ausprägung nur selten. Die Sitte, nach welcher verheirathete Frauen sich die Augenbrauen völlig abschoren, ist schon fast ganz abgekommen und besonders die jüngeren Damen der vornehmeren Klasse lassen sie ruhig wachsen. Geradeso nimmt das Schwarzfärben der Zähne mehr und mehr ab. Es erfolgte mit einer förmlichen Tintenbildung; man bürstete die Zähne erst mit einer Lösung von Eisenvitriol in Reisbranntwein (Saki) und dann mit dem stark gerbsäurehaltigen Pulver aus Erlensamen (Fushinoki); die Procedur muß aber täglich erneuert werden. Ihr Grund ist räthselhaft; Männer abzuschrecken, wie manche naive Reisende angeben, ist kein Grund, aus dem eine Frau Toilettenkünste anwendet, und am wenigsten kann diese Absicht den Geisha (Tänzerinnen) und den Jörö (öffentlichen Dirnen) zugeschrieben werden, die sich ausnahmslos die Zähne schwärzen. Nur das Rothfärben der Lippen hat sich noch in vollem Maße erhalten; jede Japanerin, ob reich oder arm, hat ihr Porzellanschälchen, in welchem sich neuerdings statt der Krapplösung immer häufiger Fuchsin befindet. Die dünne Farbenschicht läßt die Lippen aber nicht roth, sondern eher grünlich oder gelblich schillernd erscheinen, so daß manche Reisende behauptet haben, die Japanerinnen vergoldeten ihre Lippen. Dem Europäer erscheinen sie dadurch nichts weniger als anziehend. Schlechte Zähne sind in Japan, wenigstens unter den vornehmeren Klassen, kaum seltener als in Europa und die Zahnärzte sind genau ebenso beschäftigt.

Einige Bemerkungen verdient noch die Ausbildung des Fußes. Im Gegensatze zu der meist schön, selbst idealschön gebauten Hand erscheint er immer kurz und breit, aber die große Zehe, nie durch den Druck eines Schuhes beengt, hat eine merkwürdige Beweglichkeit behalten und dient beim Arbeiten zum Greifen und Festhalten selbst kleiner Gegenstände. Die kleine Zehe ist aber auch beim Japaner verkümmert, wenn auch nicht in dem Grade, wie bei dem Schuhe tragenden Europäer.

Die Alterthümer der Insel Bornholm.

Von W. Finn.

II. (Schluß.)

Die Eisenzeit ist jedoch in Bornholm namentlich reich repräsentirt, ganz besonders die ältere Eisenzeit durch die jetzt so bekannten Brandflecke, worunter nach dem Verfasser Klumpen schwarzer Erde verstanden werden, welche Ueberreste von einer Leichenverbrennung enthalten und in die Erde niedergelegt sind, ohne von einem Thongefäße, einer Steinkiste oder anderem Grabbehältnisse umschlossen zu sein. Von diesen eigenthümlichen Begräbnißstellen sind Tausende vorhanden und über 2500 derselben sind untersucht worden. Das Begräbniß in den Brandflecken ist sicher, bemerkt der Verfasser, nur eine Modifikation des Begräbnisses in Thongefäßen. Nach der Uebersichtstabelle des Verfassers enthalten unter den bisher untersuchten Brandfleckplätzen 110 Waffen, davon wurden in 61 Stellen einschneidige und in 25 Stellen zweischneidige Schwerter, in 13 Dolche, in 63 Lanzenspitzen und in 37 Schildbuckel gefunden. In 8 Brandflecken hat man Broncemesser gefunden, aber in 190 eiserne Messer. Gürtelspangen sind aus 351 Brandflecken bekannt und Fibeln von den verschiedensten Formen aus nicht weniger als 692. Außerdem kommen zahlreiche Schmucksachen und andere Gegenstände vor, worunter 49 Nadeln erwähnenswerth sind.

Auf den Brandfleckplätzen sind übrigens auch Begräbnißplätze mit unverbrannten Leichen entdeckt, die in der Regel in langen Grabkisten oder doch in mehr oder weniger vollständigen Rahmen aus Steinplatten niedergelegt worden sind. Diese Steinplatten sind auf die Kante gestellt; fast regelmäßig liegt der Kopf der Leiche in der Richtung gegen Norden, oder doch Nordwest oder Nordost. In einzelnen dieser Gräber sind sehr reiche Funde gemacht worden; in einem Grabe bei Baunegaard waren folgende Gegenstände bei der Leiche niedergelegt: zwei Thongefäße, ein zweischneidiges eisernes Schwert, Ueberreste eines Schildes, dessen eiserner Buckel beinahe halbkegelförmig ist; der Schild hat einen Bronceraud gehabt, welcher Ueberreste von Holz aufwies, sowie Stücke aus einer Bekleidung aus feinem Felle, das auf der Außenseite des Schildes hochroth gefärbt war. Die Bruchstücke des Randes beweisen, daß der Schild rund gewesen ist und drei Fuß im Durchmesser gehalten hat. Ferner wurden gefunden: Ueberreste von einem prächtigen $3\frac{1}{2}$ Zoll breiten Ledergürtel, verziert mit broncenen Knöpfen und Querleisten; an dem einen Ende des Gürtels sitzt eine große Broncespange mit schief angebrachtem Dorn und an dem anderen Ende findet sich ein breiter Broncebeschlag. Der Gürtel war außerdem mit ein paar Oesen versehen, worin ein Pfriem hing. Neben dem Schwerte lag ein großer und schöner goldener Fingerring, dessen Außenfläche aus drei in Vogelköpfen endenden Reifen bestand. Schließlich enthielt das Grab eine Lanzenspitze und eine Wurfspießspitze, beide natürlicher Weise aus Eisen. Kaum weniger reich ist ein in einem Frauengrabe bei Gröbeby gemachter Fund. Auf dem Scheitel der Leiche hatte ein Kranz von Perlen gelegen, die inwendig vergoldet sind, am Nacken eine Broncefibula und mehrere Mosaikperlen; am Halse eine silberne und eine broncene Fibula, sowie ein silberner Halsring mit untergelegtem Perlenbande; auf der Brust fand man eine große Menge Mosaikperlen, weiter abwärts eine Broncefibula und ein eisernes Messer und schließlich westlich von der Leiche eine silberne Fibula. Begräbnißplätze dieser Art sind 88 gefunden, wovon 39 keine Thongefäße enthielten; in einem wurde ein schönes kleines Glasgefäß gefunden.

An den Küsten sind einige eigenthümliche Gräber entdeckt, welche sich als kreisrunde, aus Strandsteinen gebildete Haufen mit einem großen trichterförmigen Loche darstellen; der Verfasser nennt dieselben Wallgräber. Die Gräber liegen unter der Oberfläche des umgebenden Terrains, manchmal nur $1\frac{1}{4}$ Fuß tief, manchmal etwas tiefer. Die Leichen sind meistens in regelmäßigen aus dünnen Sandsteinplatten gebildeten Steinkisten oder in einem Rahmen aus auf die Kante gestellten Steinplatten ohne Deckstein beigesetzt. Häufig fehlen aber diese Behälter und die Leiche ist dann in einer länglichen Vertiefung von der Form eines Troges niedergelegt, deren Wände und Boden aus größeren Steinen besteht, deren glatte Seite nach innen gewandt ist. Die Zwischenräume sind im Uebrigen mit den gewöhnlichen kleinen Strandsteinen ausgefüllt. Diese Wallgräber haben in der Regel einen äußeren Durchschnitt von 12 bis 16 Fuß bei einer Höhe von ungefähr 2 Fuß; sie enthalten Ueberreste von unverbrannten Leichen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechtes, sind aber arm an Alterthümern; man hat einige einschneidige Schwerter, Fibeln, Nadeln, Messer und Perlen, sowie Scherben von Thongefäßen in diesen Gräbern, die sich bis zum Beginn des mittleren Eisenalters zu erstrecken scheinen, gefunden.

In den Terrassen, welche die Strandsteine auf vielen Stellen der Insel bilden, sind häufig Einsenkungen in ganzen Reihen, in der Richtung von Nord nach Süd, gefunden worden, welche sich als Begräbnißstellen mit unverbrannten Leichen erwiesen haben, im Uebrigen aber gleicher Beschaffenheit wie die Wallgräber sind. Außerdem hat man noch andere Begräbnißplätze mit unverbrannten Leichen gefunden, die mit niedrigen Erdhügeln überdeckt und jedenfalls dem Ende der älteren Eisenzeit angehören. Zwei bei Store Bukkegaard in der Gemeinde Aaker gefundene Gräber gehören dieser Zeit an. In beiden wurden Skelette, den Kopf nach Norden gewendet, gefunden; neben dem einen lag eine schöne runde Spange, die ursprünglich die Form eines Rades mit Speichen gehabt hatte. Auf der Vorderseite der Spange ist ein Ring von blauem Email mit rothen Sternen oder Blumen und innerhalb desselben ein wellenförmiger Ring von rothem Email angebracht. Ferner fanden sich zwei Broncefibeln, fünfzig Perlen und einige kleine Gegenstände aus Eisen und Bronce. Das andere Grab war mit einem Steinhaufen überdeckt, auf welchem die Knochen von einem Hunde lagen; in diesem Grabe fand man ein einschneidiges Schwert.

In der älteren Eisenzeit treten übrigens verschiedene andere Formen von Begräbnissen auf; bald findet man

Thongefäße, die mit weißen gebrannten Knochen gefüllt sind, bald kleine viereckige Kisten aus Sandsteinplatten, und manchmal zeigen sich die Begräbnisse als dünne flache Schichten dunkler Erde, häufiger aber als Steinsetzungen und flache Steinhaufen u. s. w., welche alle verbrannte Leichen enthalten zu haben scheinen. Der Verfasser zieht hieraus den Schluß, daß gegen Ende der älteren Eisenzeit (neben dem Gebrauche, die Leichen unverbrannt zu begraben, noch eine Menge verschiedener Begräbnißformen benutzt worden sind, durch welche, lange nach dem Aufhören der Brandflecke, das Verbrennen der Leichen beibehalten worden ist. In seinen Schlußbemerkungen, betreffend die ältere Eisenzeit auf Bornholm, hebt der Verfasser hervor, daß die Periode theilweise unter den Begräbnißformen der Bronce-zeit beginnt, daß im Uebrigen aber die Brandflecke während eines sehr langen Zeitraumes die beinahe ausschließlich angewendete Leichenbestattungsweise sind, die nur ausnahmsweise, namentlich an den Seeküsten, durch einige Gräber mit unverbrannten Leichen unterbrochen sind. Dann aber tritt eine Veränderung ein, indem die unverbrannten Leichen häufiger vorkommen und die Knochen von den verbrannten Leichen auf eine andere Art beigesetzt werden; nicht lange danach verschwinden die Brandflecke. Die Gräber aus dem Beginne der älteren Eisenzeit sind sehr arm und erst später wird ihr Inhalt reicher. Während der ganzen älteren Eisenzeit sind die Gräber auf dicht belegten Begräbnißplätzen gesammelt, was voraussetzen läßt, daß ein starker innerer Zusammenhang unter der Bevölkerung bestanden hat; eine Ausnahme machen nur die Bewohner längs der östlichen Küste, welche eine Gemeinschaft für sich gebildet zu haben scheinen. Die Bevölkerung der Insel ist, wenigstens in gewissen Gegenden, außerordentlich dicht gewesen. „An Brandflecken“, bemerkt der Verfasser, „können Zehntausende nachgewiesen werden und doch sind wohl bei weitem noch nicht alle Begräbnißstellen aus dieser Zeit bekannt.

Besonders scheint in der Gegend von Nexö an der südöstlichen Ecke der Insel eine sehr dichte und wohlhabende Bevölkerung gelebt zu haben. Außer dem, eine kleine halbe Meile südwestlich von Nexö belegenen großen Begräbnißplatze bei Kannikegaard, findet sich eine viertel Meile nördlicher auf Slamrebjerg ein vielleicht ebenso großer Begräbnißplatz, von welchem bisher nur der jüngste Theil hat untersucht werden können, da der übrige Theil mit Wald bewachsen ist. Auch eine halbe Meile östlicher liegt bei Strandgrave auf dem nördlichen Stadtfelde von Nexö ein großer Begräbnißplatz. Innerhalb eines Halbkreises mit einem Radius von wenig über eine viertel Meile finden sich verschiedene Tausende Gräber, ungerechnet derjenigen in vier kleineren Brandfleckplätzen, welche sich bei dem Dorfe Langede, zwischen Nexö und Kannikegaard befinden. Daß eine so dichte Bevölkerung nicht hat existiren können, ohne den Ackerbau in bedeutendem Umfange zu betreiben, dürfte durchaus unzweifelhaft sein.“ Der Verfasser schließt ferner aus den gefundenen Waffen, daß die Bevölkerung kriegerisch gewesen ist und, da die Waffen nur aus Schwertern, Spießen und Schilden bestehen, so scheint sie geneigt gewesen zu sein, ihre Feinde im Nahekampfe anzugreifen. Bezüglich des mittleren Eisenalters hat es sich gezeigt, daß die Gräber unter einander in der Form ziemlich abweichend sind, wie es auch scheint, daß diejenigen Gräber jener Periode, welche unverbrannte Leichen enthalten, beinahe alle jene Formen haben, welche wir von den Begräbnißplätzen mit unverbrannten Leichen aus dem älteren Eisenalter her kennen. Die Begräbnisse, welche verbrannte Leichen enthalten, erscheinen theils als Thongefäße, gefüllt mit verbrannten Knochen, theils, aber seltener, als dünne dunkle Erdschichten mit verbrannten Knochenstücken und schließlich als Steinsetzungen. „Es scheint also“, bemerkt der Verfasser, „als wenn die am Schlusse des älteren Eisenalters am häufigsten vorkommenden Formen der Begräbnisse mit verbrannten Knochen sich bis ins mittlere Eisenalter hinein fortsetzen und es kann wohl wahrscheinlich sein, daß der größte Theil der Bevölkerung noch weit in diese Periode hinein und vielleicht bis zu ihrem Schlusse die Leichenverbrennung benutzt hat.“

Unter den besonders interessanten Begräbnissen aus dieser Periode können zwei bei Melsted in der Gemeinde Gudhjem erwähnt werden. Das eine Begräbniß bestand aus einem aus Steinen gebildeten Kranze, unter welchem sich ein großer Stein befand; hier lag bei den Ueberresten von einer unverbrannten Leiche ein zweischneidiges eisernes Schwert, das in einer mit Birkenborke überzogenen Holzscheide stak; ferner ein eiserner Schildbuckel, in dessen Mitte ein flacher Bronceknopf gesessen hat, ein Schildhandgriff, auf dessen Nietnägeln an der Rückseite Bronceknöpfe mit Zinnbelag angebracht gewesen sind, eine Lanzenspitze, eine Art, deren Schneide nach unten verlängert ist, ein Zaum und eine eiserne Scheere, ein Wetzstein, vermeintliche Bruchstücke von broncenen Wiegeschalen, sowie einige schöne Beschläge zu einem Leibgürtel. In einem Frauenbegräbnisse, das aus einem Steinhügel bestand, lagen außer einem Zaume und großen Pferdezähnen zwei Perlen, zwei Spinnsteine und zwei Paar merkwürdige Hakenspangen; diese letzteren bestehen je aus einer Bronceplatte, deren Ende abwärts zu einem Haken umgebogen ist, sowie aus einer zweiten Bronceplatte, welche mit einer zu dem Haken passenden Oese endet. Auf den Platten sind die Enden eines Riemens von starkem Zeuge angebracht gewesen und oben auf dem Riemen haben auf jeder Seite zwei hohle vergoldete Bronceknöpfe gesessen. Es war das erste Mal, daß diese Art Spangen in Dänemark gefunden wurden, in Norwegen waren sie dagegen bereits bekannt.

Die Begräbnisse des jüngeren Eisenalters finden sich theils in kleinen Hügeln aus Erde oder Steinen, theils unter flachen rechtwinkeligen Steinsetzungen, ohne daß sich bis jetzt unter denselben ein Zeitunterschied nachweisen läßt. Die letzterwähnten Begräbnisse sind sehr arm, dagegen sind in den Hügeln ganz charakteristische Funde gemacht worden. Die Ausbeute hat wesentlich in schalen- und kleeblattförmigen Spangen, Perlen und Armringen bestanden, dagegen kommen Waffen sehr selten vor. Bei Muulegaard, in der Gemeinde Pouleker, hat der Lehrer Jörgensen einen eigenthümlichen Begräbnißplatz untersucht, auf welchem sich Begräbnisse mit unverbrannten Leichen, die in der Richtung von West nach Ost liegen, befinden. In der weit überwiegenden Anzahl der Gräber sind Spuren von Holzsärgen, besonders große Nägel gefunden worden. Die Leichen scheinen ausgestreckt auf dem Rücken mit dem Kopfe nach Westen zu gelegen zu haben und in der Regel findet sich bei der rechten Hand oder der Hüfte ein kleines Messer mit Holzstiel. Die Begräbnisse sind im Terrain weder durch Hügel noch Steinsetzungen markirt; der Verfasser nimmt an, daß diese Bräbnißplätze aus der älteren christlichen Zeit stammen.

Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch ähnliche Funde bestärkt, welche südlich von der alten Stadt Birka auf der Insel Björkö im Mälaren gemacht worden sind und von Dr. Stolpe als aus der ältesten christlichen Zeit stammend angesehen werden.

Auf der Spitze des Slamrebjerg in der Gemeinde

Bodilsker liegen sechs ähnliche Gräber, aber jedes für sich und mit Erdhügeln bedeckt.

Wie schon bemerkt, müssen mehrere von den Bautasteinen wahrscheinlich dem Beginne der Eisenzeit angehören, und dies dürfte auch mit dem sog. „Skibssätninger" der Fall sein; letztere bestehen aus langen schmalen, an beiden Enden zugespitzten, schwach gewölbten Steinsetzungen, die mit einem Rahmen von größeren Steinen eingefaßt sind. Von dieser Art von Denkmälern sind noch 24 auf Bornholm enthalten; in der Regel kommen sie gruppenweise vor. So finden sich in der Gemeinde Bodilsker, zwischen einer großen Menge von Röser noch drei Skibssätninger, alle in der Richtung von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-West gehend; sie sind bezw. 36,30 und 48 Fuß lang und 8,7 und 8 Fuß breit. Früher sollen hier noch mehrere existirt haben, dieselben sind aber jetzt zerstört. In der Mitte einer zerstörten Skibssätning, welche in der Nähe der oben erwähnten belegen war, sollen sich zwei sehr breite Steine befunden haben, unter welchen sich eine kleine Steinkiste befand, die schwarze Asche enthalten haben soll. In anderen Skibssätningern sind gebrannte Knochen und einige Male Scherben von Thongefäßen gefunden worden. In dem südlichen Theile der Gemeinde Aaker liegen acht Skibssätninger. Der Verfasser scheint geneigt, diese Denkmäler dem Broncezeitalter zu überweisen. In dem übrigen Dänemark finden sich nur wenige Skibssätninger; auf der kleinen im Horsensfjord belegenen Insel Gjarnö finden sich die Ueberreste von 7 solchen Denkmälern, und auf einem Begräbnißplatze bei Höistrup in Nord-Jütland zwei. An der Gjennerbucht in Schleswig sollen mehrere, die sog. Danebrogsschiffe, gewesen sein; dieselben sind jedoch jetzt vollständig verschwunden.

Außer den Begräbnissen sind gleichfalls mehrere Funde aus dem Eisenalter bekannt; dieselben entsprechen vollständig den großen Moorfunden in Jütland, Schleswig und Fünen. — Von besonderem Interesse sind die alten Hausplätze, von welchen 18 bekannt sind; in denselben sind Lanzenspitzen, Perlen, Münzen, kleine Goldbarren und die sog. Guldgubber gefunden worden. Unter den auf freiem Felde gemachten Funden sind besonders die vergrabenen Schätze aus edlem Metalle zu erwähnen; die Münzen bieten besonders großes Interesse dar. Letztere bestehen theils aus römischen Silberdenaren aus den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. oder aus Goldsolidi der weströmischen oder byzantinischen Kaiser aus dem Schlusse des vierten bis zum Beginne des sechsten Jahrhunderts oder auch aus silbernen Münzen aus dem Mittelalter. Auf dem Felde der Gemeinde Knudsker sind 217 Denare gefunden, alle sehr abgenutzt; der älteste ist von Nero, der jüngste von Septimius Severus (193 bis 211 n. Chr.). Auf Soldatergaard sind 36, bei dem Hofe Saltholm 29 und bei Kaarsbygaard 14 Goldsolidi gefunden worden. An mittelalterlichen silbernen Münzen aus der Zeit bis gegen das Jahr 1050 herstammend, sind 23 Funde gemacht worden. Der größte der erhaltenen Funde ist bei Bolbygaard, in der Gemeinde Klemensker, gemacht worden und besteht aus 901 ganzen und 102 halben Münzen. Von den europäischen Münzen sind die ältesten aus dem 10. Jahrhundert, die jüngsten aus dem Beginne des 11. Jahrhunderts; die meisten arabischen Münzen stammen aus dem 10. Jahrhundert (die jüngsten sind vom Jahre 910), nur eine stammt aus dem Jahre 700. Im Jahre 1720 wurden in einem Moore bei Hammerhus einige Tausend arabischer Münzen gefunden, die später wieder verloren gegangen sind, und von drei größeren Funden europäischer Münzen hat die Königliche Münz- und Medaillensammlung in Kopenhagen nur einzelne erhalten. Während zusammen mit den römischen Denaren keine andere Alterthümer gefunden worden sind, fand man bei Kaarsbygaard zusammen mit 14 Goldsolidi einen massiven, spiralförmig gewundenen Schmuckgegenstand, der mit halbmondförmigen, von Punkten umgebenen Ornamenten geschmückt ist, Bruchstücke von einem ähnlichen Gegenstande, zwei Spiralfingerringe und zwei Barren, alles aus Gold.

In einer Hausstelle Sandegaard fand man Goldsolidi zusammen mit Bruchstücken von einem großen goldenen Brakteaten und drei Goldbarren; zusammen mit den aus dem Mittelalter stammenden silbernen Münzen sind häufig andere silberne Gegenstände gefunden worden. Diese silbernen Sachen bestehen meist aus Hals- und Armringen, die aus zusammengedrehten oder geflochtenen silbernen Stangen gefertigt sind. Mehrere davon sind zerstückelt und kommen häufig als Stückchen vor zusammen mit roh gehämmerten silbernen Stangen und geschmolzenen Klumpen oder Barren aus Silber. Während dieselben ursprünglich als Schmuckgegenstände gedient haben, sind dieselben wahrscheinlich später als Zahlungsmittel verwendet worden. Es spricht übrigens sehr viel dafür, daß diese silbernen Schmuckgegenstände meistens im Orient verfertigt worden sind und durch das jetzige Rußland nach dem Norden kamen; dagegen sind in den Gräbern aus der Eisenzeit bisher keine silbernen Ringe gefunden worden, woraus der Verfasser schließt, daß dieselben im Norden niemals als Schmuck getragen, sondern nur als Bezahlungsmittel gebraucht worden sind. Bezüglich der goldenen Ringe aus dem mittleren Eisenalter meint der Verfasser dasselbe annehmen zu können. „Wohl sind nicht viele goldene Schmucksachen zusammen mit goldenen Münzen gefunden worden", bemerkt er, „wenn man aber bei Bäkkegaard in Klemensker drei zum Theil verbogene Spiralarmbänder, einen beschädigten Fingerring und fünf gehämmerte Barren, alles aus Gold, gefunden hat, so ist es wohl klar, daß es nicht die Absicht gewesen ist, diese Sachen als Gebrauchsgegenstände, sondern nur als einen Metallschatz aufzubewahren." Der Verfasser hebt ferner hervor, daß keine Andeutung vorliegt, daß die schweren goldenen Schmuckringe im mittleren Eisenalter auf Bornholm als Gebrauchsgegenstände angewendet wurden, wie denn auch in den Begräbnissen aus der Eisenzeit nur einige wenige Fingerringe oder kleine Goldringe gefunden worden sind. Der Verfasser weist darauf hin, daß die bedeutenden Gold- und Silberschätze einen großen Reichthum auf Bornholm im fünften und sechsten Jahrhundert, sowie um das Jahr 1000 darthun. Auch scheine aus denselben hervorzugehen, daß zu gewissen Zeiten ein sehr lebhafter Handelsverkehr, theils mit den südlichen Ländern und theils, besonders im 10. Jahrhundert, mit Rußland und dadurch mit dem Orient geherrscht haben müsse.

Zum Schlusse giebt der Verfasser einen Ueberblick über die Resultate der Untersuchungen in allen Perioden des Heidenthums und meint, daß man ohne wesentliche Lücke der Entwickelung auf Bornholm von der Steinzeit bis zu den historischen Zeiten folgen könne. Verfasser hebt hierbei hervor, daß „von der Steinzeit an und bis zur christlichen und historischen Zeit, in den Grabformen und Alterthümern sich nirgends ein solcher Sprung zeige, daß eine wesentliche und plötzliche Veränderung in den Bevölkerungsverhältnissen durch das Eindringen eines neuen Volkes, oder sogar nur eines neuen Herrscherstammes möglich sein könne. Eine solche Veränderung hätte sich durch einen plötzlichen Umschwung, entweder in der einen oder anderen, oder in beiden Richtungen zu erkennen gegeben. Hiermit soll indessen

keineswegs die Möglichkeit einer gleichmäßigen und friedlichen Einwanderung von den Nachbarküsten geleugnet werden, aber eine wirkliche und bemerkbare Spur, daß solche Einwanderungen stattgefunden haben, kann doch nicht nachgewiesen werden. Die zahlreiche Bevölkerung, welche hier bereits im Broncealter und noch mehr in dem älteren Eisenalter vorhanden war, hätte auch keine Einwanderer von anderen Stellen reizen können, sich zur Niederlassung einen Platz auf dieser bereits so stark angebauten Insel zu suchen".

Nekrologe.

II. (Schluß.)

— Eduard Vogel von Falckenstein, der berühmte preußische General, geboren 5. Januar 1797 zu Breslau, gestorben 6. April 1885 auf Dolzig (Kreis Sorau) bei Sommerfeld. Auf seine militärische Laufbahn, welche er 1813 als Freiwilliger begann und nach dem glorreich durchgeführten Main-Feldzuge von 1866 als kommandirender General des 1. Armeekorps 1868 und als Generalgouverneur des norddeutschen Küstenstriches 1870 bis 1871 beschloß, einzugehen, ist hier nicht die Stelle; aber es mag daran erinnert werden, daß er, 1821 zum Premierlieutenant befördert, zum topographischen Bureau und später in den Großen Generalstab kommandirt wurde und eine Reihe vorzüglicher Karten aufnahm und bearbeitete, namentlich außer einzelnen Theilen des großen Reymann'schen Kartenwerkes die „Topographische Karte der Umgegend von Berlin" (1:25000); „Fürstenstein mit seinen nächsten Umgebungen" (1:10000); „Der preußische Antheil des Riesengebirges" (1:100000); „Umgegend von Salzbrunn in Schlesien" (1:50000) und „Manöver-Plan der Gegend von Berlin" (1:100000). Auch bei der Gründung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin betheiligte er sich.

— Ernst Trumpp, ausgezeichneter Linguist und Professor der orientalischen Sprachen in München, geboren 13. März 1828 in Ilsfeld in Würtemberg, gestorben 6. April 1885 in München. Er studirte Theologie, daneben klassische Philologie und orientalische Sprachen, reiste dann in Frankreich, Oberitalien und zuletzt in England, wo er 1854 in die Dienste der Church Missionary Society trat und als Missionar nach Indien ging. Zwei Jahre lebte er, hauptsächlich mit linguistischen Studien beschäftigt, in Karatschi, dann 1862 während 18 Monaten in Peschawar, wo er das Afghanische studirte. 1864 bis 1870 wohnte er als Geistlicher in Pfullingen und ging dann nochmals auf zwei Jahre im Auftrage der englischen Regierung nach Indien, um die heiligen Bücher der Sikhs zu übersetzen. Nach seiner Rückkehr las er zuerst in Tübingen über orientalische Sprachen und erhielt dann die Münchener Professur. Uebermäßige Arbeit führte 1883 seine völlige Erblindung, später seinen frühen Tod herbei. Seine zahlreichen, oft bahnbrechenden Arbeiten, ausgezeichnet durch scharfe, linguistische Methode, haben besonders die Kenntniß des Sindhi, des Paschto (Afghanischen), der Religion der Sikhs, der Sprache der Kafirs, der Dardu, der Brahui, des Aethiopischen und Arabischen gefördert.

— A. Adams-Reilly, ausgezeichneter Alpenforscher, geboren 1836 in Irland, gestorben 15. April 1885 in Dublin. Von ihm rührten die ersten genaueren Karten des Mont Blanc und des Südabhanges der Penninischen Alpen vom Großen St. Bernhard bis zum Monte Moro her. Erstere wurde 1863 und 1864 aufgenommen und 1865 im Maßstabe von 1:80000 durch den Alpine Club veröffentlicht. Daß dann der französische Generalstab die ganze Gruppe des Mont Blanc bald darauf in 1:40000 aufnehmen ließ, war gleichfalls Adams-Reilly's Verdienst. Seine „Map of the Valpelline and Monte Rosa" (1:100000) ist erst kürzlich durch die neue Aufnahme des italienischen Generalstabes ersetzt worden.

— Gustav Nachtigal, der berühmte Afrikareisende, geboren 23. Februar 1834 zu Eichstätt bei Stendal, gestorben als deutscher Generalkonsul an Bord der „Möwe" auf hoher See am 20. April 1885, und am folgenden Tage auf Kap Palmas begraben. Er studirte Medicin und war von 1858 bis 1861 Militärarzt, bis ihn eine Brustkrankheit zwang, in Algerien und später in Tunis Aufenthalt zu nehmen, wo er Leibarzt des Chasnadar (Finanzminister) wurde und mit den Regierungstruppen einen Feldzug gegen Aufständische in den Süden des Landes unternahm. Als Gerhard Rohlfs 1868 die Geschenke des Königs von Preußen nach Bornu zu senden hatte, betraute er Nachtigal mit diesem Auftrage, und dies wurde der Anlaß zu jenen großartigen Reisen nach Tibesti, Borgu, Bagirmi, Wadai und Darfur, welche die Jahre 1869 bis 1874 in Anspruch nahmen. Ueber dieselben hat der Reisende selbst seiner Zeit im „Globus" ausführlich berichtet; von seinem abschließenden Reisewerke „Sahârâ und Sûdân" sind leider erst zwei Drittel erschienen, 1879 der erste, 1881 der zweite Band, welcher mit der Rückkehr von Bagirmi nach Bornu abschließt. Ob das Manuskript für den Rest schon vorliegt, ist uns unbekannt; es wäre ein großer Verlust, wenn das nicht der Fall wäre, denn es kann Jahrzehnte dauern, ehe es wieder einem Europäer gelingt, Wadai und Darfur zu betreten. Und dann wird es vielleicht kein Nachtigal sein, der mit so bescheidenen Mitteln und so geringer Ausrüstung und Vorbereitung so Bedeutendes zu erreichen verstand. — Zu Berlin, wo er 1875 seinen Wohnsitz nahm, entwickelte er dann als Vorsitzender der Afrikanischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Erdkunde eine fruchtbringende Thätigkeit, die leider schon 1882 unterbrochen wurde, als er als Generalkonsul nach Tunis gesandt wurde. Von dort wurde er im Mai 1884 auf der „Möwe" nach Westafrika geschickt, um Togo-Land, Kamerun und die Küste im Süden des Kap Frio unter deutschen Schutz zu stellen; von dieser seiner letzten Thätigkeit, die ihm das Leben kostete, ist bisher nur verhältnißmäßig wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen.

— D. D. Veth, der Leiter der niederländischen Afrika-Expedition, geboren am 17. Februar 1850 zu Amsterdam, gestorben 19. Mai 1885 am Flusse Kalakonga zwischen Benguella und Humpata in Westafrika. Nachdem er den ersten Schulunterricht in seinem Vaterlande genossen, studirte er Ingenieurwissenschaften zu Hannover, später zu Stuttgart. Im Jahre 1873 wurde er bei der Gotthardbahn angestellt und blieb da bis zum Jahre 1875, um später an der niederländischen Sumatra-Expedition (vergl. „Globus", Bd. 39, S. 129 ff.) Theil zu nehmen, bei welcher ihm hauptsächlich die rein geographischen Beobachtungen, sowie die Anfertigung der Photographien aufgetragen war. Nach Holland zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Bearbeitung seiner Beobachtungen, suchte jedoch gleichzeitig die Concession zur Ausbeutung der sumatraschen Ombilien-Kohlenfelder zu erhalten.

Später war er für die koloniale Ausstellung in Amsterdam (1883) in Indien thätig und hieran schloß sich die Reise nach Afrika, auf welcher er seinen Tod finden sollte. Ueber den Verlauf derselben haben wir mehrfach berichtet.

— Robert von Schlagintweit, Professor der Geographie in Gießen, geboren 27. Oktober 1837 in München, gestorben 6. Juni 1885 in Gießen. Er war der jüngste der drei berühmten Brüder, welche auf Humboldt's Empfehlung von der ostindischen Kompagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Bereisung und Erforschung Ostindiens erhielten (1854 bis 1857). Sowohl an diesen Reisen wie an dem englischen Berichte über dieselben hat Robert seinen bedeutenden Antheil gehabt; auch um die Ueberführung und Ordnung der Sammlungen, welche sich jetzt auf der Burg in Nürnberg befinden, hat er sich sehr verdient gemacht. 1864 habilitirte er sich in Gießen und hielt daneben öffentliche Vorträge über seine Reisen, was ihn nach Ungarn, Rußland und 1868 bis 1869 und nochmals 1880 nach den Vereinigten Staaten führte. Seitdem schrieb er sowohl eifrig über Nordamerika („Die Pacificbahn" 1870; „Californien" 1871; „Die Mormonen" 1871; „Die Prairien" 1877 2c.), als auch machte er das neu kennen gelernte Land zum Gegenstande zahlreicher Vorträge. Auf seiner zweiten Reise in Amerika erkrankte er und vermochte sich nie wieder ganz zu erholen.

— John Lort Stokes, englischer Admiral, gestorben 11. Juni in Scotchwell. Er trat 1824 in die Marine und diente auf dem einen Schiffe „Beagle" fast 20 Jahre lang vom Midshipman bis zum Commander. Während dieser Zeit betheiligte er sich an der Aufnahme der Küsten von Patagonien, Feuerland, der Torresstraße und Westaustralien. Hier empfing er bei der Untersuchung des Victoria-River von Eingeborenen eine Speerwunde, an welcher er zeitlebens gelitten hat. 1846 veröffentlichte er auf Befehl der Lords der Admiralität einen Bericht über die Entdeckungen des „Beagle" in Australien. Von 1847 an nahm er vier Jahre hindurch die Küsten von Neu-Seeland, 1860 bis 1863 die des südlichen England auf. Dann ging er als Kapitän in Pension.

— Emil Riebeck, Reisender, starb im 32. Lebensjahre am 22. Juni 1885 zu Feldkirch (Vorarlberg), beschäftigt mit den Vorbereitungen zu einer zweiten großen fünfjährigen Reise um die Welt. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, unterstützte er sowohl andere Reisende, wie E. R. Flegel, G. A. Krause und ten Kate, in ihren Unternehmungen, als auch reiste er selbst. 1880 verließ er mit Dr. Mook, der unterwegs starb, und Rosset Deutschland, besuchte den Kaukasus, Griechenland, Syrien, versuchte vergeblich Moab zu betreten, ging dann in Dr. Schweinfurth's Gesellschaft nach Sokotra, später nach Indien und Ostasien. Seine prachtvollen ethnologischen Sammlungen von dieser 1883 beendeten Reise schenkte er dem Berliner Museum. Ein anderes Resultat derselben ist das ethnographische Prachtwerk „Die Hügelstämme von Chittagong" (Berlin 1884).

— N. W. Posthumus, Direktor der Amsterdamer höheren Bürgerschule mit dreijährigem Kursus, starb am 29. Juni 1885 zu Amsterdam nach längerem Leiden im Alter von 47 Jahren. Mit Vorliebe hatte er sich dem Studium der Geographie gewidmet und der niederländischen geographischen Gesellschaft seit ihrem Bestehen als Sekretär angehört, wie er denn auch im Vereine mit Professor Dr. C. M. Kan die Redaktion der Zeitschrift der genannten Gesellschaft seit ihrer Errichtung geführt hat.

— Gustav Neumann, Schulmann und Geograph, geboren 15. März 1832 zu Rathenow, gestorben 7. Juli 1885 in Eberswalde, wo er seit 1857 als Lehrer wirkte. Er machte ausgedehnte Reisen in Deutschland und fast allen anderen Ländern Europas und schrieb „Geographie des preußischen Staates" (1866 bis 1869; zweite Auflage unter dem Titel „Das Deutsche Reich" 1872 bis 1874), welche ebenso günstige Aufnahme fand, wie sein „Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches" (Leipzig, 1883), letzteres ein Werk von hervorragend praktischer Bedeutung.

— Jens Jacob Asmussen Worsaae, der hervorragendste unter den dänischen Alterthumsforschern, geboren 14. März 1821 in Veile, gestorben 15. August 1885 in Hagestedgaard bei Holbäk auf Seeland. Schon als Student der Theologie, später der Rechte, wurde er Assistent am Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer. Im Interesse der Archäologie und zum Studium der einstigen Normannenzüge bereiste er seit 1842 Skandinavien, Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Frankreich und Großbritannien, später auch Italien. 1847 wurde er Inspektor sämmtlicher alten Denkmäler Dänemarks und 1865 Direktor des Museums für nordische Alterthümer, des ethnographischen Museums und der Sammlungen in Schloß Rosenborg in Kopenhagen. 1855 bis 1866 las er an der Universität über nordische Alterthümer und 1874 war er kurze Zeit Kultusminister. Von seinen zahlreichen Abhandlungen und Schriften sind namentlich zu nennen „Danmarks Oldtid" (1843; Deutsch 1844); „Blekingske Mindesmärker fra Hedenold" (1846; Deutsch „Zur Alterthumskunde des Nordens"); „Minder om de Danske og Nordmändene"; „England, Skotland og Irland" (1852; ins Englische übersetzt); „Den Danske Erobring af England og Nordmandiet" (1863) u. s. w.

— Joseph Jakob Baeyer, preußischer Generallieutenant, Präsident des geodätischen Instituts und des Centralbureaus der europäischen Gradmessung, geboren 5. November 1794 zu Müggelsheim bei Köpenick als Sohn eines Bauern, gestorben 10. September 1885 in Berlin an einer Lungenentzündung. Nachdem er als freiwilliger Jäger die Freiheitskriege mitgemacht hatte und zum Officier befördert worden war, blieb er Soldat und wurde in Koblenz und Erfurt mit topographischen Arbeiten beschäftigt. 1821 wurde er zum Generalstabe kommandirt und seit 1826 hielt er an der Kriegsschule Vorlesungen, die er von 1831 bis 1836 während des Sommers aussetzen mußte, um als Kommissarius des Generalstabes den Astronomen Bessel in seinen Gradmessungen bei Memel zur Verbindung des preußischen und des russischen Dreiecksnetzes zu unterstützen. Inzwischen wurde Baeyer zum Chef der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes ernannt und 1832 zum Generalmajor. Als er 1861 den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung machte, vereinigten sich alle Staaten Mitteleuropas zur gemeinsamen Ausführung desselben, und schließlich traten sämmtliche europäische Staaten mit Ausnahme Englands dem Unternehmen bei. Zur Ausführung desselben wurde 1864 in Berlin ein unter Baeyer's Präsidium stehendes Centralbureau errichtet, das fünf Jahre später in ein permanentes Geodätisches Institut umgewandelt wurde. Von Baeyer's Schriften sind zu nennen: „Die Gradmessung in Ostpreußen" (1838, mit Bessel zusammen). „Nivellement zwischen Berlin und Swinemünde" (1840); „Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie" (1849); „Ueber die Größe und Figur der Erde" (1861); „Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche" (1862); „Generalberichte über die europäische Gradmessung" (seit 1862) u. a. m. Welche Rüstigkeit und Thatkraft der Verstorbene sich bis in sein höchstes Alter bewahrt hat, geht daraus hervor, daß er noch im letzten Frühjahre der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Plan über diejenigen Arbeiten vorgelegt hat, die er selbst innerhalb der nächsten fünf oder sechs Jahre auszuführen beabsichtigte.

— Wilhelm Heine, Brigadegeneral der Vereinigten Staaten und Reiseschriftsteller, geboren 30. Januar 1827 zu Dresden, gestorben 5. Oktober 1885 zu Lößnitz. Er war von Fach Landschafts- und Architekturmaler und wirkte als solcher 1848 bis 1849 am Dresdener Hoftheater; dann ging er nach Amerika und schrieb 1853 „Wanderbilder aus Centralamerika." Später nahm er an der nordamerikanischen Expedition nach Ostasien unter Commodore M. C. Perry

theil und hielt sich namentlich in Japan auf, bereiste dann Nordafrika und betheiligte sich 1860 an der preußischen Expedition nach Ostasien. Der amerikanische Bürgerkrieg rief ihn wieder nach den Vereinigten Staaten, und er stieg während desselben zum General auf. Nach dem Friedensschlusse war er Konsul der Union in Paris und Liverpool und zog sich 1871 nach seiner Vaterstadt Dresden zurück. Von seinen Reisewerken sind zu nennen: „Reise um die Erde nach Japan" (1856, 2 Bde.); „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk" (1858 bis 1859, 3 Bde.); „Japan und seine Bewohner" (1860); „Eine Sommerreise nach Tripolis" (1860); „Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre" (1864, 2 Bde.) und „Japanische Beiträge zur Kenntniß des Landes ꝛc." (1870 ff.).

Kürzere Mittheilungen.

Zöller's Reisen in Camerun.

Mit einer Schnelligkeit, die bei deutschen Reisenden mindestens ungewöhnlich ist, hat Hugo Zöller, der bekannte Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", seine spannenden Berichte über „Die deutsche Kolonie Camerun" überarbeitet und in Buchform gebracht (2 Theile; Berlin und Stuttgart, 1885. W. Spemann). Sie bilden den zweiten und dritten Theil von „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste", deren erster das Togoland behandelte; der zweite bezieht sich besonders auf das Camerungebirge, der dritte auf das Mündungsdelta von Camerun. Aber der zweite Theil behandelt mehr als bloß das Camerungebirge; so zunächst die englische Goldküste, deren Handel trotz aller Plackereien der Zollbeamten vorwiegend in deutschen Händen liegt; dann das hoch interessante Dahome, den Staat der Priester und Adligen, mit seinen merkwürdigen Amazonen, deren Wesen S. 42 ff. eingehend beschrieben wird. Weiter folgt die Beschreibung einer abenteuerlichen Fahrt nach der Landschaft Mahin (zwischen Lagos und den Nigermündungen), die sich durch ihre Pfahldörfer auszeichnet (S. 75). „Das Leben in diesen Pfahldörfern scheint kaum menschenwürdig zu sein, und doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Insassen sich für ihre Verhältnisse recht wohl fühlen, und daß das Land äußerst dicht bevölkert ist. Vor den Häusern war durch Aufschütten von Dünger und Reisig eine Art von elastischer Plattform geschaffen worden, auf welcher mit allen Anzeichen des Behagens räudige Pfahlhunde, fette Pfahlschweinchen und krähende Pfahlhähne einherspazirten . . . Jetzt endlich lenkten wir aus dem Ueberschwemmungsgebiete heraus in einen breiten Kanal ein, allerdings auch keinen Kanal mit festen Ufern. Was man Ufer hätte nennen können, war thatsächlich mit den Wurzeln im Wasser stehendes Schilfrohr und Mangrovegebüsch. Dabei passirte man jeden Augenblick Fischzäune (wie sie sich auch im Togogebiete finden), die den Bewohnern des Landes Krabben, Taschenkrebse und verschiedene Fischarten in kaum glaublichen Mengen liefern. Aller und jeder Verkehr in dieser Gegend geschieht durch Kanoes; ohne solche kann man nicht von einem Hause zum anderen gelangen. Ein ähnliches Mittelding zwischen Land und Wasser, wie diese Landschaft es darstellt, dürfte man nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche wiederfinden: Venedig verhält sich dazu wie ein Teich zum Ozean. Vorwärts bewegt wurden die schmalen Kanoes zeitweilig mit herzförmigen Rudern, meistens aber mit langen Bambustangen. Und gerade diese Bambustangen werden von den am Vorder- und am Hintertheile des Fahrzeuges stehenden cylinderbekleideten Kanoeführern mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt, daß auch bei den schlimmsten Wendungen der theilweise recht schmalen Kanäle kein noch so kurzer Aufenthalt vorkommt. Zuweilen, wenn die Leute eine Art von Wettfahrt veranstalteten, schossen ihre Kanoes mit wahrhaft pfeilartiger Geschwindigkeit dahin." Bekannt ist, daß auf diesem Gebiete die deutsche Flagge gehißt, später aber zu Gunsten Englands wieder eingezogen wurde.

Ebenso ist leider der Niger England überlassen worden, dessen Kaufleute dort allerdings allmächtig sind, während deutscher Handel und deutsche Interessen einstweilen nicht vertreten sind. Ueber Bonny und Fernando Poo erreichte Zöller Victoria am Fuße des Camerungebirges, lernte dort das faule und geradezu anstößige Leben der dortigen, von England unterstützten Missionare kennen, unternahm dann in Begleitung des bekannten Polen Rogozinski die dritte der überhaupt ausgeführten Besteigungen des Götterberges, des höchsten Punktes im Gebirge und schloß dann im Wetteifer mit seinem eben genannten deutschfeindlichen Reisegefährten mit einer Anzahl Dörfer am Südostabhange des Gebirges Protektoratsverträge ab. Dieser Abhang ist nach seinen Angaben sehr reich an Oelpalmen, wilden Kaffeebäumen, prächtig bewässert, fruchtbar und wahrscheinlich für den Anbau von Kakao sehr geeignet (vergl. S. 256, 259, 272 f.), aber besitzt auch — und das wiegt alle jene guten Eigenschaften reichlich auf — ein schlechtes Klima (S. 181): „Wenn ich auch durchaus nicht leugnen möchte, daß das Gebirge bedeutend gesunder ist als die Flußniederungen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das Fieber sich ebenso hoch hinauf erstreckt, als es Dörfer giebt, daß das Klima in noch höheren Regionen, wie z. B. bei Mannsquelle, schon viel zu rauh ist, als daß Europäer dort ohne besonderen Anlaß auf längere Zeit leben möchten." Wie das Klima in den Flußniederungen beschaffen ist, läßt sich daraus leicht ermessen. Freilich schließt Zöller im 3. Bande das 9. Kapitel (Das Klima unserer westafrikanischen Kolonien) mit den tröstlichen Worten: „So schlimm die Schilderungen des Fiebers und seiner Verwüstungen klingen mögen, so ist doch im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet"; aber was wollen einzelne Fälle von langem ungestörtem Aufenthalte in den Tropen beweisen gegenüber den zahllosen Erkrankungen und Todesfällen, die doch nicht wegzuleugnen sind. Und sollten wirklich Plantagen am Camerungebirge angelegt werden, so werden die Verheerungen der durch das Umbrechen des Bodens entfesselten Fieberkeime wohl noch mehr Europäerleben vernichten, als die jetzt üblichen 25 Procent jährlich. Zöller zeichnet sich auf das Vortheilhafteste durch seine Wahrheitsliebe und sein Streben, den Dingen auf den Grund zu kommen, aus; aber in dieser Hinsicht sieht er doch wohl zu rosig in die Zukunft. Giebt er doch außerdem selber (III, 218) zu, daß unter allen Negerstämmen, die er an der westafrikanischen Küste kennen gelernt hat, keiner schwerer zu regieren ist, als das Volk von Camerun. Das sollte doch wohl ein Grund mehr sein, daß unsere Kolonialpolitiker an die ihnen in Westafrika gestellte Aufgabe nicht zu leichten Herzens herantreten, und machen sich später die Dinge wirklich leichter, als man erwartete, nun um so besser!

Wir könnten aus dem reichen Inhalte der beiden Bändchen, welchen auch eine Anzahl von Abbildungen und etwas grob ausgeführten Originalkarten beigegeben ist, noch auf mancherlei Interessantes, z. B. den Charakter der Neger

(II, 232, 253, 254; III, 65 ff.), den Stamm der Bakwiri im Gebirge (II, 153 ff.) und der Duala am Camerunflusse III, 50 ff.), die Arbeiterfrage, die dringendste unter allen, die dort der Lösung harren (III, 137 ff.) und anderes mehr eingehen; aber erschöpfen ließen sich die Dinge an dieser Stelle doch nicht, und so rathen wir allen, die ernstlich sich über das deutsche Westafrika zu unterrichten wünschen, dies unter Zöller's Leitung zu thun. Er schließt den dritten Band mit folgenden Worten: „Vier Faktoren müssen zusammenwirken, um eine schöne und blühende Tropenkolonie entstehen zu lassen. Es sind das erstens eine geordnete Verwaltung, zweitens ein kluger und patriotischer Kaufmannsstand, drittens eine Gruppe kleiner Kapitalisten, welche, die Schwierigkeiten der Arbeiterfrage überwindend, Plantagen anlegen, und viertens opferwillige Missionare, welche das Herz auf dem rechten Flecke haben. Die letzteren gehören ganz entschieden zum westafrikanischen Programme, auf ihre Schultern entfällt ein nicht unbeträchtlicher Theil der uns obliegenden Kulturarbeit.“ Ob aber wirklich diese vier Faktoren schon ausreichen?

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf Antrag des deutschen Palästina-Vereins hat die physikalisch-mathematische Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften den Dr. Fritz Noetling, Privatdocent in Königsberg, mit der geologischen Untersuchung des südöstlichen Hermon und des Landes im Osten des oberen Jordanlaufes, namentlich der Landschaft Dscholan, beauftragt und dafür 6000 Mark ausgeworfen. Der deutsche Palästina-Verein seinerseits hat den Ingenieur G. Schumacher in Haifa mit der Begleitung des Dr. Noetling und topographischen Aufnahmen beauftragt und zu den Reisekosten des Dr. Noetling 500 Mark beigesteuert. Beide Reisende wollten am 18. Mai Haifa verlassen und zuerst Dscholan, sodann den Hermon besuchen.

— Mitte November 1885 ist die Telegraphenleitung von Merw bis Pendschdeh an der Grenze Afghanistans, 210 Werst lang, vollendet worden. Die Eisenbahn nach Askabad soll Ende November oder Ende December fertig werden.

— In neuerer Zeit haben Anwerbungen von Eingeborenen auf Java für die Pflanzungen in Queensland stattgefunden; der niederländische Minister der kolonialen Angelegenheiten ist hierauf in der Sitzung der Generalstaaten aufmerksam gemacht worden und hat versprochen, die Sache nicht aus dem Auge zu verlieren und Sorge zu tragen, daß die Interessen der angeworbenen Kulis nicht verkürzt werden. Von Batavia ist der Bericht eingegangen, daß 600 Kulis, die als Arbeiter für Queensland angeworben waren, dorthin befördert sind. Diese Nachricht ist viel wichtiger, als es im ersten Augenblicke scheint. Wenn es sich hier nicht um einige hundert Strolche handelt, wie deren sich in allen Hafenstädten Indonesiens umhertreiben, sondern um wirkliche Mitglieder der seßhaften Bevölkerung von Java, und letztere den Widerwillen gegen Auswanderung überwunden hat, wenn ferner die holländische Regierung solcher Auswanderung nicht principiell entgegentritt, so wäre die Arbeiterfrage im Stillen Ocean in ein ganz neues Stadium getreten. Java mit seiner dichten Bevölkerung ist im Stande, nicht nur die Kultivationsunternehmungen im malayischen Archipel, sondern auch weiter ab gelegene mit einer großen Zahl guter und fleißiger Arbeiter zu versorgen, wenn eben die Leute sich zur Auswanderung entschließen und die Regierung kein Hinderniß in den Weg legt.

Afrika.

— Der französische Husarenlieutenant Palat wird nicht, wie oben auf S. 302 angegeben wurde, vom Senegal aus über Timbuktu nach Algerien vorzudringen versuchen, sondern die Reise in umgekehrter Richtung machen, nämlich Anfangs Oktober von Géryville im Süden der Provinz Oran nach Timbuktu aufbrechen. Außer seinen wissenschaftlichen Zwecken verfolgt er die Aufgabe, die Anlage eines Verbindungsweges zwischen Algerien und dem Senegal zu studiren und „den Handelsverkehr der Sahara-Bewohner von Marokko und Tripolitanien nach Algerien abzulenken“. Letzteres dürfte leider sehr schwer halten; denn der Handel Algeriens mit dem Süden hat fast ganz aufgehört. Der viel erfahrene W. Kobelt schreibt darüber in seinen prächtigen „Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis“ S. 322, wie folgt. „Hier (beim Hotel Bertrand zwischen Batna und Biskra) muß vorbei, wer von der Wüste auf die Hochebene hinauf will und umgekehrt. Am Calceus Herculis hatten darum schon die Römer einen befestigten Posten und die Türken ein Bordsch, an dessen Thoren sie das Vieh der durchpassirenden Nomaden zählten und den Zehnten erhoben. Hier errichteten auch die Franzosen nicht nur eine Steuerhebungsstelle, sondern auch einen Zollposten, der von den aus der Wüste einpassirenden Karawanen Eingangszölle erheben sollte. Das vernichtete natürlich den ganzen Handel Konstantines mit dem Süden; die Saharabewohner gingen lieber nach Tripolis, wo man überdies ihnen der Sklaven wegen nicht so genau auf die Finger sah, und wo sie in den Bazars viel leichter gerade die Waaren fanden, welche im Süden gebraucht werden. Jetzt hat man das Zollamt aufgehoben und die Douaniers, welche die Wüstengrenze abpatrouilliren mußten, in angenehmere Gegenden versetzt, aber den Handel hat man nicht wieder in Flor bringen können. Nur die Oasen des Ziban und Tuggurt verproviantiren sich noch auf dem alten Wege; schon Wargla, obwohl französisch, gravitirt nach Tripolis hin; von allen algerischen Städten hat nur Tlemcen es verstanden, sich den Karawanenhandel mit der Sahara zu erhalten.

Auch dort klagt man neuerdings sehr über die Abnahme des Besuches aus Tafilalet und Tuat, lediglich in Folge einer unvernünftigen Anwendung der französischen Vorschriften auf die an keine Autorität gewöhnten Saharabewohner. Ehe diese ihre Waffen abgeben und sich bestimmte Lagerplätze in umschlossenen Räumen anweisen lassen, machen sie lieber den beschwerlichen und unsicheren Weg über den Atlaskamm nach Marrakäsch.

Ob die Erbauung der Eisenbahn von Batna nach Biskra darin eine Besserung schaffen wird? Ich glaube es kaum, denn keine Nation ist weniger geeignet, sich in ihrer Produktion den Bedürfnissen der Eingeborenen anzupassen, als die französische. Selbst in ihrem eigenen Besitze gewinnen ihr trotz aller officiellen Begünstigung die englische und sogar ungeachtet der chauvinistischen Hetzereien die deutsche Industrie von Jahr zu Jahr mehr Terrain ab. In Tunis aber ist der französische Import so gering, daß die angesiedelten Franzosen laut nach völliger Annexion rufen, um dieser „illegitimen Ausbeutung“ durch Fremde ein Ende zu machen; Hamburg macht trotz der so viel größeren Entfernung dem näheren Marseille siegreiche Konkurrenz.“

— Mitte November ging auf dem Dampfer „Città di Napoli“ unter anderem das Material für eine Telegraphenleitung zwischen Massanah und Assab nach dem Rothen Meere ab. Beilul wird mit Assab, Arkiko und Monkullo mit Massauah durch Telephon verbunden werden.

— Dr. Büttner von der jetzt arg decimirten deutschen Congo-Expedition ist von San Salvador aus zum Kwango gereist und ist dann diesem bis zu seiner Mündung in den Congo bei Kwamouth gefolgt. Ueber den Punkt, wo er den Kwango erreichte, stimmen die Nachrichten nicht überein. Eine Privatnachricht vom Congo läßt ihn den Muëne Putu Kassongo besuchen, so daß er ungefähr dieselbe Reise wie früher sein Gefährte Dr. Wolff gemacht hätte; nach „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 24) jedoch hätte er den Kwango dort erreicht, wo Major von Mechow umkehrte, also eine weit nördlicher verlaufende Route eingeschlagen.

— Aus Afrika, namentlich vom Congo, kommen wieder mehrere Todesnachrichten auf einmal, und diese betreffen doch nur Leute in hervorragenderen Stellungen, während die Zahl der in aller Stille ins Grab sinkenden Missionare, Kaufleute, Angestellten u. s. w. wohl nie bekannt wird. So starb am 1. December 1884 unweit Niangwe Louis Amelot, der sich seit September 1881 in Diensten der Association befand, zuletzt auf der Station bei den Stanley-Fällen; er erlag bei dem Versuche, von dort aus nach Karema am Tanganika-See vorzudringen. Ebenso starb kürzlich der Landwirth Fugger, welcher die belgische Plantage auf der Insel Mateba bei Porto da Lenha leitete. — Am 24. Mai 1885 starb ferner am Fieber der 23jährige Civilingenieur und Missionar W. O. M'Ewan, welcher von der Freien Kirche von Schottland ausgesendet worden war, die Straße zwischen den Seen Niassa und Tanganika zu vollenden. Im vergangenen Jahre hatte ihm die Royal Geographical Society für seine geographischen und astronomischen Arbeiten eine Medaille verliehen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber Dr. O. Finsch's Recognoscirungsfahrt im Dampfer „Samoa“ längs der Nordküste von Neu-Guinea (vergl. oben S. 256 u. 287) entnehmen wir den „Annalen der Hydrographie rc.“ (Jahrg. XIII, Heft 10) noch Folgendes. Dr. Finsch hat auf der Strecke von der Astrolabe-Bai bis zur Humboldt-Bai drei neue Häfen entdeckt: Dallmann-Hafen südlich der Insel Greffien, Berlin-Hafen zwischen den Sainson-Inseln und Samoa-Hafen, 10 Seemeilen östlich von den Legoarant-Inseln(?). Ferner wurde an der Stelle der von d'Urville bezeichneten „Attack-Bai“ ein brauchbarer Hafen festgestellt, der „Angriff-Hafen“ benannt worden ist. Oestlich von dem auf der Karte als Cap della Torre bezeichneten Punkte wurde ein großer schiffbarer Fluß entdeckt, den Dr. Finsch für den größten Fluß in Kaiser Wilhelms-Land und nächst dem Fly River und Rochussen River für den größten in Neu-Guinea überhaupt hält, und der den Namen „Kaiserin Augusta-Fluß“ erhalten hat. Außer demselben sind an der Küste zwischen dem Friedrich-Wilhelms-Hafen und den Laing-Inseln neun und von Broken-Water-Bai bis Humboldt-Bai 19 in das Meer mündende Flüsse wahrgenommen worden, welche zwar anscheinend nicht schiffbar sind, aber von dem Wasserreichthume des Landes Zeugniß geben. Der größte Theil der Küste besteht aus bewaldeten Hügeln und Bergreihen von 100 bis 400 m Höhe, aber es findet sich auch sehr schönes Land, grüne Hügel mit grünen Hängen, hauptsächlich zwischen Kap Gourdon und Samoa Huk, sowie zwischen den Legoarant- und Laing-Inseln, welches Dr. Finsch für vorzüglich geeignet zur Viehzucht hält (aber nur nicht für deutsche Viehzüchter!). Die Bevölkerung zeigte sich im Ganzen wenig scheu, freundlich, ehrlich im Handel und an einigen Stellen, wie am Dallmann-Hafen, gastfreundlich, ohne Gegengeschenke zu verlangen. Sie ist für ihre Bedürfnisse wohlhabend und in ihrer Weise reich an zum Theil kunstvollem Schmucke, an Schnitzereien und Waffen. Die Häuser sind meist sehr gut, die Kanoes in manchen Distrikten geradezu musterhaft. Sie betreiben in erster Linie Ackerbau, im Uebrigen Fischfang und Jagd. Zuckerrohr wird in manchen Distrikten in vortrefflicher Beschaffenheit gezogen; in anderen ist Sago ein Hauptnahrungsmittel. Tabak wird an der ganzen Küste gebaut und als recht passabel bezeichnet. Die Bevölkerung scheint jedoch im Ganzen nicht zahlreich zu sein. Dr. Finsch zählte nur 93 Ansiedelungen von 3 bis 30 Häusern und schätzt die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 9000. Nirgends waren Spuren von Kannibalismus; im Gegentheil erschienen die Eingeborenen harmlos und in gewissem Sinne gesittet.

— Eine Kabeldepesche aus Melbourne vom 7. November besagt, daß sämmtliche Mitglieder der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän H. C. Everill (s. oben S. 352) von den Eingeborenen am Fly-Flusse ermordet seien. Die Nachricht stammt von den Eingeborenen auf Thursday Island. Diese kleine Insel, in 10° 33′ südl. Br. und 142° 10′ östlich von Greenwich und zur Prince of Wales-Gruppe gehörig, ist der Hauptort für die in der Torresstraße betriebene Perlmuschelfischerei und Sitz eines Regierungsresidenten. Es fragt sich, ob diese Nachricht der Eingeborenen begründet ist. Eine spätere Depesche des Residenten bezweifelt sie (die Expedition ist neueren Nachrichten zufolge wohlbehalten nach Cooktown zurückgekehrt. Red.); immerhin ist sie bei dem wilden und blutdürstigen Charakter der Bewohner am Fly-Flusse wahrscheinlich. Von dieser Ansicht scheint denn auch die Sydney Geographical Society auszugehen, indem sie eine zweite starke Expedition, aufs vollkommenste ausgerüstet und bewaffnet, mit welcher der Contreadmiral Tyron der in Australien stationirten englischen Flotille kooperiren wird, ausgeschickt hat, um das eventuelle Schicksal der Everill-Expedition aufzuklären. Dieselbe hat bereits am 14. November von Thursday Island aus die Reise nach dem Fly angetreten.

— Die in Wellington, der Hauptstadt von Neu-Seeland, erscheinende Zeitung „Wellington Press“ entwirft ein sehr düsteres Bild von den traurigen Zuständen dieser Kolonie. Es ist nicht mehr, heißt es, Depression, d. i. augenblickliche Verlegenheit, woran die Kolonie leidet; über diesen Standpunkt sind wir lange hinweg. Es ist vollständige Stockung im Geschäftsleben, begleitet von vielen kommerciellen Bankerotten; es ist „distress“, Jammer, Noth und Elend im vollsten Sinne des Wortes. Zahlreiche, sonst respektable Familien haben gar nichts zu leben, sie wohnen in leeren Räumen und sind auf die Brosamen angewiesen, welche ihnen Mildthätigkeit spendet. Die Kolonie ist mit 32 860 982 Pfd. St. oder 58 Pfd. St. 5 Schill. = 1165 Mark pro Kopf übermäßig verschuldet, und die hohe jährliche Verzinsung lastet schwer auf der Bevölkerung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



